Marie Helene von Kügelgen

geb. Zöge von Manteuffel

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Marie Helene von Kügelgen

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/mariehelenevonk00kg

HELENE MARIE VON KÜGELGEN
GEB ZOGE VON MANTEUFFEL

NACH DEM GEMÄLDE VON GERHARD VON

DD
205
.K83X
1904

Marie Helene von Kügelgen

geb. Zöge von Manteuffel.

Ein Lebensbild in Briefen.

Herausgegeben

von

A. und E. von Kügelgen.

Vierte Auflage.

Mit zwei Bildnissen.

Stuttgart 1904.
Chr. Belser'sche Verlagsbuchhandlung.

Alle Rechte, besonders das der
Übersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhalt

Seite

Erster Abschnitt.

Einleitung und erste Jugendjahre 1

Zweiter Abschnitt.

Die Brautzeit 19

Dritter Abschnitt.

Eigner Herd in St. Petersburg 65

Vierter Abschnitt.

Von St. Petersburg nach Dresden 88

Fünfter Abschnitt.

Neues Heim in Dresden 109

Sechster Abschnitt.

Die Lebenshöhe 139

Siebenter Abschnitt.

Tagebuchblätter und Briefe aus der Zeit des Freiheitskrieges 182

Achter Abschnitt.

Arbeits- und Sorgenzeiten 211

Neunter Abschnitt.

Die ersten Jahre im Witwenstande 251

Zehnter Abschnitt.

Rom 276

Elfter Abschnitt.

Poll und St. Petersburg 320

Zwölfter Abschnitt.

Wieder Daheim 335

Dreizehnter Abschnitt.

Ballenstedt und Tecklenburg 386

Vierzehnter Abschnitt.

Die letzten Lebensjahre und das Ende 429

Erster Abschnitt.

Einleitung und erste Jugendjahre.

Die Jugenderinnerungen von Wilhelm von Kügelgen haben viel Freunde gefunden, und diese wieder und wieder danach verlangt, auch mit der weiteren Lebensführung des Verfassers bekannt zu werden.

Nun ist aber wohl nichts schwerer, als das vollkommen wahrheitsgetreue Bild eines Menschen zu zeichnen, und Kügelgens Hinterbliebenen, die wohl daran dachten, seinem Buche eine Fortsetzung folgen zu lassen, empfinden in diesem Fall ganz mit dem Heimgegangenen, wie er sich in einem Brief an seinen väterlichen Freund, den Senator Volkmann in Leipzig ausspricht. Er schreibt:

„Ich freue mich mit Deinen Kindern, daß Du ihnen Deine Biographie schenken willst — vielleicht daß auch ich hineinschauen dürfte. Ich wünschte, mein seliger Vater hätte das begonnene Manuscript auch weiter fortführen können. Leicht aber mag es nicht sein, so zurückzublicken auf die Mühseligkeiten, und das Meiste muß dann doch verschwiegen bleiben. Die gewaltigsten Sachen, die ich erlebt habe, waren von der Art, daß sie nur mir allein bekannt bleiben durften und dem stillen, unsichtbaren Auge, dessen Blick alles Verborgene durchdringt. Auf solchen Erlebnissen baut sich die Denkweise eines Menschen auf, und wir können daher von ihr immer nur halbe Rechenschaft geben; wir können sie nur logisch begründen (wobei bekanntlich leicht Fehler gemacht werden) — die eigentliche Experimentalbegründung müssen wir für uns behalten. Und das ist eben das Schlimme, denn das Experiment führt auch zum Trug, wenn nämlich falsch experimentiert wurde, oder (denn in gewisser Hinsicht ist jedes Experiment richtig) wenn es falsch angeschaut wurde. Der große Newton experimentierte falsch und verlor sich in seinen Farbentrug; so auch wir verlieren uns mit dem Gedanken und der Gesinnung in manchem Trug, weil wir Gespenster sahen und nicht ordentlich hinschauten."

Also: das Meiste und Beste müßte verschwiegen werden. Kügelgen hatte eine große Scheu, mit seinem innersten Leben vor die Öffentlichkeit zu treten, und wenn der Leser seiner Biographie den vollen Eindruck dieser hochbegabten und sehr komplizierten Persönlichkeit empfangen sollte, hätte das nur durch seine eigene Feder geschehen können.

Wir konnten, wenngleich im Besitz seiner Briefe und Tagebücher, gebunden durch mehrfache, dem Vorstehenden ähnliche Äußerungen, doch nur Stückwerk geben. So sahen wir von einer vollständigen Biographie ab und gaben einem naheliegenden Gedanken Raum: nämlich ein Lebensbild seiner Mutter nach deren Briefen zusammenzustellen, von dem ja das des Sohnes untrennbar ist, wenn er auch nicht als Hauptperson darin auftritt.

Diese edle Erscheinung, wie der Sohn uns die Mutter in seinen Jugenderinnerungen schildert, muß wohl, namentlich in der Frauenwelt, Interesse erregen, so daß man gern mehr von ihr erfährt.

Sie war, wenn auch voll Geist und Gaben, eine einfachere, durchsichtigere Natur als ihr Sohn, und ist es daher leichter, den Eindruck ihres Wesens lebensvoll wiederzugeben.

Als sie ihren Heiland gefunden hatte, folgte sie ihm auf dem schmalen Wege nach, ohne rechts noch links zu sehn, unbeirrt von Zweifeln und vom Streit der Meinungen. Ihr Glaube wurzelte fest im Boden der heiligen Schrift und erstarkte in einer ernsten Lebensschule. Sie reifte heran zu einer Christin in der vollen Bedeutung des Wortes, deren Denken und Thun sich nur um das Eine, was Not ist, bewegte, und von der man in Wahrheit sagen konnte, daß Ströme lebendigen Wassers von ihr ausgingen. Wie sie das allmählig wurde, was sie den ihr Nächststehenden und vielen, vielen Seelen aus allen Ständen und Lebensaltern war, mag man aus ihren eignen Aufzeichnungen erkennen.

Es wäre wohl schön, könnte man eine getreue Schilderung des Schauplatzes geben, auf dem Lilla, wie Helene in der Familie hieß, ihre Kindheit und erste Jugend verlebte. Aber diese fällt in eine zu fern liegende Zeit — Generationen sind darüber hingegangen, und wir wissen nichts Weiteres zu berichten, als was Kügelgens Jugenderinnerungen im Abschnitt „das Harm'sche Haus" erzählen.

Auf dem väterlichen Gut Eigstfer in Livland am 24. November 1774 geboren, verlebte Helene eine glückliche Kindheit. Sie sagt davon: „Wir lebten in Eigstfer einsam, doch merkten wir Kinder nichts davon. Vater und Mutter waren selbst noch jung, säeten, pflanzten, pfropften; wir waren ein ganzes, fröhliches Völkchen untereinander. Mehrere

Lehrer beschäftigten uns des Tages nützlich, und des Abends gingen wir gemeinschaftlich ins Freie oder spielten die Winterabende Plumpsack und manche andre Spiele, wo ich mich erinnere, daß unser Vater mit uns spielte und sprang und unsre Mutter Pfänder einsammelte u. s. w."

Später bezog Lillas Vater, der Baron Wilhelm Zöge von Manteuffel mit der heranwachsenden Familie ein anderes seiner Güter, Alt-Harm in Estland.

Im großen, nach alter guter Sitte, sehr einfach ausgestatteten Wohnhause herrschte reges Leben. Die Kinder, vier Töchter und vier Söhne, wurden durch verschiedene, meist sehr ausgezeichnete Lehrer, die mit im Hause lebten, in alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst eingeführt, und ihre reichen Gaben und Talente fanden die sorgfältigste Ausbildung, wie ja Lillas Briefe einen zu jener Zeit wohl sehr seltenen Bildungsgrad verraten.

Geselliger Verkehr mit den Gutsnachbarn wurde reichlich gepflegt, und im Park, in Wald und Flur alle Freude genoßen, die das Landleben bietet.

Nur eine von Lilla selbst aufgezeichnete kleine Begebenheit aus ihrer Kindheit findet sich in einem späteren Brief, in dem sie ein Familienstück, ein in Brillanten gefaßtes Miniaturbild ihres Urgroßvaters, erwähnt.

„Sein Glanz erregender Anblick", schreibt sie, „hat mich als Kind oft genug gequält. Die Gouvernante hatte es nämlich mit meiner Mutter so besprochen, daß das vorzüglich fleißige und gehorsame Kind es mit einer hochroten Schleife immer mittags an der Brust geheftet wie ein Ordenskreuz tragen, das faule und ungehorsame aber mit einem ebenso angehefteten Paar Eselsohren von Papier erscheinen mußte. Nun traf es sich, daß ich die Eselsohren nie verdient hatte und öfter mit dem festlichen, glanzumgebenen Bilde bei Tisch erscheinen mußte, wo ich dann immer weit mehr litt, so alle Blicke lobend auf mich geheftet zu sehn, und ich mich lieber in ein Mauseloch hätte verkriechen mögen, als so dazusitzen und mich sogar von den Bedienten angaffen zu lassen, da mir auch bis in mein spätestes Alter nichts so peinlich war, als die Blicke der Menge auf mir ruhen zu sehn. Besonders litt ich, wenn ich damals so oft meine arme Schwester Sophie, mit den Eselsohren auf der linken Brust, in Thränen mir gegenüber sehen mußte, die zwei Jahr jünger war, als ich."

So wurde nach bestem Wissen und Erkennen für die geistige und moralische Ausbildung der Kinder gesorgt, aber es herrschte ein ganz weltlicher Sinn im Hause, und die unsterbliche Seele fand keine Nahrung.

Lilla spricht sich noch im Alter, als sie ein Enkelchen verloren hatte, brieflich gegen dessen Eltern, wie folgt, darüber aus:

„Als ich Dir, mein treuer Helfer und Heiland, mein einziges, ach so geliebtes Kind hingeben mußte, war ich noch sehr unwissend und meine Erkenntnis von Dir noch sehr gering, und doch liebtest und belehrtest Du mich auf ungewöhnliche Weise, denn ich verstand nichts, als Dich zu lieben! — Ihr werdet Euch wundern meine Kinder! — Doch nie sagte mir oder belehrte mich meine fromme Mutter, was Jesus Christus uns immer noch sein und bleiben wollte, bis ans Ende der Welt. Ich sage dieses nicht, um meine liebe Mutter anzuklagen, das sei ferne von mir; doch könntet Ihr ja sonst nicht begreifen, wie es möglich war, daß es noch so verwirrt in mir aussah. Und Wilhelm, mein lieber Bruder Wilhelm ging in solcher Unwissenheit aus der Welt, was ich niemals habe verschmerzen können. Unsere Mutter war damals beinah immer in einem sehr gedrückten Zustande, einer schweren Hypochondrie hingegeben, die sie alles um sich her vergessen machte zur Zeit meiner Kindheit und Jugend und noch lange nachher. Mir blieb aber von der Schule und dem sehr unfruchtbaren Religionsunterricht eine große Liebe und ein unbegrenztes Vertrauen zu Gott, und was mir auch begegnen mochte — Ihm, meinem Gott, traute ich niemals etwas Böses oder Unrechtes zu. Jesum aber liebte ich zärtlicher und inniger, da ich wußte, daß er für die Sünden der Welt, also auch für mich und meine Sünde, freiwillig am Kreuz gestorben war. Doch hielt ich ihn nach allem, was ich immer von ihm gehört hatte, für einen Menschen, der nur unerreichbar für mich sei — aber für einen so wundervoll guten und göttlichen Menschen, daß ich oft weinte, nicht zur Zeit seines Erdenlebens gelebt zu haben und unter den Kindern gewesen zu sein, die Er damals geherzt und geküßt und gesegnet hatte, und ich kann wohl sagen, daß mein Herz für ihn in Liebe brannte — doch gab es damals keine Bücher, wie jetzt, für Kinder und junge Leute, die von Ihm erzählten — alles, was mich umgab, war entweder kalt oder stumm, ja die ganze Welt atmete zu der Zeit eine Eiseskälte aus, die ich mit Schaudern mich anwehen fühlte, indem mein Herz nach mehr Erkenntnis dürstete.

Bei niemand fand ich damals einen Funken dieses Lebens, danach ich so sehnlich verlangte, und oft wurde mir die Antwort, wenn ich mein begehrendes Herz laut werden ließ: „Lilla! wir sind ja nicht in der Kirche!“

Nun erzählt sie von ihren Erfahrungen beim Tode ihres ersten, so heiß geliebten Kindes und fährt fort:

„Da war es — am Sterbebett dieses Engels befriedigte der heilige Geist meinen Durst nach Erkenntnis. Er nahm mich in seine

Schule, Er selbst wurde mein Lehrer aber auch mein Tröster. Da war es — da hab ich die Stimme meines Jesu zu mir sprechen hören, und nicht ich allein, auch mein geliebter Mann hörte sie, tröstend, o wie tröstend und liebend, wie die Stimme einer liebenden Mutter ihr krankes Kind trösten würde — aber noch viel mehr, denn so kann die beste Mutter nicht trösten, so nicht. Meine Thränen versiegten, und schon nach wenigen Stunden hätte ich das einzig geliebte Kind für keinen Erdenpreis zurücknehmen mögen."

Obgleich in Lilla früh diese so lange Zeit ungestillte Sehnsucht nach den ewigen Heilsgütern lebte, war sie ungemein empfänglich für die harmlosen Freuden dieses Lebens. Sie war die Seele des Elternhauses, auf dem manch schwerer Druck ruhte, trotz des nach außen hin glücklich, ja lustig erscheinenden Lebens. Munteren, neckischen Wesens war sie das erheiternde, belebende Element. Wie stark und tief daneben ihr Empfinden in Freude und Leid war, bezeugen ihre Briefe.

Sophie, die ihr dem Alter nach am nächsten stehende Schwester, war auch Lillas liebste, vertrauteste Freundin. Schon in zarter Jugend wurde das ebenfalls reich begabte Mädchen mit dem Baron Stackelberg auf Ottenküll verheiratet. Als das junge Paar im Jahre 1797 längere Zeit in Deutschland weilte, führten die Schwestern eine lebhafte Correspondenz. Sophie ließ ihr Töchterchen unter Lillas Obhut zurück, während der kleine Sohn sie auf der Reise begleitete.

Aus dieser Zeit stammen die ersten, erhaltenen Briefe.

Harm, am 7. Mai 1797.

Nein wirklich Sophie, das ist kränkend! Ob wir hier auch schon Schwalben haben? Glaubst Du denn, daß wir deswegen in Grönland leben, weil die Kirschbäume bei uns noch nicht blühn! Ich wette, sie stehen bei uns in voller Blüte, noch ehe Du diesen Brief erhältst. Ach möchte Dein Wunsch erfüllt werden und Du bis in die Schweiz kommen. Ach die Schweiz, die schöne Schweiz — da würde mir das Herz doch etwas schwer werden — und wenn ich gar erfahre, daß Du den Rhein hinuntergefahren bist von Mainz nach Coblenz! Doch Dank sei es unserm Alberti und „Karls vaterländischen Reisen," meine Einbildungskraft hilft mir diese Bilder vielleicht noch schöner ausmalen, als sie in Wirklichkeit sind. Uns Malern ist es ja eine Kleinigkeit, unsern Bildern das glänzendste Colorit zu geben — und dann habe ich noch einen Vorteil, den Du vielleicht entbehren wirst. Bald sehe ich all diese schönen Gegenden, die ich so oft beschrieben gehört, in der Morgensonne glänzen, ich lasse mich fröhlich auf dem

breiten Strom umherrudern, neben mir Weinberge voll geschäftiger Menschen, über mir ein heiterer, blauer Himmel, ich höre deutlich die Vögel singen, und ab und zu entzückt eine sanfte Hornmusik mein Ohr! Plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, ist die Sonne verschwunden, es ist Dämmerung — dann Mondschein, der Himmel ist mit Sternen besät — die Stille ist jetzt ebenso groß wie vorher der Lärm, die plätschernden Ruder machen das einzige Geräusch. Siehst Du, daß auch ich reise und weit bequemer und angenehmer als Du? Nein ich beneide Dich nicht um all der Herrlichkeiten willen, die Du sehen wirst, aber wenn Du in Braunschweig bist und Campe*) kennen lernst, dann werde ich Dich beneiden! Wenn Du ihn siehst, den verehrten Mann, dann denke an mich! — — — —

Mit meinem Zögling, Deiner kleinen Suse (Sophie) bin ich bis jetzt ganz zufrieden. Oft reizt sie mich wohl mit ihrem impertinenten Eigensinn, aber dafür sind Ruten, und ich mache kurze Complimente. Dann wieder erfreut mich ihr munteres, witziges Geplauder, und oft muß ich lachen, ich mag wollen oder nicht. Leider kränkelt sie seit einiger Zeit und ist in Dr. Sablers Kur, doch hoffe ich sie bald wieder gesund zu sehen. An meiner Pflege soll es wenigstens nicht fehlen, die Kleine ist Tag und Nacht bei mir, und ich gebe ihr jede Medizin selbst ein.

Im Juli 1797 schreibt Lilla der Schwester: „Dein letzter Brief hat mich unaussprechlich erfreut. Wie mußt Du die Campen lieben, da Du das Glück hast in ihrem Hause zu sein, und sie wie eine Mutter für Dich sorgt, die liebenswürdige Frau. Jetzt zum erstenmal beneide ich Dich um Deine Reise! Könnte ich nur einen einzigen Tag bei diesen liebenswürdigen Menschen in Braunschweig sein, so wollte ich gern alle Kunstschätze, Paläste und englische Gärten ungesehen lassen!

Emilie**) sitzt eben neben mir und will Dir schreiben, sie bittet aber sehr, Du möchtest nicht lachen, ich helfe ihr nicht, sie muß selbst schreiben, so gut es gehen will. Hättest Du nur ihre Freude gesehen, als ich ihr erzählte, Du wolltest ihr Bücher schicken. Ganz hochroth und erstaunt sah sie mich an und schien die Mär garnicht zu glauben.

Im November machte das Leiden der kleinen dreijährigen Sophie wie schon früher einmal eine Übersiedelung nach Reval in die Nähe des Arztes nöthig. Der Weg war so schlecht, daß Lilla mit der ganzen, sie begleitenden Gesellschaft in einem Kruge rasten und übernachten mußte. Sie schildert der Schwester von Reval aus diese Reise am 5. November 1797. . . .

---

*) Der bekannte Pädagog und Jugendschriftsteller.

**) Die jüngste Schwester.

. . . . Unsre ganze kleine Gesellschaft war nach den guten Nachrichten von Dir so heiter gestimmt, daß wir einen sehr vergnügten Abend im Saul'schen Kruge verbrachten, einige frische Eier, Milch und Kartoffeln mit dem besten Appetit verzehrten und uns dann auf ein großes Strohlager zur Ruhe niederlegten. Wer konnte aber an schlafen denken! Das war ein Geschnatter und Geplapper ohne Ende. Denke Dir nur sechs Frauenzimmer, Emilie und Sophie mit eingerechnet, auf einer Streu — alle wie kleine Kinder aus der Ruhe gekommen! Endlich mußte die Sacken*) noch russische Lieder singen, frohe und traurige, und so lullte sie uns alle in Schlaf. Da um Mitternacht wurden wir durch ein unbändiges Klopfen an die Thür aufgeweckt. Endlich öffnete der Wirt die Hausthür und ließ zu meinem Erstaunen ein Paar russische Officiere ein, die auch die Nacht hier zubringen wollten. Nun mußt Du wissen, daß wir im ersten Zimmer lagen, sie uns alle passieren mußten. Denke Dir meine Angst es konnten ja rohe, ungezogene Menschen sein, und keine Thür war zu verschließen. Der erste, ein langer schlanker Mann, trat auf recht soldatisch herein, blieb aber bestürzt in der Thür stehen und betrachtete uns mit lang gerecktem Halse. Wir waren alle mäuschenstill, atmeten kaum und schliefen wie die Ratten. Endlich ging er leise ins Nebenzimmer, warf sich auf ein Bett, und bald darauf hörten wir ihn zu unsrer großen Beruhigung laut schnarchen. Kaum aber wagten wir uns wieder etwas zu regen und umzusehen, als die Thür abermals aufging und das sonderbarste Tier hereinwatschelte. Es war der andere Officier, der unterdessen beim Wirt seinen Bauch gepflegt hatte. Er war nicht ganz so dick wie Falstaff, aber auch nicht viel dünner, ein wahres Monstrum mit einem Affengesicht. Dieses sonderbare Geschöpf schleppte sich durch unser Zimmer und trug eine Menge Pelze und Decken, die wie eine lange Schleppe hinter ihm herhingen. Ich konnte unmöglich das Lachen lassen — die Sacken kniff mich in den Arm, und ich biß vor Angst in unser Bett und bekam den Mund voll Stroh. Emilie kicherte ganz leise, und Lottchen rief einmal über das andre: „pfui schämt euch doch, das ist ja unanständig — still, still" — u. s. w. Denke um Gottes willen, das machte mich noch mehr zu lachen, ich umschlang Mienchen, und so lachten wir beide eine in der andern Mund hinein, bis wir endlich wieder einschliefen. Ein lautes Schnaufen des dicken Untiers weckte mich von neuem — und ich bemerkte bei der Gelegenheit zu meinem Erstaunen, daß ich ganz durchgebraten war und kaum mehr atmen

*) Frau von Sacken, wie die nachhergenannten Lottchen und Mienchen Freundinnen von Helene.

konnte. Ich hatte mich nämlich am Abend hart an den Ofen niedergelegt, weil er kaum lauwarm war und ich auf diese Weise eine Stütze gewann. Die Wirtin, die dies bemerkte, glaubte vermutlich eine große Liebhaberin der Wärme in mir zu sehen und ließ, um mich auf eine angenehme Art zu überraschen, noch in der Nacht heizen, und dies unmenschlich. Als ich erwachte, war ich wie gesagt schon fertig gebraten und halb tot. Die Sacken erbarmte sich, und wir wechselten die Plätze, aber schlafen konnte ich nicht mehr. Um vier Uhr waren unsre Nachbaren auch wieder auf den Beinen. Ich war aufgestanden, weil ich nicht schlafen konnte und spazierte auf und ab — Emilie, der es ebenso ging, saß an der Erde bei einem Endchen Licht und las eine kleine französische Comödie von Mad. Genés, Mienchen lag da, so ruhig wie ein Engel und schlief, der Sacken mochte die Glut im Ofen aber unruhige Träume machen, denn ihre Brust hob sich wie bei der schlafenden Ariadne, und ich hörte manche Töne der Angst. Lottchen endlich saß ganz aufrecht, wie sie immer zu schlafen pflegt, die Hände gefalten und sah recht ehrwürdig aus.

Doch ich denke garnicht daran, daß mein Geschmier Dich ermüden könnte — also basta — Susi macht mir viel Sorge — jetzt soll ihr ein Zahn ausgezogen werden wegen der Fistelbildung. . . .

Harm, am 14. Januar 1798.

Heute will ich Dir erzählen, wie froh wir diese Weihnachten bis zum Neuen Jahr gelebt haben. Es fand sich den Abend vor dem Fest eine artige Gesellschaft zusammen, die uns erst nach Neujahr verließ. Die Kirrisar'sche und Kardina'sche Jugend, alle Kau'schen Fräuleins und Jungherrn, Manteuffel, Peter Sivers, der alte Brevern von Koil mit seiner Familie und seinem Schwiegersohn Krusenstern, dann auch Pastor Assmuth mit Frau und Kindern und dem angenehmen Bruder derselben. Du siehst also eine ganz brillante Assemblée — auch haben wir geschwärmt, daß es eine Schande war — des Morgens bis drei auch wohl bis fünf getanzt, und Papa immer mit. Wie die Füße müdeten und es mit dem Tanzen nicht mehr so recht fort wollte, musizierten wir, spielten allerhand Spiele wie Clas-Clas, Gänsespiel, Pfandspiel u. s. w., kurz es fehlte uns nicht an Unterhaltung mancherlei Art. Einmal wünschte ich Dich recht herbei, ein seltsames Schauspiel mit anzusehen. Manteuffel walzte mit unsrer dicken Pastorin — dann Papa und der alte Pastor mit dem politischen Blick — weiter Pinaroß mit dem dicken Frl. Brevern aus Koil, die sich beide langsam fortschleppten — weiter der tölpische Christof, der mit der armen

kleinen Bella durchs Zimmer stolperte — und endlich ein Paar kolossale weibliche Figuren, Magdalenchen und Katharinchen Brevern mit langen Schleppen, die ihnen das Ansehen von Windmühlen in vollem Gange gaben. Aber jetzt treten zwei niedliche Pärchen auf: unser guter Bruder Heinrich mit Mienchen Sacken und Wilhelm Rosen mit Kattinka, jeder mit seiner Pflegeschwester walzend. Aller Augen ruhten mit Wohlgefallen auf diesen beiden Paaren, denn alle vier walzen außerordentlich schön und dienten den übrigen zum Contrast. Du wirst mir glauben, daß mir die Zeit nicht lang wurde, ob ich gleich nicht mit walzte — ich hätte den Abend wohl zwanzig interessante Gruppen entwerfen können. — — — Ich hätte Dir noch so viel zu sagen, werde aber schon wieder abgerufen — verwünscht sei Musik und Clavier. Seit vierzehn Tagen haben wir schon so viel Sonaten, Duette, Quartette und Symphonien gespielt, daß meine Finger lahm und meine Ohren taub sind. Aber da hilft kein Brummen, ich muß die Feder niederlegen, mein herzliches Geschwätz abbrechen und Finger und Ohren von neuem preisgeben.

Behalte lieb Deine

Lilla.

Harm, am 21. Februar 1798.

. . . . Ich fühle mich heute so froh, so glücklich, daß es mir nicht möglich ist, etwas Zusammenhängendes zu schreiben. Die Sonne ging heute unbeschreiblich schön auf, alle Bäume im Park waren stark bereift, und die Morgensonne färbte sie lieblich rosenrot. Ich hüpfte mit den munteren Sperlingen eben um die Wette auf der Terrasse umher und dankte Gott in meinem Herzen, daß er mir Augen gab, dies zu sehen und ein Herz, das so leicht und mit so wenigem zu erfreuen ist — da kam Dein Brief und machte mich noch froher. Mein Zimmer scheint mir auch heute ein wahres Paradies — die Sonne scheint so warm, so lieblich auf meinen Rosenstock und Dein Porträt, das mich anzulächeln scheint. Neben mir sitzt Sophie und spielt abwechselnd mit ihrer Puppe Rosalie und mit einem kleinen weißen Lämmchen, dem ich, als einer armen Waise, zuweilen Entree in meinem Zimmer gebe. Es sitzt vor Sophie und macht ihr tausend Possen vor, leckt ihr die Hand und meckert vor Freude. In der Ecke sitzt ein kleines, hübsches Mädchen, das ich zu mir nahm, weil es elternlos und verlassen war, mit seinem Strickstrumpf und kann sich nicht satt sehen an den Spielen und Neckereien meiner Lachtauben, die in einem großen, grünen Bauer, sich ebenso der Sonnenstrahlen freuen

wie ich. Endlich Bruder Peter, der sich mitten in der Stube mit meiner Banise*) herumbalgt. Kurz, alles um und neben mir teilt meine Freude und ist mit mir froh. . . . .

Reval, am 5. März 1798.

Der Arzt verlangt, daß ich mit Sophie in der Stadt bleiben soll, so wird sich unser Aufenthalt hier wohl in die Länge ziehen. So ungern ich sonst in der Stadt lebe, so will ich doch gern hier bleiben, wenn ich dadurch unsrer armen Sophie Hülfe verschaffen kann. Auch ist mir Reval einigermaßen lieb geworden durch zwei interessante Bekanntschaften, die ich gemacht habe. Der liebenswürdige La Trobe ist viel bei uns gewesen und uns allen lieb geworden mit seinem ehrlichen Gesicht und schönen Clavierspiel — und zweitens ist hier der Maler Kügelgen, dessen Portrait Du in Riga so sehr bewundert hast, und ich versichre Dir, daß das Original nicht minder bewunderungswürdig ist. Ein feiner, gebildeter Mann, voll leidenschaftlicher Liebe für seine Kunst. Seine Begeisterung, wenn er von Malerei spricht, ist wahrhaft ansteckend. Gestern gab er mir sein Portrait, klein auf Elfenbein. Dieses Gemälde übertrifft alles, was ich mir nur habe denken können — es ist ja unmöglich, etwas Schöneres zu sehen. Ich kann mich garnicht trennen von dem Anblick — es liegt auch eben vor mir auf dem Tisch, damit ich meine Augen von Zeit zu Zeit daran ergötzen kann, und es wird gewiß große Händel setzen, wenn ich es zurück geben muß. Die seelenvolle Beschreibung der „Charlotte von Leipzig" paßt sehr gut auf dieses Gesicht — oder vielmehr sind es nur Ausrufungen: „Wie schön ist dero Gesichtsbildung!" — „welche Niedlichkeit der Augen! was vor eine lebhafte Farbe!" „was vor zartes Wesen!" Herr Wilde**) nennt das kleine Portrait Don Carlos. Dies ist die größte Ehre, die er ihm erzeigen kann, denn das ist sein Liebling — und jetzt bilde ich mir schon selbst ein, daß Don Carlos so und nicht anders ausgesehen hat. Kügelgen hat sich in spanischer Tracht und mit stolzer Wendung des Kopfes gemalt. O Himmel, wenn ich doch auch so malen könnte! Aber Geduld, Geduld, das kann noch werden, wenigstens will ich diese Gelegenheit etwas zu lernen nicht ganz ungenützt lassen. . . . .

Deine Lilla.

Ehe Lilla weiter erzählt, wären wohl einige erklärende Worte am Platz, wie sich ihre Bekanntschaft mit Kügelgen anbahnte. Er

*) Wohl eine Katze.
**) Der Hauslehrer.

war Rheinländer, am 6. Februar 1772 zu Bacharach geboren als Sohn des Kur-Kölnischen Kammerrats Franz Joseph Kügelgen, und mit seinem Zwillingsbruder Karl, dieselbe Laufbahn verfolgend immer Hand in Hand gegangen, bis sie sich nach längerem Aufenthalt in Rom, durch besondre Umstände veranlaßt, zeitweilig trennten. Als Gerhard von Rom zurückkehrend, sich noch in München aufgehalten und dort fleißig gemalt hatte, schwankte er, wohin er sich in so unruhiger, verhängnisvoller Zeit zunächst wenden solle. Da überredete ihn sein Freund Schwarz, mit ihm nach Livland zu gehn, wo derselbe zu Hause war. In Riga fand Gerhard die entgegenkommendste Aufnahme und viel Anerkennung. Er malte dort in zweieinhalb Jahren 54 Bilder! —

Später ging er auch nach Reval, und es traf sich, daß dort gerade bei seiner Ankunft der estländische Adel versammelt war, um wie immer in den ersten Märztagen seine Geldgeschäfte zu ordnen.

Gerhard, noch im ersten Gefühl des Fremdseins, freute sich, in einem Konzert ganz unverhofft einem Bekannten aus Riga zu begegnen, dem Kreismarschall von Bock, der ihn aufs herzlichste begrüßte und dringend überredete, sich durch ihn im Hause seines Schwagers Manteuffel einführen zu lassen. Er müsse Lilla kennen lernen und sehen, wie sie zeichne und male.

So knüpfte sich die erste Bekanntschaft zwischen Gerhard und Lilla an.

Der alte Herr von Manteuffel war entzückt von dem genialen jungen Künstler und von der Idee, daß er die talentvolle Lilla in seine Schule nehmen solle. Er begünstigte aufs eifrigste diese Studien, ohne im entferntesten an die Möglichkeit zu denken, daß eine Gefahr für die jungen Herzen in diesem fast täglichen Beisammensein und Zusammenwirken liegen könne.

Wie wäre es denn denkbar gewesen, daß ein fremder, bürgerlicher Maler die Augen zu seiner Tochter, zur Tochter des Baron Manteuffel erheben könnte? — oder daß das adlige Fräulein sich gar zu ihm herabließe? Und dennoch geschah das Wunder! — bald erwachte eine tiefe, heiße Liebe in beider Seelen; sie wußten, daß sie einander angehörten, und daß keine Macht der Welt den Bund ihrer Herzen zerreißen konnte. Aber Lilla, die ihren Vater und seinen Adelsstolz kannte, wußte auch, daß sie und ihr Erwählter schweren Kämpfen entgegengingen, und daß sie den Schatz ihrer Liebe vorläufig tief im Herzen verborgen tragen mußte.

Die Kügelgens waren zwar ursprünglich von Adel, und wollen wir hier nach späteren Aufzeichnungen von Karl, Gerhards Zwillingsbruder, sehen, wie dieser ihnen abhanden gekommen war.

„Den Adel, oder die Vonnerei", schreibt er, „haben meine Vorfahren seit langem schon fahren laßen. Im dreißigjährigen Kriege wurde ein Kügelgen oder mehrere als Geißel in Gefangenschaft geschleppt, und deren Lösegeld soll die Wohlhabenheit der Familie erschöpft haben.

Da in jener Zeit die Adligen in der Regel begüterte Leute waren, und meine Vorfahren aufgehört hatten dieses zu sein, so fanden sie es der Schicklichkeit gemäß, da sie von Wohlhabenheit entfernt waren, sich auch vom „von" zu entfernen.

Ich habe noch meinen Vater sagen hören: Ein Edelmann ohne Vermögen sei wie ein Degen ohne Klinge oder wie ein angerosteter, den man nicht mehr herausziehen könne. Sei dem wie ihm wolle, das „von" ist und bleibt eine schöne Sache und es ist eine liebliche Zierde, wenn den wenigen Noten, die den Namen bezeichnen, solch ein kleiner Vorschlag vorausspringt, wie das liebe „von". Jeder Name spricht sich gleich leichter aus, dem die drei Buchstaben wie die drei Grazien voraushüpfen. Aber mein Schwiegervater meinte, man müsse von von etwas sein, und er hatte Recht.

Mein frommer Vater aber that sich etwas darauf zu gute, daß seine Familie sich 200 Jahre hintereinander von Vater auf Sohn an ein und demselben Ort, in ein und demselben Dienstverhältnis zu ein und demselben Fürstenhause erhalten hatte.

Wie muß man mit der Treue und dem Diensteifer dieser Herren zufrieden gewesen sein! —"

Soweit Karl — nun möge Lilla weiterschreiben.

Lilla an Sophie.

Reval, im März 1798.

Ich zeichne jetzt sehr fleißig in Kügelgens Abwesenheit, der in Kodill bei Polmann ist und viel zu malen hat. Ich schicke ihm aber meine Zeichnungen hin, und er zeigt mir die Fehler, die ich gemacht habe. Das ist wohl der liebenswürdigste Mann, den ich kenne. Sein Gesicht ist schön, doch kann ich mir noch ein schöneres denken — ein so sanftes Herz aber, so viel feines, zartes Gefühl bei einem Manne, der sich im Leben unter allen Menschenklassen bewegt hat — dies ist mir noch nie vorgekommen und hat mir bis jetzt, ich gestehe es, eine Unmöglichkeit geschienen. . . . . Du willst ausführliche Nachricht von allem haben, und ich weiß Dir doch nichts Interessantes zu melden. Doch — doch! ich habe hier zwei Vögel, einen Zeisig und einen Stieglitz, die haben hier am Fenster, wo ich sitze, ihr Quartier; ich habe ihnen die Bauer geöffnet, aber sie verlassen mein Fenster nicht,

so lange ich zeichne. Ich habe mir aber auch alle Mühe gegeben, ihnen den Aufenthalt bei mir so angenehm wie möglich zu machen; sie haben sogar einen kleinen Tannenbaum, auf dem sie so munter herumhüpfen wie im Harmschen Park. Nun denke Dir meine Freude — gestern saß ich ganz vertieft und zeichnete Agrippina, wie sie mit ihren beiden Kindern an der Urne ihres Mannes trauert (Kügelgen hat es mir aufgegeben) und nun denke, wie ich eben einen Knaben beide Arme nach seiner weinenden Mutter ausstrecken lasse, pickt etwas ganz leise ans Fenster. Ich sehe hin und erblicke einen Vogel und zeichne ganz ruhig weiter. Der Vogel setzt sich auf einen nahen Birnbaum, kommt und pickt wieder ans Fenster und treibt dieses Spiel so lange fort, bis ich aufstehe und das Fenster öffne. Und denke, denke, er kömmt eilig, als wenn er gejagt würde, gerade hereingeflogen! Ich nehme ihn auf die Hand und erkenne ein Zeisigweibchen, aber blutend und mit zerrissenen Federn! und nun, o Wunder, kaum erblickt sie meinen Zeisig, so fliegt sie zu ihm, und nun schnäbeln beide sich auf dem kleinen Baum und sind so froh in den warmen Sonnenstrahlen, daß ich laut aufschrie vor Freude. O gewiß, gewiß ist dies ein altes Pärchen, das sich hier wiederfand! Glaube nur nicht, daß ich einen Vogelroman erzähle — es klingt wirklich etwas romantisch, ist aber Wort für Wort wahr.

In dieser Zeit hatte die kleine Sophie schwere Operationen zu bestehn und litt so große Qualen, daß Lilla in ihrer Herzensangst Gott bat, das arme Kind zu erlösen. Doch besserte sich ihr Zustand plötzlich, und Lilla konnte der fernen Mutter Trost und Hoffnung zusprechen und auch bald daran denken, die kleine Dulderin auf einige Tage zu verlassen, um nach Harm zu reisen, da sie das Kind in treuer Pflege zurückließ.

Von Dank für alle aufopfernde Hingabe für die kleine Nichte wollte Lilla aber nie etwas wissen. „Was sprichst Du aber nur so viel von Dankbarkeit" schreibt sie der Schwester — „Du bist mir keinen Dank schuldig! Du weißt, wie sehr ich alle Kinder liebe und kannst überzeugt sein, daß ich alle diese Sorge und Mühe gern für ein fremdes Kind gehabt hätte, um so viel lieber noch für Dein Kind." —

Lilla schreibt aus Harm:

Kügelgen wird unsre Eltern für mich in Oel malen. O wie ich mich darauf freue, diese Portraits so gemalt zu besitzen. Ich will sie dann für Dich copieren, nicht wahr, Du nimmst doch lieber eine Copie von mir als garnichts? Er kam auf einige Tage aus Kodill hierher, um mich en miniature zu malen. So schön habe ich noch

nichts von ihm gemalt gesehen, und auch ähnlich scheint es mir. Ich wollte, ich könnte Dir das Bild zeigen. . . . . Du willst wissen, wo Kügelgen sein Zwillingsbruder sich aufhält? In Riga, wo er noch einige Zeit zu bleiben gedenkt. Den kennst Du ja wohl? Die Brüder sollen sich sehr ähnlich sehen, nur soll Karl, der Landschaftsmaler, immer vergnügt und heiter sein, viel lachen und wie die Freude selbst aussehen, während Gerhard mehr ernst ist und etwas Schwermütiges in seiner Physiognomie hat. Dabei ist er aber so offen und gerade wie sein Bruder. Wenn dieses Gesicht lügt, so traue ich überhaupt keinem Menschengesicht mehr — aber ich hoffe mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß er ein edler Mensch ist. Er wählt auch nur edle und erhabne Gegenstände zu malen, und es ist ihm ganz unmöglich, eine Karikatur oder sonst irgend eine Fratze zu zeichnen. Jetzt bearbeitet er den Tod Abels, und mir hatte er auch einiges zum Zeichnen aufgegeben, womit er jetzt recht zufrieden war. — Christus, wie er die Kinder herzt und segnet, König David, wie er seine Bußpsalmen singt, Agrippina an der Urne ihres Mannes mit den beiden weinenden Kindern, ein Wettstreit zwischen ein paar Flötenbläsern und eine Idylle von Geßner: „Daphne und Chloë". Dann habe ich noch zeichnen müssen: Die Geduld, die Traurigkeit und den Schmerz. — Du Glückliche, daß Du so oft und so lange Du willst die Gemälde in den Galerien besehen kannst. Was gäbe ich drum, nur einmal bei Dir zu sein! Und die Antiken, die schönen Antiken — o wenn ich die sehen könnte! Schreibe mir, welchen Eindruck die Galerie (in Dresden) auf Dich gemacht hat. — Bleibt nur um Gotteswillen, wo Ihr seid, da es Euch so wohl geht und das Klima Euch so gut bekommt. . . .

Reval, am 29. Mai 1798.

Statt der zwei Tage, die ich in Harm zubringen wollte, bin ich volle vierzehn Tage dort gewesen und nun an Leib und Seele gestärkt zurückgekehrt. Es geht doch nichts über die Landluft — und über Harm! Denke nur, was ich dort für Ueberraschungen vorfand. Unsre Nachbaren, die Tiesenhausens, sind einige Wochen in Harm gewesen und haben einen großen Platz am Eingange des Birkenwäldchens für mich bearbeitet und ihn mir zum Andenken Lilla genannt! Es ist ein allerliebstes Plätzchen, und ich habe ganze Stunden dort zugebracht. Des Nachmittags ließen wir uns Milch, Brot und Butter hintragen, lagerten uns alle um einen alten Birkenbaum, der jetzt auch zu „Lilla" gehört und waren froh wie die Könige. . . . . Papa ist gesund und

munter wie ein Jüngling. Er geht jetzt immer in einer grünen Jagdjoppe, singt und schreit, daß das Haus schallt und schießt den ganzen Tag mit Pistolen und Kugelbüchsen, und wenn diese noch nicht genug knallen, mit Kanonen. . . . . Jetzt ist Lottchen wieder in unserm Paradiese und ich allein hier mit der Rhoden, aber ganz vergnügt. Ich traf Sophie wenigstens nicht schlechter, als ich sie verließ, und das will schon viel sagen. Meinen Zeichentisch habe ich wieder in Ordnung gebracht, die schöne Gliederpuppe, die Kügelgen mir geliehen, in eine malerische Stellung gebracht und zeichne jetzt — die Geduld.

Mit Schmerzen warte ich auf die von Dir verheißnen Zeichnungen. Ich denke, daß Du jetzt ganz anders zeichnen wirst, Du hast so viel gesehen, daß Dein Geschmack sich sehr ausgebildet haben muß. Glaube nur nicht, daß ich gar viel profitiert habe. Noch habe ich gar keine eigentlichen Stunden bei Kügelgen gehabt; das will ich mir für Harm aufsparen, wenn er hin kommt, wo ich mit mehr Ruhe arbeiten kann. Er hält sich noch in Kodill bei Polmann auf und kommt nur dann und wann hierher, um meine Arbeiten zu übersehen. An ihm liegt es nicht, wenn ich nicht fleißig bin. Er hat mir seinen besten Pinsel geschenkt, den er noch aus Rom mitgebracht hat und eine schöne Palette von Ebenholz. Die Farbe, mit der ich zeichne, präpariert er selber und schickt sie mir aus Kodill, und ich muß gestehen, daß es ein Vergnügen ist, mit dieser Farbe zu malen.

Ueberdem bringt er mir zuweilen seine eignen Arbeiten mit, und wir sprechen dann darüber. Neulich hatte ich ein ganzes Paket von ihm hier liegen — sauberere Zeichnungen habe ich wohl noch nie gesehen. 1) Der Tod, 2) ein guter Engel und ein böser Engel oder Teufel, 4) und 5) das Genie und die Phantasie, dann Apoll, wie er unglücklicher Weise den jungen Hyazinth beim Spiel in die Schläfe getroffen hat und den Jüngling nun trauernd im Arm hält — dann Ganymed, wie er vom Adler zum Olymp getragen wird, Jason, wie er das goldne Vließ erobert u. s. w. Lauter Meisterstücke meinem Gefühl nach. Stelle Dir nun meine Freude vor, einige dieser Skizzen will er in Harm in Oel malen, wenn er kommt, und ich darf dann zusehen. Ich freue mich wie ein Kind auf diese Gemälde. — Schade nur, daß der arme Mann immer so traurige Nachrichten aus seiner Heimat erhält. Seine arme Mutter ist beinah ganz ruiniert durch die abscheulichen Franzosen, ihre Weinberge haben sie verwüstet, und wenn noch hier und da eine Traube reift, so fressen sie die ihr unreif ab. Diese Nachrichten machen ihn oft ganz schwermütig, denn er hat auch noch eine achtzehnjährige Schwester zu Hause, für die er sehr besorgt ist. — Wenn es gar zu arg wird, wollen sie aus dem Lande gehen.

Wie schwer ihnen das sein muß, sie leben am Rhein, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, wie Kügelgen sagt. Alle Fremden sollen diese Gegend das Paradies von Deutschland nennen — und wenn sie nun fort müssen und wissen nicht wohin! — das ist doch traurig! — — Lebe wohl und schreibe bald wieder Deiner

Lilla.

Reval, am 4. August 1798.

. . . . Kügelgen freut sich sehr, daß Du den Rhein besuchen willst, er wünscht, daß Du seine Mutter und Schwester kennen lernst und hat mir einen Brief für sie gegeben in der Hoffnung, daß Du ihn ihr selbst abgeben wirst. Wenn Du kannst, so besuche sie doch, sie hat ein Paar brave Söhne und muß selbst eine gute Mutter sein, denn nur mit Rührung nennen die Söhne ihren Namen. —

. . . . Sophie macht mir jetzt recht viel Freude, und ich möchte sie um keinen Preis missen. Sie ist dick und rund und blüht wie eine Rose, dabei ist sie munter und lustig und macht mir manche angenehme Stunde. . . . . Ich soll nun nach Harm fahren, wo „Lilla" feierlich eingeweiht werden soll. Ich wage es aber nicht, bin nach der Krankheit (die Ruhr) noch angegriffen und bleibe mit Mama und Sophie hier. Es wird wahrscheinlich sehr laut und lustig in Harm hergehen, dazu fehlen mir noch die Kräfte. —

Reval, am 21. September 1798.

Es thut mir leid, beste Sophie, daß Du um mich so in Sorge bist. Ich war recht krank, bin es aber gottlob nicht mehr. Das ewige Leiden, die schmerzhaften marternden Operationen bei Sophie (dem armen Kinde wurde ein Stück des Backenknochens herausgenommen) hatten mich in der That sehr angegriffen, Husten und Fieber kamen dazu, und ich war überzeugt, die Schwindsucht zu haben. Nun bin ich aber wieder gesund, und mit den Brustschmerzen sind alle Todesgedanken geschwunden. Ich zeichne fleißig, habe auch schon in Oel gemalt, und Du sollst Wunder sehen, wenn Du zurückkommst. Die Bildnisse unsrer Eltern findest Du gewiß fertig. Kügelgen hat sie beide gemalt und so ähnlich, daß es zum Schreien ist. Beide Brüder sind noch immer in Harm und divertieren dort alle Menschen mit ihrer Aehnlichkeit. . . . .

Reval, am 24. Nov. 1798.

. . . . Weißt Du auch, daß heute mein Geburtstag ist? wir haben ihn hier ganz auf eigne Hand gefeiert und sind recht von Herzen

froh gewesen. Papa schickte mir durch Kügelgen, der wieder über vierzehn Tage in Harm gewesen ist, ein hübsches Kästchen aus Schildpatt, das er selbst für mich gemacht hat, die Zwillingsbrüder aber schickten mir heute früh ein Paar allerliebste Bäumchen, eine Myrte und einen blühenden Lorbeerbaum, und kaum waren sie ausgepackt worden, so erschienen sie selbst, um heute den Kaffee mit uns zu trinken. Zu Mittag aßen wir Hasenbraten und Apfelkuchen und waren so lustig dabei wie die Kobolde. Es wurde sogar getanzt! Ich trommelte auf dem Klavier einen alten Walzer und Kathrinchen Brevern walzte mit Karl Kügelgen, nachdem Sophie den Ball mit Gerhard eröffnet hatte. Du hättest sehen sollen, mit welch vornehmer Miene die Sophie ihre Polonaise tanzte. Sie war ausgeputzt, wie eine kleine Nürnberger Puppe und sah trotz der schiefen Backe ganz allerliebst aus in ihrem rosenroten Kleide. Den Abend haben wir auch recht angenehm zugebracht. Gerhard Kügelgen holte seine Mappe hervor und sagte: „Ei Sie müssen heute mit mir etwas in den italienischen Gebirgen lustwandeln. Ihre Schwester Sophie hat an ihrem Geburtstag so angenehme Promenaden genacht, wir wollen uns heute einbilden, wir wären in Italien." Und so reisten wir denn mit Blitzesschnelle über Berg und Thal, nur etwas länger weilend, wo es uns besonders gut gefiel. Ach höre, da hat der Karl K. wieder eine Landschaft vollendet, die ganz göttlich ist. Es ist eine Gegend in der Nähe von Rom — man kann sich nichts Freundlicheres denken, als diese Aussicht. Es ist, als wenn man an einem heiteren, warmen Sommertage zum Fenster hinaus blickt. (Folgt eine ausführliche Schilderung der Landschaft.) Ich war trostlos, daß Papa diese Landschaften nicht sehen sollte und Lotte und die Kinder — nun denke Dir K. seine Gefälligkeit, er packte gestern die Bilder auf und schickte sie nach Harm. Ich bin recht neugierig, was unser Vater zu dieser Arbeit sagen wird. Wenn man die Landschaft sieht, ist es wahrhaftig, als könnte man die Lerchen singen hören, so einen Anstrich von Ruhe und Fröhlichkeit hat das Ganze. — Nun muß ich Dir noch erzählen, was Gerhard K. Papa für eine Ueberraschung gemacht hat. Wie er das letzte Mal in Harm war, hat er heimlich das Maß von Deinem Portrait genommen — ich malte es in Deiner Abwesenheit — dazu hat er nun ein Pendant gemacht und Papa damit auf eine angenehme Art überrascht. Er hat mich an der Staffelei gemalt, an der ich das Bildnis unsres Bruders Wilhelm vollende. Dies Portrait ist so ähnlich, daß ich oft selbst davor erschrecke, und Papa schreibt mir, die Idee wäre ganz aus seiner Seele gestohlen. — So viel weiß ich, daß Du mit unsres Vaters Bildnis zufrieden sein wirst, es ist beinah ähnlicher, wie er selbst, er

hat gerade seine freundliche Miene, wie wenn er unter seinen Kindern ein Familienfest feiert oder mit seinen Kanonen brav knallen kann.

. . . . Kügelgen seine Gefälligkeit ist ganz grenzenlos. Er arbeitet bei sich von früh morgens bis sieben Uhr abends, dann kommt er her und zeichnet noch bis acht an meinen Cypressen und giebt mir Unterricht im Baumschlagmalen. Das Zeichnen und Malen ist beiden Brüdern so zur andern Natur geworden, daß sie es sogar bei Licht thun.

Reval, am 30. Nov. 1798.

Wie hat mich Dein letzter Brief gerührt! Gott, was muß das für ein Empfinden sein, seine Kinder nach langer Trennung munter und gesund wieder zu sehen. Ich kann sie mir lebhaft denken diese Empfindung, hoffe sie aber nie zu erfahren, denn auf so lange Zeit könnte ich mich nie von meinen Kindern trennen, wenn ich welche hätte. Du weißt, wie lieb mir schon alle fremden Kinder sind — nun denke noch meine eignen — nein, nein, eine solche Trennung überlebte ich nicht.

Von Sophie kann ich Dir nichts Neues schreiben, sie ist so gesund, wie sie noch nie war. An den beiden Kügelgens hat sie ein Paar treue Freunde verloren, die spielten des Abends unaufhörlich mit ihr, lehrten ihr allerlei Tänze, sogar Walzer und Kosackisch — das war oft wirklich zum Totlachen.

Der letzte Brief an die Schwester, die 1799 heimgekehrt war, enthält fast nur Nachrichten über die kleine Sophie und die Unruhe des Lebens, die Lilla am Schreiben hinderte.

Helene Marie Zoege von Manteuffel.

Nach dem Paſtellbild von Welte.

Zweiter Abschnitt.

Die Brautzeit.

Aus dem ersten Brief von Lilla an Gerhard, der sich vorfand, geht hervor, daß sie der Mutter das Geheimnis ihrer Liebe anvertraut hatte.

Gerhard war damals in St. Petersburg und malte gegen seine Neigung Portraits, um möglichst schnell ein Vermögen zu erwerben.

d. 24. Juli 1799.

Ich weiß nicht, was ich von mir selbst denken soll! Heute bin ich wieder so mutlos, so traurig, daß ich nicht ohne Schaudern an die Zukunft denken kann. Sage selbst, mein Bester, wie ist es möglich, daß Du mich so lange lieben kannst — und dann — wie ist es möglich, daß Du Dir ein Vermögen erwerben kannst, das groß genug wäre, um meinem Vater annehmlich zu erscheinen? Nein, es ist umsonst, daß wir auf ein Glück hoffen, das nicht für uns bestimmt scheint — Gerhard sage selbst, glaubst Du noch an die Möglichkeit, daß wir jemals glücklich werden? Ich bin jetzt auf alles gefaßt, aber wenn ich nicht die Deine werden kann, so heirate ich nie. Auch wenn Du meiner Mutter Prophezeihung erfülltest und mich verließest — selbst wenn ich einst fände, daß Du meiner Liebe nicht wert wärst — selbst dann nicht. . . . .

Warum bin ich denn so ängstlich? wer kann uns trennen? Meine Mutter willigt einigermaßen in unsre Verbindung, da sie uns nicht verraten will. Von dieser Seite habe ich also nichts mehr zu befürchten. Gerhard, ich habe Dir zu Liebe eine kranke Mutter geängstigt, gekränkt, betrübt — ich habe mir diese Einwilligung ertrotzt — wenn Du jemals es vergessen könntest, daß Du jetzt meine einzige Hoffnung bist! ich beschwöre Dich um Gottes willen Gerhard! täusche mich nicht mit falschen Hoffnungen.

Du allein bist mir jetzt alles, Du allein kannst mich jetzt glücklich, aber auch unaussprechlich elend machen. Guter Gott, wohin verleitet mich der Schmerz! verzeih mir — nein Du wirst mich nicht elend machen. —

. . . . Immer noch geht meine einzige Hoffnung dahin, daß die Kaiserin sich unsrer annehmen wird. Als Künstler mußt Du Zutritt zu ihr haben. Unser Schicksal wird sie interessieren. Vielleicht, daß sie auf irgend eine Art Dich aus der Dunkelheit zieht, vielleicht daß sie selbst Deine Freiwerberin bei meinem Vater wird. Lächle nicht über diese Träume — sei es immer ein Traum, er macht mich glücklich — es ist das einzige, was mir das Leben noch wünschenswert macht — diese Hoffnung. Ja ich will diese Trösterin nicht mehr von mir stoßen, über alle Beschreibung elend ist der Mensch, der nicht mehr hoffen darf.

Ich habe von einer Geschichte gehört, die der unsrigen sehr ähnlich war. Der Mann war brav, aber nicht von Adel — der Vater ließ die Heirat nicht zu, und die Tochter härmte sich ab. Die Fürstin, die beide kannte, setzte sich hin und schrieb dem Vater in den freundlichsten Ausdrücken und hielt um die Tochter für den Mann an. Denke, wenn Du bei unsrer Kaiserin Zutritt hast, Dich ihr zu Füßen wirfst und ihr unser trauriges Schicksal erzählst! Mein Vater betet sie an, ein paar Zeilen von ihrer Hand würden sehr viel ausrichten. Diese Idee scheint unsinnig — bei jeder andern Fürstin wäre sie auch Unsinn, unsre Kaiserin läßt sich herab und correspondiert mit Kindern, sollte sie sich weigern, ein paar Zeilen zu schreiben, die ihr nichts kosten, wenn sie ein Paar Menschen dadurch glücklich machen kann? Verstehe mich aber nicht unrecht — ein Befehl, selbst von der Kaiserin, würde meinen Vater zu nichts bewegen — aber wohl ein paar höfliche Zeilen, in denen sie Deiner mit Achtung denkt. Dann — und wenn Du Dir ein Vermögen gesammelt hast — so komme dreist, dann fürchte nichts, dann ists Zeit, Dich zu entdecken. So lange soll mein Vater nichts wissen. Guter, guter Gerhard, wie soll ich Dir einst danken — Du sitzest jetzt und arbeitest — und das für mich — und ich Arme muß hier müßig zusehen und darf Dir nicht einmal den Schweiß von der Stirne trocknen! O wie mich dieser Gedanke oft peinigt! —

. . . . Aber Gerhard! Du hast an meinen Vater geschrieben, wer gab Dir den Rat? Eine Freundin unsrer Liebe war es gewiß nicht. Auf meinen Knieen habe ich Gott gedankt für den Zufall, der den Brief in meine Hände brachte — ich habe ihn vernichtet, und mein Vater weiß immer noch von nichts. Bedenke selbst, was daraus

hätte entstehen müssen, wenn mein Vater dies erfahren hätte — er ist so heftig, krank war er auch, und man hatte es grade so eingerichtet, daß er den Brief frühmorgens empfangen hätte, und Du weißt, daß er des Morgens immer verdrießlich ist. Wozu soll er auch wissen, daß Du mich liebst? ist es nicht dann Zeit genug, wenn Du mit Anstand und öffentlich Dich ihm entdecken kannst? Ich bleibe Dir ja gewiß; keine Macht der Welt kann mich Dir entreißen. Aber wenn nun mein Vater Dir eine verneinende Antwort gegeben hätte — so wären wir auf immer getrennt, auch wenn Du einmal als Feldmarschall zurückgekehrt wärst. Glaube mir dies, ich kenne meinen Vater besser, als sie alle. Daß ich mich meiner Mutter entdeckt habe, gereut mich nicht, denn es war meine Pflicht — ich hoffe immer noch, sie durch meine wiederholten Bitten so weit zu bringen, daß sie unsre Liebe segnet. Dann warte ich geduldig. . . . .

. . . . Gerhard Gerhard, warum bist Du jetzt nicht hier! meinen Kummer konnte ich allein tragen, aber diese Freude! o der ganzen Welt möchte ich es zurufen: ich habe meine Mutter wieder! Endlich, endlich ist ihr Herz erweicht; sie erlaubt mir auf Dich zu warten, bis Du selbst ohne fremde Hilfe für Dich sprechen kannst, sie verspricht, uns nicht zu verraten — dagegen soll ich aber auch mein Wort halten, Dir ohne ihr Wissen nicht zu schreiben und keine Briefe von Dir anzunehmen. Ich habe es versprochen, ich will es halten, so schwer mir das Stillschweigen auch sein wird, wenn es sie beruhigen kann. Nur diesen Brief mußt Du noch bekommen, nur diese Antwort werde ich noch erwarten, und dann hört unser Briefwechsel ganz auf; sie hoffen gewiß, daß unsre Liebe dann erlöschen muß, aber — ich wenigstens — stehe für mein Herz.

. . . . Schreibe mir aber deswegen immer, alle Woche oder alle Monat einmal das Wichtigste, was Dir begegnet, ich will für Dich auch dasselbe hier thun — führt Gott uns dann einst wieder zusammen, so sehen wir doch, wie es uns in dieser langen Zeit gegangen ist, und dies kleine Tagebuch wird uns manche angenehme Stunde machen. Wir werden auch abwesend miteinander sprechen, ich werde Dir von jedem Gedanken, von jeder Handlung meines einsamen Lebens Rechenschaft ablegen, es wird mir ein Trost sein, mit Dir zu sprechen, auch wenn Du immer stumm bleibst und mir nicht antworten kannst. . . . . Seitdem ich die erfreuliche Antwort von meiner Mutter habe — bin ich nicht mehr so elend. Meine Kräfte werden auch schnell wiederkehren — ich bin jung und habe einen gesunden Körper; sobald mein Herz ruhiger wird — so ist alles wieder gut. Sie hat erlaubt, daß Du mich für meinen Vater malen darfst — also einmal werde ich

Dich doch wiedersehn! Mir ist es recht lieb, daß sie dabei sein will — unsre Liebe wird sie rühren, wird sie ganz aussöhnen mit uns. —

Harm, am 3. October 1799.

Nein länger schweige ich nicht, es entstehe daraus, was da wolle — ich schweige nicht länger. Mein fester Vorsatz war es bis jetzt, Dir nicht wieder zu schreiben, bis ich die förmliche Erlaubnis dazu hätte — abgeschlagen ist mir meine Bitte ebensowenig, als gewährt; ich wartete Wochen und Monate auf die endliche Entscheidung, ich wartete mit geduldiger Ergebung, aber jetzt hält mich auch nichts zurück; ich gebe mir die langersehnte Erlaubnis selbst und schreibe, denn Freundschaft und Liebe haben ja auch ihre Pflichten, und zu lange schon, fürchte ich, versäumte ich diese. Du bist unruhig, traurig, vielleicht gar meiner Gesundheit wegen in Sorgen, und ich soll Dich nicht beruhigen, erheitern, trösten? soll immer schweigen, auch wenn ich überzeugt wäre, daß nur ein Brief von mir alle Deine Sorgen stillen kann? Nein, nein, ich schreibe Dir, ich will Dich trösten, Dich beruhigen und will Dir alles schreiben, was hier vorgegangen ist.

Ich selbst entdeckte mich meinem Vater, weil ich hoffte, daß Du bald kommen würdest, und weil ich Dich nicht dem ersten Sturm aussetzen wollte — lieber wollte ich alles allein tragen, alle Sorge, allen Schmerz, und Du solltest nur kommen, um seinen Segen zu empfangen. Lasse mich schweigen von dem, was ich gelitten, ich ertrug es willig und gerne, denn ich glaubte, Du wärst ruhig in Petersburg und wüßtest von nichts. O Du Schmerzensmann, was hast Du meinem Herzen gekostet! —

Mein Vater lag laut weinend an meinem Halse, er bat, er flehte, ach! er wollte meine Kniee umfassen — hörst Du es? meine Kniee, die Kniee seines Kindes — O Gerhard, Gerhard! mein Herz wollte brechen, da ich das Wort aussprach, aber — ich entsagte Dir; zürne, wenn Du kannst — ich entsagte Dir und sank halbtot an meines Vaters Brust. Ich will ihn nicht Vater, ich will ihn nicht, schluchzte ich leise, aber ich will auch nie einen andern. Meines Vaters Thränen strömten über mein Gesicht, und sprachlos drückte er mich an sein Herz — ich werde Dich nie überreden, stammelte er. Darf er denn mein Freund bleiben? mein bester Freund? — „er darf's" — und sein Bildnis, darf ich es behalten? „Behalte es mein Kind, mein liebes Kind" — und von neuem strömten seine Thränen über mich. Erschöpft sank ich nun hin. Man ließ einen Arzt kommen und verzweifelte bald an meinem Leben. Ich nahm jede Arznei willig und

gerne, die man mir reichte, aber die Gefahr wuchs mit jeder Stunde. Da flüsterte jemand dem guten Arzt die Ursache meiner Krankheit ins Ohr. Gerührt setzte er sich an mein Bett und drückte sanft meine kalte Hand an sein Herz. „Armes, liebes, unglückliches Mädchen", sagte er leise, „fassen Sie Mut, Ihnen soll geholfen werden". Er verließ mich schnell, und eine Weile darauf trat mein Vater ins Zimmer. Ein heftiges Fieber wütete in mir, meine Stirn brannte, meine Wangen glühten. Weinend nahm er mich in seine Arme und streichelte sanft mein brennendes Gesicht: „Armes, armes Kind, sei ruhig und fasse Hoffnung." Ich schüttelte den Kopf. „Willst Du, kannst Du nicht mehr hoffen?" — „Wie kann ich," seufzte ich. „Aber wenn ich Dir nun selbst Hoffnung gebe?" — „So brächte mein Leben Ihnen den Tod." „Nein, nein, lebe, sei glücklich, und ich werde es dann auch sein."

So sprach der liebe, der gute Vater, während ich seine Hände mit heißen Thränen badete.

Die Freude hätte mich beinah getötet, sie goß aber auch neues Leben über mich; ich erholte mich, wiewohl langsam, doch schneller, als ich selbst hoffen durfte. O wie glücklich ich mich da fühlte. Noch immer glaubte ich, Du wüßtest von nichts — noch immer erwartete ich Dich zum 11. September. Da wollte ich Dir mit der Nachricht in die Arme fliegen, wollte mich mit Dir an meines Vaters Hals hängen und so um seinen Segen bitten. Ich dachte mir Deine freudige Überraschung, Dein Entzücken, ich segnete jeden Schmerz, jede Thräne, die ich für Dich geweint — o wie glücklich war ich, daß Du jetzt keiner Kränkung, keiner heftigen Begegnung mehr ausgesetzt warst; ich hatte für Dich die Dornen aus dem Wege geräumt, Dir blieben jetzt die süß duftenden Rosen — Du konntest sie brechen, ohne Dir die Hand zu verwunden. O wie war ich in diesem Gedanken so glücklich. So fand mich meine Schwester. Diese Freude gab mir neue Kräfte; schon konnte ich mein Bett verlassen, da kam der gute junge Mann, der sich Deiner so warm angenommen." . . . .

Um das Folgende zu verstehen, muß gesagt werden, daß, obgleich Herr von Manteuffel der Tochter, in der Angst um ihr Leben, Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche gegeben hatte, Kügelgen einen sehr kränkenden Brief, voller Vorwürfe von ihm erhielt, daß er gewagt habe, Lilla durch die Erklärung seiner Liebe zu beunruhigen u. s. w.

Gerhards Hoffnung schien vernichtet — daß Briefe von ihm nicht angenommen werden würden, mußte er sich sagen — was also thun?

Da kam ihm ein Freund, ein junger Graf Platen zu Hilfe. Er erbot sich, Gerhard nach Harm zu begleiten und den Fürsprecher beim gestrengen alten Herren zu machen.

Unter vielen Schwierigkeiten und Gefahren — (sogar unter der Gefahr, nach Sibirien verbannt zu werden, da Graf Plater besonderer Verhältnisse wegen nur heimlich unter der Maske von Kügelgens Farbenreiber Petersburg verlassen konnte) — wurde der Plan ausgeführt, scheiterte aber gänzlich. Der erzürnte Vater brach die Unterredung mit Plater mit den Worten ab, daß die einzige Rechtfertigung nur die sei, wenn Kügelgen sogleich wieder abreiste und nie wieder in Harm noch in der Familie sich sehen ließe.

Gerhard, der inzwischen im Kruge in größter Spannung gewartet hatte, gehorchte auf der Stelle und verließ trostlos den Ort, wo er nur wenige Schritte von seiner Lilla entfernt, so bange Stunden durchkämpft hatte.

Nach dieser Unterbrechung weiter in Lillas Brief:

. . . . Kaum war er fort, so erhielt mein Vater Deinen Brief aus Petersburg, der ihn auf diese Erscheinung vorbereiten sollte. Warum mußte dieser Brief so spät kommen? nur ein paar Stunden früher, so wäre er vorbereitet gewesen, so hätte er Dich gesprochen (dies hat er selbst meiner Schwester gestanden) — jetzt aber war er so erschrocken über Deine unvermutete Ankunft, daß er selbst nicht wußte, was er that. Ich wußte von allem nichts, ich sah wohl, da ich einmal durchs Zimmer ging, einen fremden Mann, aber wie hätte ich nur ahnen können, der käme von Dir. O laß mich ewig schweigen von dem tötenden Gefühl, als man mir sagte, wer er gewesen, was er gewollt — daß Du mir so nahe gewesen, und daß man Dich ungehört zurückgesandt hätte. O dieser wütende Schmerz, daß er mich nicht tötete! — nie hatte ich so etwas empfunden, ich hätte alles um mich vernichten mögen, um Dir nacheilen zu können. Ich konnte nicht erfahren, was man Dir geantwortet, daß ich mir das Schrecklichste als möglich dachte, war natürlich. Bis jetzt hatte ich alles schweigend getragen, weil ich glaubte, Du wärst ruhig — aber nun ich Dich in der Nähe wußte, schimpflich zurückgesandt, vielleicht gekränkt — o Gott! noch jetzt strömt mir das Blut gewaltsam nach dem Herzen, wenn ich mir das Schreckliche dieses Gefühls denke. Ich glaubte mich getäuscht, hintergangen — ich war außer mir. Sie haben mich mit falschen Hoffnungen gefüttert, schrie ich halb wahnsinnig, um mich jetzt um so schmerzhafter niedertreten zu können, dies schrie ich jedem, sogar meinem Vater ins Ohr. Ach Gerhard, es war nicht mehr Deine Lilla, es war ein heftiges, häßliches Geschöpf — auch brachte diese heftige Bewegung mich wieder an den Rand des Grabes. Man ließ mir einigemal zur Ader, man gab mir kühlende Arzneien, man beruhigte mein geängstetes Herz und gab mir Gewißheit, um mich aus den

Armen des Todes zu reißen. Jetzt bin ich ganz hergestellt, gesund, heiter und ruhig. Ich las gestern Abend Deinen letzten Brief an M. — Der schwermütige, kranke Ton dieses Briefes hat mir viele Thränen gekostet, und jetzt hielt mich auch nichts länger ab, Dir dies alles zu schreiben, um Dich völlig zu beruhigen — thue ich Unrecht, so vergieb du mir, du guter Gott! aber nein, es kann nicht unrecht sein, es wäre Sünde, wenn ich Dich nicht beruhigte, da ich es kann. Auch ist mir das Schreiben ja nicht untersagt worden. O ich bin fest überzeugt, daß unsre Leiden bald ein Ende haben werden, mein Vater will nur nichts übereilen — er ist Vater — er liebt mich — und wünscht gewiß nur mein Glück! Auch hat er selbst schon unsre Verbindung meinen Geschwistern bekannt gemacht, das ist doch wohl Beweis genug, daß er unsrer Liebe nicht mehr entgegen zu arbeiten denkt. Meine gute Schwester und Heinrich haben viel, viel für mich gethan, und alle die übrigen Geschwister sind auch auf unsrer Seite. Was hätten wir dann noch zu befürchten? Sei also jetzt nur ruhig, mein guter Gerhard, und mache Dir keine traurigen Gedanken mehr, ich bin Dir so gewiß, wie Deine eigne Seele.

Schone nur Deine Gesundheit, das ist das Einzige, worum ich flehe — mich beunruhigt jetzt kein ängstlicher Gedanke an die Zukunft mehr — auch wenn ich Dich künftigen Winter noch nicht sehen darf, werde ich ruhig sein, denn Dein Herz ist mir gewiß und ebenso gewiß Deine Hand. Mein Vater kränkte mich tief, da er mich einmal merken ließ, ich liebte Dein schönes Gesicht blos. Dein Gesicht ist mir lieber, als mir das Gesicht eines Seraphs sein könnte, eben weil es Dein Gesicht ist. Doch kann ich es nicht schön nennen — wenigstens kann ich mir ein schöneres denken — ich ziehe Dein Bildnis eben aus dem Busen, und es schien mir, als wäre es unzufrieden mit meinem Ausspruch — ich drücke ihm den wärmsten Kuß auf, aber ich bleibe dabei — dies Gesicht ist mir das liebste, aber es muß noch ein schöneres geben können. Bewahre mir nur Dein offenes, redliches Herz und kehre dann zurück, krank, entstellt, mit Runzeln, als Krüppel, und ich werde Dich eben so innig an mein Herz drücken, als damals, da Du mich zuerst Deine Lilla nanntest. Gerhard, Gerhard, wie konnte man jemals sagen, Lilla liebte an Dir blos Dein Gesicht — (sieh Dich nur nicht zu oft in den Spiegel, Du möchtest es sonst selbst glauben lernen) — und was liebst Du denn? Doch nicht auch mein Gesicht? armer Gerhard! wie unglücklich wärst Du, wenn mein armes blasses Gesicht Dich einst entschädigen sollte für allen Kummer, den Du um mich gelitten. Doch sei nur ruhig wegen meiner Gesundheit. Du weißt, ich habe Dir nie gelogen, also kannst Du mir auch jetzt glauben.

wenn ich Dir bei meiner Liebe versichere, daß ich ganz außer aller Gefahr bin . . . . kurz ich kann singen, springen, laufen, gehen, fahren, ohne weiter etwas befürchten zu dürfen — heute bin ich wohl über zwei Stunden hier im Birkenwäldchen herumgelaufen und habe mit heller Stimme dazu gesungen, und jetzt sitze ich frisch und gesund im Freien und schreibe Dir dies alles — die Bäume schütten mir ihre welken Blätter durchs offene Fenster aufs Papier, aber das kümmert mich nicht viel, der Herbst macht mich nicht traurig, er kann mir nur Freuden bringen, er bringt mir den Winter, und der wieder bringt mir vielleicht Dich selbst. O wie glücklich mich dies Vielleicht schon macht. Nein, jetzt wäre es thöricht, wenn wir noch klagen wollten; gesetzt nun auch wir wären noch eine Weile getrennt, so werden wir uns wenigstens gewiß schreiben dürfen. Diese Erlaubnis hoffe ich noch auszuwirken, und meine sämtlichen Geschwister werden mir beistehn. Dann schreibe ich Dir oft, recht oft, und Du antwortest mir eben so oft — Du arbeitest dort für mich, und ich thue desgleichen hier für Dich. (Lilla nähte und arbeitete so fleißig für ihren Gerard, als wär sie schon seine Frau.) — . . . . Jetzt noch eine Bitte an Dich, mein guter Kügelgen. Ich weiß nicht, ob Du meinem Vater schon geschrieben hast — wenn's ist, so erwarte die Antwort ohne Unruhe, lasse ihm Zeit und traue meinem Versprechen, es wird alles gut gehn. Selbst wenn die Antwort Dir nicht ganz gefällt, so bleibe ruhig. Im Herzen nennt er Dich schon Sohn, doch sollst Du diesen Namen wahrscheinlich noch mit Geduld erkaufen. Ihn peinigt jetzt der Gedanke, daß es Dir scheinen könnte, als böte er mich Dir selbst an, darum wird er Dir die Gewißheit wohl erst tropfenweis zukommen lassen. Aber ich bitte Dich, mein Gerhard, habe Geduld mit seinen kleinen Schwächen, er thut ja dennoch so viel für uns — o ich kenne wohl Väter, die anders handeln würden, wenn sie sich so in ihren Lieblingsideen getäuscht sähen.

(Längere Auseinandersetzungen). . . . Du aber gewannst natürlich in seinen Augen. Du hattest Dein Versprechen gehalten, warst fortgereist, hattest Deinem Briefwechsel mit mir aufgegeben und lebtest nun ruhig in Petersburg. Jetzt aber schien ein neuer Kummer ihn zu drücken. Du warst so lange von mir entfernt, liebtest Du mich denn auch noch? Seitdem er diese Gewißheit hat, ist er auffallend heiter und hat auch meiner Schwester gesagt, Du hättest ihm einen sehr schönen Brief geschrieben, noch aber darf ich ihn nicht lesen, weiß Gott warum?

Soll ich Dir noch mehr sagen? Als er Dir das offne Billet sandte und Dich bat, gleich zurück zu reisen, erwartete er Dich dennoch,

beinah über zwei Tage stündlich mit Herzklopfen. Deine schnelle Abreise aber machte, daß er wirklich Achtung vor Dir bekam. Man sah deutlich, daß er das nicht von Dir erwartet hatte, denn er glaubte gewiß, Du würdest Dich mit Gewalt zu ihm drängen. Nun aber zweifelte er wieder an Deiner Liebe, und da war es, wo er meiner Schwester antwortete: „Aber mein Gott, was willst du denn, daß ich thun soll? ich kann sie ihm doch nicht selbst anbieten!“ Jetzt weiß ich gewiß, er hat wieder einen Brief von Dir, ob er es gleich nicht sagt, seine Munterkeit aber an dem Tage, da der Postbote ankam, war unbeschreiblich, sie fiel uns allen auf, und Stackelberg behauptet sogar, er habe es gesehn, wie mein Vater einen Brief aus dem Paket schnell bei Seite gebracht. Lasse Dir also nur nicht die Geduld vergehen — schreibe ihm oft. Bettle um mich, wie um das höchste Gut; das allein kann ihn vergessen machen, daß ich mir Dich als das Glück meines Lebens von ihm erbettelte. „Die Krone meines Hauses!“ rief er einmal voll Schmerz! — o das hätte er mir nicht weismachen sollen, daß ich die Krone seines Hauses bin — und wenn ichs denn wirklich wäre? schon als Kind lernte ich den Spruch: „Die Krone zum Lohne der Tugend gebührt, weil Unschuld und Treue als Perlen sie ziert“. Und war jemals eine Tugend, die da verdiente gekrönt zu werden, so ist es die Deinige, Du wahres Bild der Unschuld. Mit Freudenthränen denke ich noch oft an die moralischen Reden, die Du einmal meiner entzückten Mutter hieltest. — Nun sei nur nicht böse, ich necke Dich blos etwas, damit Dir kein Zweifel an meiner Gesundheit überbleibt, und überdem kennst Du ja das alte goldne Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich“. — Das Necken wirst Du Dir noch oft von mir müssen gefallen lassen, selbst wenn Du schon mein Herr und Gebieter bist, werde ich es zuweilen wagen. Diese neckische Laune ist ein unglückliches Erbstück, aber auch dafür weiß ich Rat: necke Du mich wieder. Ich mache nicht ohne Ursache so weitläufige Entschuldigungen, denn ich glaube, Du bist mir im Ernst böse geworden — nun gieb mir nur den Friedenskuß — es soll wahrlich nicht wiedergeschehn. . . . .

Lege ein offnes Blatt für mich in Wilde seinen Brief und schreibe mir, ob Du gesund bist, aber aufrichtig, mein eigener, lieber Gerhard — ob Du jetzt ganz ruhig bist. Aber so traurig mußt Du nicht mehr schreiben — nein, Du sollst nicht „erst in jenem Lande erwachen, wo keine Wolke den heitern Himmel trübt, um Deine Braut wiederzufinden“. Du sollst sie schon hier finden und das recht bald. Wenn wir dann nun auch die Morgensonne verschlafen und die Mittagssonne uns verfinstert wird; was ists denn weiter? ihre Strahlen sind

ohnehin mehr versengend wie erwärmend, und uns bleibt doch gewiß die freundliche goldne Abendsonne und überdem die Aussicht auf einen noch schöneren Morgen. Leb wohl, sei ruhig und erwarte bald wieder einen Brief von mir.

Harm, am 25. October 1799.

Gottlob! daß ich Dich jetzt einmal ruhig weiß! — Gottlob! daß ich es Dir selbst schreiben darf, daß auch ich ruhig und froh bin. Nur ist meine Freude nicht so stürmisch wie die Deinige; eigentlich fühle ich gar keine Freude — nur Ruhe. Der nagende Schmerz am Herzen ist fort und die tiefste, süßeste Ruhe, eine Ruhe, die beinah an Müdigkeit grenzt — mein einziges Gefühl. Ich genieße die Gegenwart mit einer Art von Bewußtlosigkeit, denn jeder Blick in die Zukunft ermüdet mich.

Es ist, als hätte ich alle meine Kräfte angestrengt, um zu einem gewissen Punkt zu gelangen — jetzt habe ich ihn erreicht, und ermattet stehe ich hier und blicke um mich und zurück — und erschrocken über den öden, einsamen, gefahrvollen Weg, den ich zurückgelegt, kann ich's kaum begreifen, daß ich ihn zurückgelegt habe. Vor mir erblicke ich einen Himmel, ich freue mich der reizenden Bilder, aber ich freue mich ihrer mit der Ruhe einer Sterbenden. Ich mag nicht mehr die Hand ausstrecken nach diesen lieblichen Bildern — denn — sie würde ermattet zurücksinken — ich wage keinen Schritt weiter in diesen Himmel, denn meine Füße tragen mich nicht weiter. So stehe ich denn hier und ergötze mein Auge an all den Schönheiten, die die Zukunft mir enthüllt, aber ich sehe ihnen nicht mit ungeduldiger Sehnsucht, sondern mit der gedankenlosesten Ruhe entgegen.

Das einzige Gefühl, das noch mit aller Stärke mein Herz durchströmt, ist — Dankbarkeit — grenzenlose Dankbarkeit gegen meinen Vater. Dies Gefühl allein sagt mir noch, daß ich lebe. O der gute, der beste der Väter! — Nie werde ich es vergessen, daß er seinem eignen Herzen die tötlichste Wunde schlug, um das meine zu heilen. Schrecklich war das Opfer, das er mir brachte! — und nichts — nichts in der Welt könnte mir Trost geben, wenn ich nicht so fest überzeugt wäre, daß er nicht immer Opfer nennen wird, was er jetzt für uns that — daß unser Glück seinem Alter die süßesten Stunden bereiten soll, und daß er noch gewiß einst den Augenblick segnen soll, in dem er mir Glück und Ruhe schenkte. Ja, fest überzeugt bin ich davon, daß es ihn wenigstens nie gereuen wird — denn nie wirst Du ihm Kummer machen. Nie! Aber Freuden ohne Zahl kannst Du ihm geben. Künftig, wenn er einsam und entfernt

von seinen andern Kindern seine Tage in traurigem Einerlei hinlebt, dann wollen wir uns zu ihm drängen, wollen ihn pflegen und warten, wollen Tag und Nacht nur darauf sinnen, ihm Freude und Erholung zu verschaffen.

Und so soll er denn endlich vergessen lernen, daß Du nicht ganz der Sohn seiner Wahl warst; so sollst Du noch der Sohn seines Herzens werden.

Aus einem Brief vom 30. October 1799.

. . . . Glaube nicht, daß ich darüber erschrocken bin, daß Du noch so wenig zurückgelegt hast; auch ich habe das erste Jahr wenig erwartet, da ich wußte, wie viel die Einrichtung Dir kosten würde. Glaube nur nicht, daß ich so ganz unwissend bin — ich weiß wohl, daß Du einen Teil Deines Erwerbs Deiner Mutter gesandt hast. Mein Vater erzählte es mir, um mir Deinen Leichtsinn und Deine wenige Liebe einleuchtend zu machen; aber das süßeste Entzücken füllte mein Herz statt des Zornes, den er erwartete. „Wie?" sagte er, „ich glaube gar, Du freust Dich noch? Er sollte jetzt blos an Dich und seine eigne mißliche Lage denken und vergißt Dich und sendet alles der Mutter. Denke nur, wie oft Du Mangel leiden wirst bei einem Mann, der bei aller Liebe so leichtsinnig handeln kann." „Vater, Vater," rief ich voll Freude — „der Mann, der in dieser peinlichen Lage sich und was noch mehr ist, seine Geliebte warten läßt, um nur der Mutter zu Hilfe zu eilen — der Mann wird nie sein Weib darben lassen. Vergäße er jetzt seiner Mutter — so würde ich für die Zukunft zittern, wenn keine leidenschaftliche Liebe mehr für mich spricht. Doch wie ist es möglich," sagte ich erstaunt, indem ich mich langsam von seinem Halse losmachte, „wie ist es möglich, daß eine solche That gegen einen Vater muß entschuldigt werden — daß er die edelste Handlung zum Verbrechen macht?" — „Das will ich nicht," sagte er etwas gelassen, „er ist ein guter Sohn, er hat edel gehandelt, aber nicht klug." „O so möge er nie klug handeln," sagte ich leise, „wenn nur das Klugheit heißt!" — o wie ich Dich liebe, Gerhard, wie ich stolz war auf Dich, da mein Vater Dich so bei mir anklagte — wie gern will ich warten auf Dich — ist doch der Besitz eines Herzens wie Deins einige kummervolle Jahre wert. Auch mein Vater schätzt und liebt Dich; doch kennst Du jawohl seine Art, grade immer seine sanften, besseren Gefühle verbergen zu wollen. Nur, wer ihn so genau kennt, wie ich, weiß, daß er oft gegen seine eigne Überzeugung die widersinnigsten Dinge behauptet.

Deiner Mutter werde ich nächstens schreiben — aber ich zittre — wird sie die eine Bedingung meines Vaters, die Religion betreffend — wird sie die eingehen?*) Und wenn sie sie aus Liebe zu Dir eingeht, werde ich ihrem Herzen, meiner fremden Religion wegen, nicht auch immer fremd bleiben? Und wird es ihr nicht schmerzlich sein, ihre Enkel einmal so aus ihrem Himmel ausgeschlossen zu sehn? Sie ist noch eine eifrige Katholikin, das habe ich aus den Klagen über ihre Söhne, die einmal nicht mit wallfahrten wollten, schon gesehen. Gott weiß, ich habe nie mit dieser Angst an alles das gedacht, weil ich die Sache für zu entfernt hielt. Nähere Sorgen quälten mich damals, aber jetzt fällt diese mit doppelter Stärke auf mein Herz. Doch wäre es nicht undankbar von mir, wenn ich jetzt mutlos werden wollte? — jetzt, da Himmel und Erde sich vereinigen, meine Wünsche zu erfüllen. . . . .

Harm, am 17. November 1799.

. . . . Ich will Dir lieber schreiben, wie ich meinen Geburtstag zugebracht habe. So habe ich noch keinen Tag erlebt wie diesen, so viel noch an keinem empfunden, wie an diesem 12. November. Freude, Rührung, Schmerz — kurz die widersprechendsten Gefühle rissen mein Herz hin und her. Um fünf trat das Mädchen, das mir morgens immer Licht bringen muß, ins Zimmer, und bei dem ersten Schein dieses Lichts war auch ich munter. Meine Augen wandten sich gradewegs zu Deinem Bilde hin — das kleine wiegte sich auf meiner Brust, aber das achtete ich nicht, nach dem großen Bilde nur blickte ich, streckte ihm meine Arme entgegen, und es war, als lächelte es mich heute besonders freundlich an. Nun kleidete ich mich schnell an, und um den Tag recht besonders zu feiern, setzte ich mich hin und schrieb an Deine Mutter und Deine Geschwister. Ich schrieb bis 8 Uhr ungestört, also volle drei Stunden. Kathrinchen saß am Theetisch, bereit, mich beim ersten Laut, den sie hören würde, herbei zu rufen. Ich konnte aber ungestört endigen, denn das Frühaufstehn hier hat sich schon wieder gegeben. In der Stube am Theetisch fand ich Gustchen, Heinrich, Kathrinchen und Emilie in frohen Gesprächen. Auch ich fühlte mich froh und so heiter, wie ichs lange nicht gewesen war. Wir scherzten und lachten, bis der Vater kam. Nun besorgte ich ihm schnell seinen Kaffee und Thee, übersah die Küche, und nachdem alles

*) Herr von Manteuffel hatte die Bedingung gestellt, daß Kügelgen ehe er Lilla heimführen könnte 1. ein bestimmtes Vermögen erworben haben müsse, 2. seinen Adel erneuern ließ, 3. das Versprechen gäbe, etwaige Kinder evangelisch zu erziehen.

gethan war, was ich thun sollte, eilte ich ins Birkenwäldchen, meinem gewöhnlichen Spaziergange zu. Es war helles, heiteres Wetter, und die Morgensonne gab sogar den kahlen, entlaubten Birken was Freundliches. Ich bedeckte meine Rosen und Lilien mit Moos und Gesträuch, um sie vor dem kommenden Frost zu schützen und wanderte nun die große Nußallee auf und nieder. Ich dachte an Deine Mutter, die nun auch meine Mutter ist — an Deine Schwestern, an Karl, an Dich; ich dachte an meinen vorigen Geburtstag. Damals hatte ich die Gewißheit, den Tag an Deiner Seite zuzubringen, aber die Zukunft lag dunkel und schrecklich vor mir. Jetzt warst Du nicht bei mir, aber doch mir näher, doch mehr mein Eigen. Dies tröstete mich. Ich dachte mir's so lebhaft, wie Sergei den Morgen mit aller Grandezza in mein Zimmer trat und mir die vier niedlichen Bäumchen überreichte. Ich dachte jetzt an meinen Myrtenbaum, wie er in dem einen Jahr so schön geworden, wie er meine Pflege so gut belohnt, und unwillkürlich richteten sich meine Schritte nach dem Gärtnerhause. Ich hatte meine Bäumchen, halb gezwungen, dem Gärtner den Winter über abgeben müssen — mein Vater wollte es — und mit schwerem Herzen trennte ich mich besonders von meinem Myrtenbaum. Er war mir so lieb, so unbeschreiblich lieb. Schon einmal erfroren, kam er zurück ins Leben durch meine unermüdete Pflege — schon einmal durch den Sturm geknickt — von mir gepflastert und verbunden, wuchs er nur um so schöner empor. Jetzt eilte ich hin, um ihn zu besuchen, denn es war ja auch sein Geburtstag. Schnell trat ich ins Gärtnerhaus, mein Auge suchte den Liebling. Aber, o Himmel! ich wäre beinah umgesunken! — Gerhard, mein Baum — unser Baum — unser schöner Baum! da stand er, seiner schönsten Äste beraubt, kahl und entlaubt wie ein Besenreis! — „Um Gottes willen!" rief ich dem Gärtner — „um Gottes willen, wer hat das gethan?" — Bestürzt trat auch er näher — „mein Gott!" stammelte er — „Ihr Geburtstag — der einfältige Gärtnerbursch — die kleine Fräulein — war hier nach Blumen." — „O was hat sie gethan! was hat sie gethan!" rief ich schmerzlich und eilte hinaus, denn ich konnte kaum die Thränen zurückhalten und schämte mich ihrer. Die arme Emilie, dachte ich, sie wollte mir ja eine Freude machen. Ich nahm mir nun fest vor, sie meinen Schmerz nicht merken zu lassen und ging mit schwerem Herzen nach Hause. Gleich in der Thür traf ich einige Weiber, die meiner warteten, um die reine Wäsche zu empfangen. Dies gab mir Arbeit und zog meine Gedanken ab von dem Verlust, den ich erlitten. So beschäftigt, überzählte ich eben eine Menge Servietten, als Emilie hochrot vor Freude zu mir hüpfte, mir einen niedlichen Kranz aufsetzte

und mir zugleich einen großen Myrtenstraus überreichte — Gerhard lache nicht über meinen kindischen Sinn — aber kaum erblickte ich die schönen Myrtenzweige, die ich so gepflegt, so vergaß ich Emilie, ihre gute Absicht, die Waschweiber, alles, alles — ich wandte mein Gesicht weg, und Thränen stürzten aus meinen Augen. Emilie stand betreten da. Ich fühlte mein Unrecht, küßte sie herzlich, ich wollte auch danken, aber dies Wort wollte nicht über meine Zunge. „Ach kannst Du mir vergeben?" rief sie nach einer Weile, da sie von Kathrinchen die Ursache meiner Thränen erfahren — „ich habe es nicht gewußt, ich habe es gewiß nicht gewußt, daß es Dein Baum war." Ich küßte sie tausendmal und suchte sie zu beruhigen. Die Kleine aber war untröstlich. Ich glaubte nicht, daß der Tag, der mir so froh begann, noch so viel Schmerzen bringen würde! denn jetzt mußte ich noch eine Kränkung erdulden, die mir beinah das Herz zerriß, doch auch das sei vergessen. Entschädigte doch auch der Abend für so manches Unangenehme. Ich saß in der Stube bei meinen Geschwistern und strickte — Emilie trat leise zu mir und flüsterte mir ins Ohr: „komm doch auf einen Augenblick heraus." Ich folgte ihr; schnell öffnete sie nun mein Zimmer, und ein allerliebstes weißes Schaf kam mir entgegen und leckte mir die Hand, als wäre es abgerichtet. „Erlaube," sagte jetzt Emilie mit bittender Stimme, „daß ich dir heute dies Schaf schenken darf, es ist das Liebste, das ich habe, nimm es nur freundlich an und vergiß auf einen Augenblick Deinen Myrtenbaum." Zugleich hatte sie ihm ein Tuch mit der abgeschorenen Wolle um den Hals gebunden, um auch nichts, garnichts von dem Liebling zurückzubehalten. Ich war so gerührt, Gerhard, und so beschämt! Ich drückte sie mit der einen Hand an mein Herz, mit der andern liebkoste ich dem Schafe, das sich an mich drängte, als wollte es mir huldigen. Hättest Du sie nur so neben einander stehen sehn, diese beiden Geschöpfe, an Einfalt, Unschuld und Sanftmut sich so gleich.

Nein, ich vergesse das nie — aber auch nur ein Augenblick, wie dieser, konnte mich mein Myrtenbäumchen vergessen machen. Ist es nicht eine süße Blume, unsre weiße Rose? Auch gönne ich sie nur einem Blumenfreunde, der ihren Wert ganz zu schätzen und ihr zartes Weiß zu erhalten weiß.

(Emilie wurde später die Gattin von Gerhards Zwillingsbruder Karl).

Für Dein Geschenk sage ich erst mündlich Dank — doch hat auch das mir einen Seufzer gekostet. „Pflege Dein Myrthenbäumchen" — las ich auf dem Pergamentblättchen — o warum, warum grade heute diese Bitte? — ich war außer mir. Wenn er es nur sehen

könnte, das arme Bäumchen! dachte ich und schloß das Geschenk traurig ein. Doch jetzt muß ich schließen. Nur noch eine Bitte. Wenn Du kömmst, so lasse es mich doch durch Wilde wissen. . . . .

Wenn Deine Freunde mitkommen, so lasse sie nur auch Beweise ihres Adels mitbringen, denn höre nur, man zweifelt hier stark daran, daß es ein Graf gewesen, der damals als Dein Fürsprecher auftrat — er hätte nicht wie ein Graf ausgesehn, sagt man. Ich weiß immer nicht, soll ich weinen oder lachen über so etwas! Mögen sie übrigens sein, was sie wollen — von mir grüße sie herzlich, denn als Deine Freunde sind sie mir in jeder Gestalt liebenswürdig. . . .

Harm, am 4. December 1799.

Ja, ich will Dir noch einmal schreiben, mein Gerhard, noch einmal ehe Du kommst. Diese Beruhigung bin ich Dir und mir selbst schuldig. Aber wirst Du denn auch wirklich kommen? noch kann ich mich nicht davon überzeugen; noch scheint mir die ganze Sache ein Traum! Wie? in vierzehn Tagen soll ich Dich sehen? hier sehen? Gott, gebe, daß Du wirklich kommst! Vielleicht weckt Dein plötzlicher Anblick meine Seele aus diesem betäubenden Schlummer — vielleicht werde ich wieder, wenn ich Dich sehe, was ich war.

Meine letzten Briefe haben Dir Kummer gemacht, ich habe Dich geängstigt ohne es selbst zu wissen, nur aus Deiner Antwort schließe ich es, daß ich Dir Manches geschrieben habe, was ich nicht hätte schreiben sollen — Du nennst meine Seele krank und auch meinen Körper. Du irrst Gerhard! ich bin weder krank noch hypochondrisch, aber ich bin nicht glücklich. Nur mündlich kann ich Dir sagen, was dieses Herz drückt, mehr drückt als alle Sorgen unsrer Liebe.*)

Doch was spreche ich? Dir sagen? — ach! es ist mir ja schon angekündigt, daß ich mit Dir nicht sprechen soll! Aus was für Gründen mir auch dieser letzte Trost — mit Dir sprechen zu können, aus was für Gründen mir auch der geraubt wird — ziemt mir nicht zu fragen. Sei es, sei es — ich will mir auch das gefallen lassen — denn es währt ja in der Welt nichts ewig! Schon das wird mir Trost gewähren, wenn ich in Dein ehrliches, freundliches Auge blicken darf, und das wird und kann mir ja doch niemand wehren.

Du kehrst doch ein bei meiner Schwester? (Frau v. Stackelberg). Ich will Dich gerne ein paar Tage später sehen, wenn Du nur dadurch Gelegenheit bekommst, sie etwas näher kennen zu lernen. Und

*) Diese Worte scheinen sich auf schwere Familienverhältnisse zu beziehen, die nicht näher bezeichnet werden.

auch meine Mutter würdest Du da sehen, denn ich zweifle sehr, daß jemand von Ottenkill zu Weihnachten herkommen wird. . . . .

Manche trübe Stunde verscheuchte uns die Orgel; dieser heilige Gesang entfernte alle Bitterkeit aus unsern Herzen und machte sanfteren Gefühlen Platz — aber auch diese Freude ist uns genommen. Bestaubt und schweigend steht sie da, wir dürfen sie nicht anrühren, und mit ihr ist das ganze Haus gänzlich verstummt — ich sage Dir, es ist hier so öde und still wie im Grabe, nur leider nicht so ruhig.

La Fontaine sagt in seinem Meisterstück ‚Die väterliche Gewalt': „Du nennst nur Diebe und Mörder elend, nur unglücklich, wer in Ketten und Banden sein nahes Todesurteil erwartet! Rechnest Du denn die feinen Stacheln, die immer von neuem auf uns eindringen und das Herz nie heilen lassen, rechnest Du denn die für garnichts?"

Sieh Gerhard, diese feinen Stacheln sinds, die auch mein Herz nie heilen lassen. Wenn ich Dich nun neben mir leiden sähe, wie ich jetzt alles um mich leiden sehe, wenn ich Dich noch mehr leiden sähe — sage Gerhard, sage! wäre das ein Leben, wie Du es wünschen könntest. . . . . Gerhard, Du weißt, mit welcher Wärme ich an dem Gedanken hing, hier in der Nähe bleiben und so immer noch die Pflichten eines guten Kindes erfüllen zu können; glaube mir daher, daß ich nur mit blutendem Herzen diesen, meinen Lieblingsplan aufgebe. Aber es geht nicht, es geht wahrlich nicht — ich kann alles ertragen, so lange ich allein trage, sobald ich Dich aber gekränkt sähe, und das würde täglich wohl einige hundertmal geschehen — dann Gerhard, wäre ich auch meiner nicht mehr mächtig — lieber sterben, als zulassen, daß Du gekränkt würdest. . . . . Auch will man uns ja nicht, ich sage Dir's — man will uns nicht. Nicht aus Haß! nein, aus Eitelkeit und Stolz entfernt man uns, Gott weiß wohin? Du staunst? Nun so höre. Leben wir hier in Löhra ein ruhiges, aber kleines Leben, so erscheinen wir wie Verwandte, die bei ihren reicheren Verwandten Schutz und Hilfe suchen; wenn es auch der Fall nicht wäre, so könnte es doch so scheinen. Darum sollst Du selbst ein großes Gut kaufen, sollst Dich in Schulden stürzen — sollst auch nicht mehr arbeiten, denn Arbeit ist heutzutag Schande, sondern Du sollst wirtschaften, obgleich Du weder die Kenntnisse dazu hast, noch die Sprache verstehst. Wenn wir dann von Schulden erdrückt werden — so glänzen wir in unsern Lumpen dann doch mehr, als in einem einfachen aber ruhigen Privatleben. ꝛc. ꝛc. . . . . Gott weiß, die Welt wird mir von Tag zu Tag verächtlicher! — o der elenden

Männerseelen! was Ehre ist, nennen sie Schande, und was mir Schande dünkt, ist ihnen Ehre — doch Du bist ja auch ein Mann, verzeih — aber ich möchte lieber wünschen, Du wärest ein Weib, dann liebten wir uns wie zwei Schwestern, und all das Elend wär nicht nötig. . . . .

Ist es denn wirklich wahr, daß ich Dich sehen soll? Gerhard! glaube nicht, daß ich mich durch irgend etwas werde abhalten lassen, Dir entgegen zu fliegen, wenn Du kommst. Es wäre ja unnatürlich, wenn ich kalt und steif da stehen bliebe, und Du kämst, Du kämst — es wäre mehr als grausam, dies zu fordern. Deine Hand werde ich ergreifen vor aller Augen und werde sie drücken wie die Hand meines besten, meines allerbesten Freundes. O! über die ewigen Ziereреien! und am Ende weiß die ganze Welt, daß ich Dich liebe, denn man weiß, daß Du hier warst — und in Thränen zurückkehrtest; sollte man das Übrige nicht erraten? Auch habe ich gegen niemand geleugnet, daß ich Dich liebe, mehr liebe als alle Männer, jedem habe ich es gesagt, der es wissen wollte, denn ist Deine Liebe nicht mein Stolz? Lebe wohl mein Gerhard, von heute an zähle ich die Stunden bis zu Deiner Ankunft. 373 Tage bist Du nun schon von mir getrennt! über ein Jahr schon. Gott! wenn ich das bei der Trennung gewußt hätte. Nun lebe wohl, ich erwarte Dich gewiß vor Weihnachten.

Harm, am 10. Januar 1800.

Ich schlief gestern so froh ein, und doch marterte ein quälender Traum mich die lange Nacht durch, und ich erwachte heute früh mit einem heftigen Fieber. Ist es nicht unbarmherzig, Gerhard, daß sogar den Träumen die Macht gegeben ist, uns zu quälen? Da liegen wir dann totenähnlich und können's nicht ändern, was auch immer mit uns geschieht.

Ich träumte, ich ginge mit Dir und meinen Geschwistern in einem paradiesischen Garten spazieren, wir liefen herum und sammelten die schönsten Blumen, dann lagen wir im Grase, und man bewirtete uns mit den schönsten, süßesten Früchten. Vor uns erblickten wir einen großen, hellen Teich, um den sich hohe, hohe Ulmen wölbten. Du mußt wissen, daß dies mein Lieblingsbaum ist, auch hing mein Auge unverwandt an diesen Bäumen, die sich im Wasser spiegelten, und die ich noch nie so schön gesehen hatte. Plötzlich kam mein Vater mit einem Briefe in der Hand. Der Brief war an Dich. Statt ihn aber Dir zu geben, warf er ihn nach seiner Gewohnheit Dir hin. Der Wind faßte den Brief und wehte ihn in den Teich. Du eiltest,

um ihn noch zu erhaschen, glitschtest aber aus und — plötzlich warst Du unsern Augen entschwunden. Nun füllte mein Geschrei die Luft, ich fand Deinen Bruder Karl, und nun klagten wir gemeinschaftlich. Endlich näherte sich uns eine Menge Bauern, die den Teich ablassen und Deinen Körper suchen wollten — da trockneten die Thränen plötzlich, ich stand da, starr, bleich atemlos — endlich fanden sie Deinen leblosen Körper und trugen ihn auf einen Rasen. Kein Zeichen des Lebens war mehr in Dir! da schrie ich laut auf und warf mich auf mein Gesicht; ich drückte meinen Mund tief in die Erde, damit man mein Schluchzen nicht hören möchte. Nein, es ist unmöglich, daß die Wirklichkeit mir schrecklicher hätte sein können als die Angst dieses Traumes. Lange lag ich so, dann hob ich meinen Kopf langsam, ich wagte es nicht, Dich zu sehen, und doch suchte Dich mein weinendes Auge. Da lagst Du, blaß und weiß wie eine Lilie, aber immer noch tot. Ein alter Bauer hatte sein graues Haupt in beide Arme verhüllt und weinte bitterlich. Die Übrigen standen mit gefalteten Händen und schweigend um Dich. Also keine Hoffnung! rief ich matt. Ich kroch zu Dir hin und legte meinen Kopf auf Dein Herz. Da will ich sterben, sagte ich ruhig und schloß jetzt die Augen, wie ich glaubte auf immer. Dein Bruder kniete neben Dir und hielt uns beide fest umschlungen. Endlich fuhr ich auf „er lebt!“ schrie ich — „er lebt! sein Herz schlägt wieder!“ Ich legte meine Hand auf Deine Brust — „er lebt!“ wiederholte ich, und nun stürzte ich über Dich und überströmte Deinen Mund mit Küssen. Grade hier erwachte ich — mein Herz klopfte gewaltig, daß ich glaubte, es würde mich töten — ein eiskalter Schweiß stand in großen Tropfen auf meiner Stirn, kurz der Traum, der häßliche Traum hat mich im Ernst krank gemacht.

Jetzt ist mir besser, ein wenig Kopfweh ist mir nur noch geblieben. O sage! ist es nicht grausam, daß unsere arme Seele so wehrlos im Schlafe den fürchterlichsten Qualen preisgegeben ist? — Gottlob nur, wenn man erwachen kann. . . . .

Harm, den 29. Januar 1800.

Vorgestern um 1 Uhr in der Nacht sind wir hier mit den beiden Kleinen glücklich angekommen, und da wir wahrscheinlich erst in den ersten Tagen des Februar nach Reval ziehen, so eile ich Dir mit diesem Boten zu melden, daß ich gesund bin, daß mein Vater mich zärtlich empfangen hat, daß er mir sogar selbst gesagt hatte, unsre Verlobung solle im Maimonat sein, daß er Dich dazu eingeladen, und daß ich vor Freude außer mir bin über alles dies.

So würde ich denn bei unsrem Wiedersehn nicht mehr den grauen Mann zu fürchten haben, so werde ich Dich denn endlich offen und grade lieben dürfen!

Meine Schwester, die nie zufrieden ist, sagt: „Nun gut, wenn er schon die Verlobung machen will, so soll er auch noch die Hochzeit machen, ehe Kügelgen abreist.“ Aber ich bin schon völlig zufriedengestellt, wenn ich einmal in Harm ohne Zittern Dir um den Hals fallen darf und ohne erschrecken zu müssen, wenn eine Maus in den alten Tapeten knistert. Ich kann Dir heute nicht viel schreiben, aber ich denke, das wenige wird Dich schon freuen — ich wiederhole es Dir noch einmal: Ich bin gesund und alles schreit hier laut über meine veränderte Gesichtsfarbe und meine Munterkeit. Meinen Vater hat diese unbegreiflich schnelle Veränderung mehr gelehrt, als alles, alles bisher ihn rühren konnte. Er sieht jetzt deutlich ein, was er nie glauben wollte, daß nicht Sabler seine Arzeneien, sondern Seelenruhe mir hier in Harm fehlte. . . . .

. . . . Ich bin heute so ausgelassen lustig, daß ich beinah Ähnlichlichkeit von dem frechen Portrait mit der schwarzen Halsbinde habe. Pfui! Gerhard! Das kann ich Dir noch nicht verzeihn! Sah ich denn wirklich so männlich und dreist aus? So mache mir lieber noch einen Schnurrbart an und lasse mich dazu mit der Peitsche klatschen. Daß Ihr Männer doch nimmer die Mittelstraße findet — erst malt er mich als eine arkadische Schäferin, bekränzt mit Rosen, wie ein junges Mädchen von vierzehn Jahren. Nun wischt er die armen verblühten Rosen glatt ab, läßt mir auch nicht mal ein grünes Blättchen und giebt mir einen frechen Blick, als wär ich ein Husarenweib. Nun, mir ist's gleich! Ist es doch für Dich selbst. Du siehst, das Zanken hab ich noch nicht verlernt . . . oder sagen wir: das Necken? —

Reval, am 8. Februar 1800.

. . . . Gestern brachte ich den Nachmittag bei meiner guten Harder zu. Sie saß da am Theetisch, besorgte ihre Gäste, schmeichelte ihrer alten Schwiegermutter, die aus Petersburg herkam — bald schenkte sie eine Tasse Thee ein, bald nahm sie den größeren Knaben einmal in die Arme und küßte ihn, bald den kleinsten aus der Wiege, die mitten unter uns stand. Die alte Schwiegermutter, eine große, muntre, lebhafte Frau, wurde bald mit mir bekannt, schwatzte entsetzlich viel und ging und sprang im Zimmer herum, wie die Jüngste unter uns. Da ich mich aber ans Fortepiano setzte und eine Polonaise spielte und sie mit eins den Großsohn an der Hand ergreifen und

mit der größten Würde eine Polonaise tanzen sah — da glaubte ich leibhaftig Deine Mutter zu sehn — mein Auge verfolgte sie jetzt unablässig, und sie wurde mir durch diese Ähnlichkeit so interessant, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihren Arm ganz heimlich zu küssen, wie sie eben am Fenster stand und einer alten Jungfer mit der größten Lebhaftigkeit die Beschreibung einer neumodischen Haube machte. Da ich in dieser Schwiegermutter so ganz das Bild der meinigen erkannte, so verwechselte oder verwebte ich die Personen selbst so ineineinander, daß ich am Ende bei jeder Handlung, die ich diese thun sah, Deine Mutter mit handeln sah. O war ich entzückt, wie ich sie ihr Töchterchen mit dieser zutraulichen Munterkeit in den Arm nehmen und küssen sah, aber so preßte sich auch mein Herz ängstlich zusammen, als ich gewahr wurde, wie sehr die Großmutter den ältesten Knaben verhätschelte und verdarb. Müssen denn alle Großmütter ihre Lieblinge nur Eigensinn und Unart lehren? dachte ich und faltete meine Hände mit Wehmut. In dem Knaben sah ich jetzt meinen Sohn, in der Großmutter Deine Mutter, ich sah lange dem Unwesen zu, mein Herz schlug ängstlich, meine Augen füllten sich mit Thränen. Aber was thut denn die Mutter? dachte ich und wandte meine Blicke schnell hin auf sie; sie war jetzt Lilla, und ich suchte erwartungsvoll ihre Gedanken in ihren Augen. Ich fand sie traurig auf ihren Sohn geheftet — lange blickte sie schweigend hin. Die Liebe zu ihrem Sohn und die Ehrfurcht für die Mutter ihres Mannes schienen auf ihrer Zunge zu kämpfen. Endlich sagte sie in bittendem Ton: „Mutter, liebe Mutter! ich habe Sie so oft gebeten — Sie verderben mir den Jungen. Ich bitte, ich bitte Sie recht sehr, lassen Sie das nicht zu.“ — „Nein gute Nancy“, sagte die Alte, „fürchte nichts für den Kleinen, du weißt ja, ich liebe ihn“ — und indem steckte sie ihm heimlich eine Süßigkeit, die ihm vom Vater *streng* verboten war, in den Mund. Die Mutter wandte sich seufzend weg und legte ihr jüngstes Kind still in die Wiege. Der Knabe schmiegte sich an die Großmutter, stahl ihr ein Bisquit nach dem andern aus der Tasche und sah die Mutter listig an. Ich aber fühlte eine kleine Wut im Herzen, nahm den Jungen heftig bei der Hand und sagte: „John, liebst Du denn Deine Mutter garnicht?“ Er stürzte jetzt schnell hin und umklammerte ihre Kniee und sah mich dabei triumphierend an. Nein, Du liebst sie nicht, sagte ich, sieh da ißt Du eben, was sie Dir verboten hatte zu essen und hast es der guten Großmutter gestohlen. Er nahm jetzt schnell den Bissen aus dem Munde und warf ihn hin, lief zur Großmutter, setzte sich ihre Brille auf die kleine Stumpfnase, ergriff ein Buch und las mit lauter Stimme sein Gegackel her. Dieser kindische

Einfall machte alles wieder vergessen, und wir fanden unsre frohe Laune bald wieder. Was meinst Du Gerhard? Ist sie auch hierin Deiner Mutter ähnlich? Da würde ich aber nicht so geduldig wie Nancy zusehen, sondern mein Kind mit der größten Freundlichkeit forttragen, konnte ich doch jetzt nicht einmal mein loses Maul bei einem fremden Kinde halten. Das Lustigste aber war, daß niemand mir diese Freiheit übel zu nehmen schien — die Mutter lächelte mir freundlich ihren Dank zu — die alte Großmama, neben die ich mich sogleich setzte und ein wichtiges Gespräch über die Petersburger Welt anhub, um mich von ihr belehren zu lassen, vergaß mir bald den geraubten Knaben und erzählte mir. . . . . Ich glaubte jetzt wieder Deine Mutter zu sehn, wenn ich jetzt so neben ihr säße und sie erzählte mir vom Rhein, von Joseph, von Marianne, von Cordula, von ihren Großkindern. Dieser Gedanke brachte eine sonderbare Rührung in mein Herz und gab meinen Augen ein eigenes Interesse, wenn ich sie anblickte. Wenigstens schienen ein paar alte trockne Großtanten, die über meine vorhergegangene Frechheit Mund und Augen aufsperrten, jetzt ausgesöhnt mit mir, da sie sahen, mit welcher Aufmerksamkeit ich die Worte der alten Dame auffing — auch lohnte mir ein zufriedener Blick, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Reval, am 8. Februar, abends.

. . . . Giebt es nicht Menschen, die die Sonne hassen, wenn sie traurig sind und nur im Sturm und tobenden Wetter, bei Donner, Blitz und Hagel, frei Atem schöpfen können? Nur in der Zerstörung finden sie Trost, aber — keine Hilfe.

Da fühle ich ganz anders, bin ich traurig, so kann mich nichts trösten, als ein weinendes Gesicht, dessen Thränen ich trocknen, dessen Schmerz ich in Freude verwandeln könnte. So hab ich oft gedacht: Wie Lilla, wenn Gerhard nun sterben müßte, was würde dann aus dir? Mein erster Gedanke war natürlich auch Tod. Wenn ich aber bedachte, daß der Tod denn doch nicht immer auf den Ruf der Menschen erscheint und oft am wenigsten dann, wenn er gerufen wird, so sann ich hin und her, ob ich nichts entdecken könnte, was mir das Leben noch erträglich machen würde. Immer dachte ich mir mein künftiges Leben dann unter den Deinigen, bei Deiner Mutter, unter Deinen Schwestern — aber wenn nun die auch nicht mehr sind? Sieh Gerhard, da hätte die ganze Welt keinen Trost für mich, wenn sie aus lauter Glücklichen bestände. So lange es aber noch der Unglücklichen so viele giebt, solange werde ich — selbst ohne Dich, ohne alles, alles

was mir lieb war — noch Glück finden. Kein seligeres Gefühl aber kann ich mir denken, als einer Mutter, die trostlos dahinstirbt und ihre zurückbleibenden Kinder beweint, ihre letzten Augenblicke durch das Versprechen zu beseligen, Mutter ihrer Kinder zu werden, oder ich fände mehrere „Agnes“ *) und zöge sie an mein Herz, und sie nennten mich dann alle Mutter, und ich wäre ihnen dann mehr noch als Mutter, wäre ihnen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, alles, alles. Und wäre ich auch noch so arm, so sollte mir doch niemand solche Seligkeiten rauben. Gerhard! Du glaubst es kaum, mit wie wenigem man oft Menschen froh, ach sogar glücklich machen kann.

O wie glücklich bin ich in dem Gedanken, daß Du diese Freuden so rein mit mir fühlen kannst — nur wenige, wenige haben Sinn für solche Seligkeiten. Nein, sollte ich auch der Thränen unzählige noch verweinen — sollte ich jeden noch unbekannten Schmerz kennen lernen, Dich Gerhard, Dich erkaufe ich nie zu teuer. O Gott! wie ich Dich liebe! Nein, Gott wird uns nicht trennen — und wenn es nun sein müßte, so wird er uns ja auch Stärke geben und Mut, dies kurze Leben noch durchzuweinen. . . . .

Reval, am 11. Februar 1800.

. . . . Ich habe mich gefreut und geängstigt über Deine neue Bekanntschaft — gefreut, weil ich Dir Freunde wünsche und geängstigt, weil schon so viele Menschen mich täuschten. Lieber Gerhard, Du wirst wissen, welche traurigen Erfahrungen mich vorsichtig machten. Vorsichtig, nicht mißtrauisch, das werde ich nie und gegen keinen Menschen sein.

Dein Herz ist auf der Zunge, Du predigst Deine Gefühle so gern der Welt hin, es kann nichts leichter sein, als Dich täuschen. Man braucht Dich nur einen Tag aufmerksam zu beobachten, so kennt man Dich durch und durch — Du legst den Leuten die Worte selbst in den Mund, die ihnen Eingang zu Deinem Herzen verschaffen können. Du hörst aus ihrem Munde dann nur den Wiederhall Deiner eigenen Gedanken und bist entzückt, Menschen gefunden zu haben, die fühlen wie Du. Lieber Gerhard, nimm mir diesen Freimut nicht übel, aber sei besonders vorsichtig mit dieser neuen Bekanntschaft. Er interessiert mich selbst so sehr, daß ich Dich zu dieser Vorsicht auffordern muß. Denn entweder ist er wirklich Dir ähnlich und ein vortrefflicher Mensch, oder er ist der größte Heuchler und also der größte Bösewicht, denn ein Heuchler ist doch immer das Schändlichste in der Natur. Denke nur an . . . . u. s. w.

*) Ein Pflegekind des Hauses.

Reval, am 22. Februar 1800.

.... Ich muß lachen über meine kleine Agnes. Die Wärterin wäscht heute, und da sitzt nun das kleine Geschöpf hier auf meinem Schoß und verfolgt die Buchstaben mit ihren großen braunen Augen. Zwischen fällt sie gar über die Feder her und will mitschreiben, und dann muß ich mich mit ihr herumbalgen, denn sie hält ihren Raub so fest, wie nur irgend ein großer Dieb. Könnte ich sie Dir doch nur zeigen! Es ist ein gar liebes Mädchen, und ich habe schon mehr als einmal gewünscht, daß es im Ernst meine Tochter wäre.

.... Aber sage mir nur Gerhard, was mit unsern Briefen vorgeht, daß sie so lange liegen bleiben und dann paketweis ankommen? Bald werde ich glauben müssen, was Sophie neulich im Scherz sagte — daß unsre Briefe aufgefangen, abgeschrieben und gesammelt werden und der ganze Roman mit dem Briefwechsel im Druck ausgegeben wird. Gott steh uns bei! —

Ich kann Dir nicht beschreiben, wie glücklich ich diese letzten acht Tage gewesen bin. Ich wußte hier in der Stadt noch außer Agnes eine arme Waise, die Pflege und Wartung bedurfte. Es erbot sich jemand, das Kind für Bezahlung zu sich zu nehmen, denn beide Eltern waren kürzlich gestorben und hatten außer diesem hülflosen Geschöpf noch sechs Kinder hinterlassen. Überdem erfuhr ich, daß die arme Reesen sich kümmerlich mit einer Menge Kindern nährte. — Mein Herz war zerrissen, ich sah alle diese Not und konnte nicht helfen, denn was ich hatte, ging alles für Agnes auf, die ich kleiden und mit Wäsche versorgen mußte. Ich schrieb aber nach Harm an meine Eltern, beschrieb ihnen meinen Schmerz und die hilflose Lage der Armen ganz kurz, bat aber zugleich meine Mutter um einige alte Kleidungsstücke. Mein Brief traf sie in der glücklichsten Stimmung, es war Besuch da, und die ganze Gesellschaft war jetzt enthusiastisch freigebig für meine Armen. Kurz ich bekam einen Sack voll Kleider und Wäsche. Wilde bat mich demütig, doch auch zwei Überröcke von ihm anzunehmen, und überdem sandten sie mir noch 25 Rubel für die Waise und 50 für die Reesen und ihre Kinder. Denke Dir mein Glück Gerhard! Der Atem vergeht mir noch, wenn ich an den frohen Abend denke.

* * *

Kaum gab sich das junge Paar der Hoffnung hin, die schwersten Kämpfe nun überwunden zu haben, als auch von Seiten der Mutter Kügelgens sich Widerspruch erhob und neuen Jammer über die armen Kinder brachte. Trotz des heißen Schmerzes darüber, der sich in Lillas Briefen äußert, schreibt sie doch ihrem Gerhard: Wenn ich

Dir die Wahrheit sagen soll, so gefällt mir dieser offne Trotz Deiner Mutter. Sie fühlt sich glücklich in ihren Kindern, sie hat vielleicht Ursache, den Adel verachten zu müssen, und jetzt soll ihr Sohn für schwer erworbenes Geld jenen verächtlichen erkaufen und wozu? um ein fremdes, unbekanntes, vielleicht sehr hochmütiges Mädchen von fremder Religion in ihre kleine glückliche Familie einführen zu können. Vielleicht hält sie mich für eine Modenärrin, die Dein sauer erworbenes Geld für Hauben und Ringe ausgeben wird — o Gott! wie natürlich sind diese Besorgnisse einer liebenden Mutter! Sie erscheint mir in einem ehrwürdigen Lichte! Sie will weder Glanz noch Flitterwerk für ihre Kinder, sie will nur ihr wahres Glück. Deine Mutter liebt Dich Gerhard, wie immer Mütter ihre Kinder lieben sollten. Ach wie gern befolgte ich ihren Rat und flöge mit Dir als ein glückliches Bürgerweib in ihre Arme! Und doch — werde ich je etwas anderes sein? O der unglückliche Adel, was er mich schon gekostet hat!.... Ich finde alles ganz begreiflich und bedaure nur, daß wir beide unseren Eltern so viel Kummer machen mußten. Könnten wir denn nicht glücklich werden ohne so viel Thränen und Seufzer auf uns zu laden?

Reval, am 25. Februar 1800.

Heute wollten wir alle in Harm versammelt sein und den Geburtstag unsres Vaters feiern helfen; es sollte aber nicht sein und wir müssen hierbleiben. Sievers reist aber hinaus, da habe ich meinen Glückwunsch wenigstens schriftlich eingesandt und Deinen Brief mit dazu gelegt. So gehen denn unsre Briefe vereint hin, wie ein Paar friedfertige Eheleute, und da der Vater Dich heute nicht mit in seine Arme schließen kann, so ist es mir schon recht, daß er auch mich nicht küßt.

Eigentlich ist es mir garnicht unlieb, daß aus der Reise nach Harm nichts ward. Denke Dir nur; da waren Anstalten gemacht zu Überraschungen, daß mir die Haare zu Berge standen. — Du weißt, wie ich beides hasse — denn die Freude findet sich selten da, wo sie so laut hingetrommelt wird. Mein Plan war, wir sollten in unsern besten, reinlichsten Hauskleidern dem Vater einen hübschen Kranz von selbsterzogenen Blumen, begleitet von einigen selbstgemachten Geschenken überreichen, ihm um den Hals fallen, sagen, was unser Herz grade zu sagen begehrte und dann den Tag recht froh und heiter hinbringen in Scherz und Freude, und wo hätte er diese finden können, als in den zufriedenen, glücklichen Blicken seiner Kinder und Enkel?

Aber nein — der ganze Saal sollte als finsterer Tannenwald decoriert werden, und eine lange Allee durch denselben zu einem Altar führen, wo Weihrauch brennen und Kerzen prickeln und Portraits darauf stehen und brennende Namenszüge darauf gemalt werden sollten. Emilie, das arme unschuldige Wesen, sollte vor dem Altar knieen und einen schön gesagten Glückwunsch hinschreiben — wir andern Schwestern aber dem Vater als Priesterinnen mit feierlichem Ernst entgegengehen. Dann sollte geweint werden und geschluchzt und im größten Jammer die Priesterinnen verschwinden und bald darauf der Saal von Masken wimmeln. Alle Nachbarn und Freunde sollten maskiert erscheinen; Sophie als die Liebe mit ihren Kindern — Gustchen als die Freude sollte starrend von Flittern und Flunkerband Blumen auswerfen — da hatte ich auch manches dagegen — die wahre Freude ist nie mit Flittern und Flunkern ausgeschmückt. Drittens sollte ich die Hoffnung, die schöne grünende Hoffnung sein — nun, willkommen wäre ich jedenfalls jedem aus der Gesellschaft gewesen — das sonderbarste aber ist, daß meine Kleidung die Hoffnung, mein Gesicht aber die Freude oder das stille Glück ausgedrückt hätte und bei Gustchen umgekehrt, ihre Kleidung wäre Freude, ihr Gesicht aber blos Hoffnung gewesen*).

Gott weiß, warum ich für alle solche weithergeführten und gesuchten Freuden so wenig Sinn habe, da ich die Freude selbst doch so sehr liebe! Aber wie gesagt, wahre Freude verträgt selten viel Geräusch, und mit dem Aufhämmern der Decorationen, hätte man sie schon weit verscheucht. Und denke nun, ich als Hoffnung sollte herumgehen und jedem meinen Strauß zum Riechen geben — es waren Musikanten aus der Stadt bestellt, die sollten pauken und trompeten und hätten sie wohl dem armen Vater Ruh' ins Herz trompeten, können? Nur unsre Liebkosungen, nur unser leises Geschwätz hätte das können, aber wie gesagt, wer sollte um den Vater sein? Emilie mußte schreiben, die Liebe auf ihre holden Englein blicken, die Freude tanzen und springen und die Hoffnung, die arme Hoffnung sollte, statt dem bekümmerten Vater Trost und Ruhe zu bringen — die Gesellschaft necken, denn ist das nicht das wahre Geschäft der falschen Hoffnung? Gegen uns war sie freilich nicht falsch, aber das ist auch ihr Verdienst nicht — wir haben sie überlistet und ihr den grünenden Strauß wegstibitzt. So war es, lieber Gerhard, und ich danke ihr den Kuckuck dafür — sie hätte uns für ihr Leben gern noch so ein paar Jährchen geneckt und bei der Nase herumgeführt — kurz

*) Gustchen, eine der Schwestern Lillas, stand vor ihrer Verlobung.

Du weißt, ich mag mit der Hoffnung nichts zu thun haben, wollte ich sie doch einst nicht mal zeichnen, denn sie täuscht gar zu viele Menschen .....

Reval, am 26. Februar 1800.

Ich habe seit vielen Jahren den Geburtstag meines Vaters nicht so innig froh gefeiert, wie gestern. Den Morgen widmete ich ihm und Deiner Mutter; ich sagte ihm alles, was mein Herz mir so laut zurief, und ihr schrieb ich beinah ein ganzes Buch voll Bitten. O, ich habe sie wieder recht innig gebeten um ihre Liebe, ohne die ich nicht froh werden kann; ich habe ihr ausführlich die Geschichte unsrer ersten Bekanntschaft geschrieben, habe ihr deutlich zu machen gesucht, daß ich Dich über allen Ausdruck liebe. Ich habe ihr das innerste meines Herzens aufgedeckt und hoffe, sie beruhigt zu haben ...

Kaum war der lustige, freundliche Doppelmeier fort, so trat ein Bote von Harm ein und brachte uns Briefe u. u. A. einen Brief von unserm Vater, der mich bis zu Thränen gerührt hat. Denke nur, er sendet mir an seinem 56. Geburtstage eine große, große Locke, die er sich selbst abgeschnitten hatte und bittet mich, dieses Andenken mit Liebe aufzubewahren. Mein Gott! was ist das für ein seliges Gefühl, wenn ich jetzt an meinen Vater denke — ich bin so voll Dank, so voll freudiger Rührung, daß mein Herz zerspringen möchte. Diese Locke will ich wie ein Heiligtum aufbewahren, und kommen einst wieder Augenblicke, wo ich Ursache finde, an seiner Liebe zweifeln zu müssen, so will ich diese Locke betrachten und daran denken, wie sie mir gegeben wurde .....

.... Doch Gerhard erlaube mir nun eine Frage: Dir mißfiel ein freier Ausdruck gewiß auch in meinem Briefe, so wie er mir jetzt selbst mißfällt; warum sagtest Du mir das nicht offen in Deiner Antwort? Wenn Du doch meine Bitte erfülltest und mir immer freundschaftlich sagtest, was Dir an mir mißfällt. Ich könnte Dich dann nur um so herzlicher lieben! Warum hieltest Du mir da nicht eine kleine Predigt? oder hofftest Du, mein eigenes Herz würde mir diese Predigt auch nicht schenken? Du lieber Prediger! .....

Mein eigener überstandener Schmerz dient nur dazu, mir das Weh andrer noch fühlbarer zu machen. Und doch litt ich nie in ähnlicher Weise wie jene.*) Die Qualen einer unglücklichen Ehe — giebt es ein Elend, einen Schmerz, der diesem beikäme? Die Hölle

*) Bezieht sich auf vorausgegangene Mitteilungen über ein, in nicht glücklicher Ehe lebendes Paar.

selbst könnte ja nichts Schrecklicheres erdenken! — Wende ich meinen Blick dann auf Dich, denke ich an Deine wahre Frömmigkeit, Dein sanftes, liebendes Herz — Dein Vertrauen auf Gott, Deine Seelenruhe, denke ich, daß ich das alles künftig mit Dir teilen soll, wie ich Schmerz und Freude mit Dir teile, dann sinke ich auf meine Kniee und verhülle mein Gesicht mit beiden Händen und denke: womit verdiene ich das vor so vielen Tausend anderen, die ich in Thränen um mich sehe? Aber ich will es noch *verdienen*, so wie Du jetzt arbeitest, um mich zu verdienen und ein Tausend nach dem andern abbezahlst — so will ich suchen immer besser zu werden, will Dich lieben und ehren, meine Pflichten erfüllen, Gutes thun, soviel in meinen Kräften steht und so meine Schuld bei wenigem bei Gott abtragen. Denn Dich will ich als ein geliehenes Kapital ansehen, dafür ich meine Zinsen richtig abtragen werde. Wenn ich an Dich denke, so ist Himmel in meiner Brust, o könnte ich immer an Dich denken und nur an Dich allein! Mein Gott, warum verstehen es doch so wenige glücklich zu sein und könnten es doch oft um einen so geringen Preis sein! —

* * *

Lilla war erfüllt von dem Gedanken, einen zwölfjährigen Knaben als Diener für ihren künftigen Haushalt zu erziehen, aber *sie* wollte ihn erziehen, denn: „Ich erziehe besser als Du, Du bist viel zu fromm und zu nachsichtig, Du kannst ja nicht einmal ernsthaft aussehen, wenn Du böse sein willst. Freilich erzählst Du mir da ein Langes und Breites von Deiner auffahrenden Art, aber, nimm es mir nicht übel, ich glaube Dir kein Wort davon. Ich bin zehnmal strenger und heftiger, als Du, und zuweilen ist das leider auch ein notwendiges Übel. Doch erschrick nur nicht — ich liebe wohl Ordnung im Hause, doch sollst Du nie eine laute zänkische Stimme von mir hören — aber *ganz* fromm werde ich auch nicht immer sein. Sieh nur, das schon hätte mir Sergei nicht thun dürfen, was er sich hier einst gegen Dich herausnahm, wie er die Kibitke wider Deinen Befehl vor der Thür aufpacken ließ — nein das hätte er mir nicht thun sollen. In die Haare wäre ich ihm auch nicht gefahren, aber empfinden hätte er es denn doch sollen. Nein Du bist viel zu fromm, oft denke ich, es wird mir auch noch gehen, wie dem Sergei, wenn ich nun aus meiner scharfen Zucht unter Deine sanfte Hand komme — doch nein, nein fürchte nichts — durch Güte bin ich nicht zu verderben — überschütte mich nur immer mit Liebe und Wohlthaten, undankbar wenigstens wirst Du mich nie finden. —

Harm, am 6. März 1800.

Endlich, endlich bin ich hier wieder ganz eingerichtet in meiner kleinen Klause*). . . . .

Ich glaube, daß ich nie glücklicher werden kann, als ich mich heute fühle — Gewiß Gerhard, das ist nicht möglich! Mein Herz ist so ruhig, so still glücklich — Du bist freilich weit von mir, aber auch in der weitesten Ferne bist Du ja mein, und für die Zukunft bin ich auch nicht mehr bange — Gott weiß, wie es ist — aber ich erwarte Dich und die Zukunft jetzt mit so wenig Ungeduld, daß ich oft selbst darüber staunen muß. Ich fühle nicht einmal Sehnsucht nach Dir, nicht diese wartende, quälende Sehnsucht — ich sitze da so ruhig bei meiner Arbeit und denke an Dich, wie ich an den Geber aller Freuden denke — mit Dank und Freude, aber ohne Ungeduld, ohne ungestümes Sehnen. . . . .

Harm, am 18. März 1800.

Daß Du Vergnügen an L. seinem Umgange findest, freut mich ungemein. Überlasse Dich nur ganz diesem Vergnügen, denn hier wäre Dein Mißtrauen übel angebracht. Er ist ein schwacher, aber ein sehr edler Mensch, und ich wünschte, Du würdest ganz von Herzen sein Freund. Aber warum glaubst Du, Du stündest ihm an Bildung der feineren Gefühle nach? Mein guter Gerhard, ich danke Gott, daß Du nicht fühlst wie dieser Mann — denn sein zu warmes Gefühl übertäubt oft seine bessere Vernunft, und das muß nie sein. Dein Gefühl aber ist so zart, so fein, als wärest Du ein Mädchen — doch sah ich Dich nie von diesem Gefühl hingerissen, thöricht handeln — nein nein! Dein Gefühl ist mir zehntausendmal lieber — Dein Gefühl ist natürliche Sonnenwärme, bei L. aber überheizt.

. . . . Papa beschäftigt sich jetzt blos mit unserm Glücke. Er hat die Güter meines Onkels angetreten und will uns ein kleines Stück Land abgeben, wo wir uns künftig ein Häuschen bauen können. Er wird uns selbst die Wahl lassen, ob wir uns bei einer reizenden Mühle oder bei der berühmten Poll'schen Quelle anbauen wollen. Wenn Du im Mai zu uns kömmst, so wähle Dir selbst den Platz, den Du künftig bewohnen willst. Poll liegt an der Petersburgschen Straße und also sehr bequem für Dich, wenn Du Reisen nach Petersburg thun willst. Heinrich wird in Kurküll wohnen, Sophie in Poll und wir bei der Poll'schen Mühle oder Quelle. So wären wir drei Geschwister dann ganz nah beisammen — doch gilt das erst um

*) Nach längerem Aufenthalt in Reval.

einige Jahre, denn jetzt kannst Du ja Petersburg ohne Deinen Schaden nicht verlassen, das sehe ich ein. Gefällt Dir dieser Plan auf die Zukunft? wenn er Dir doch gefiele! Mein Herz hängt immer noch an jenen Gegenden, wo ich so oft als Kind glücklich war, und ich würde diesen Wohnort jedem andern vorziehn, wenn er auch Deinen Beifall hätte. —

Lilla war wieder sehr krank und ging auf einige Zeit nach Reval in die Behandlung ihres Arztes Doppelmeier.

Reval, am 7. April 1800.

. . . . Ich lebe hier wie im Paradiese. Diese Doppelmeier, sie mag große Fehler haben, aber sie ist dennoch ein edles Weib, und ich nenne sie jetzt recht aus der Fülle meines Herzens Mutter. Du glaubst nicht, wie sie mich gestern gerührt hat — bis zu Thränen gerührt. Ich sitze in meinem Zimmer und arbeite und glaubte sie in der Küche. Endlich hörte ich ihre Stimme nebenan, die Thür war zu, und ich gab nicht einmal acht darauf. Endlich mußte ich aber aufmerksam werden, denn ihre Stimme wurde immer sanfter und drückte die innigste Rührung aus. Ich legte meine Arbeit hin und wandte meinen Kopf nach der Thür, da hörte ich sie denn mit ihrem Mädchen sprechen — das Mädchen wollte eben zur Communion gehen — Gerhard, sie sprach ihr mit so sanften Worten ans Herz, daß das Mädchen leise weinte und meine Thränen mitflossen, ohne daß ich es wußte. Sie machte sie aufmerksam auf den schädlichen Glauben des gemeinen Volkes, die da glauben, ihre Vergehungen seien vor Gott ausgewaschen, wenn sie den Wein trinken und das Brod essen — sie erklärte ihr mit wenigen Worten den wahren Sinn des Wortes Abendmahl, warnte sie vor Leichtsinn und verwies sie an ihr eigenes Herz. Keine Mutter könnte ihrer geliebten Tochter ihre Pflichten liebevoller ans Herz legen; zuletzt segnete sie sie, küßte sie und gab ihr ein hübsches Beichtgeld. Das Mädchen dankte ihr mit leisem Weinen und ging, und die Doppelmeier trat nach einer kleinen Weile mit einer schönen Thräne im Auge zu mir ins Zimmer. Sie setzte sich still hin und sprach kein Wort — ich war auch so gerührt, daß ich schweigen mußte. Ich betrachtete sie mit Rührung und Ehrfurcht, ich hätte aufstehn und ihre Hand küssen mögen, doch hielt mich eben diese Ehrfurcht zurück, denn ich wollte nicht, daß sie wissen sollte, ich hätte ihr Gespräch mit angehört. Aber Gerhard, ich wollte Du wärst hier gewesen; ich bin überzeugt, daß ihre Worte dem Mädchen tiefer ins Herz drangen, als die Rede des Predigers, die ihrer noch wartete. . . . .

. . . . Ich bin hier recht glücklich — kann Dir so oft schreiben und wieder Briefe von Dir haben — auch kehren meine Kräfte schnell zurück — ich laufe und springe schon, esse mit wahrem Genuß und habe einen eisernen Schlaf. Mein Herz ist froh und mit jedem Tage werde ich froher. Beim Essen wird immer viel gescherzt und gelacht. So geht es einen Tag um den andern; wir essen und lachen und lachen und arbeiten und lesen und schlafen dann die Nacht ruhig und süß. . . . .

Reval, am 15. April 1800.

Nein die Freude Gerhard! diese Freude! ich wußte selbst nicht, was ich zuerst ergreifen sollte, da lagen auf meinem Schoß Deine Briefe, des Vaters Bild, der Mutter Brief. Ich las in Deinem Briefe ein paar Worte, ergriff dann das Bild, besah es, dann streckte ich meine Hand nach Deiner Mutter Brief, mein Auge durchirrte ihn und suchte und suchte nach dem versprochenen Muttersegen. Ach Gerhard, so glücklich hat mich noch keiner Deiner Briefe gemacht. Als sie diesen Brief schrieb, die gute Mutter, hat sie noch meinen letzten an sie und Kordula nicht gehabt, und doch segnet sie mich schon in diesem und wünscht uns an ihr Herz. . . . .

Hier liegt das Bildchen jetzt vor mir, und ich weide mein Herz an dem Gedanken, Deinen Vater zu sehen. Ach Gerhard, es wäre doch schön, wenn er noch lebte und mit diesem Gesichte, mit diesem lebendigen Ausdruck des väterlichsten Wohlwollens uns an sein Herz drückte. Ich weiß nicht, warum mir die Thränen bei diesem Gedanken in die Augen treten, ich bin doch so froh und glücklich, aber meine Freude ist dennoch mit Wehmut vermischt. . . . . Warum muß nun dieser Vater tot sein, den hätte ich unaussprechlich geliebt; zuweilen reißt es mir in den Armen, daß ich kaum widerstehen kann; ich möchte sie ausstrecken nach diesem Vater — so wirst Du einmal aussehen, ganz ebenso — warum muß er nun tot sein . . . . er wäre noch einmal so selig gestorben, wenn er seine Söhne gesehen hätte, wie sie jetzt sind — geliebt und geschätzt von allen guten Menschen, und denke nur Gerhard, wenn Du sein Alter hättest unterstützen und pflegen können und ich mit Dir — ich mit Dir Herzens-Gerhard. . . . Ach dies Bild wird uns Segen ins Haus bringen — sieh nur, wie freundlich er darin aussieht — nicht wahr? dies Bild darf in meinem Zimmer hängen, daß Du zu einer Kapelle umschaffen willst — Herzens-Gerhard!

Harm, am 30. April 1800.

Ich bin auf ein paar Tage hergekommen, lieber Gerhard, und da sich schnell eine Gelegenheit findet, so gebe ich dem Boten diese

wenigen Zeilen mit. Mein Vater ist seit acht Tagen fort nach Wierland und hat über dreißig Pferde mitgenommen — ich hätte also meine gute Mutter, meine Geschwister und mein liebes Harm noch lange nicht wiedersehen dürfen, wenn Manteuffel*) nicht meine Sehnsucht hierher zu kommen erfahren und mir seinen Wagen und Pferde gesandt hätte. An der Grenze empfing er mich mit Wilde und Karl, und so ward ich wie im Triumph in Harm eingeholt — ich selbst saß hoch in einer glänzenden Staatskarosse, und an beiden Seiten des Wagens ritten die Herren fein ehrbar und züchtiglich und unterhielten mich. Ich war außer mir vor Freude, ich bog mich bald zu diesem, bald zu jenem Fenster hinaus, ich streichelte die Menschen, die mich so froh machten, ich streichelte die Pferde, die mich wie alte Bekannte begrüßten — ich lachte, tanzte und jubelte im Wagen und kam so unter heller Freude in Harm an, wo ich meine Mutter, Kathrinchen, Emilie, Agnes, die alte Elg und noch manche Mütze vor der Thür wartend antraf. Ach ich war auch so froh — ich grüßte, küßte alles um und neben mir und verlebte den ganzen Tag in jubelnder Wiedersehensfreude. Dann legte ich mich müde zu Bett und schlief bis 7 Uhr morgens. Da ging's von neuem los, aber endlich besann ich mich, bedachte, daß ich nur drei Tage hier bleiben sollte und viel zu thun hatte. Ich nahm fertiges Baumwollengarn, wickelte es zum Drehen, denn es muß jetzt auf die Bleiche kommen, dann schnitt ich für Dich ein Dutzend Hemden zu — denk nur lieber Gerhard, jetzt erst kam ich dazu, was wirst Du von mir denken? Doch Du weißt ja, wie gern ich für Dich arbeite und wirst begreifen, daß ich bis jetzt nicht konnte. . . . .

Harm, am 2. Mai 1800.

. . . . Ich bin nun schon einige Tage hier und doch noch nicht einmal im Park gewesen, das Wetter ist auch gar zu schlecht. Bis zum 8. darf ich jetzt hier bleiben, aber auch nicht einen Tag länger. Dann bleibe ich noch bis zum 14. oder 15. in Reval, und die Doppelmeiers werden so gut sein, mich hernach selbst nach Harm zurückzubringen. Es ist doch keine Freude ganz vollkommen! In Reval habe ich's gut bei den Doppelmeiers — ich kann so oft Briefe von Dir haben, Dir schreiben so oft es mir einfällt, aber — ich habe meine Mutter nicht, die verlassen und allein hier lebt; ich habe Karl,

*) Graf Manteuffel, ein Verwandter und Gutsnachbar von Harm, hatte lange um Lillas Liebe geworben und wäre der ihrem Vater sehr erwünschte Schwiegersohn gewesen. Trotzdem Lilla Kügelgen ihm vorgezogen, blieb er ihr doch ein treuer, edler Freund, wie er sich hier und auch später erweist.

Emilie, Agnes, mein Gärtchen nicht. Jetzt leben wir hier ein paradiesisches Leben, so einig, so still und doch so froh ....

.... Der Schluß Deines Briefes hat meine Erwartung gespannt, wenn Du vielleicht jetzt schon Arbeit für den Hof bekömmst, so darf ich Dich wohl nicht einmal zu Johanni erwarten? Nun was nicht zu ändern ist, muß man ertragen lernen — war's nicht so? auch ich will mich bemühen dies einzusehn. ....

.... „Wie im Himmel" sagst Du, „werden wir einst leben!" o gewiß, gewiß Gerhard, wenn Du unter dem Himmel verstehst, daß wir selbst uns nie Kummer machen werden. Die Seligkeit, die auf Erden möglich ist, können wir erreichen und wir nur vor so vielen Tausenden. Denn gottlob! noch schlägt ja unser Herz in Unschuld, und keine Reue vergiftet unsre einfachen Freuden. Wir werden arbeiten und fleißig sein, und so kann auch selbst die Langeweile uns nicht schlechter machen, denn glaube mir Gerhard, Müßigang und Langeweile bringen die meisten Menschen zu Unthaten und Verbrechen.

Sieh nur Gerhard, da spricht meine Mutter immer, ich sollte Dir im Malen helfen, aber ich denke, dann möchte ich das Hauswesen versäumen, meine Kinder, wenn Gott mir welche giebt, und Dir so mehr Kosten verursachen, als meine Malerei einbringen könnte. Und dann — wie dürfte ich es wagen, neben Dir zu arbeiten, Du müßtest mir helfen, und dann brächte ich Dich noch um Deine Zeit. Wär es nicht besser, ich legte eine kleine Maler= und Zeichen=Akademie an und unterrichtete junge Mädchen im Zeichnen und in Miniatur=Malerei. Letztere müßtest Du mir freilich erst lehren, aber damit hoffe ich dennoch besser fortzukommen, als mit der Öl=Malerei, die gar zu viel Zeit wegnimmt. Ich könnte alles im Hause und in der Küche be=sorgen, wie es einem Weibe ziemt, und es wäre mir leicht, ein paar Stunden des Tages dem Unterrichte zu widmen. Ich könnte selbst in diesen Stunden ein Auge auf alles im Hause haben — versäumte nichts und könnte doch auch etwas Geld zur Haushaltung verdienen, denn Geduld habe ich zu diesem Geschäft, verkehre so sehr gern mit jungen Mädchen, und was mir an Kenntnissen abgeht, das ersetzt Dein Rat, der mir ja immer bleibt.

Sage Gerhard, wie gefällt Dir dieser Plan? Hättest Du nichts dagegen? Ich bin so glücklich in dem Gedanken — so glücklichen Herzens Gerhard! vielleicht könnte ich dann auch für Dich arbeiten, es wäre freilich wenig — ein Tropfen im Meer, aber Du würdest ja auch das Tröpfchen nicht verschmähen, welches so grade aus dem Herzen quoll, um Dir Freude zu machen.

Reval, am 8. Mai 1800.

.... Die Arbeit für den Hof wird Dir Zeit, Geduld und Mühe kosten, aber auch Ehre bringen, hoffe ich. Ich sehe jetzt freilich ein, daß an keine Reise zu denken ist — meine Sehnsucht ist groß, aber ich bin ruhig und gefaßt, denn ich war ja zu Hause und fand dort alles munter und gesund, und so ist auch diese Sorge, die Mutter in Thränen zu wissen, von mir genommen. Jetzt erwarte ich Dich mit Ruhe, bis Du kommen kannst, ohne Dir Schaden zu thun, ich aber will dafür sorgen, daß die Hochzeit im Herbst ist, dann kannst Du gewiß hier sein und auch das verwünschte Papier aus Wien. Im Herbst bin ich gewiß Dein; male also nur ruhig und fürchte nichts mehr von den langen Winterabenden, denn an meiner Seite sollst Du ihnen entgegen sehn, und ich will sie Dir verkürzen und sollte ich Dir Märchen erzählen müssen. Möchte nur Dein papierner Adel zum Herbst kommen, denn da ich ihn eigentlich heirate, so kann ja auch meine Hochzeit unmöglich vor seiner Ankunft gefeiert werden. Jetzt fehlt nur noch, daß der Koch an unserm Hochzeitstage auch einen Schweinskopf vergoldet und von Kügelgen mit großen Buchstaben — pfui, pfui, pfui — werde nur nicht böse — ich schweige ja schon. ....

Du willst nach Johanni kommen? o schön, schön! Doch sollte mein Vater Deine Reise nicht vor dem Herbst wünschen, so laß es gut sein und bleibe nur ruhig, jetzt muß bald alles gut werden. Dann brauchst Du keine Reise mehr zu thun, um mich zu sehen. Ich kann mich noch garnicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich bald ganz bei Dir sein werde — denke nur — ganz bei Dir! — das Unmögliche ist möglich geworden, eine Schreckgestalt verschwindet nach der andern — Du bist mir immer näher, immer näher, und bald trennt uns nichts mehr. Glaube nicht, daß ich auf ein ganz glückliches, frohes Leben rechne, nein ich sehe manchem Elend entgegen, aber an Deiner Seite trotze ich allem — erhält Dich mir nur Gott, so will ich mich nie unglücklich nennen. Ich setze den Fall, wir litten durch Krieg und Verwüstung — ich würde etwas weinen, aber nur sehr etwas und mehr über andre, als um mich. Oder wir verarmten durch Feuersnot — oder unser Geld ginge verloren — ich wäre bei der größten Armut nicht elend, ich fühle das, denn ich könnte selbst erwerben und Du auch, und nur dem Unwissenden oder Trägen kann dieser Glückswechsel schrecklich sein. Arbeit ist mir Freude. Sorge war mir nie fremd, und ich entbehre leicht, also kann ich wohl sagen: mich schreckt weder Krieg noch Armut, mich schreckt garnichts, durchaus nichts. Doch ein Gedanke ist mir furchtbar, ist mir mehr als

alle Schrecken der Welt — der Gedanke an meinen Kindern einst nicht alle Freude zu erleben, die ich mir wünschte — doch es ist nur ein vorübergehender Schrecken, denn ich bedenke sogleich, daß sie mir nur Freude machen können. Wenn ich als Mutter alle meine Pflichten erfülle und sie gut und redlich erziehe, und das will ich ja, so kann ich ruhig sein. Oder ich denke gar, Du könntest einst in meiner Achtung sinken, aber das ist gar ein blasses Gespenst und verschwindet beim ersten Sonnenblick. Du kannst als Mensch fehlen, wie ich vielleicht noch oft fehlen werde, aber niedrig und schlecht kannst Du so wenig handeln, als ich's könnte — es können Augenblicke kommen, wo Du mich betrübst, denn Du bist ein Mensch, doch bin ich überzeugt, daß Du mir nie Gelegenheit geben würdest, an der Menschheit selbst zu verzweifeln. Meine Achtung kannst Du nie verlieren, denn Deine Tugenden sind nicht flüchtige Gebilde einiger Stunden, sie sind schon fest in Deine Seele verwebt und müssen wachsen und immer vollkommner und schöner in Deiner reinen Seele werden.

Sage also — kann ich nicht ruhig in die Zukunft blicken? Äußere Umstände und was die Welt Unglücksfälle nennt, schrecken mich wenig. Meinen Himmel aber trage ich immer in mir herum, solange Du neben mir bist, und Du wirst ja immer bei mir sein. Nein, Gott wird uns nicht mehr trennen bis wir, alt und zufrieden, uns selbst gern zur Ruhe legen. Höre, da hab ich gestern bis in die Nacht hinein mit dem Doctor geplaudert, er will durchaus, daß wir in grader Linie von den Affen abstammen sollen — ich aber glaube es nicht, denn da Gott den Affen schuf, konnte er die Kette der Wesen ja gleich bei der Schöpfung vollenden und den Menschen auch werden lassen.

Aber es ist doch wunderbar, was das schaffende Gehirn dieses Mannes für Unbilde und Mißgeburten hervorbringt. „Warum denn Affen allein unsre ersten Stammeltern?" fragte ich lächelnd. „Die Menschenfamilien sind groß und weitläufig, und so glaube ich, laufen auch veredelte Abkömmlinge von Ochsen, Eseln, Schweinen, Tigern, Schlangen und Krokodilen auf unsrer weiten Erde umher. Warum denn grade alle Kinder des Affen?" — Wenn wir schon einmal die Tiere als unsre Stammväter betrachten, so werden manche Menschenrassen uns begreiflicher, wenn wir deren mehrere annehmen. So viel weiß ich, mir hat keine Äffin oder Katze das erste Dasein gegeben, mich schuf Gott unmittelbar, denn ich bin zu stolz auf mein Leben, um es einem Affen oder Dromedar verdanken zu müssen — er schuf mich für Dich, der Du auch kein Sohn des edelsten Orang-Utang bist, sondern ein Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Arme,

arme Menschen! quälen sich um das wie war es und vergessen darüber die Gegenwart und beinah mit die Zukunft. . . . .

Bei Lillas Rückkehr nach Harm fand sie traurige Zustände; es starben viele Bauernkinder in Folge der Unvorsichtigkeit eines Arztes, der sie schlecht geimpft hatte. Lillas Freund, der Dr. Doppelmeier, der mit ihr aus Reval gekommen war, erbot sich die Kinder zu impfen. Lilla schreibt:

Harm, am 20. Mai 1800.

Wer war froher als ich; den andern Morgen früh fuhr ich mit Doppelmeier herum in Neuharm in den Riegen,*) und er suchte sich den besten Aufenthalt für die Pockenpatienten aus. Am Nachmittag aber fuhr ich in den Mexschen Dörfern herum und suchte gute Pockenmaterie, aber die wurde mir nicht leicht zu finden, denn die Kinder waren schon entweder genesen oder tot, oder sie lagen auch an den bösartigsten Pocken darnieder. Endlich fand ich ein Kind voll schöner, großer Pocken und führte Doppelmeier den andern Tag dahin. Wir nahmen so viel Eiter, als wir brauchten, und ich half treulich, so ekelhaft mir auch die Arbeit war. Gestern mußten die Kinder zusammenkommen, und Doppelmeier war so gütig, sie alle (65 an der Zahl) zu inoculieren, ich aber half, schmierte Pflaster und verband ihre Ärmchen, und so ging der Tag wieder hin. . . . .

. . . . Johanni ist bald da, und dann bist Du auch da, bis dahin soll die Zeit mir nicht mehr lang werden, da habe ich noch viel zu thun, meine Pockenpatienten zu pflegen. Doppelmeier hat mir die Aufsicht über sie übertragen, und ich muß also für ihre Kost und Wartung und die äußerste Reinlichkeit in ihrer Wäsche sorgen — o ich habe viel zu thun, und dabei würdest Du mich nur stören, denn so lieb ich die Menschen habe, so könnte es doch leicht kommen, daß ich an Deiner Seite manches vergäße und manches überhin besorgte, um länger mit Dir plaudern zu können. . . . . Höre, ich sehe Dir jetzt ganz abscheulich aus, mein Haar fiel mir aus, es ging aber so langsam damit, daß ich endlich ungeduldig ward und es mir heute ganz glatt abrasieren ließ. . . . . Sieh mich jetzt nicht, denn ich sehe gar scheußlich aus — doch bist Du vorwitzig genug, um alles zu wagen, so komm! und führe mich heim! Aber hat man schon je so etwas erlebt? die Braut läßt sich die Haare kurz vor der Hochzeit abrasieren! nun das wird was Schönes geben — wie soll ich den Brautkranz aufsetzen auf den kahlen Scheitel? . . . . Ich werde

*) Kornhäuser.

herunter zu den Andern gerufen, ich bin jetzt wieder so neu hier, daß man mich nicht missen will. So lebe denn wohl und laß es Dir nicht weiter leid sein, daß Du eine kahlköpfige Braut hast — bald schmücken wieder Löckchen meinen Kopf und bald, bald sind die Haare ebenso schön wieder da.

Harm, am 24. Mai 1800.

Mein Vater schreibt mir sehr zärtlich und unter anderm auch, daß ich Dich grüßen und Dir von Herzen Glück wünschen soll zu Deinen jetzigen Aussichten. „Der Himmel helfe es gelingen, das große Stück" — setzt er weiter hinzu. „Mein Wunsch wird immer lebhafter mein gutes Kind, Eure Hände recht balde ineinander legen zu können, und mein Herz schmerzt mir, daß Dir Deine Liebe so sauer geworden und das Ende Eurer Brautschaft so fern sein soll. Ich muß es verkürzen, gute liebe Lilla, und will es! Sei Du nur gesund und heiter und ruhig und schone Deiner Gesundheit." . . . .

Heute feiern wir der Eltern dreißigsten Hochzeitstag — der Tag ist warm und schön und wir alle zur Freude gestimmt. Wärst Du auch hier, Gerhard! Ach wärst Du heute auch hier! Denke, wenn wir auch einmal nach dreißig Jahren unsern Hochzeitstag feiern und alt sind, dann wird wohl manches anders sein als heute. Und wie bald sind dreißig Jahre verlebt, wenn man zurückblickt. Vielleicht bin ich dann schon lange nicht mehr bei Dir, oder Du hast mich verlassen, oder wir leben auch und haben Kinder und Kindeskinder um uns und danken Gott, daß er uns dies erleben ließ. Wenn man so in die Zukunft blickt, so möchte man schwindelnd werden, darum ists am besten, man sieht nur auf die Gegenwart und Vergangenheit zurück, denn da nur erscheint alles unserm blöden Auge klar und deutlich. Es giebt Menschen, denen die Zukunft immer rosenrot erscheint, mir aber ists, als blickte ich in ein finstres Gewölbe, da wohnt die Freude, der Schmerz, Lachen und Weinen. Da ist stilles Glück, Ruhe, aber auch Krieg, Unfriede, Gram und Sorge. Da ist jedes Glück und jedes Elend beisammen — weiß ich was ich ergreife, wenn ich die Hand in dieser Dunkelheit ausstrecke? Denke wie schrecklich, wie graulich es mir sein müßte, so allein fortzugehen durch Freud und Leid, wenn ich Dich nicht hätte — an Deiner Hand aber bin ich mutig und furchtlos, an Deiner Hand wollte ich sogar der Sorge entgegengehn. Ach wäre ich nur schon an Deiner Hand! dürfte ich sie schon immer festhalten, bei jeder Sorge und Gefahr. . . . Doppelmeiers lassen Dich beide herzlich grüßen, er kuriert unsre armen kranken Bauern, und sie hilft meiner Mutter Franzen machen zu Gustchens Brautzimmer

Lebe recht, recht wohl, mein eigner Gerhard. Meine Mutter grüßt Dich als ihren liebsten Sohn. Lilla.

Harm, am 25. Mai 1800.

Was Du mir von der Zeichenschule schreibst — nun da sprechen wir wohl mündlich davon! doch werde ich ohne Deine Einwilligung nichts thun und anfangen, davon sei überzeugt. Du wärst auch überschwänglich glücklich, sagst Du, wenn ich krank und gebrechlich bei Dir sein könnte. Das ist übertrieben, nimm mir das nicht übel Gerhard! Jetzt denkt und spricht die Sehnsucht vielleicht so aus Dir, aber das kann nicht immer so sein. — Es würde Dich quälen, mich bei Spielereien arbeiten zu sehen, und doch kannst Du dulden, daß ich diese Qual leide, Dich beinah über Deine Kräfte arbeiten zu sehen. Sieh nur, wie unbillig Du hierbei bist, lieber Gerhard — ich soll keine andre Sorge haben, als die, Dich zu lieben — guter Gerhard! sage lieber, keine andre Sorge, als bei gesunder Brust zu atmen, denn wem die Liebe schon eine Arbeit wird, den bedaure ich von Herzen.

Harm, am 31. Mai 1800.

. . . . Meine Mutter lacht noch immer über Dein Versprechen, das Du unter Thränen gestammelt — hundert Jahre auf mich zu warten — o Du armer Gerhard! da wäre Dir denn doch wohl die Zeit etwas lang geworden. . . . .

. . . . Du glaubst, ich hätte es vergessen, Dir Agnes Bildchen zu senden? nein lieber Gerhard, das geschah recht mit Willen — ich wünschte, daß Du das Gesichtchen hier in Harm sähest, ohne vorher eine Copie gesehen zu haben. Es ist ein gar liebes Gesichtchen, und Du wirst das kleine Ding entsetzlich lieben. Denke nur, was sie gestern machte. Ich besuchte die Pockenkinder und hatte sie auf dem Arm. Während ich nun mit den Müttern sprach, holt sie mir Dein Bildchen aus dem Busen, zeigt es den Weibern mit Freudengeschrei und einem lauten „da — da" — und nun bückt sie ihr kleines Köpfchen herab, küßt das Bild und reicht es mir dann auch zum Kuß herauf. Ich hätte sie beinah erdrückt vor Liebe, so freute mich dieser Einfall. . . . O es ist ein Seelenkind! ich erziehe sie auch ganz so, daß sie Dir künftig weder tags noch nachts Beschwerde machen kann. . . .

Harm, am 10. Juni 1800.

Ich habe recht viel gethan, gegangen, gefahren. Denke nur, heute wurde eins von meinen Pockenkindern begraben; ach ich möchte noch

weinen. Es war ein liebes, liebes Mädchen und kam blos durch ihrer Mutter Unvernunft ums Leben. Was habe ich mir für Mühe gegeben, früh morgens und abends spät sie besucht, ihr Suppe gekocht, sie gespeist, ihr eingegeben, kurz ich versäumte beinah die übrigen Patienten und meine Agnes, um nur dieses zu retten, doch umsonst — der Mutter Eigensinn und Thorheit brachten das Kind ums Leben. Ach es ist doch was eignes um so ein sterbendes Kind; ich glaube immer einen fertigen Engel vor mir zu sehn! — Wie sie ihr gebrochenes Auge noch zu mir wandte und mir entgegen lächelte, wenn ich mit dem kühlenden Getränke kam. Ich habe das Mädchen entsetzlich geliebt, und jetzt ist sie tot! und ich möchte die Mutter, die schuld an ihrem Tode ist, durchprügeln.

Freust Du Dich nicht über meine Sanftmut? ich bin, wie Du siehst, immer noch die Alte. Ich lief heute in den Garten, brach einige blasse Rosen, wand davon einen Kranz und begleitete so die kleine Leiche mit zu Grabe. . . . . Nach der Predigt wurde unsre kleine Leiche mit drei andern in eine Gruft gesenkt, und es war recht schauerlich anzusehen — weinende Mütter, Väter, Großeltern und Geschwister der Verstorbenen standen herum und schluchzten so heftig, daß mir das Herz weh that. Ein alter Mann stand gebückt und ohne Thränen da, zwei seiner Kinder wurden mitbegraben. Plötzlich stürzte ein junges Weib zu ihm hin, riß ihn herum und schrie ihm zu: „Lauf nach Hause, Dein Sohn ist eben im Verscheiden.“ Es ist schrecklich, wie die Kinder dort in Kosch bei Manteuffel an den Pocken sterben, er hat jetzt schon vierzig Kinder verloren. In Harm ist eins gestorben, und dabei soll es hoffentlich bleiben. Ich fahre alle Tage in den Dörfern herum, gehe von Haus zu Haus, tröste die besorgten Mütter, schelte die nachlässigen, unreinlichen, gebe den kranken Kindern Arzenei, den schwachen Kraftsuppen und lasse andre bähnen und waschen und gottlob, noch sind sie alle erhalten, und ich hoffe, es soll keins mehr sterben.

Heute habe ich meine Tour schon gemacht und bin auch so müde, so müde, daß ich die Feder kaum halten mag. Die Bewegung bekommt mir aber recht gut, glaube nur nicht, daß ich mich zu sehr anstrenge, ich tummle mich tüchtig, das ist wahr, aber ich bin dabei gesund und schlafe oft bis 8 Uhr morgens. Doppelmeier ist schon seit einigen Tagen fort, auf der Rückreise aber kehrt er wieder hier ein, und ich freue mich schon jetzt auf seine Ankunft.

Papa erwarten wir täglich, weiß der Himmel, warum er noch nicht da ist. In meinem letzten Brief meldete ich ihm etwas und weiß selbst nicht, ob ich recht daran gethan. Ich schrieb ihm, daß ich jetzt

auch die Einwilligung Deiner Mutter hätte, daß sie vorher wider meine Verbindung gewesen war, weil sie keine Adliche zur Schwiegertochter wünscht, daß sie mich selbst gebeten, Dir zu entsagen, daß sie aber jetzt in alles willige, nur um Dich zufrieden zu wissen. Sieh Gerhard, erst drückte mich's, daß mein Vater von dem Briefwechsel mit Deiner Mutter garnichts erfuhr, und dann dachte ich auch, daß es recht gut sei, wenn er sähe, daß sie auf ihren Stand eben so stolz, als er auf den seinigen ist. Wegen der Schwierigkeiten, die sie in Absicht der Religion machte, habe ich garnichts geschrieben. Die Briefe Deiner Schwester und Bruder Josephs habe ich ihm aber zum Lesen gesandt, und ich hoffe, die Liebe, mit der beide mich behandeln, wird auch ihn rühren. Und die Mutter wird mir auch schreiben — o schön, schön! Ich habe doch noch recht viel Freude zu erwarten.

. . . . Jetzt, da alles vorbei ist, kann ich Dir auch gestehen, daß der Brief Deiner Mutter allein mich so krank machte. Ihr Brief hatte mein Herz zerrissen, und im ersten Schmerz schrieb ich ihr, ich wollte nicht eher die Deinige sein, bis sie selbst mir ihre Einwilligung und ihren Segen sendete. Ich legte einen schweren Eid darauf, Dir nie meine Hand zu geben, wenn sie dawider wäre. — Der Gedanke empörte mich, mich aufzudrängen, wo man mich nicht gerne sah, und mein verwünschter Stolz gab mir den Mut, dies alles wirklich hinzuschreiben. Aber kaum war der Brief fort, so sank mein Mut. Wenn sie dich nun beim Wort hielte? dachte ich, und ein kalter Schauder nach dem andern lief mir über den Rücken. Ich sagte keinem Menschen etwas von meiner Angst, selbst Dir und meiner Schwester sagte ich nichts, aber ich zitterte heimlich und dachte jeden Morgen von neuem, wie wird es werden?

Du glaubst es nicht, wie ein solcher Schmerz mich leicht niederwirft — so war ich immer, und so werde ich leider noch immer bleiben. Wind und Regen, Sturm und Ungewitter schaden mir nichts, ich sage es noch einmal, aber ein Sturm in meiner Brust wirft mich um so schneller nieder. Ich bin ein sonderbares Geschöpf, stark, aber doch auch sehr schwach. . . . .

Harm, am 15. Juni 1800.

Agnes hat vorgestern zwei Zähne bekommen, o ich habe mich gefreut und sprang mit ihr herum, wie ein kleines Kind. Und auf welch eine lächerliche Art wir die Zähne entdeckten! Sie scherzte mit Kattinka und wollte sie küssen, und weil sie gewohnt ist, den Mund wie eine junge Schwalbe weit zu öffnen, wenn sie küssen will, so geschah es, daß sie Kattinka in die Nase biß. „Agnes hat Zähne!

hat Zähne!“ rief diese mit großem Freudengeschrei, und nun ging die Untersuchung an, und ich fand wirklich zwei zarte, weiße Zähne. Ach was hat man doch für Freude mit den Kindern! — Höre nur Gerhard, da kommen die Leute aus allen vier Weltteilen und bieten uns ihre Kinder zum Erziehen an; aber fürchte nichts, mir ist Deine Ruhe viel zu lieb, als daß ich Dich mit neuen Sorgen überladen sollte. Aber wegen dem jungen Reese muß ich Dir noch ein paar Worte sagen. Die Reese hat mir wieder geschrieben und mich flehentlich gebeten, den Jüngling zu retten — sie will nicht, daß er Pflegesohn bei uns wird — nur Aufsicht und Unterricht wünscht sie von uns und verlangt, daß wir ihn vor die Thür setzen, sobald er nicht gut thut. Ich habe ihr aber noch einmal gesagt und beinah mit denselben Worten, daß Du nichts für ihn thun kannst, bis Du ihn gesehen hast. Ich habe sie also gebeten, ihn her zu bringen, ich will ihn prüfen und beobachten, und hat der Junge nur ein offnes, redliches Herz und mehr Hang zum Guten, als zum Bösen, so denke ich reichen wir ihm die Hand zur Hilfe und fangen unsre Ehe mit der Rettung eines Menschen an. Nicht wahr, mein guter Gerhard? Wenn er auch kein Maler wird, so können wir vielleicht so etwas zu seinem Besten thun, daß er einmal besser wird, als sein Vater ..... Vielleicht würde er in Deiner Nähe ein guter und künftig ein nützlicher Mensch, und überlassen wir ihn jetzt dem Verderben und der Verzweiflung — ein Bösewicht. O lieber Gerhard, ich weiß, wir haben selbst nicht, wo wir unser Haupt hinlegen, doch laß uns retten, wo wir es mit unsern geringen Kräften thun können, und lohnt er uns einst mit Undank, so laß uns denken, daß wirs ja nicht um seines Dankes willen, sondern zu unsrer eignen Beruhigung thaten. Ein altes Gesetz bestrafte *den*, der einen Menschen im Wasser sinken sah und nicht zusprang, um zu helfen, wie den Mörder selbst. Wie müßte unser Gewissen uns also nicht bestrafen, wenn wir einen Jüngling dem Verderben so nahe sähen und ihn nicht wenigstens zu retten suchten . . .

Da hab ich eben wieder meine Kinderchen im Dorfe besucht — viele, viele von ihnen sind krank, und ich bin recht in Sorge, denn Doppelmeier ist noch nicht zurück. Drei von ihnen habe ich auf einen Bauernwagen gepackt und mit herbringen lassen, denn sie müssen alle zwei Stunden einnehmen, und so habe ich's doch leichter, für sie zu sorgen. O guter Gott! könnte ich sie doch alle retten! Hier in Mex wütet der Tod schrecklich! Es ist nicht *mein* Tod mit dem freundlichen, sanften Blick, den man so gerne kommen sieht — nein es ist ein schrecklicher Tod — es ist der Würgengel, der mit finstrer Stirn alles um sich niederwirft. Da besuchte ich gestern den alten Mann,

der am vorigen Sonntag zwei Kinder begrub. Ein Mädchen von vierzehn Jahren fand ich wieder tot auf dem Stroh vor und einen Jüngling von zwanzig und einen Knaben von sieben Jahren daneben krank an den Pocken darniederliegen. Es war ein schauderhafter Anblick, das Mädchen lag da, entstellt — schrecklich — und blutend im Gesicht und doch ausgeschmückt mit Blumen und bunten Bändern — der Jüngling, den Kopf auf die Hand gestützt, saß da und betrachtete die tote Schwester mit sterbendem Blicke, als wollte er sagen: „So werde auch ich bald liegen" — der Knabe wimmerte vor Schmerz und Angst. Die Mutter saß mit gefalteten Händen neben der Leiche und schluchzte, und der Vater stand abgewandt vor der Thür und hobelte an einem Sarge und wischte sich von Zeit zu Zeit eine große Thräne von den Wangen. O mein Gott! Gerhard, was ist das für ein herzzerschneidender Ton, wenn ein Vater an dem Sarge seines Kindes hobelt; ich glaubte, er hobelte mir ein Stück vom Herzen mit weg.

„O womit habe ich Gott so schwer beleidigt!" fing jetzt die Mutter leise an und rang die gefaltenen Hände — „womit? daß er so hart mich straft — alle meine Kinder hin!"

„Wie kannst Du glauben, Du Arme," sagte ich weinend, „daß Gott zürnt, wenn er die Menschen sterben läßt! — weine Dich recht satt, aber versündige Dich nicht an Gott, der nicht im Zorne straft."

„Alle meine Kinder hin, alle meine Kinder!" klagte die trostlose Mutter und verbarg ihr Gesicht in die Schürze, die schon ganz feucht von Thränen war.

Ich setzte mich zu dem kranken Jüngling und erkundigte mich nach seinem Befinden; ich hatte Arznei mitgebracht und hoffe gewiß, die beiden Söhne noch zu retten. Der Vater hobelte schweigend fort, und eine stille Thräne jagte die andre; als ich ihm aber sagte: „Deine Söhne werden gesund" schüttelte er den Kopf langsam und sah mich an — so traurig — so traurig und dabei so dankbar freundlich, daß die Wehmut mich beinah erstickte. Warum ist der stumme Schmerz immer rührender als die schönste Klage? warum zerreißt der Schmerz des Mannes das Herz, da die Thränen des Weibes blos sanft rühren? Wenn ich das Weib ansah, so weinte ich mit ihr, und die Thränen thaten mir wohl, fiel mein Blick aber auf den schweigenden Mann, wie er den Sarg zimmerte, ohne Vorwurf, ohne Klage, so fühlte ich einen Dolch im Herzen, so heftig schmerzte es mir in der Brust. O könnte ich etwas dazu beitragen, ihm wenigstens diese letzten Kinder zu retten. Viere sind ihm schon gestorben.

Jetzt erst denke ich daran, wie sonderbar ich meine Zeit hinbringe unter Kranken, Sterbenden und Toten. Und doch bin ich

Braut, und den Bräuten soll sonst der Himmel voll Geigen hängen, sagt man. Doch bin ich denn darum trauriger als andre Bräute? Ach Gott schenke jeder Braut diesen frohen Sinn und diese Herzensruhe, mit der ich jeden Morgen und jeden Abend kommen sehe. Ich sehe aus wie eine Büßende mit meinem kahlen Kopf — weinende Kinder sind meine Gesellschaft und Trauergesänge meine Musik — aber das schadet nichts, das Herz schlägt mir dennoch freudig in der Brust, wenn mir hier eine Mutter ihr Kind hinreicht und sagt: „Da küsse dem Fräulein die Hand, ohne ihre Hilfe wärst Du nicht mehr", oder eine andre empfängt mich schon in der Thüre mit dem Freudengeschrei — „meine Tochter kann schon die Augen öffnen, sie ist nicht blind geworden, die Bähung hat geholfen." Ach da ist mir so wohl, so unbeschreiblich wohl, und ich vergesse darüber oft, daß Du in der Welt bist. Denke ich dann daran, und daß ich bald ganz bei Dir sein werde, so schwillt mein Herz vor Freude, und ich strecke beide Hände dankend zum Himmel, daß er mich so glücklich werden ließ. . .

. . . . Wenn X. mir das älteste Mädchen gäbe, ich nähme sie gern, denn ich liebe das Kind unbeschreiblich — er müßte für Kleidung und Unterhalt sorgen. und ich gäbe ihr nur Unterricht und Bildung. Schreibe mir, ob Dir das sehr zuwider wäre — das Mädchen ist schon bald acht Jahr und ein recht liebes Geschöpf. Die kann mir in ein paar Jahren schon viel im Hause helfen, mit Nähen und Stricken und kleinen häuslichen Geschäften, und ich erziehe mir in ihr vielleicht eine gute Gehilfin bei meinen eignen Kindern. Hörst Du, wie ich spreche — auch zweifle ich keinen Augenblick daran, daß Gott mir Kinder schenken wird. Warum sollte er mir diese Seligkeit rauben? Er, ein so guter Gott! Doch meine alte Gouvernante hat mir ja prophezeiht, daß ich eine Menge Kinder haben, sie aber zur Strafe hassen würde, weil ich meine Liebe so an fremde Kinder verschwendete. Nun da bin ich doch ruhig, wären die Kinder nur schon da, für die Liebe wollte ich schon sorgen. Sie muß sich — die arme Alte — mein Herz gedacht haben wie einen gefüllten Geldbeutel und meine Liebe wie gezählte Goldstücke — ich verschwendete das Gold, jetzt ist der Beutel leer, und ich oder meine künftigen Kinder müssen darben. O es giebt doch komische Menschen in der Welt! Aber sage nur, wie muß es in so einem Herzen einsam aussehn, das so wenig Begriffe von der Liebe hat. Meine Liebe ist wie der Heckthaler, je mehr ich austeile und verschwende, um so größer wird der Vorrat an Liebe in meinem Herzen, aber das kann auch nur begreifen, wer selbst ein Menschenherz hat . . . . . Da kömmt neulich ein Geschöpf in unsre Mühle und bringt auch glücklich ein Mädchen in die Welt,

das eigentlich nicht da sein sollte. Der Sonntag kam, und niemand wollte das Kind zur Taufe in die Kirche tragen. Da nahm ich es in die Arme und ließ es taufen und nannte es nach mir Marie. Ich hasse alle Unordnung und Sittenlosigkeit vielleicht mehr, als die eklen Geschöpfe, die sich zu verunreinigen glauben, wenn sie ein solches Kind anrühren — ein liederliches Weib ist mir ein Greuel, aber warum soll dies unschuldige Kind büßen, was es nicht verschuldete? Ich liebe alle Kinder, aber ich leugne es nicht, diese Gattung Kinder sind meinem Herzen am nächsten — sie scheinen mir so verlassen, von Gott und Menschen, möchte ich beinah sagen, ich möchte sie alle in meine Arme auffammeln und sie an meinem Herzen halten. Sie haben so viel Ähnliches mit den jungen Vögeln, die noch unbefiedert aus dem Neste fallen — sie sind verlassen, von der Menschheit verachtet und gebrandmarkt und weswegen? Was verschuldeten sie, die armen, harmlosen Geschöpfe? . . . . .

Reval, am 26. Juni 1800.

Eben bringt Papa mir seinen Brief an Dich, o wie bin ich froh! Herzenslieber Gerhard, er nennt Dich ja Sohn und sich Deinen Vater — o wie glücklich ich jetzt bin. Glaube mir jetzt und jetzt erst fühlt und erkennt er Deinen Wert, da er sieht, wie andre — doch was geht das uns an . . . . .

. . . . Wenn unser Vater doch so in aller Stille unsre Hände zusammenlegen ließe, so wär ich am glücklichsten! aber soll und kann es nicht sein, so sei unser Hochzeitstag noch die letzte Plage, die unser in Harm wartet . . . . .

. . . . Meine Schwester Sophie liebt Dich unaussprechlich, und das beglückt mich doppelt — jawohl. Könntest Du sie nur mit heiraten, ich gäbe sogleich meine Einwilligung und mit freudigem Herzen. Was auch sonst an uns verschieden war, ist nun gleich geworden — sie denkt wie ich und ich wie sie — sie ist meine beste Freundin, die ich auf der Welt habe und die E i n z i g e, die ich so nennen mag . . . . .

Harm, am 3. Juli 1800.

Wie hat Dein letzter Brief mich beschämt und gerührt. Guter Gott — ich, die ich jedem Leidenden helfen, über meine Kräfte helfen möchte, vergesse darüber Deine Zufriedenheit, Dein Glück, Deine Ruhe; o vergieb mir! künftig will ich mein schwaches Herz besser bewachen, das Mitleid soll nicht mehr die Vernunft beherrschen, denn ich sehe es jetzt deutlich ein, wie Güte in Schwäche, Schwäche in Laster aus-

arten kann, wenn sie zur Leidenschaft wächst. Ich kann es jetzt garnicht mehr begreifen, wie ich Dich um den jungen Reese so habe plagen können, aber ach, wie wurde auch mein Herz selbst gemartert. So muß ich Dir zu meiner Rechtfertigung auch sagen, daß ich alles noch vor Deinem letzten Brief einsah . . . ich schlug ihm vor, Stubenmaler zu werden, . . . er nahm den Vorschlag mit Freuden an . . . Ich schrieb Dir einige Zeilen, gab sie ihm mit und sah ihm eben mit erleichtertem Herzen nach, als ich Deinen Brief bekam, in dem Du mir den Vorschlag machst, ihn Stubenmaler werden zu lassen. Wie froh war ich jetzt, Deine Gedanken so gut erraten zu haben, wie sehr rührte mich aber auch Dein Brief. Es ist ein beseligendes Gefühl, wenn man sagen kann: deine Achtung zu dem Manne, den du liebst, wächst mit jedem Tage. Du zeigst mir meine Unbesonnenheit, oder laß mich lieber sagen, mein Unrecht, aber Deine Worte thun nicht weh, und man muß Dich nur noch mehr lieben. Es that Dir weh, meinen Wunsch nicht erfüllen zu können — Du wankteſt sogar, o wie danke ich Dir dafür, daß Du wankteſt; doch noch inniger danke ich Dir für die Festigkeit, mit der Du mir die Bitte abschlägst. Wenn alle Männer denken und handeln könnten, wie Du, wie gern würden dann die Weiber ihr Unrecht einsehen, wenn sie gefehlt haben, und den Männern immer gehorsam sein.

Du bist so froh, weil mein Vater jetzt auch ganz der Deinige sein will, ja er liebt Dich, er denkt nur mit Freude an Deine Ankunft und spricht jetzt öfter von Dir, als sonst irgend jemand hier im Hause. Der Mensch kann viel erringen, wenn er Mut und Kraft zur Ausdauer hat, das beweist unsre Geschichte schon allein.

Fürchte nicht, daß ich mir Schaden thue, wenn ich Menschen, die meiner bedürfen, meine Hilfe anbiete. Selten leidet mein Herz bei diesem Geschäft, denn es ist, als wenn Gottes Segen vor mir herginge, denn wo ich mich hinwende, bringe ich Gesundheit und Leben mit. Jetzt habe ich nur noch einige wenige Patienten, und auch die sind schon so gut wie gerettet, überall begegnen mir frohe, dankende Blicke. O laß mir diese Freuden, bis Du selbst da bist, dann will ich für Dich allein leben. Du sagst: „Es giebt andre Lillas, die helfen können, wo Hilfe nötig ist“ — soll ich Dir's sagen Gerhard, daß ich das bezweifle? es giebt ungleich bessere Geschöpfe wie ich in manchem Betracht, aber noch kenne ich keine, die diese Liebhaberei mit mir teilte — auch wäre es ja nicht gut, denn ich bin nicht glücklich dabei, da ich so gar unmächtig bin und nur Einem helfen kann, indem ich Tausende sinken sehe. Eine Unruhe ergreift mich, die zum wirklichen Schmerz wird, sobald ich jemanden leiden sehe und nicht helfen kann.

Als Kind fühlte ich diesen Schmerz schon und fühle ihn jetzt noch heftiger, doch was kann ich für diese Schwäche, die schon Leidenschaft wird? Ausrotten kann ich sie nicht, vielleicht aber mäßigen, und es wird mir leichter sein, wenn ich erst bei Dir bin. In Deinem Hause werde ich nicht so viel traurige Gesichter sehn, ich werde beschäftigt sein mit Dir und was Dich angeht. Agnes wird größer werden, und ich immer mehr zu thun haben. Du wirst vielleicht schon ganz traurig, wenn Du an mich und die Zukunft denkst, doch glaube mir Gerhard, eine solche Bitte als die neuliche kömmt nie wieder. Ich will meine Augen gewaltsam abziehen von allem Elend, denn helfen kann ich ja doch nicht — ich will nur Dich sehen und für Dich leben, und mein verwöhntes Herz wird sich auch dabei wohlbefinden. Weißt Du, was mich zuerst an Dich kettete? Dein Leiden, dann erst Deine Tugenden. Ei — doch Du kennst ja meine Albernheit ohnehin, denn sage selbst, wie soll ich's sonst nennen! Lebe wohl und vergieb mir die Unruhe die ich Dir leider gemacht habe.

Harm, am 10. Juli 1800.

. . . . Und grade wie ich so dastand und von der Gegend mit meinen Blicken Abschied nahm, trat Manteuffel zu mir und sagte mit so gerührter Stimme, als könnte er meine Gedanken erraten: „Ich fühle jetzt was nur Sterbende fühlen. Sie verlassen uns und sind künftig tot für uns — die Zurückbleibenden aber allein fühlen den Todesschmerz — die Trennung — der Sterbende selbst nicht. Daher will auch ich diese Gegend verlassen und mit tot sein für diese Gegend." Diese Worte aus dem Munde eines Mannes, von dem ich nur Scherz und Mutwillen gewohnt war, griffen mir so gewaltsam ans Herz, daß ich die hervorbrechenden Thränen nicht zurückhalten konnte. Auch wollte ich sie nicht zurückhalten, denn warum sollte ich leugnen, was ich so lebendig fühlte, daß auch mir die Trennung weh that. Seit langen Jahren kenne ich diesen Mann, er hat mir immer nur Freundschaft erwiesen, wie sollte ich ihm also nicht von Herzen gut sein und es ihm auch sagen, daß ich ihm gut bin. Er begegnete Dir mit auffallender Kälte und war sogar grob gegen Dich — dies wandte mein Herz ganz von ihm, jetzt aber nennt er Deinen Namen mit Enthusiasmus — er will Deine Freundschaft erwerben, er wünscht es sich als das größte Glück auf Erden, etwas für Dich thun zu können. Dies hat Wilde mir wiedergesagt, mit dem er oft und viel von Dir gesprochen hat. „Ich war ihm nicht gut," hat er gesagt, „aber er zwingt mir meine Liebe ab, denn wie kann ich anders, da die ganze Welt mit Achtung und Bewunderung von ihm spricht? Könnte ich es ihm jetzt nur beweisen und auf der Stelle beweisen, wie gut ich ihm bin."

Siehst Du, durch solche Gesinnungen hat er mein Herz bestochen, und ich fühle mich ihm jetzt so dankbar, daß ich's nicht auszusprechen vermag. . . . .

. . . . Meine Tante schreibt mir: „Kügelgen soll mit mächtigen Schritten in seiner Kunst steigen, aber auch mit einer Anstrengung, mit einem Fleiß arbeiten, bei dem seine Gesundheit sinken muß: was hilft ihm da am Ende all seine Geschicklichkeit? und schade wäre es für die Welt in ihm einen großen Künstler und einen guten Menschen zu früh zu verlieren." Meine Mutter, die dies gelesen hat, beweint schon Deinen frühen Tod und bittet mich mit Thränen, Dich zu warnen und zu beschwören, Deiner Gesundheit zu schonen. Sieh, das habe ich nun mit ihren Worten gethan und traue übrigens Deiner Liebe und Vernunft, daß Du mich und Dich nicht selbst bestehlen wirst. . . . .

Harm, am 12. Juli 1800.

. . . . Noch weiß ich ja immer nicht, ob ich Dir im Herbst auch folgen darf. Doch hoffe ich das Beste. Der 11. September ist meiner Schwester Geburtstag und Hochzeitstag, er ist Dein Namenstag und muß auch unser Hochzeitstag werden — denn dieser Tag ist mir unaussprechlich lieb, da wir an dem Tage meiner Schwester immer eine kleine Freude machten und alle unsre Leute ihn mitfeiern halfen, denn an dem Tage feierten sie ihr Erntefest und das alle Jahre. Ja, den 11. September muß die Hochzeit sein, bis dahin bin ich noch ruhig und still wie ein Lamm — nähern wir uns aber dem September, so werde ich laut und stürme und poche das ganze Haus zusammen. —

Dritter Abschnitt.

Eigner Herd in St. Petersburg.

Lilla an ihre Schwiegermutter.

Harm, am 5. September 1800.

Gute, liebe Mutter.

So glücklich war ich noch nie, wie heute, da ich Ihnen melden kann, daß ich seit drei Tagen Gerhards Weib bin. Unsre Hochzeit war still und geräuschlos, aber gewiß eine der frohesten, die noch auf dieser Erde gefeiert worden. Die Sonne schien auch an dem Tage besonders warm, und alles um uns war freundlich und glücklich wie wir selbst.

Es war ein Sonntag; ich erwachte den Morgen recht traurig und beinah in Thränen, denn Gerhard war schon über fünf Wochen bei uns, und noch immer schwebten wir in der Ungewißheit und wußten noch immer nicht: wann, wie, wo und ob die Hochzeit gar sein würde.

Wir gingen miteinander in ein nahgelegenes Wäldchen, setzten uns unter eine alte Tanne und überdachten so schweigend unser Schicksal, unsre gegenwärtigen Hoffnungen und Sorgen.

Die Luft war so rein und die Sonne so erwärmend, die Bäume rauschten so feierlich. Alles um uns trug so das Gepräge der Stille und Ruhe, daß wir unsre Sorgen vergaßen, und unsre Herzen im stillen Gebet nur Gottes Gegenwart empfanden. Da waren wir wieder glücklich und gingen beruhigt und freudig nach Hause.

Am Nachmittage versammelten wir uns alle im Park, tranken im Schatten alter Birken den Thee, und eine meiner Freundinnen spielte die Harfe und stimmte Alles zu neuer Freude. So fand uns unser guter Prediger, und ich ahnte mein neues Glück noch immer nicht. Da trat mein Vater zu uns und kündigte uns an, wir sollten priesterlich verlobt werden und ließ mir die Wahl des Ortes, wo die Verlobung geschehen sollte. Ich wählte ohne Bedenken ein Plätzchen im Park,

das meinen Namen trägt, und wo ich am liebsten mich aufhalte. Hier hatte ich in Gerhards Abwesenheit Gruppen von Bäumen gepflanzt und sie nach meinen Freunden und Verwandten genannt. Für Sie, gute Mutter, hatte ich eine Akazie gepflanzt und gleich hinter diese drei junge Birken, die ich Marian, Cordula und Lilla nannte. Zu Ihrer Rechten steht Bruder Joseph und zu Ihrer Linken zwei Zwillingsbäume, die gar zu schön aus einer Wurzel wachsen: Gerhard und Karl. Ihre Großkinder aber stehen alle noch klein und zart um Sie herum. Hier wählte ich meinen Platz grade unter Ihrem Baum. Die Gesellschaft folgte, und der Prediger trat gerührt vor uns hin. Noch immer glaubte ich, blos verlobt zu werden; aber wie ward mir, als ich die wirkliche Trauungsformel herlesen hörte und Gerhard schon sein Ja! ausgesprochen hatte! Ich fiel meinem Vater um den Hals, dann Gerhard und jetzt erst, da ich gedankt hatte und nicht mehr fürchten durfte, daß die Freude mich töten würde, jetzt erst sagte ich mein: Ja! aus vollem, freudigem Herzen, und meine Augen, voll Thränen, durchflogen den ganzen Himmel, als wollten sie den Schöpfer meines Glückes suchen.

Jetzt stand die Sonne schon niedrig, und wir eilten alle nach Hause — meine Freundin mit ihrer Harfe voran und wir alle paarweise hinterdrein. Meine gute Mutter ließ schnell noch einige Schüsseln hinzu machen, und so endigten wir den Tag still, wie das wahre Glück immer stumm und ohne Geräusch zu erscheinen pflegt.

Jetzt, da ich Ihnen alles erzählt habe, kann ich erst danken, beste, teuerste Mutter, für Ihren letzten, liebevollen Brief und für das Andenken, das ich gewiß ewig aufbewahren werde. Die Blümchen haben mir unaussprechlich viel Freude gemacht, und — Ihre Ermahnungen! — o wie gern will ich sie befolgen! gebe Gott mir nur so viel Kräfte zur Ausübung, als der Wille gut ist, so werde ich gewiß glücklich sein und glücklich machen.

Ich kann heute nicht alles schreiben, was ich noch zu schreiben habe — mein Herz ist noch so voll Unruhe über das Unerwartete meiner neuen Lage. Ich bin wie ein Kind — meine Augen irren umher, alles zerstreut mich, ich möchte nur springen und tanzen. Auch weiß ich nicht, wie Sie diesen Brief werden lesen und verstehen können, denn meine Hand zittert immer noch, und das Herz schlägt mir, als sollte ich heute noch einmal vor den Prediger hintreten. Ich küsse Ihre Hand, beste, liebe, gute Mutter mit einem Herzen voll Dank und Freude und umarme alle meine Geschwister in Deutschland mit der herzlichsten Liebe und bin jetzt ganz Ihre eigne Tochter

Lilla Kügelgen.

St. Petersburg, am 12. Nov. 1800.

Teure, liebe gute Mutter!

Heute wird es ein Jahr, daß ich zum erstenmal an die Mutter meines Gerhard schrieb, aber wie ganz anders war mir da zu Mute als heute! Da sah ich mein Glück noch in weiter Ferne, da schlug mein Herz noch ängstlich so mancher bangen Stunde entgegen, da hoffte ich viel, aber ich hatte noch mehr zu fürchten, denn wann hört die Sorge des liebenden Herzens um den abwesenden Geliebten auf! heute aber — o wie ganz anders ist es mir da! . . . . In den Armen, am Herzen des besten Mannes, sein Weib und bald Mutter seines Kindes! Ja, denken Sie nur, gute Mutter, künftigen Sommer schon bin ich auch Mutter! — Mutter! ach! wer begreift meine Freude! . . . .

Ach beten Sie doch mit mir, gute Mutter, daß mein Kind dem Vater ähnlich werde an Seel' und Leib. Doch wie könnte es anders — denke ich doch wachend und im Traume an ihn — sehe nur ihn, lebe nur in ihm.

Ja es ist gewiß, ich liebe ihn jetzt noch weit, weit inniger, als vor einem Jahre, und er liebt auch mich mehr, das weiß ich, das fühl ich! O wie bin ich so stolz auf meinen Mann, und wie wächst mir täglich die Sehnsucht im Herzen, die Mutter zu umarmen, die mir diesen Mann geboren hat, denn das lasse ich mir garnicht ausreden, daß Gerhard nur für mich geboren ist, so wie ich weiß, daß Gott mich nur für ihn geschaffen hat. Auch Sie würden Ihre Freude daran haben, gute Mutter! wenn Sie uns sähen, wie wir so innig und glücklich sind.

Gerhard ist meiner Mutter Liebling, mein Vater nennt ihn jetzt aus vollem Herzen Sohn, und meine Geschwister hängen an ihm mit einem Zutrauen, mit einer Liebe, die mich unendlich beglückt. Meine Mutter ist melancholisch, aber wenn sie Gerhard anblickt, so lacht ihr Auge, und man sieht, wie ihr das Herz im Leibe springt. Mein Vater ist heftig und aufbrausend, aber wenn Gerhard um ihn ist — freundlich und gütig. Meine Geschwister legen ihre geheimsten Gedanken in seinen Busen nieder, und wenn sie trauern, so kann nur Gerhard sie trösten! — Kurz er hat die Liebe der Meinigen mit Gewalt an sich gerissen, und ich bin glücklich in meinen Eltern, meinen Geschwistern und dreimal glücklich in der Liebe meines Mannes. . . . .

Durch besondere, nicht näher bezeichnete, aber wie sich durchfühlen läßt, sehr traurige Umstände veranlaßt, konnte Lilla der Sehnsucht, Eltern und Geschwister wiederzusehen, nicht widerstehen und wagte

mitten im Winter die beschwerliche Reise in die Heimat, von der die folgenden Briefe berichten.

Jamburg, am 8. December 1800.

Ach mein guter Gerhard! einmal ohne Dich gereist und nie wieder! — traurig stellte ich mir die Reise wohl vor — aber — ach mein guter Mann, seit gestern Abend bin ich nicht wieder froh geworden. Auf der Rückreise soll es mir besser werden, hoffe ich. Die Nacht war sehr stürmisch, und ich habe den armen Scheel*) von Herzen bedauert, denn obgleich ich warm und gemütlich saß, wie Du selbst mich noch einpacktest, so konnte ich dennoch nicht schlafen. Heute am Tage war das Wetter hell und schön, aber weißt Du, wie ich die letzten Stationen gefahren bin? Scheel mußte auf der einen und der Postillon auf der andern Seite der Pferde hergehen und sie antreiben, denn denke nur, hier ist nicht so viel Schnee auf der Straße, daß ich die Hand damit bedecken könnte, und man machte mir Angst, ich würde einen Wagen nehmen müssen, weil sie uns keine Pferde mehr vor die Kibitke spannen wollten. Aber da wär ich lieber umgekehrt. Hier nun, wo ich neulich schon mich so wohl befand, tröstete man mich mit der Nachricht, daß der Weg bis Narva wenigstens nicht schlechter sei, als der, den ich schon zurücklegte, und jenseit Narva soll es wieder besser werden. Die Madam hier sah ich heute nicht, aber die Tochter, ein recht liebes Mädchen, hat in ihrer Mutter Zimmer einheizen lassen, mir den Theetisch dort vor den Kamin gerückt und mich dann hingeführt, weil es dort doch wärmer sei, sagte sie. Dem Scheel hab ich eine Portion recht delikaten Kaffee machen lassen und der Irene eine kräftige Biersuppe. Ach Gerhard! die Pferde sind angespannt, ich reise diese Nacht durch, wie die erste — bester Mann, lebe recht wohl und laß Deine Lilla nie wieder von Dir — hörst Du es? nie wieder! Ich umarme Dich herzlich — Dich und den guten Bruder — lebe recht wohl, bis aufs Wiedersehen.

Narva, am 9. Dec. 1800.

O mein bester Mann! — nimmer nimmer weiche ich mehr von Deiner Seite! Das ist eine schreckliche Nacht — Du liegst und schläfst so süß, und ich — doch so gut hätte ich es ja auch haben können — warum verließ ich Dich, warum verließ ich Dich!

Diesen Abend kam ich endlich nach einer schrecklichen Fahrt im Sande und auf bloßen Knüppelbrücken sehr spät hier an. Scheel ging

*) Der Diener.

ins Posthaus und ließ uns, wie gewöhnlich, allein auf der Gasse stehen. Endlich kam er mit der tröstlichen Nachricht, wir müßten da bleiben, es wären keine Pferde zu haben. „Uns ist ja doch niemand begegnet", sagte ich, „weder Reisende noch zurückkehrende Pferde, also sehen Sie ja, was die Leute wollen — versprechen Sie ihnen doppelt — zwei-, dreidoppelt Progon,*) so haben wir den Augenblick — nur machen Sie, daß wir fort kommen, denn ich erfriere beinah." Die Kibitke stand so unglücklich, daß der Sturm uns so recht durchwehen konnte. Scheel ging fort, wir warteten — warteten, und es kamen weder Pferde, noch Scheel zurück. Es stürmte und heulte fürchterlich um uns herum — die alten Stallthüren knarrten auf und wurden mit Geräusch und Geprassel wieder zugeworfen. Der heftige Sturm riß mir Deinen Pelz von den Schultern, ich mochte mich noch so fest darein wickeln. Die lederne Gardine ward hin und her geworfen und zerpeitschte mir das ganze Gesicht — das Mädchen wimmerte laut vor Kälte, und ich sah, erstarrt, wie auch ich war, lauter Schreckgestalten um die Kibitke herschleichen — meine Angst stieg aufs Höchste — ich wollte aussteigen, aber wohin? es war so dunkel — ich fürchtete mich, unter die besoffenen Postillons zu geraten, und überdem war ich von der Kälte so erstarrt, daß jeder Versuch, mich herauszumachen, fehl schlug. Endlich, nach einer langen, ewigen Stunde, erschien Scheel — keine Pferde! — „Es ist doch entsetzlich Scheel", sagte ich, „uns hier so allein auf der Gasse stehen zu lassen, und wenn keine Pferde hier sind, warum ließen Sie den Postillon, der uns herbrachte, denn fort? er hätte uns wenigstens in ein Nachtquartier fahren können, denn das begreifen Sie doch wohl, daß ich hier die Nacht über nicht bleiben kann, ohne den Tod davon zu tragen." Er ging fort und kam nun gleich mit dem Staroften zurück, der ihm vier Pferde geben wollte, blos weil er ihm 25 Kopeken Trinkgeld versprochen hatte. Denke also, aus Geiz, ein paar Kopeken zu ersparen, läßt er mich totfrieren. Scheel ging wieder fort — ich denke, um besser nachtreiben zu können und bleibe also ruhig zurück, aber es kommt kein Staroft mit Pferden, es kommt auch kein Scheel. Der Sturm zerriß den Draht, der die lederne Gardine oben hielt, und nun zerschlug sie mir erst recht mein armes Gesicht — der Leib fror und schmerzte mir, daß ich hätte laut schreien mögen, und das Mädchen ächzte und wimmerte immerfort. So verging wohl wieder eine gute Stunde. Da kam ein Russe mit Pferden, die er mit der größten Gemächlichkeit anspannte, denn es war niemand da, der ihn nachgetrieben hätte; und als sie angespannt

*) Fahrgeld.

waren, ging er gar fort. Nun saßen wir wieder da, allein und verlassen mit vier großen, mächtigen Pferden. Es schlägt ein Viertel nach dem andern, aber niemand erscheint, wir sind ganz vergessen auf der Straße, und der Sturm wütet immer ärger. Endlich werden sogar die Pferde des Wartens müde, sie ziehen an und ziehen uns eine Strecke fort — ich wollte die Zügel fassen, aber die lagen an der Erde, also rufe ich ihnen alle mögliche Kunstworte zum Stillstehen zu — sie werden dadurch uneins; eins will dorthin, das andre hierher, sie verwirren sich, drängen sich ineinander, wenden sich, stoßen sich, und ich erwarte in der höchsten Angst nur den Augenblick, wo die Kibitke in Trümmer zerfallen wird. Schmerz, Angst und Wut machten, daß ich meine Stimme endlich mit des Mädchens Geschrei vereinigte, aber wer hörte uns in der stürmischen Nacht? Nein, so etwas ist mir noch nie begegnet — so verlassen hatte ich mich noch nie gefühlt: tausendmal faßte ich den Entschluß zurückzukehren und meine Eltern lieber nie wiederzusehn, als für diesen Preis.

Mein Kind, das ich unterm Herzen trug, gab ich verloren und weinte laut über diesen schrecklichen Gedanken. Endlich erschien auf unser Geschrei der Kerl, der uns fahren sollte — er führte die Pferde zurück und stand nun da und gaffte. „Bist Du fertig?" fragte ich ihn; „gattowa" höhnte er mir entgegen. „Kammerdiener, Kammerdiener!" schrie ich — ich wollte, er sollte ihn rufen, aber er verstand mich nicht oder war zu faul, und meine teure Reisegefährtin verstand mich ebensowenig. Endlich begriff sie es und ließ Scheel rufen, der indeß gewiß gut ausgeschlafen hatte. Mein Herz war so voll, ich hätte den Kerl prügeln mögen und sagte es auch grade heraus, was ich dachte. Nun fuhren wir endlich ab, ich war betäubt und beinah ohne Leben; am Thore ließ man uns nicht durch, weil der Kommandant alle Poderoschnas (Pässe) selbst durchsähe, und der schliefe jetzt, sie dürften ihn nicht wecken, und wir sollten warten, bis den Morgen um sieben Uhr, dann dürfte man zum Kommandanten. Wir baten, wir flehten — der Offizier von der Wache kam selbst heraus, sprach höflich mit uns, aber versicherte zugleich, wir müßten zurück. Und wo nun hin? — Ins Posthaus zurück — Du weißt selbst, ob da ein Frauenzimmer übernachten kann — die Wirtshäuser aber lagen alle in der Stadt jenseits des Thores, durch das wir nicht durften — also sollte ich wieder auf der Straße die ganze Nacht mich ängstigen. Endlich führte Scheel die Kibitke in einen kleinen schmutzigen Hof und sagte, da wäre ein Zimmer zu vermieten. „Kennen Sie die Leute?" nein. „Nun so bleibe ich lieber die Nacht hier auf der Straße und friere mich tot, denn in das Haus gehe ich nicht." Endlich sagte unser Postillon, er

kenne einen alten Soldaten, zu dem wolle er uns bringen, der wäre ordentlich und ein redlicher Mann und würde uns gerne aufnehmen. Er ging hin, um Quartier für uns bei ihm zu erbitten und kam gleich mit der höflichsten Einladung zurück. Wir fuhren in die Kreuz und Quere und kamen endlich vor eine Pforte, die ein alter Mann, mit einer Laterne in der Hand, uns aufmachte. Er ließ uns durchfahren, und ich sah mich nun zu meinem Erstaunen in einer Art von Scheune; im Winkel war ein kleines Zimmerchen herausgebaut, eine Treppe hoch, wie ein Vogelbauer. Was sollte ich thun? die Kälte tötete mich beinah, und Angst und Vorsicht geboten mir, draußen zu bleiben. Endlich trug Scheel mich hinein; ich fand ein kleines, nettes, reinliches Stübchen und daneben ein noch kleineres, wo zwei junge Mädchen an der Erde schliefen und ein Weib in dem einzigen Eckchen mit einer Wiege und einem schlafenden Kinde neben sich. Dieser unerwartete Anblick besänftigte mich — der Alte selbst erschien mir jetzt nicht mehr verdächtig, und ich beschloß, die Nacht hier zu bleiben — ließ unsre Sachen hineintragen, und Scheel mußte bei den Weibern vor meiner Kammerthür sich hinlegen. Irene warf sich am Ofen auf ihre Decke hin, und ich legte mir ein paar Stühle zurecht. Da ich aber nicht schlafen kann, so habe ich zwei Lichte brennen und schreibe Dir — und indeß macht mir das gute Weib Wasser zum Thee und ich habe mich so ziemlich wieder erholt.

Um 7 Uhr Morgens.

Ich höre schon die Pferde anspannen und bin wieder wohl und munter. Also denke nicht mehr an mein nächtliches Abenteuer und hoffe mit mir, daß heute wieder alles besser gehen wird. Scheel ist heute außer sich vor Demut und Gefälligkeit, aber ich vergesse es ihm so bald nicht. Du sollst ihm darüber nichts mehr sagen, denn ich habe ihm mein Herz zur Genüge ausgeschüttet. Gott führe mich bald wieder zu Dir, dann lockt mich auch weder Vater, noch Mutter, noch Schwester von Deiner Seite. Lebe wohl und denke nicht mehr an meine traurige Reise.

Deine Lilla.

Warriel, Postierung am 10. Dec. 1800.

Gestern Morgen schrieb ich Dir aus Narva, und heute bin ich immer noch hier. Du weißt, wir mußten die Nacht über in Narva bleiben, damit der Kommandant unser Poderoschna unterschreiben könnte. Den Morgen zogen wir also aus und wurden von Pontius

zu Pilatus verwiesen und endlich, nachdem wir die ganze Stadt durchzogen hatten, kamen wir doch nur bis zum wachhabenden Offizier des andern Thores, der unterschrieb und uns durchließ. Als wir Narva im Rücken hatten, schöpfte ich erst aus voller Brust Atem; die Sonne war mittlerweile aufgegangen, und jetzt bemerkte ich erst, daß wir langsamer fuhren, als je vorher. Die Pferde krochen kaum mehr und blieben zuletzt oft ganz stehen, nicht aus Mattigkeit, sondern weil der Führer es so wollte, der eine Pique auf Scheel zu haben schien. Ich drohte, ich bat, es half alles nichts; wir waren schon vier Stunden auf der einen Station gefahren und immer noch weit von Waiwara. Scheel stieg ab und ging zu Fuß voraus, um die Pferde anzutreiben, aber die Canaille hielt sie mit Gewalt zurück, und da er zuletzt selbst auch noch abstieg und die Pferde nebenher nur zurückhielt, wenn sie laufen wollten, so stieg mein Unmut, und ich rief laut: „O wäre mein Mann nur hier, der würde dem Kerl doch zeigen, was er zu thun hat.“ Da ergrimmte auch Scheel; er fragte jetzt den Menschen, ob er zufahren wolle, oder nicht? und da er *ihm* immer sagte, die Pferde *könnten* nicht weiter, so setzte sich Scheel endlich, nahm die Zügel, und blos um ihm zu zeigen, daß er gelogen habe, ließ er die Pferde so einhundert Schritt laufen — hielt dann an und sagte, er möchte jetzt zufahren, oder er sollte totgeprügelt werden. Denke, was der gottlose Kerl da that: er sprang den Augenblick, da Scheel nach seinem Hunde rief, auf die Kibitke und jagte mit den Pferden wie ein Blitz davon. Wir riefen und schrien ihm zu, er solle halten; er lachte aber und sagte, der Kammerdiener hätte ihm befohlen zuzufahren, und wenn er hielte, würde er ihn ja prügeln. Denke Dir diese Bosheit. So ging es über eine halbe Stunde, daß er en carriere jagte; zuweilen hielt er die Pferde an und ließ sie langsam traben, bis Scheel *beinah* den Schlitten erreicht hatte, dann streckte er ihm die Zunge entgegen und trieb die Pferde noch mehr an. Endlich kam uns ein großer Frachtwagen mit vielen Passagieren entgegen — wir schrieen um Hilfe und Scheel schrie aus weiter Ferne, so daß unserm Tyrannen bange wurde, er hielt die Pferde an, und der Frachtwagen stand so lange neben uns, bis Scheel uns erreicht hatte und aufsitzen konnte. Der arme Mensch war beinah ohnmächtig, vor Mattigkeit und Wut; sprechen konnte er kein Wort, denn denke, wie lange er mit der größten Anstrengung gelaufen war. Er hatte aber einen Knittel von der Straße aufgerafft und drohte ihm fürchterlich — ich wünschte nur, er hätte ihn derb abgeprügelt, den infamen Kerl. Nun kroch er aber mit uns wieder wie eine Schnecke weiter, und so kamen wir endlich nach sieben Stunden in Waiwara an. Der

Postkommissär ließ dort gleich fünf große, starke Pferde anspannen, verlangte 5 Rubel und versprach uns dafür zwei Stationen zu fahren. Ach mit Freuden gab ich ihm dies Geld, wir flogen beinah dahin und hatten in $2^1/_2$ Stunden zwei Stationen zurückgelegt. In Jeve ging die Not von neuem an — man wollte uns vor den Schlitten keine Pferde geben, ich sollte eine Postkibitke auf Rädern nehmen. „Nun", sagte ich fest, „so kehre ich zurück, denn in der Postkibitke kann ich nicht fahren, da ich krank bin." „Thun Sie, was Sie wollen", sagte er und ging fort. Nun sprach ich auch wirklich schon mit dem Postillon, der mich gebracht hatte und bat ihn, mich zurück zu fahren, wenn seine Pferde geruht hätten und ich hier keine bekäme. Endlich kamen sie alle an den Schlitten, versuchten ihn, ob er schwer oder leicht sei, und da sie das letztere fanden, so gab mir der Postkommissär sechs starke Pferde und ließ sich nur das gewöhnliche Progon bezahlen. Es fing jetzt an zu schneien, zu stiemen und zu stürmen, es war, als sollte die Welt untergehen, und so kam ich gestern Abend hier in Warriel an, vergraben in Schnee und beinah erstarrt. Ich beschloß, die Nacht hier zuzubringen, und man sagte mir auch hier, ich könne mit dem Schlitten nicht weiter kommen, denn denke nur, ehe es anfing zu schneien, staubte es auf den Straßen bei sandigen Stellen so stark, daß das Leder von unsrer Kibitke ganz gelb vom Staube ward.

Endlich, der Kommissär hier ist ein sehr guter Mann, da er die Unmöglichkeit einsah, daß ich eine Reise in der Postkibitke aushalten könnte, nahm er die Laterne und ging hinaus, um Rat zu schaffen. „Die Kibitke ist leicht," sagte er, „und ich gebe Ihnen morgen früh Pferde — aber liebe Dame, Sie fahren morgen nicht zehn Werst, so sind die Sohlen von dem Schlitten ganz durchgefahren, und Sie bleiben dann auf der Straße liegen; sie sind schon jetzt beinah durch."

Denke nun wieder meinen Schrecken — alle Unannehmlichkeiten häufen sich auch auf dieser unglücklichen Reise! Endlich versprach er mir, er wollte andre Sohlen unterbefestigen lassen, und ich war wieder ruhig. Heute früh kam er nun wieder mit Scheel, und beide versicherten, es ginge gar nicht an. Der Schlitten gehe ganz zu Grunde, und das wäre doch jammerschade um die schöne Arbeit. Was war zu thun? ich habe mich jetzt entschlossen — der Mann gefällt mir, denn er scheint so ehrlich; ich lasse die Kibitke also hier bei ihm stehen, und er muß für sie einstehn. Hier in der Nähe ist ein Stellmacher und Schmied, der repariert sie, damit ich die Rückreise wenigstens mit ruhigem Herzen machen kann, und heute muß ich hier eine Kibitke für zwölf Rubel kaufen, um nur weiter zu kommen. Armer, armer Mann! sieh was für unnütze Kosten ich Dir jetzt machen muß. Ach

warum reiste ich auch ohne Dich! Lebe recht wohl und vergieb mir, daß ich Dir so viel unnötige Sorge und Unruhe mache. Nie mehr weiche ich von Deiner schützenden Seite. Lebe recht wohl.

Hohenkreutz, den 10. Dez. 1800.

Ich gewöhne mich nachgerade an mein Geschick, und Du würdest erstaunen, wenn Du gesehen hättest, mit welcher Ruhe und Gelassenheit ich eben meine Tasse Thee getrunken habe und mich jetzt zum Schreiben hinsetze. Die Kibitke, die ich in Warriel kaufte, muß ich hier wieder zusammenflicken lassen, denn sie wäre beinah auseinander gefallen. Zeit genug läßt man mir, denn hier bekomme ich für keinen Preis Pferde; es kam hier eben eine estafette an, die dem Postkommissär ansagte, auf heute noch zehn Pferde parat zu halten — ich habe lange herumgeschickt und werde drei Bauernpferde bekommen; vielleicht aber erst um zwei Stunden und darf also auch heute nicht mehr daran denken, Sophie zu umarmen. Bis Poll komme ich wohl heute noch, und dort giebt mir der Amtmann gewiß Pferde bis Ottenküll.

Meine Klagen könnten Dich noch dahin bringen, selbst zu kommen, um mich abzuholen, aber ich beschwöre Dich, thu es nicht. Du würdest viel versäumen, noch mehr Kosten haben und also meine Schuld noch um ein Großes vergrößern. Peter oder Heinrich, oder Stackelberg, einer von den Brüdern wird mich begleiten, so können wir beide ruhig sein, denn allein reise ich für keinen Preis mehr, und an der Begleitung meines Bruders Heinrich darf ich garnicht zweifeln. Heinrich sitzt dann bei mir und mein Mädchen kann in seinem Schlitten fahren.

Einem andern Mann könnte meine Furcht, Du würdest selbst nach mir kommen, lächerlich scheinen — aber mir scheint sie nicht lächerlich, da ich Deine Liebe, Deine Besorgnis um mich und Deine grenzenlose Gefälligkeit kenne.

Meine Kibitke blieb in Warriel stehen und wird dort von einem deutschen Wagenschmied repariert; um acht Tage sende ich Scheel zurück und lasse sie abholen.

... Es wird schon dunkel, und noch sind die Pferde nicht da. Scheel hat alles wieder gut bei mir gemacht; er hat sich heute noch garnicht die Zeit zum Essen genommen, sondern ist hier in den Krügen und Dörfern herumgelaufen, um mir Pferde zu verschaffen; er hat auch drei bekommen, aber sie sind immer noch nicht da. Ich werde den Brief nicht schließen, bis ich Pferde habe, denn sonst könnte meine Verlegenheit Dich doch mehr ängstigen, als die ganze Sache wert ist.

Ich sitze hier und stricke hübsch meinen Strumpf. Sophie ist nur ein paar Meilen von mir entfernt und ahnt gewiß nicht meine Nähe — wie es doch wunderbar in der Welt hergeht! . . . . .

. . . Die Pferde sind da, jetzt ist es aber auch schon Nacht, und ich habe acht Stunden warten müssen.

Ottenküll, am 12. Dec. 1800.

Endlich, endlich bin ich hier angekommen, nachdem ich fünf Tage und ebensoviel Nächte auf der Reise zubringen mußte. In Poll mußte ich fünfzehn Stunden auf Pferde warten; denke, so nah bei Sophie, und doch nicht bei ihr — o ich habe Geduld gelernt auf dieser Reise! — Von Poll fuhr ich endlich mit drei Müllerpferden am Vormittag ab, irrte bis spät in der Nacht im Walde herum, dort brach mir die Kibitke, und als ich schon verzweifelte, langte ich endlich durch ein Ungefähr — denn den Weg fand niemand im dunklen Walde — in Ottenküll an — und jetzt ist alles, alles schon vergessen. Ich habe die Nacht herrlich geschlafen und bin munter erwacht. . . . .

Ottenküll, am 15. Dec. 1800.

. . . Ach mein bester Mann, wie ist meine Freude mir verbittert, ich bin hier bei Sophie, aber meine andern Geschwister und meine guten Eltern werde ich vielleicht garnicht sehen! Der Schnee ist auch so durchaus abgegangen, daß an keine Schlittenfahrt mehr zu denken ist; es regnet immerfort, Tag und Nacht, und ich darf es nicht wagen, mit einem Wagen zu reisen, da der Weg nach Harm nicht allein schlecht, sondern halsbrechend ist. Was soll ich thun? o wärst Du hier bei mir, mein guter Gerhard! oft überfällt mich eine tötende Angst, wenn ich an meine Rückreise denke — doch die Poststraße wird ja nie so gar schlecht. Heinrich fand ich hier vor; er hat mir versprochen, mich zurück zu begleiten und mir viel, viel von Harm erzählt. Ich klage, weil ich nicht nach Harm kommen kann, und es ist vielleicht eine neue Wohlthat von Gott, daß er mir die Reise unmöglich macht, denn Gott weiß, was für Schreckens-Scenen ich jetzt dadurch entgehe.

Heute sendet mein Schwager einen Boten nach Harm; da werde ich meinen Eltern meine Ankunft hier melden und zugleich die Unmöglichkeit, zu ihnen zu kommen. Die arme Mutter wird wohl recht weinen, wenn sie meine Nähe erfährt und nicht herüber kann. . . . . .

Acht Tage bin ich erst von Dir, und mir scheinen es ebensoviel Monate; wie konnte ich mich auch freiwillig von allen Freunden

trennen! Mein einziger Trost ist, daß ich der armen Sophie Freuden gebracht habe, deren ihr Herz jetzt so sehr bedurfte; wir sitzen immer zusammen und arbeiten und plaudern und weinen und lachen, wie es denn kommt. . . . . .

Ich bin gesund, aber mir fehlt doch Alles! Bitte Gott, daß er mich gesund und glücklich in Deine Arme zurückführt und dann lasse mich nie wieder aus diesen schützenden Armen, auch wenn ich thöricht genug wäre, es wieder zu wollen — nie lasse mich wieder von Dir mein eigner, guter Mann.

Ottenküll, am 19. Dec. 1800.

Mein bester, bester Mann, noch bin ich hier und warte auf Schnee, um nach Harm hinüber zu können. Gestern Abend spät kam unser Bote von Harm zurück; wir hofften, die Eltern hier zu sehn, aber auch diese Hoffnung schlägt fehl. Der arme Vater liegt an der Gicht darnieder und leidet unaussprechlich, und die Mutter kann und mag ihn nicht verlassen, und Unruhe und Sehnsucht drücken ihr fast das Herz ab. Was soll ich jetzt thun? alles zieht mich hin nach Harm, und ich kann nicht fort — doch bekommen wir auch morgen und übermorgen keinen Schnee, so reise ich dennoch mit einem Wagen, und Stackelberg darf mir den nicht abschlagen. Meine arme Mutter! was wird sie jetzt leiden, da sie mich so nah weiß und doch daran verzweifeln muß, mich zu sehen — und der Vater krank! . . . .

Harm, am 24. Dec. 1800.

Hier bin ich nun endlich — ach! die Freude war doch recht groß! Meine gute Mutter empfing mich schon in der Hausthür, und mein Vater streckte mir seine geöffneten Arme mit einem herzlichen Willkommen! entgegen. Den Weg von Kirrisaar bis Harm habe ich in Thränen zugebracht, denn ich wußte ja nicht, welchen Schreckniſſen ich entgegen ging. Zwischen Kau und Harm begegneten mir Wilde, Karl und der kleine Peter, die grade ihre Sonntagspromenade machten. Karl schrie laut auf vor Freude, da er mich erblickte, sprang grade in den Schlitten und erdrückte mich fast mit seinen Küssen. „Gottlob! daß du kommst", rief er so laut, daß man's gewiß in Harm gehört hat — „gottlob! nun wird es besser werden!"

Agnes sah mich forschend an, wie man eine alte Bekannte ansieht, auf deren Namen man sich nicht sogleich besinnen kann, dann aber streckte sie die Ärmchen nach mir aus, und als sie Dein kleines Bild an meinem Halse erblickte, erkannte sie mich völlig und zerküßte es in kindlicher Freude.

Heute werden wir einen frohen Abend haben. Sophie hat in Ottenküll schon so viel zum heiligen Christ gearbeitet — sie hat für ihre Kinder Spielzeug geschnitzelt, gebildhauert und gemalt, als käme es grade aus den Nürnberger Buden. Schafe und Rinder, alles in Lebensgröße und erstere mit wirklichen Schafsfellen bekleidet. Windmühlen, Kutschen, Kibitken, Betten, Nähkörbchen für die Mädchen, kurz eine ganze Bude voll, die wir insgeheim hier mitgebracht haben. Jetzt arbeitet Wilde an einem schönen Baum, der mit hundert Lichtern, Guirlanden von Rosinen und Mandeln dekoriert ist und Äpfel und Feigen trägt. Meine Freude kannst Du Dir denken, wärst Du nur hier bei mir, dann erst könnte ich diese Empfindung wahre Freude nennen. . . . .

Ich danke Dir für die Erlaubnis, länger hier bleiben zu dürfen und erkenne daraus die Stärke Deiner Liebe, ich werde aber auch nicht vergessen, was ich dieser Liebe und mir selbst schuldig bin, daher erwarte mich gewiß zum 7. Januar. . . . .

Meine Mutter grüßt Dich herzlich, herzlich — dreimal rief sie mir das Wort zu; antworten kann sie Dir aber heute nicht, die gute Mutter macht soviel Zubereitungen und Anstalten zum morgenden Fest. Auch mein Vater grüßt Dich ebenso herzlich und *kann* Dir nicht antworten, weil die Gicht seinen Arm noch immer nicht verlassen hat. Dein Portrait hat er im Saal aufgehangen und den alten Onkel ins grüne Zimmer verbannt — meine Freude war nicht klein, da ich die Entdeckung machte, daß Dein Bildnis den Ehrenplatz bekommen hatte. Lebe recht wohl, mein eigener, guter Mann und bedenke, wenn die Trennung Dir Kummer macht, daß ich sie doppelt empfinde, und daß nur eine *heilige* Pflicht mich von der andern auf eine zeitlang entbinden konnte. Ach! ahntest Du denn garnichts bei meinen vielen Thränen, die ich den letzten Tag vergoß? Bis dahin hatte sich mein Herz gehalten — jetzt aber fiel die ganze Last des unerträglichsten Schmerzes wie eine schwere Bürde auf meine Seele; ich legte meinen Kopf auf Deine gute treue Brust, ich wollte Dir in der letzten Stunde den *wahren* Beweggrund zu meiner sonderbaren Reise sagen — aber — meine Zunge blieb gebunden. Suche diese Worte nicht zu deuten, bis ich selbst bei Dir bin und glaube bis dahin, daß weder Sehnsucht nach Veränderung noch unbedachtsamer Leichtsinn mich aus Deinen Armen gerissen haben. O ich weiß wohl, was ich litt, da Beck mich den letzten Mittag mit so freundlichen Winken auf meine Pflicht, wenigstens fürs Künftige aufmerksam machen wollte. Da fühlte ich erst, wie falsch auch Du mich beurteilen konntest; da wollte ich es Dir sagen, aber ich konnte nicht, ich konnte wahrlich nicht. . . .

Harm, am 28. Dec. 1800.

. . . . Dein letzter Brief hat mir besonders viel Freude gemacht; die Nachricht, daß wir künftig mit Karl nur ein Haus ausmachen werden, war wie Du weißt, längst mein Wunsch.

Glaube nicht, daß ich diesmal für Scheel bitten werde — ich bin es sehr zufrieden, wenn Du ihn entbehren kannst, denn mein Liebling war der Stutzer nie. Wir brauchen einen Bedienten und keinen gepuderten Kammerdiener. Ich bitte Dich aber bei meiner Liebe, mache ihm keinen Vorwurf wegen der Narva'schen Geschichte, sondern laß den Narren in Frieden ziehen. Ihm wird der Abschied natürlich scheinen, da Reese, der Dwornick und der Bediente, den ich wahrscheinlich mitbringe, uns genug sein müssen. . . . . Dies ist der letzte Brief, den Du von hier aus von mir erhältst, mein lieber guter Mann. . . . .

* * *

Lillas erstes, mit unaussprechlicher Freude erwartetes Kind kam, allem Anschein nach, sterbend zur Welt. Dennoch gab Gott Gnade, daß bei aufopferndster, künstlichster Pflege, die Kleine am Leben blieb. Viele Briefe erzählen von der Angst und Sorge um die kleine Maria und dann vom seligsten Mutterglück, als sie genas und sich besonders lieblich entwickelte.

Den Sommer nach Marias Geburt verlebte die kleine Familie in einem Landhaus bei Petersburg, doch war Gerhard seiner Arbeiten wegen viel in der Stadt.

Lilla an die Mutter.

Villa Bella, am 28. Juni 1801.

. . . . Ich schicke Ihnen, liebe Mutter, den Riß von unserm Hause und Garten — den ganzen Park konnte ich nicht aufnehmen, weil ich sonst noch einige Bogen Papier mehr verbraucht hätte. Sie werden aber schon aus diesem flüchtigen Grundriß sehen, daß wir sehr angenehm hier wohnen. Nur Eins fehlt mir in diesem Paradiese — mein Mann und die Nachbarschaft meiner Eltern und Geschwister. Ersteren sehe ich jetzt alle Woche nur einmal. Er ist in Pawlofsky und malt jetzt Ihre Majestät die Kaiserin Mutter und hat dort noch viel Arbeiten, auch wird er jetzt das Familienbild endigen. Noch hat er nichts daran ändern müssen. Ihre Majestät die Kaiserin ist sehr huldreich gegen ihn, und er kann mit dem frohesten Mut arbeiten. Er hat dort sein eigenes Quartier, alle Tage sechs Schüsseln, Kaffee, Thee, Wein u. s. w. frei und Hof-Equipage, wenn er mich besuchen will.

Fräulein Nelidoff, von der wir schon in Estland so viel Gutes hörten, war so gütig, uns vorigen Winter in der Stadt zu besuchen, und sie hat der Kaiserin Mutter, in Gerhards Gegenwart, eine Beschreibung unsres häuslichen Glückes gemacht und versichert, wir führten das zufriedenste und glücklichste Leben in ganz Petersburg. Woran die Leute es doch gleich merken, wenn man wirklich glücklich ist! — gesagt haben wir es wahrlich niemandem, daß wir es wären.

Wenn Gerhard am Portrait der Kaiserin malt, so sitzen alle Großfürstinnen um die Mutter herum mit verschiedenen Handarbeiten, und die Erbprinzessin von Mecklenburg sitzt hinter seinem Stuhl, um besser zuzusehen. Es sind gewiß die freundlichsten, herablassendsten und liebenswürdigsten Prinzessinnen in der Welt, unsre Großfürstinnen! —

An Gerhard.

Villa Bella, am 8. Juli 1801.

. . . . Unsre Trennung scheint mir gewiß härter als Dir, und das ist wohl natürlich, doch kann sie ja gar lange nicht mehr währen, und dies muß mein Trost sein. Aber ich wiederhole, was ich Dir schon sagte und schrieb: ohne die größte Notwendigkeit trenne ich mich nie mehr von Dir.

Wenn Du nur wüßtest, was ich den vorigen Winter in Harm litt; seitdem ist mir aber auch eine Trennung von wenigen Tagen fürchterlich, denn alles Schwere jener Zeiten kehrt dann verdoppelt in meine Seele zurück.

Ich las einmal von einer Herzogin, die lange Zeit tief unter der Erde, in einem dunklen Gewölbe gefangen saß; als sie befreit war, mußte sie ihr Haus, abends und nachts beständig mit tausend Lichtern und Lampen erleuchtet sehn, und wenn einige davon erloschen und sie nur eine Ahnung von der Dunkelheit bekam, in der sie einst hatte leben müssen, so verfiel sie in Todeskrämpfe und Zuckungen.

Sieh, so geht es mir, wenn ich von Dir bin; alle längst überstandenen, längst vergessenen Leiden kehren dann durch Thür und Fenster bei mir ein, und ich lebe in ewiger Bangigkeit, bis ich Dich wieder an meiner Seite weiß. Aber dann habe ich auch wieder Mut und weiß von keinen Sorgen — sie verschwinden wie Gespenster der Nacht, wenn der Tag anbricht.

Eben bringt mir Karl eine Hand voll reifer Himbeeren, könnte ich sie Dir doch mitsenden. Tausendmal des Tages muß ich ausrufen: wäre doch Gerhard jetzt hier! Bald solltest Du sehen, wie mein Kind

auf meiner Brust marschiert, bald wie es lacht, bald wie es tanzt und mit den Füßchen den Takt schlägt — dann habe ich eine süße Milch, die ich mit Dir teilen möchte, dann möchte ich Dir eine Blume zeigen, dann eine so und so gefärbte Wolke — Ach was hilft das alles, Du bist ja nicht da!

Villa Bella, am 19. Juli 1801.

Lebst Du noch Gerhard oder hat Dich das Gewitter — ach ich mags nicht aussprechen, was ich befürchte. Ich hatte Dich so sehr gebeten, mir durch jemanden ein paar Zeilen zu senden, durch den ich Dir den Kasten und Rahmen hätte schicken können, und heute ist schon der 19., und morgen willst Du das Bild abgeben .... Ach Gerhard, Gerhard, Du lebst doch noch — oder bist Du vielleicht krank? Gestern war das Gewitter hier so schrecklich und einige Schläge so fürchterlich, daß wir es alle empfunden haben. Ich ging mit Maria im Zimmer auf und nieder — da fuhr ein Blitz, nein kein Blitz, ein Feuerstrom fuhr mir am Kopf vorbei, und den Augenblick gab es einen Knall, daß das ganze Haus bebte. Die Amme ward zehn Schritt weit an die Wand geworfen — mein Kind erschrak so heftig, daß es Convulsionen und beinah Krämpfe bekommen hätte; ich aber erhielt an meinen Kopf einen so gewaltigen Schlag, daß nur die Sorge für mein Kind mich auf den Füßen erhielt. Ich drückte es fest an mich und hatte bis spät in die Nacht die empfindlichsten Schmerzen im Kopf. Die Amme konnte in langer Zeit das Kind nicht anlegen, so heftig war sie erschrocken, und mein armes Kind hat die ganze Nacht geschrieen und fährt immer noch zusammen. Gottlob wir leben noch alle, könnte ich nur auch sehen, was mein Mann macht. .....

Später.

... Vor allen Dingen will ich Dir jetzt sagen, daß ich ganz gesund bin, und daß mit der Gesundheit auch die alte, frohe Laune zurückgekehrt. O wie denkt und fühlt man doch so ganz anders, wenn man krank ist. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr, daß der nächste Blitz Dich treffen, dies oder jenes Unglück Dir zustoßen könne, wie neulich noch. Der Dwornick erzählte mir, in Petersburg sei ein Mensch vom Blitz erschlagen worden, da stand ich eine unglaubliche Angst aus — in der ganzen weiten Welt erblickte ich nur zwei menschliche Wesen, dachte nur an Dich und mein Kind. Bei jedem leuchtenden Blitz streckte ich die eine Hand über Maria und die andre nach Pawlofsky hin, um Euch zu schützen, glaube ich.

Aber jetzt, da ich gesund bin, ist alle Ängstlichkeit, sind alle unnütze Besorgnisse verschwunden — doch — ob sie so ganz unnütz

waren, mag ich dennoch nicht untersuchen. Wer viel besitzt, hat viel zu verlieren; so denke ich jetzt oft an meinen Reichtum, an Mann und Kind, wie der reiche Geizhals an seine vollen Kasten mit Unruhe und Sorge denkt, wie er sie erhalten könne. Man sagt, der Arme sei in diesen Stücken glücklicher daran, denn er hat nichts zu verlieren — Sollte vielleicht der an Seelengenuß Darbende auch glücklicher sein? Ach nein! ach nein!

Ein alter Weiser aus Griechenland fragte einst seinen Freund, warum er nicht heiratete? Dieser beantwortete die Frage mit Schweigen. Nach einiger Zeit aber kam er mit trauernder Miene zu ihm und kündigte ihm an, der einzige Sohn desselben sei plötzlich gestorben. Der Weise weinte, klagte laut, zerriß seine Kleider und Haare und gab sich ganz dem Schmerz hin. „Sei ruhig", sagte nun der Freund, „Dein Sohn lebt, sein Tod war nur meine Erfindung; aber jetzt hast Du die Antwort auf Deine neuliche Frage. Siehe, solchem Schmerz wollte ich ausweichen." „Du hast Recht", erwiederte der frohe Vater. „Du hast keinen entfernten Begriff von dem Schmerz, den ein Vater leiden kann — aber ebensowenig bist Du imstande jetzt mein Entzücken mit mir zu teilen."

Sieh, was ich Dir für hübsche Geschichten erzähle! —

.... Nun will ich Dir auch was Neues erzählen. Vorgestern kommen hier eine ungeheure Menge wilder Hunde aus dem Walde grade über unsre Kuh her und wollen sie zerreißen. Der Gärtner läuft zu Hilfe, rettet die Kuh; nun fielen sie aber über den her und hätten ihn wahrscheinlich in tausend Fetzen zerrissen, wenn nicht Iwan und alle die Arbeiter auf sein Geschrei zu Hilfe geeilt wären. Sein Schaf haben sie aber dennoch vor seinen Augen gefressen, und er konnte es nicht retten. Gestern Abend fielen ein paar dieser Bestien Deinen Bruder hier im Walde an, und er konnte sich mit genauer Not retten. Heute ging er wieder nach der Stadt und wird die Sache dem Gouverneur vorstellen lassen. Denke Dir, bei dieser Hitze eine Herde wilder, wütender Hunde, wie leicht kann da einer davon toll werden und dann, welch ein Schrecken fürs ganze Land! —

An die Schwester Sophie.

Villa Bella, am 9. Juli 1801.

.... Mein Gott was hatte ich vorgestern für einen frohen Tag — mein Mann kam ganz unerwartet von Pawlofsky, so unerwartet, daß die Freude mich beinah krank machte. Den andern Tag wirtschafteten wir vom frühen Morgen bis zum Abend im frischen

Heu. Wir spielten, wir kullerten uns im Heu, und meine Kleine lag da unter lauter Blumen und streckte Hände und Füße vor lauter Wollust gen Himmel. Endlich setzten wir uns alle in die Schaluppe, die Emma mit dem Kinde, Emilie, mein Mann und ich und fuhren den Kanal hinauf, den Du aus meinem übersandten Riß jetzt schon kennen wirst. . . . Von meiner Kleinen sage ich Dir nur noch, daß sie bei dieser warmen Witterung mächtig wächst und gedeiht — ich kann das kleine Geschöpf nicht ohne Freudenthränen ansehen. . . .

An dieselbe nach der Geburt eines fünften Kindes.

St. Petersburg, am 13. Sept. 1801.

. . . . Ich habe mich so herzlich gefreut, denn Kinder scheinen mir immer ein Segen Gottes, je mehr, je besser! — Ich hoffe und wünsche sehnlich, Marien recht balde ein Schwesterchen zu geben und fünf, sechs — ein Dutzend Kinder — ach, welch Glück kann diesem beikommen: zwölf gesunde, wohlgeratene Kinder um sich zu sehn! Doch ich schreibe da wohl wieder recht tolles Zeug! also Punktum. Von Maria will ich Dir schreiben — höre, das ist Dir gar ein süßes Kind . . . . ein Paar runde blaue Augen, strahlend von Freundlichkeit, des Vaters Mund und Kinn und der Mutter frohes Herz — denke Dir dies beisammen, und Du siehst Maria. Ich war gestern wieder recht besorgt um das kleine Ding. Der Amme ihr Mann kam nach langer Zeit, um sein Weib zu besuchen; sein erstes Wort beinah war, der Wolf hätte sein einziges Pferd zerrissen. Sie erschrak; um sie aufzuheitern, fragte ich den Tölpel, was sein Kind mache? — ja, sagte er — das ist schon lange tot. Ich hätte Maria beinah fallen lassen vor Schrecken, so fuhr mir's durch's Herz — die Amme, das arme Weib, stand da, bleich und starr, bis endlich lindernde Thränen ihr Luft machten — er aber grinzte uns an und schien nicht zu begreifen, was uns anwandle. Ich mußte Marien speisen und die Amme trösten. Sie ist aber schon sehr gefaßt, und es scheint mir sogar, als blickte sie dankend hinauf. Sie ist mit der Karbatsche zum Altar hingepeitscht worden, also liebt sie den Mann nicht — in ihrem Dorfe ist die Sitte, daß die Herrschaft einige Dutzend Jünglinge aussucht und diese ungefragt mit einem andern Dutzend Mädchen verbindet, sie mögen wollen oder nicht, und oft werden sie bis aufs Blut gepeitscht, ehe sie ja sagen. Überdem ist das Dorf so arm, daß die meisten den ganzen Winter über betteln, wie ehemals die Pollschen Bauern; also ist es wohl denkbar, daß eine Mutter lieber ihr Kind dort oben aufgehoben, als hier dem größten Elende entgegenwachsen sieht.

An Gerhard.

St. Petersburg, am 25. August 1801.

Gestern schrieben wir wahrscheinlich in einer Stunde an einander, und vielleicht empfingst Du grade meine beiden Briefe, da ich den Deinigen las. Warum willst Du aber so nutzlos in Pawlofsky warten? die Herrschaften haben jetzt wohl mehr zu thun, als den Malern zu sitzen. Überdem ist Sr. Maj. der Kaiser immer noch unpäßlich, dies sagte mir gestern Löwenstern, der mich mit seinen Söhnen besuchte. Es ist der gute Löwenstern, von dem Du schon so viel gehört hast, er reist mit seinen Söhnen und dem jungen Mengden von Stolp nach Moskau zur Krönung. Wie leid that es mir, daß Deine interessantesten Arbeiten in Pawlofsky waren, denn ich hätte den jungen Leuten, die schon viel Kunstgefühl besitzen, gern einen rechten Augenschmaus gewünscht. Sie waren auch die einzigen, die lange vor Deines Bruders Zeichnungen in Sepia stehen blieben und sie mit wahrem Entzücken betrachteten. Hätte ich ihnen das Familienbild*) und die Kaiserinnen und andre Schönheiten auftischen können! aber nein, sie mußten sich schon mit den diversen Eulen-Physiognomien begnügen, und ich litt gewaltig dabei, da sie gekommen waren, um zu genießen. Vor dem Kreismarschall schienen sie sich ordentlich zu entsetzen, so ähnlich fanden sie ihn. . . . .

Der folgende Brief ist von Gerhard an seine Schwägerin Emilie gerichtet, die oft in Petersburg bei den Geschwistern weilte, wo sie Gerhards Zwillingsbruder Karl kennen und lieben lernte. Auch dies junge Paar konnte nur durch ähnliche schwere Kämpfe wie Lilla und Gerhard zum ersehnten Ziel gelangen. Gerhard nannte sie oft seine kleine Pflegetochter.

Petersburg, am 27. Juni 1802.

Meine liebe Mili! Erst heute komme ich dazu, an meine liebe älteste Tochter zu schreiben, darf aber bei einer so guten Schwester kaum um Entschuldigung bitten. Woher ist Ihr Herz denn so bedrückt? Woher bei hoffnungsvoller Jugend solch eine Kleinmütigkeit? Ei was noch, ein junges Herz muß lustig sein und sich des jungen Lebens und schönen Wetters freuen und denken: was auch geschieht, thut der liebe Gott und ist für uns, wenn wir es auch nicht begreifen können, dennoch wohlgethan! Indessen weiß ich ja wohl, daß jeder Mensch seine traurigen Stunden hat, die kommen und vergehen, wie Regen und Sonnenschein! und wenn der Regen kommt, dann schließen Sie sich nur immer in

*) Kügelgen malte damals u. a. ein Gruppenbild der kaiserlichen Familie.

Ihr Stübchen ein, und sagen Sie Lilla und mir, wie Ihnen zu Mute ist; aber verzweifeln müssen Sie in solchen Augenblicken nicht, einmal ebenso glücklich zu werden wie Lilla und ich. Wie können Sie wissen, was der liebe Gott mit Ihnen thun wird, und wer kann das überhaupt wissen? Lilla und ich, wir sind freilich eben sehr glücklich, aber wer weiß wie lange? Läßt Gott heute oder morgen unsere kleine Maria sterben, was dann? Alsdann können wir uns weder der Jugend noch des schönen Wetters freuen, und doch werden wir müssen zufrieden sein. — Aber ich halte ja ordentlich eine moralische Vorlesung, und das hat Mili eigentlich garnicht nötig. . . . .

. . . . Lilla ist recht krank — wieder etwas, das uns zum höchsten Glück fehlt — die Gesundheit. Ach liebe Mili, glauben Sie mir, der Mensch ist eigentlich nie ganz glücklich und noch seltener auf lange. Man nimmt vorlieb, wie es kommt und damit Punktum. Wir alle — auch die kleine Marie, die auch selten gesund ist, grüßen unsre über alles geliebte Emilie. Leben Sie gesund weiter und seien Sie noch ganz apart gegrüßt von Ihrem jüngsten Vater

Gerhard von Kügelgen.

Derselbe an dieselbe.

Petersburg am 26. Juli 1802.

Das hätte ich nicht gedacht, als ich den vorigen Brief an meine liebe Mili schloß, daß meine gefürchtete Ahnung so bald zur Wirklichkeit werden sollte. Gott, Dein Wille traf mich hart und noch härter meine arme Lilla! Doch wir werden standhaft tragen, was der himmlische Vater über uns verfügt. Liebe Mili, meine einzige Tochter — ach da ich dies Wort hinschreibe, fühle ich nur zu tief, daß ich Sie nicht so nennen darf. Ich bin kein Vater mehr, habe kein Kind, keine Maria mehr! Meine Thränen fließen unaufhaltsam — ach sie werden noch lange fließen. O wenn Sie gesehen hätten, meine Schwester, wie sie dahinwelkte, die arme Maria, mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes in dem sonst so frohen Gesichtchen! Mein Herz möchte noch zerspringen bei dieser Erinnerung. Ach es sind der Leiden viele in dieser Welt. Kleine süße Maria! . . .

. . . . Ihre Entschuldigung, daß Sie mir nicht zuerst geschrieben haben, sondern Lilla, war nicht nötig, und Ihr Glaube hat Sie nicht getäuscht, wenn Sie Lilla und mich für eine Person hielten. Bleiben Sie bei diesem Glauben, und Sie werden sich nie irren. . . . Pflegen Sie ihr Harfenspiel. Etwas Musik ist eine wahre Herzstärkung in Stunden der Traurigkeit und nur zu nötig im Leben.

Auch Lilla hat ihre Harfe wieder hervorgeholt und spielt oft. Arme Lilla! Möchte Gott ihr ein gesundes, starkes Kind zum Trost schenken.

Meine Schwester, empfangen Sie aus meinem warmen Herzen noch den letzten Dank für Pflege, Wartung und Sorge, die Sie meiner armen Maria schenkten. Bewahren Sie in Ihrem Herzen die schwesterliche Liebe, die Ihnen mit der größten Reinheit erwiedert Ihr um seine Maria trauernder

G. von Kügelgen.

Lilla fügt dem hinzu:

Du meine gute Emilie wirst am Besten unsern Schmerz verstehen, die Du allein das süße Mädchen kanntest. Du wirst sie gewiß so herzlich beweinen, wie wir selbst. Ach den letzten Morgen noch streichelte sie mich und Gerhard mit ihrer kleinen weißen Hand und machte bitte bitte, um einen Schluck Wasser zu bekommen. Ihren Arzt liebte sie so, daß sie ihm bis zuletzt die Arme ausstreckte, wenn er kam, als hätte sie sagen wollen: Ach hilf Du und erhalte mich für die arme Mutter. Wenn ich weinte und schluchzte: Maria Maria, bleib bei Mutter — laß mich nicht zurück — so schlug sie die brennenden Aermchen um meinen Hals und sah mich an, so seelenvoll, so rührend! — Ihre Augen blieben bis zum letzten Augenblick groß, offen und unbeschreiblich strahlend. Gerhard hat sie mir gemalt mit ihrem Kanarienvogel auf der Hand. Ach nun sind sie beide fort, sie und der Vogel, und mir blieb nichts als diese Thränen und eine kleine Haarlocke.

Nun folgen viele Briefe, in denen sich der heiße Schmerz des Mutterherzens ergießt, aber immer gehalten und getragen durch die Hand des Herren, der sich ihr in dieser Zeit der Trübsal besonders fühlbar offenbarte. Und um die Herzen der gemeinsam ihr Kind beweinenden Eltern schlang sich immer inniger das Band hingebendster, vertrauendster Liebe. Oft konnte die vereinsamte Mutter es noch garnicht fassen, daß ihre Maria nicht mehr da war. So schreibt sie, nachdem sie in das große verödete Petersburger Haus zurückgekehrt waren:

Neulich stand ich in der Küche. Plötzlich hörte ich zum ersten Mal wieder die Garde in voller Musik vorbeiziehen. Schneller als ein Gedanke hatte ich alles hingeworfen und war in zwei Sprüngen im Schlafzimmer, um Maria aufs Fenster zu heben, wie ich gewohnt war — dann schlug sie in ihre kleinen Hände und warf den Soldaten Kußhändchen zu. Auf der Schwelle erst fällt es mir wie ein Felsen aufs Herz — sie ist tot! Ach solche Augenblicke werden noch oft kommen — aber ich will, ich will nichts mehr davon schreiben.

Mit Kindern zu verkehren, sie zu pflegen und zu erziehen, war Lilla so sehr Lebensbedürfnis, daß sie sich mit der Bitte an ihre Schwiegermutter wandte, ihr eine ihrer kleinen Enkelinnen anzuvertrauen: „Ich würde selbst noch Kinder haben, werden Sie sagen — Gott gebe es! Doch ehe diese Kinder zu den Jahren anwachsen, wo sie unsre Sorgen mit Freude lohnen könnten — ach da müßte ich erst manches lange Jahr warten. Kann und will Marianne sich nicht von ihrem Kinde trennen, so wird mein Herz das leicht begreifen — dann aber nehme ich das erste beste Waisenkind an, denn ich muß, ich muß Kinderstimmen um mich hören, wenn ich glücklich sein soll.“*)

Aus einem Brief an die Schwester:

„Mein Mann hat immer noch mehr Arbeit, als er fertig bringen kann, mancher betrügt ihn und manchen nimmt er garnicht an. Ich wünschte Dich wohl her, um seine Arbeiten für den Hof zu sehen. Das Portrait des Kaisers, die ganze Figur in Lebensgröße für die Estländische Ritterschaft, ist fast vollendet, das große Familienbild ebenso — dann ein Kniestück von der Erbprinzessin von Mecklenburg, Helene Feodorowna — und was für Gesichter! Dann noch eine Menge solcher, die Dich nicht interessieren würden, da Du sie nicht kennst. Unter allen hiesigen Schönheiten ist mir das Gesicht unsrer Kaiserin am rührendsten — es ist ein wahres Madonnengesicht, und wollte man die Güte und Unschuld malen, so könnte sie dazu sitzen.

Petersburg wäre ein ganz hübscher Ort, wenn man nur mehr für sich selbst leben könnte. Ich besuche meine Bekannten nur alle Vierteljahr einmal, gehe außerdem garnicht aus, und dennoch verfolgen die Menschen mich geradezu, so daß ich auch über keine Stunde des Tages gebieten kann. Wir bitten durchaus keinen Menschen, weder zum Mittag- noch Abendessen, und dennoch speisen wir keinen Tag allein. Das ist mir oft so lästig, und mein Mann, müde von der Arbeit, schluckt seine Mahlzeiten oft recht verstimmt hinunter. Ich bin heute auch wieder ganz wüst im Kopf.“ —

Ein Freund Kügelgens, der Collegienrat von Beck, reiste ins Ausland, und Gerhard gab ihm einen Brief an seine Mutter mit, in dem er sagt:

„Niemand kann Ihnen, gute Mutter, so viel von uns erzählen, als dieser unser bester Freund. Vor ihm war kein Winkel unsres Herzens verborgen; ihm entdeckte ich meine Liebes- und Leidensgeschichte zuerst, und er trug redlich Freud und Leid mit mir.

*) Weshalb die jungen Eheleute die kleine Agnes, an der Lillas Herz doch mit mütterlicher Zärtlichkeit hing, nicht, dem ersten Plan gemäß, mit in ihre Häuslichkeit nahmen, ist nicht mehr zu ermitteln.

Sie empfangen von ihm einen Ring, den vor vierzehn Tagen mir die Kaiserin zum Andenken gab, und ich steckte ihn als die erste Gunstbezeugung dieser holden Monarchin meiner Lilla an den Finger, die ihn sogleich abnahm und sagte: „für die Mutter". Wenn Sie ihn an den Finger stecken, so denken Sie, liebe Mutter, daß Ihr Sohn Gerhard sich eine Frau gewählt hat, die ihr ganzes Leben für meine Mutter hingeben könnte; denken Sie, daß diesen Ring eine tugendhafte Monarchin Ihrem Sohne eigenhändig an den Finger steckte und dabei meinem moralischen Wandel eine solche Lobrede hielt, die ich, ohne rot zu werden, nicht wiedererzählen kann. Ihnen, liebe Mutter, sage ich dies, zur Belohnung für alle guten Lehren, die Sie mir gegeben und die die ersten Grundsätze von Moralität in mir befestigten.

Lassen Sie von Beck sich erzählen, wie glücklich ich bin und auch, was ich mitunter gelitten habe. Ich bin der glücklichste Gatte! o ich wollte mein Los mit keinem Sterblichen vertauschen. Thätigkeit würzt mir jeden Genuß und verschafft mir eine ruhige Aussicht in die Zukunft; denn obgleich hier alles sehr teuer ist, so gelingt es mir doch bei guter Ordnung und einem haushälterischen Weibe, uns bei Wenigem für die Zukunft zu decken. Leben Sie wohl gute Mutter."

Vierter Abschnitt.

Von Petersburg nach Dresden.

Alle Anerkennung, aller Erfolg konnte die Sehnsucht nach der deutschen Heimat in Kügelgens Herzens nicht ersticken, und der Beschluß wurde gefaßt, dorthin zurück zu kehren.

Am 20. November 1802 wurden die trauernden Eltern durch die Geburt eines Söhnchens getröstet und hoch beglückt. Im Januar darauf reiste Lilla mit dem kleinen Wilhelm zu ihren Verwandten nach Estland, während Gerhard den Hausstand in Petersburg auflöste.

Zunächst gingen Mutter und Kind nach Ottenküll zur Schwester Sophie Stackelberg, wo der kleine Wilhelm schwer erkrankte. Gerhard, durch die Angst der Mutter bewogen, veranlaßte den Doktor Stoffregen, nach Ottenküll zu reisen, und seinen Bemühungen gelang es unter Gottes Segen, das Kind vom Tode zu retten.

Ottenküll, am 7. Februar 1803.

Geliebter Mann! Dreimal gesegnet sollst Du sein für den Einfall, mir Stoffregen herzusenden. Ich war wirklich der Verzweiflung nahe und weiß nicht, was aus mir geworden, wäre der Arzt nicht hergekommen. Ich kann jetzt begreifen, wie die Alten so oft Erscheinungen von Engeln hatten. So war mir seine Erscheinung in dieser Wüste — so kam er und half und verschwand dann ebenso plötzlich. Er hat mir viel erzählt von Deiner großen Sorge um uns. Ach guter Mann! wie wehe thut mir das, da ich weiß, wie vieler Ruhe Du jetzt bedarfst, um Deine unangenehmen Geschäfte zu beendigen. Sei nur jetzt ganz ruhig, Du kannst es sein. So bald das Kind die Reise aushalten kann, fahre ich nach Harm, ohne Dich erst zu erwarten, denn Du kannst jetzt nicht kommen. Papa sandte mir gestern schon den dritten Boten mit Bitten, bald zu ihm zu kommen. Der heftige Sturm, den wir seit vier Tagen haben, macht es mir jetzt ganz unmöglich, wenn ich auch des Kindes wegen reisen könnte.

Gott möge dem armen Stoffregen beigestanden haben. Als er kam, blieb er acht Werst von hier im tiefsten Schnee stecken und wäre gewiß eingestümt, wenn ein durchreisender Soldat es nicht gesehen und ein Billet von ihm hergebracht hätte, darin er um Hülfe bat. Wir schickten ihm Pferde und alle männlichen Menschen, die hier aufzutreiben waren, und spät um ½10 kam er erst an. Er ließ sich nicht halten und reiste den andern Nachmittag beim größten Unwetter wieder ab. Ich mietete sehr starke Bauernpferde, um ihm relais machen zu können und gab 35 Rubel, denn bei dem schrecklichen Wetter wollte niemand seine Pferde hergeben, und Stoffregen brauchte sechs zum Anspann und sechs zum relais. Noch sind die Pferde nicht zurück, daher weiß ich nicht, wie er in Dorpat angekommen ist. Gott segne ihn, wo er auch ist, denn von meinem Herzen hat er eine Centnerlast gewälzt.

Die in dieser Trennungszeit häufig zwischen Gerhard und Lilla gewechselten Briefe geben Zeugnis, wie ihre eheliche Liebe reifte in unbedingtem Vertrauen und voller gegenseitiger Offenheit.

Stoffregen hatte Lilla beunruhigt durch die Mitteilung, daß ihr Mann sich über die Kräfte anstrenge, viel Ärger und Verdruß habe und dadurch leidend und hypochonder sei. Sie fleht nun ihren Gerhard an, sich nicht zu überarbeiten und zu übereilen, und wenn sie, trotz aller Sehnsucht nach einander, noch Monate lang getrennt bleiben sollten. Auch gesteht sie, daß er sie schon in Petersburg zuweilen betrübt habe durch seine aus den überreizten Nerven hervorgehenden Verstimmungen, klagt sich aber sofort selbst mit an:

„Ach ich weiß, daß ich auch nicht alles that, um Dir das Leben froher zu machen — ich habe zu wenig Deine Wünsche erfüllt! Künftig sollst Du sehen, daß ich einen Fehler nur einzusehen brauche, um ihn gern nach meinen Kräften ablegen zu wollen. In gesunden Tagen will ich mehr zeichnen, denn das macht Dir Freude, ich will mein Klavier mehr üben, denn das wünscheſt Du, und vor allen Dingen will ich geselliger werden. Du liebst kleine Gesellschaften, und so will ich mich bemühen, noch etwas außer Dir und unsrem Hause zu lieben. O es wird gehen, nur habe Geduld mit mir, wenn ich fehle, und vor allen Dingen sage es mir freundlich und offen, wenn Du mich fehlen siehst . . . .

Von Lidli*) kann man die Tugenden der Gattin erlernen. Sie ist sanfter, geduldiger, nachsichtiger als ich. Nach diesen drei Eigenschaften will ich mit aller Kraft meiner Seele ringen, und ich will und werde sie erreichen, denn sie sind meinem Herzen nicht ganz fremd, nur lagen sie bis jetzt zu wenig angebaut,

*) Eine Schwägerin.

mehr schlummernd in meiner Seele. Ich habe schon viel gekonnt, was ich ernstlich wollte, und, mich zu vervollkommenen, werde ich immer den ernsten Willen haben. Ach ich wuchs ja auf — ohne rechte Leitung — nur das heiße Verlangen besser zu werden machte mich auf die Tugenden anderer aufmerksam, ich strebte sie zu erreichen, und bei einigen gelang es mir. Daher das ewige Drängen meines Herzens nach dem Umgang mit besseren, gebildeteren Menschen. Jeder Augenblick in Gesellschaft mit ganz gewöhnlichen Menschen zugebracht, scheint mir verloren. Was soll ich von denen lernen, denke ich, sie sind ja nichts besser als ich selbst. Aber ich sehe jetzt ein, daß auch dies ein Fehler bei mir ist, denn Duldung ist die erste Tugend des Weibes, und die kann ich nur an dieser Klasse von Menschen erlernen. Ach aber doch wünschte ich mir da, wo wir einst ruhen werden, eine Freundin, die an moralischem Wert über mir stünde; ich achte nur das Bessere und kann nur lieben, wo ich achte. Nur eine befreundete weibliche Seele, wünschte ich mir noch in dieser Welt, denn es giebt Augenblicke im Leben, wo das Weib nur Trost vom Weibe erwarten darf, wo nur das Weib dem Weibe raten kann, denn nicht zu jeder Zeit und jeder Stunde ist der Mann bereit zu helfen ....

... Die Frömmichens gefallen mir sehr; ich sitze oft bei ihnen und präge mir ihre Worte tief in die Seele. O welch ein Glück, daß Sophie diese Freundinnen, die es so redlich mit ihr meinen, im Hause hat, täglich ihren Rat, ihre Hilfe haben kann und ihre Kinder so gut aufgehoben sieht. Mich ergreift wieder die jugendliche Begeisterung, besser und vollkommner zu werden. Dies wäre ein Umgang für mein Herz, da würde ich mit jedem Tage gewinnen, die Aufmunterung, mich zu vervollkommnen, würde mir nie mangeln — und da ich ihren Umgang nicht haben kann, werde ich sie bitten, mir einen sparsamen Briefwechsel zu meiner Belehrung zu erlauben. Man muß durchaus den Umgang mit besseren und vollkommeneren Menschen suchen, wenn die Seele nicht in eine Art von Apathie geraten soll. In Petersburg sah ich nur alltägliche Weiber und Mädchen, voll Thorheiten und Kleinlichkeiten unsres Geschlechts; dadurch verlor ich die Aufmerksamkeit auf mich selbst, ward nachlässig und muß nun zu meiner Schande gestehen, daß ich, statt besser zu werden, um vieles schlechter geworden bin. Ach Gott, mir fehlt noch so vieles zu einer guten Frau — nur an Liebe zu Dir und an gutem Willen, Dir Freude zu machen, soll es mir nie fehlen und so behalte denn lieb

Deine treue

Lilla.

Dreiviertel Jahr blieben Gerhard und Lilla bei den Eltern in Harm, Gerhard immer fleißig malend. Lilla vielfach leidend, war einmal wieder dem Tode nah, als sie mit dem Manne bei der Schwester in Ottenküll war. In einem Brief an den Vater heißt es: „Mein guter Mann, wie hat er mit mir gelitten! Wie hat er mich gepflegt, gewartet, gehoben, getragen, getröstet. Ach mein gütiger, geliebter Vater! von allen Wohlthaten, die Sie mir erzeigt, von aller Liebe, die Sie mir geschenkt, von allem Vatersegen war der größte, daß Sie mir diesen Mann gaben. Diese Liebe, diese sanfte Zärtlichkeit und Geduld hätte ich bei keinem andern Mann gefunden. Gott segne Sie, geliebter Vater, mit allem Glück, mit aller Erdenfreude für das Geschenk, das Sie mir den unvergeßlichen 2. September machten. Nie, nie werden Sie Ursache haben zu bereuen, was Sie für mich und ihn thaten". . . . Dann wieder: „Ach ich möchte noch nicht sterben, besitze ich doch alles, was Menschen beglücken kann! Gerhard ist so teilnehmend, so liebevoll gegen mich, oft scheint es mir, als wäre er noch liebevoller als am Tage unserer Verbindung. Nun, unvergolten bleibt ihm dies gewiß nicht, denn Güte und Liebe schaffen den Himmel in der eignen Brust, so wie sie andern die Seligkeit geben."

Der kleine Wilhelm gedieh und entwickelte sich lieblich zu seiner Eltern Freude. Lilla schreibt an ihre Schwiegermutter im März 1804: „Gott erhalte uns unsern süßen Jungen, denn unser ganzes Herz hängt an ihm. Er zeigt schon jetzt die besten Anlagen, einst ein recht braver Mensch zu werden, und an unserem Bestreben soll es nicht liegen, seine herrlichen Naturgaben zu unterstützen. Ach welch eine Freude ist es, Kinder zu haben, die zu so schönen Hoffnungen berechtigen. Kinder, sage ich immer noch, denn ist Maria nicht immer noch mein, wo sie auch ist? Und weiß ich nicht, daß sie dort zu größerer Vollkommenheit reift, so wie ihr Bruder hier nur langsamer? Gott gebe, daß er dieser verklärten Schwester, dieses frohen Engels wert bleibe."

Endlich, im April 1804, trat die kleine Familie die Reise nach Deutschland an, die in den „Jugenderinnerungen" bereits beschrieben ist, daher aus den bezüglichen Briefen nur die Schilderung einiger Erlebnisse und Reiseeindrücke mitgeteilt werden soll. Der erste Brief ist aus Riga datiert und erzählt von der allgemeinen Freude, die Gerhards Erscheinen unter seinen dortigen Freunden hervorrief: „Wir sind hier mit großer Liebe aufgenommen worden, und Wilhelm, der auf Händen getragen wird, wo er hinkommt, wird hier beinah vergöttert. Jeder will den Sohn Gerhards bei sich haben, ihn pflegen, Suppe für ihn kochen u. s. w." Dann aus Berlin: (im Juli)

„Von Berlin kann ich Ihnen sagen, daß ich da sehr gute, teilnehmende Menschen in der Familie Gentz*) kennen gelernt habe, und daß es mir weh thut, einen Ort zu verlassen, wo ich so viel Liebe gefunden. Ich war auch ein paarmal im Theater, wo es mir sehr wohl gefiel. Ich habe „Die Jungfrau von Orléans" gesehen, welches hier mit einer unglaublichen Pracht gegeben wird. Der Krönungszug war über alle Beschreibung schön, der König, alle Ritter und Edle, die Geistlichkeit und alle so gekleidet, wie man sie sich denken muß. Wie sie nun alle in der schönen Kirche sind, bis wohin man immer Kanonenschießen und schöne Feldmusik hört, die von wirklichen Regimentsmusikanten gemacht wird, hört man von innen heraus nach einer feierlichen Stille himmlisch schönen Gesang ertönen. Außen herum fällt alles Volk in höchster Andacht auf die Knie, und die Täuschung ist so groß, daß man selbst mit nieder sinken und anbeten möchte. In diesem feierlichen Moment stürzt Johanna bleich und entstellt mit ihrer Fahne aus der Kirche, und bald folgt ihr der ganze Zug in der ersten Ordnung nach. — Er besteht aus 400 Menschen, die alle aufs prächtigste gekleidet sind. Voran gehen zwölf Knaben mit Blumen, meist weiß gekleidet — aber ohne Grausen konnte ich die Geistlichkeit nicht ansehen, alle die Bischöfe, Erzbischöfe und Äbte, und wie sie heißen mögen, mit den brennenden Fackeln und heiligen Gesichtern. Die Fürsten und Ritter sahen aber über alle Beschreibung schön aus, und der König war so schön und dabei so geschmackvoll gekleidet, wie ich kaum glaube, daß Karl VII. gekleidet gewesen sein mag. — Darauf sah ich Lessings Nathan den Weisen von Iffland spielen, und das übertraf so ganz alles, was ich mir jemals Schönes gedacht, daß ich von Anfang bis zu Ende in einem Entzücken da saß. So zu spielen, habe ich für ganz unmöglich gehalten — denn er hörte ganz auf zu spielen, er selbst, er war Nathan. Es liefen mir beständig kalte Schauer den Rücken herab, und meine Augen standen voll Thränen, wenn er sprach, ohne daß er dabei eine Hand bewegt hätte. Aber seine Miene, seine ausdrucksvolle Sprache — o was gäbe ich darum, Sie hätten gehört, wie er dem Sultan die Geschichte des Ringes erzählte. Im Theater waren sehr viele Juden, aber Christen und Juden freuten sich, Christen und Juden sahen sich mit nassen, zufriedenen Blicken an, und mir erschien Lessing aus dem Grabe noch als ein mächtiger Zauberer, da er hier vereinte, was nie zu vereinigen ist .... Wir stiegen hier in Berlin im goldnen Adler am Dönhoffschen Platze ab. Auf diesem großen Platze nun laufen zahme

*) Friedrich von Gentz, der bekannte Publizist, ein Freund Kügelgens.

Rehe und Hirsche herum und haben dem armen kranken Wilhelm (er war zahnkrank) doch dann und wann ein Lächeln abgewonnen. Er bessert sich jetzt stündlich und ist sehr liebenswürdig. O ich weiß nicht, wie ich Gott genug danken soll, daß ich von dieser großen Angst erlöst bin . . . Jetzt leben wir hier bei einem Freunde meines Mannes, Professor Gentz, der nicht litt, daß wir über vierundzwanzig Stunden im Gasthof blieben; wir bewohnen hier drei schöne überaus freundliche Zimmer wo wir alle Bequemlichkeiten vorfanden, die man nur bei Eltern oder Geschwistern erwarten kann. — Jetzt bin ich neugierig, den Tiergarten zu sehen, auch werde ich wohl nach Charlottenburg fahren, um die Königin zu sehen, was garnicht schwer halten soll, indem sie bei gutem Wetter sich meistens im Garten aufhalten soll. Unsre Großfürstin Anna reiste hier gestern zurück nach Koburg und wird bald wiedererwartet, denn sie soll eine große Freundin der Königin sein. Ich hätte sie gern gesehen, da sie die einzige vom russischen Hof ist, die ich nicht sah, konnte mich aber nicht vom kranken Kinde los machen, und jetzt ist sie fort . . . Doch wollte ich Euch noch einiges von meiner Reise erzählen. Es war die langweiligste, die man sich denken kann, denn in Preußen giebt es nur sandigen, steinigten oder morastigen Boden. Bald wurde uns die Seele aus dem Leibe gestoßen, dann schwammen wir wieder bis über die Achsen im Sande und versanken gleich darauf wieder in Moor oder in große Wasserlachen. Nein, Gott erhalte uns unsre guten Wege in Livland. Bis Dresden haben wir es noch schlecht, dann gehen die schönen Wege und schönen Gegenden an. Der König von Preußen hat sein Land beinah um ein Drittel vergrößert, indem er die Postmeilen hat ummessen und verkleinern lassen, so daß man jetzt oft sieben Meilen fährt und bezahlt, und es sind nur vier da. Die Sparsamkeit ist aufs höchste gestiegen. Jemand hat neulich eine Reise ins Cleveſche gemacht, was nun auch hierher gehört — er reiste zu Wasser, wurde aber hernach gezwungen, die Post auch zu bezahlen, als hätte er Postpferde gehabt, denn, sagte man, Du hättest doch die Post nehmen können. Und das war ein preußischer Unterthan, dem dies begegnete — eben unser Freund Gentz. Auf unsrer Reise hat es mir nirgends so gut gefallen, als in Danzig. Wir gingen den Morgen früh, ehe die Pferde angespannt wurden, etwas herum und erkletterten die höchsten Wälle. Da lag denn die Stadt in unbegreiflicher Schönheit zu unsern Füßen mit ihren Gärten und Wiesen, Wasser und Berge umher. Nahe an der Stadt liegen die Kirchhöfe ringsherum wie schöne Gärten. Einer darunter war so schön, daß ich mich gleich da hätte begraben lassen mögen. Denken Sie sich, beste Eltern, einen

Wald von Kastanien und Linden, so schauerlich dunkel und kühl, daß auch kein Sonnenstrahl hinein dringt. In diesem dichten Schatten sind unzählige Monumente von Marmor in aller Art und auch gewöhnliche Grabsteine. Ringsherum war alles eingefaßt von Rosen und Jasmin, und schien dem Vorübergehenden nur ein schöner kühler Garten.

Und dann die Bauern um Danzig herum; nein nun wundre ich mich nicht mehr, daß Schwester Sophie da gern Bäuerin werden wollte. Ihre Häuser sind alle so schön gebaut mit einem großen Balkon daran — die Bauern pflügen weder, noch säen sie auf dem Felde. Sie sind blos wohlhabende Gutsbesitzer und haben doch bei aller Bequemlichkeit des Lebens ihre einfache Kleidung und Sitten beibehalten. Viele haben die schönsten Parkette in ihren Zimmern, Bibliotheken, musikalische Instrumente und superbe Gärten. Aber es sind und bleiben Bauern und wollen auch nichts mehr sein und sind so stolz auf den Namen Bauer, als es nur immer ein Edelmann auf den seinigen sein kann. Solche Kornfelder wie dort, habe ich noch nie gesehen. Das Korn ist über Mannshöhe und wogt und wallt wie Meereswogen. Wohin man blickt, ist Segen Gottes, und es ist um so auffallender und wunderbarer, als rings um Danzig herum eine unfruchtbare Sandwüste ist, die sich von Polangen bis Danzig und von dort bis hier erstreckt. Beinah auf jedem Dach ist ein Storchnest — und auf einem Dache zählte ich gar vier solcher Nester. In Freienwalde sah ich aber, was mich ganz entzückte. An den Häusern stehen immer hier in den Städten große Bäume. Dort aber standen beinah lauter hohe, schlanke Rosenbäume in voller Blüte und trugen die schönsten und vollsten Centifolien, die ich jemals gesehen. Das sieht unbeschreiblich schön aus.

Brief von Gerhard an seinen Bruder Karl.

Wiesbaden, am 27. Juli 1804.

... Wir reisten den nächsten Weg über Leipzig nach dem Rhein, ohne Dresden zu sehen, kamen ohne viel Ungemach am 9. d. M. in Castel an, wo wir eine Yacht mieteten und ohne in Bacharach auszusteigen, uns bis nach Rhens treiben ließen, wo wir am 10. gegen Mittag ankamen. Die Freude der Mutter war für mich so erschütternd als rührend, und Schwester Cordula war wie erstarrt und konnte nichts hervorbringen als: „ach Gerhard!“ welches sie oft wiederholte.

... Tags darauf gingen wir nach Bacharach. Was soll ich Dir sagen — die Menschen waren alle halt um dreizehn Jahre älter geworden

Knaben waren Männer, Männer Greise geworden. Die meisten kannte ich nicht wieder, mich aber kannte man fast allenthalben noch. Pater Landulfs*) Freude rührte mich zu Thränen. . . . . Unser großes Haus (die frühere Heimat) sieht aus wie eine Mörderhöhle, aus welcher freche Franzosen aus und ein gehen. Es ergriff mein Innerstes, daß ich nicht in das Haus hineingehen konnte, in welchem ich geboren und erzogen war, aus welchem wir vor dreizehn Jahren mit so frohem Mut von Mutter und Geschwistern Abschied nahmen und in die Welt zogen, und an dem wir nun gar keinen Teil mehr haben. Ach ich war nicht froh in Bacharach. Auch sah ich da nichts als Elend, und es wollte mir das Herz zerschneiden, wenn die Menschen auf der Straße zu mir kamen, auf unser Haus deuteten und sagten: „Wie sieht das nun aus, dies sonst so freundliche Haus, der Zufluchtsort in unsrer Not." Wo ich ging, sammelten sich immer Menschen um mich, die mich ansprachen, und die ich selten wieder erkannte. Auffallend war es mir, Menschen von nicht vierzig Jahren mit grauen Köpfen zu sehen. M. ist ein armer Mann geworden. Ach arm sind die Reichsten geworden. Am besten haben sich die Bierbrauer erhalten. Sonst trifft man überall nur Jammer und Klage, und ich war froh, als ich Bacharach wieder im Rücken hatte. — Nun sind wir in Wiesbaden, was Dr. Hufeland meiner Frau verordnete . . . Dann gehen wir wieder nach Rhens, bevor ich nach Paris reise . . . . Die Mutter kann ohne große Angst nicht an Dich denken. Dich in der Krim zu wissen, das kommt ihr ganz „grimmig" vor. Lebe wohl, mein lieber, lieber Bruder — ach mein einziger Bruder, der mir hier überall fehlt. Aber laß Dich nicht gereuen, nicht hier zu sein, wo nur Elend und Not ist.

Dein treuer Bruder Gerhard.

Gerhard half in großmütigster Weise seiner Mutter und Geschwistern aus schweren Geldsorgen, in die der Krieg und allerhand Unglücksfälle sie verwickelt hatten. Es gab viel Schulden zu bezahlen, die beiden Zwillingsbrüder verzichteten zu Gunsten der Schwestern auf ihr Erbe und setzten der Mutter ein Jahrgeld aus.

Lilla an ihre Schwester Sophie von Stackelberg.

Rhens, 16. Juli 1804.

Endlich endlich, beste Sophie, sind wir am Ziel und gottlob alle gesund und wohl. Von der Gegend hier will ich nichts sagen, Du

*) Der ehemalige Lehrer und Seelsorger der Zwillinge.

hast zuviel davon gehört und gelesen, doch hat sie alles übertroffen, was meine geschäftige Phantasie mir schon so schön vorgemalt hatte. Die Freude hier im Hause kannst Du Dir denken, da wir so ganz unerwartet ankamen. Alles weinte, und die Freude selbst ward Schmerz, so heftig war sie. Wir hatten immer geschrieben nnd glaubten sie vorbereitet. Dies war aber nicht, da unser letzter Brief erst nach unsrer Ankunft ankam. Meine alte Schwiegermutter ist nun ganz die selige Kersell'sche Tante, von Gestalt und Geist ihr gleich; nur hat sie nicht das Neckische, was die andre an sich hatte. Sie ist bei einer starken, kräftigen Seele, unglaublich weich; sie hat dabei sehr viel Verstand und scheint mir eine seltne alte Frau, mit der ich gewiß in Ruhe und Frieden unter einem Dache leben würde, wenn sie uns folgen will. Doch dies scheint nicht ihr Wunsch zu sein, und ich zweifle, daß sie jemals Rhens verläßt." —

(Nun folgt eine ausführliche Schilderung aller Glieder der Familie.)

Wir haben hier schon einige kleine Reisen gemacht .... gestern spät erst kamen wir zurück von Salzig, wo Gerhard's Mutterbruder Pastor ist. Die Gegend ist göttlich, und wir gingen zu Fuß hin. Wilhelm aber saß bei der Mutter im Schiff. Unglaublich schön ist es hier. Auch in Coblenz war ich zu Fuß, und wenn die Gegenden immer so einladend wären, so wollte ich die weitesten Fußreisen machen, ohne zu ermüden. Man geht immerfort im schönsten Park. Man hat sich hier recht gewundert über die Leichtigkeit, mit der ich die höchsten Berge erklettere und herumlaufe ...

Hart unter unsern Fenstern fließt der Rhein, jenseits sind kleine Kornfelder, bedeckt mit Schnittern, die ebenso mit Sicheln das Korn schneiden, wie bei uns. Und dahinter die steilen Berge und Felsen, besäet mit alten Ruinen und Bergschlössern. Gleich unterm Fenster hat mein Schwager eine Mühle am Rhein gebaut, die klappert immerfort so romantisch und macht das Wasser stärker rauschen ....

Wilhelm hat drei Augenzähne und ist jetzt wieder frisch und munter und die Bewundrung aller Leute. Alle finden ihn so liebenswürdig, so gehorsam, so gesittet und er ist es auch wirklich ....

An die Mutter.

Rhens, 30. Aug. 1804.

... Ich komme eben mit Gerhard aus dem Garten; wir hatten den alten Turm bestiegen, wo es recht schauerlich und fürchterlich ist. Ich saß oben auf dem Rande, der mit Brombeeren, Epheu und

wildem Hopfen bewachsen ist; ich legte mich nieder, um keinen Schwindel zu bekommen und blickte hinab in den Rhein, der unten fließt und sah die vielen Schiffe und Bote vorüberseglen und jenseits die Gebirge und Städte. O, es ist ein schönes Land, aber ich möchte dennoch nicht gerne hier leben. Erst ist das Land auf alle Art bedrückt, und dann sind auch die Einwohner hier so verderbt, daß ich keinen Garten hier besitzen möchte. Meine Schwiegermutter hat eine unendliche Menge Äpfel-, Birn-, Pflaumen- und Mandelbäume. Die Früchte werden ihr aber immer schon unreif abgestohlen, so daß sie doch weniger erntet, als mancher in Livland. Denn hier stehen die Fruchtbäume und alles Gemüse draußen auf den Wiesen und Feldern; ein jeder Bube kann nachts die schwachen Zäune einreißen und alles mit fortschleppen. Die Bauern, die nur irgend etwas ernten wollen, müssen Nacht für Nacht auf dem Felde wachen, und das ist doch schrecklich, wenn sie von der Tagesarbeit so ermüdet sind. Und gewiß ermüden sie mehr noch, als unsre Bauern in Livland; denn diese arbeiten nur auf flachem Felde, hier müssen sie aber an den steilen Felsen wie Gemsen klettern und so in der entsetzlichen Sonnenhitze, halb schwebend, den Wein in den harten Steinen bauen. Ach wie sehen sie auch aus; so zerlumpt! Und nun sollte man denken, die Franzosen wären es, die sie so bestehlen, aber nein, sie sind es selbst — einer bestiehlt den andern. O, es ist ein schreckliches Volk hier! und wären die Verwandten meines Mannes nicht so brave, ehrliche Menschen, so möchte ich hier den Winter nicht bleiben und Gerhard auch nicht. Meine jüngste Schwägerin Cordula geht mit uns nach Dresden, und darauf freue ich mich unaussprechlich, denn in der hat der Himmel mir eine wahre Schwester wiedergegeben. Sie sieht meinem Gerhard sehr gleich, nur feiner und weiblicher ....

An die Schwester Sophie.

Rhens, am 7. Sept. 1804.

Gerhard ist nun auch fort, nach Paris, und ich bin noch ganz traurig vom Abschied. Ich kehrte gestern von Coblenz, bis wohin ich ihn begleitet hatte, zurück und legte mich krank zu Bett; jetzt gegen Abend bin ich denn doch herausgekrochen, um Dir zu schreiben ...

Ich muß Dir doch auch erzählen, wie es mit meiner Badekur ablief. Ich reiste gesund nach Wiesbaden und kehrte unpäßlich zurück .... Ich habe seit der Zeit den Husten garnicht mehr verloren. Sonst ist mein Befinden jetzt aber wieder gut. Ich gehe zu Fuß nach Salzig, wo der Bruder meiner Schwiegermutter Pastor ist, und

das sind drei Stunden von hier. Vor einigen Tagen war ich noch da zur Kirmeß. Da waren eine Menge Geistliche und Ex-Mönche. Da machten sie nun einem gewissen Pater Bernhard allerhand weis. Die Leute sehen mich hier alle als ein Meerwunder an, und wenn ich spreche, so kreuzigen und segnen sie sich, wie ich das Deutsche so gut gelernt habe in Rußland. Nun frug dieser Pater, was denn eigentlich meine Sprache wäre? „Ei," sagte mein Schwager, dem nicht wohler ist, als wenn er die Geistlichkeit hetzen kann — „ei sie spricht eigentlich nur griechisch, und wollen Sie sie so unterhalten, so können Sie sich recht einschmeicheln." Da gestand er denn, er hätte das Griechische schon vergessen. Nun, so sollte er Latein mit mir sprechen, das wäre mir denn doch geläufiger als Deutsch. Da brach ihm der Schweiß aus vor Angst, und er gestand endlich ein, er spräche sein Latein auch nicht mehr so geläufig. Ich lächelte, und er sah mich mit demütigen, furchtsamen Geberden an. Doch gefiel ich ihm, und er meinte, wenn es in Rußland solche Weiber gäbe, so möchte er wohl da leben. Du glaubst es nicht, welche Unwissenheit hier bei den Geistlichen gefunden wird. Es sind mit die ungebildetsten Menschen, die ich jemals gesehen habe. Übrigens lebe ich hier ein sehr vergnügtes Leben. Gerhard ist immer gesund, heiter und liebevoll, ja zärtlicher als in meinem Brautstande gegen mich. Gott vergelte ihm seine Liebe. Ach, wenn ich denn doch sterben soll, früher als ich's geglaubt hätte, so sterbe ich doch mit dankbarem Herzen, denn ich war und bin mit ihm sehr glücklich. Zuerst war mir der Gedanke zu sterben schrecklich; jetzt aber habe ich mich darein gefunden und kann alles ruhig abwarten. Es kann auch sein, daß ich noch recht alt werde, wenn ich mich immer schone und keine heftigen Gemütsbewegungen erleide. Es kann aber auch sein, daß meiner Tage nur noch wenige sind, und da muß ich mich denn drein finden. Behält Wilhelm doch einen braven Vater, der um vieles weiser geworden ist, und dem seiner Lilla Tod noch um zehn Jahr vorwärts rücken würde. Doch, Du wirst traurig werden, meine gute Sophie — Du mußt mich nicht mißverstehen. Ich denke nicht, daß ich sterben *muß*, doch denke ich jetzt oft an die Wahrscheinlichkeit, daß ich nicht alt werde. Mein Trost sei, daß ich durchaus nicht gewissenlos mein Leben verkürzt habe, und habe ich wirklich damals in Harm den Todesstoß empfangen, an dem ich mich endlich verbluten muß — so ist jetzt jede Klage umsonst und vielleicht sogar unweise . . .

Hier ist die Gegend ein wahres Paradies; ich machte eben das Fenster auf und blickte in den Rhein und erschrak vor dieser Schönheit. Der ganze Rhein ist blutrot gefärbt von der Abendsonne,

gegenüber die Berge schimmern in allen Regenbogenfarben, grün, rosenrot, goldfarben. Das Städtchen Braubach unten am Fuß des Berges liegt so friedlich und schön da, und die Ruinen des alten Schlosses oben blinken wie lauter Gold. Es thut mir doch leid, daß Du nicht bis hierher kommen konntest; die Gegend scheint mir mit jedem Tag schöner und erhabener. Und in diesem Paradiese leben Menschen! die unwissendsten, rohesten, unerträglichsten. Die Geschwister meines Mannes zeichnen sich aus, wie Perlen im Schmutz. Die Mutter ist rechtschaffen und edeldenkend; sie betet mich an und thut mir alles zuliebe ... Cordula kocht und besorgt die ganze Haushaltung, da helfe ich ihr denn; wir schneiden Bohnen, wir trocknen Pflaumen, wir braten und backen, und ich teile jede Arbeit mit ihr. Erst wollte meine Schwiegermutter es nicht erlauben, ich bin aber durchgedrungen, und als Cordulas Bräutigam hier war, trieben wir diese ganz aus der Küche, und ich kochte mit der Mutter. Ich weiß, dies Leben wäre recht etwas für Dich — sogar die Küche liegt am Rhein, ich sehe den schönen Strom hinauf, die Schiffe hin und hergehen ....

In Coblenz werden jetzt entsetzliche Anstalten zum Empfang des Kaisers Napoleon gemacht, der schon morgen dort erwartet wird. Er soll Schwager Holthoff gegenüber im Hause des Präfekten wohnen, der selbst schon ausgezogen ist, um ihm Raum zu machen. Für mich wichtiger waren die Schreckniſſe, von denen Du auch wohl in den Zeitungen gelesen haben wirst. (Folgt die Schilderung eines Wolkenbruchs und schrecklich zerstörender Überschwemmung.)

An dieselbe

Rhens, am 15. Okt. 1804.

.... Zuerst glaubte ich, Wilhelm würde die Masern bekommen, jetzt aber muß ich denken, daß es wieder Backenzähne sind, die ihn krank machen. Ach man hat doch viel Angst und Sorge mit allem, was man liebt. Da sitzt er nun, der arme liebe Junge, seine vollen, roten Wangen sind ziemlich wieder fort, aber sein Fieber hat nachgelassen. Mein guter Gerhard ist zu meiner Freude zurück aus Paris. Er hatte sich sechs Wochen selbst zu dieser Reise bedungen, jedermann sagte, die Zeit wäre zu kurz für Paris; ich schrieb ihm also auch, er möchte sich an sein Wort nicht binden und lieber einige Wochen zulegen, da er einmal die Reise gemacht hätte. Er konnte es aber nicht solange aushalten und kehrte schon in der vierten Woche zurück, nachdem er nur achtzehn Tage in Paris gewesen war. Doch ist seine

Sehnsucht befriedigt; er hat alles gesehn, was er sehn wollte, Kunstsachen, Gebäude und Fabriken, hat sich Kupferstiche, Farben, Pinsel, Elfenbein und Schildpatt, eine sehr schöne Guitarre und für mich eine Harfe gekauft ....

Gerhard an seinen Bruder Karl.

Rhens, den 30. Okt. 1804.

.... Vor meiner Reise nach Paris war ich in Bonn einige Tage in der Rückerinnerung unsrer Jugend, zwar wehmütig, aber doch recht innerlich froh und vergnügt .... ich lief im Mondschein etwas in den Straßen herum. Ach Bruder, da hätte ich gewünscht, Du wärest bei mir, wenn auch nur diese Stunde gewesen, um meine Gefühle mit mir teilen zu können, die ich nun ganz in mich verschließen mußte .... Ich kam mir vor wie ein Geist, der nach langen Jahren aus dem Grabe noch einmal die Stätte besucht, wo er im Leben glücklich war. Die Stätte fand ich noch, aber alles verändert und fremd. Am andern Tage sah ich mit Entsetzen das Gras auf dem Schloßplatze wachsen, wo jetzt kaum mehr eines Menschen Fuß vorüber schleicht. In ganz Bonn hat nur B. eine Equipage, so ist alles verarmt oder ausgewandert ....

In Paris hielt ich mich nur achtzehn Tage auf, teils um zu sparen, teils auch um Lilla nicht so lange allein in Rhens zu lassen. Das ist ein albernes Volk, diese Pariser, die wenig Menschenverstand und noch weniger Kunstsinn haben. Es ist unbegreiflich, wie diese Menschen bei den schönen, aus Italien geplünderten Vorbildern, dennoch so mittelmäßige und abgeschmackte Kunstsachen liefern. Die besten Sachen, die ich bei ihnen sah, waren in der Art der Niederländer; in großem und erhabenem Stil aber war in der letzten Ausstellung außer fünf Zeichnungen von Gerode garnichts von Bedeutung. Das Beste, was ich von David sah, waren seine Horatier, die er noch in Rom malte, obgleich man diesem Bilde auch ansieht, daß es von einem Franzosen gemalt ist. Guerrier, von dem man viel Wesens macht, ist auch nur ein französischer Künstler. Diese Nation zeichnet sich vor allem darin aus, daß sie alles Schöne, Große, Einfache und Erhabene noch übertreffen will. Nun ist Einfachheit Mode; von „Simplicité“ hört man jeden Künstler sprechen, aber auch die Einfalt ist ihnen nicht simple genug, daher sieht man nun in ihren neuen Sachen Figuren ganz ohne Bewegung, starr wie Pfähle und Steine stehen und sitzen, Gewänder, die entweder in der Luft fliegen oder auch wie ein Brett den Rücken herunterhängen, und

das ist „simple“! — Ihre Schönen sind etruriſche Vaſengeſichter mit karminroten Backen, ganz ohne Leben und Geiſt; das Erhabene und Große wird durch Figuren über Lebensgröße angedeutet. Kurz, dieſer Nation fehlt die kindliche Einfalt und Anſpruchsloſigkeit, ohne die weder das Schöne, noch das wahrhaft Große und Erhabene geboren werden kann. Von Landſchaften im Stil von Claude Lorrain war nicht eine zu ſehen. Alle ſtreben nach dem Großen und Schauerlichen von Pouſſin und wollen ihn noch übertreffen. Kleine Bildchen nach der Natur waren ganz allerliebſte zu ſehen. Dies ſei vor der Hand genug von Paris .... Leider kann ich Dir keine erfreulichen Nachrichten aus unſerm Vaterlande ſagen, außer dieſer, daß Lilla nun geſunder ſcheint als je und auch Wilhelm. Ach wenn Du dieſen Knaben zuweilen ſehen könnteſt, Dein ganzes Herz würde ſich mit Freude erfüllen. Mit ſeiner geiſtigen und körperlichen Entwickelung ſcheint die Natur ſich ſehr zu eilen, und mir iſt bang, ſie übereilt ſich! ...

Lilla an die Schweſter.

im Oktober 1804.

Hier lebt ein alter Schiffmann und Fiſcher, der Gerhard ſchon als Kind gekannt hat. Er fährt uns immer über den Rhein und auch nach Coblenz. Dieſer alte Natus (wie ſie Leonhard hier umtaufen) lebt in ſeinem Häuschen ſo vergnügt, wie ein König, und er iſt der einzige von den Rhenſern, den ich leiden mag. Er hat eine alte, freundliche Baucis zum Weibe, eine fleißige, raſche Tochter, drei ſchöne, blühende Söhne und eine Schwiegertochter, die gewachſen iſt wie eine Pappel und dabei ein edel ſchönes Geſicht hat. Sie iſt und war immer eine Bäuerin, aber ſie hat einen Teint, ſo weiß und rot, braunes, ſeidenes Haar, blaue, große Augen, eine feine Adlernaſe, einen ſchönen Mund und Zähne, wie ich es in meinem Leben nicht ſchöner ſah. Neulich ging ich hin, denn ich war auf ein Gericht friſche Kartoffeln eingeladen. In der Küche ſtand das ſchöne Geſchöpf, ſo groß und ſchlank, daß mir Goethes Dorothea einfallen mußte. Ich ſtieg hinauf ins Zimmer und fand einen Tiſch, weiß gedeckt und die beiden Alten daran ſitzend. Sogleich brachte die Tochter Licht, und die junge Frau, bis an die Schultern die Ärmel zurückgeſtreift, trug die große Kartoffelſchüſſel herein, dazu Salz und ganz friſche Butter, ein groß Stück Ferkenfleiſch, Weintrauben, Birnen, Äpfel und Walluüſſe. „Natus, Natus“ ſagte ich, „das heißt nicht Wort gehalten; es ſollte ja nur auf eine Schüſſel Kartoffeln ſein.“ „Ei keht mer eweck mit Euren Kartoffeln!“ ſchrie er, ſchickte ſeine Schwiegertochter nach Wilhelm, den er durchaus auch traktieren wollte, und nun ſchmeckte es mir auch

so gut, daß er immerfort schmunzelte. Hier herrscht ein sehr unfeiner Ton unter den vornehmen Rhensern, seine Söhne aber haben ein so freundliches, gesittetes und anständiges Betragen, besonders der junge Ehemann, daß ich beständig wieder an Hermann und Dorothea denken mußte. Als wir nach Hause gingen, hingen sie Wilhelm eine ganze Rebe voller Trauben um den Hals, und der alte Mann ist so verliebt in das Kind, daß er sich alle Tage ein Geschäft hier macht, bloß um ihn auf den Arm nehmen zu dürfen. Oft besucht ihn auch Wilhelm. Gestern aß letzterer von seinem Lieblingskuchen und brach, so wie Natus eintrat, ein großes Stück ab, ging zu ihm und sagte: „da Natus bring das an dein Kalb." Da hat der Alte sich darüber gewälzt vor Lachen. Sonst ist hier wenig Umgang. Die Leute hier sind plumper als unsre Bauern, aber dabei geziert. Ich vermisse hier aber nichts, da Cordula keins von beiden ist und lebe wirklich sehr, sehr vergnügt. Ach könnte dieser Brief zu Dir fliegen — ich weiß Du würdest Dich freuen.

(Die Verhältnisse schienen Gerhards und Lillas Wunsch, das ganz nah bei Alt-Harm gelegene Gut Neu-Harm in ihren Besitz zu bringen, günstig zu sein, und sie beschäftigten sich viel mit diesem Plan.)

Die Sehnsucht nach Euch würde mir das Herz abdrücken, wenn ich immer so getrennt leben sollte und wäre es in einem Paradiese, und Gerhard vermag auch nicht länger, als höchstens drei Jahre ohne Karl und Euch zu leben .... Wenn ich künftig morgens früh zum Kaffee bei Euch sein kann und um 9—10 Uhr wieder an meinen Geschäften oder des Sonntags im Park herumlaufen mit Euch allen — o, das wäre ein Leben für mich! — Dann würde ich sogar Marias Gebeine dahin bringen, um alles um mich zu haben, was mir lieb und heilig ist. Doch still hiervon, warum soll ich mich selbst weichherzig machen — nun wir wollen abwarten, was Papa uns antwortet, aber mit Ruhe werde ich es nicht abwarten können ....

Nachschrift von Gerhards Hand.

Aber was sagen Sie zu unsern Plänen, liebe Schwester? Und zu dem Mal- und Drechslerzimmer, das Lilla mir bauen will? An Lillas Seite laßt mich malen, drechseln und liebt mich, wie ich Euch liebe, dann will ich doch die Kälte, den Wind und das Stümwetter sehen, das mein Glück stören könnte. Gottlob, daß ich doch nun ruhig denken kann, daß ich nicht zum letztenmal in Ihrem Cabinet gemalt habe, und daß Sie alle, so wie auch wir gesund sind. Meinen brüderlichen Gruß an Stackelberg

Ihr treuer Bruder

Gerhard.

Lilla an die Mutter.

Rhens, 7. Nov. 1804.

Von Wilhelm soll ich Ihnen schreiben gute Mutter! ja guter Himmel, was ist von so einem Buben noch viel zu sagen? Er ist noch nicht zwei Jahr alt, aber dabei voll Einfälle, Unarten und Streiche. Er spricht schon alles, alles, und die Rede fließt ihm wie Wasser vom Munde. Es ist oft zum Totlachen. Jetzt sitzt er ganze Stunden am Klavier und spielt und singt dazu. Die Großmutter bewundert ihn etwas zu viel, und Leno wälzt sich oft wie ein Kringel vor Lachen im Zimmer herum und das macht, daß er auch mich oft durch die possierlichsten Stellungen zum Lachen reizen will, wenn ich ihn strafen soll. Ich habe wirklich einmal lachen müssen, es half ihm aber auch nichts, er bekam seine Strafe dennoch, und jetzt giebt er sich bei mir garnicht mehr die Mühe, was Lächerliches unterzuschieben, sondern streckt geduldig seine Hand oder sein Hinterteilchen hin, wenn er was verbrochen hat.

Rhens, Dez. 1804.

(Lilla sucht die leidende Schwester zu überreden, mit ihren Kindern nach Deutschland zu kommen, malt ihr das Zusammenleben lebhaft und lockend aus, so wie die spätere gemeinsame Heimkehr und schließt): Doch ich möchte Dich nicht überreden und will Dir daher Ruhe zum weiteren Nachdenken gönnen.

Die Weihnachtstage habe ich recht froh verlebt. Ich hatte Spielzeug, Naschwerk und allerhand Sachen eingekauft, machte dann einen hohen Fichtenbaum mit tausend kleinen Lichterchen, der ganz voll Reinetten und andrer schöner Sachen hing; dieser Baum beschattete eine Art von großem Altare, der bedeckt mit Geschenken für meines Mannes Schwester- und Bruderkinder war. Ein solcher Baum ist hier eine neue Erscheinung, Alt und Jung lief zusammen, und Wilhelm war so lebendig, als die andern Kinder stumm .... (folgt die Aufzählung aller Geschenke).

.... Cordula nahm mit wahrem Schmerz den schönen Hut an, denn, sagte sie, wie soll ich den tragen, indes Lilla einen Strohhut trägt? — Du hast keine Idee von der zarten Delikatesse dieses Mädchens. Uns zuliebe nahm sie ihn endlich, aber, wie ich sagte, mit schmerzlichen Thränen und Schluchzen ....

.... Heute ist der Mutter sechszigster Geburtstag — da ging ich ganz früh an ihr Bett und gratulierte und brachte ihr einen Christuskopf, den ich heimlich für sie gemalt, und der mir mit Gerhards Hilfe sehr geraten war. Sie hatte lange etwas von

meiner Arbeit gewünscht, und ich hatte immer so unbestimmt geantwortet — wie sie nun den Kopf erblickte, fing sie heftig an zu weinen vor Freude und sagte, ich hätte ihr mit nichts in der Welt so viel Freude machen können. Der Kopf ist aber auch recht gut geworden, er ist ziemlich groß und bis unter die Brust gezeichnet, mit Farben sehr fleißig ausgearbeitet und sieht einem Ölgemälde ganz ähnlich. Gerhard hat der Mutter Portrait auch heute untermalt. Wenn Du sie sähest, würdest Du erstaunen, so jung und blühend sieht sie in ihrem sechszigsten Jahr noch aus.

Er hat eine Arbeit beinah vollendet, die mich sehr beglückt und auch Dir viel Freude machen wird. Er hat sich viele der alten Familienporträts ins Kleine kopiert, die mir alle äußerst interessant sind. Da ist eine junge Kügelgen, die als Braut gestorben ist; das ist gar ein reizendes Gesichtchen, und daß sie ähnlich war, beweist, daß jetzt nach hundert Jahren eine Cousine von Gerhard diesem Bilde sprechend ähnlich ist. Ein andrer Vorfahr in Harnisch und Panzer sieht Gerhard frappant ähnlich. Ein alter Greis, ein schöner, herrlicher Kopf, ganz wie ich mir Wilhelm Tell denke; kurz, Du wirst gewiß Freude an diesen Bildern haben, besonders wenn man die Geschichte ihres Lebens dabei weiß. Ein blasses, trauriges Gesicht! Dieser saß lange in Frankreich in einem feuchten, unterirdischen Gefängnis. Als die Franzosen schon vor alten Zeiten die Rheinländer überfallen hatten — hatten sie auch ihn mit fortgeschleppt, weil er ihnen mit der Stadt, deren Oberhaupt er war, zu lange Widerstand gethan. — O wie glücklich wollen wir in Dresden leben, Sophie! was wirst Du alles zu sehn haben; Gerhard arbeitet so fleißig, und alles, was er jetzt macht, ist für ihn selbst.

Rhens, am 28. Dez. 1804.

Liebe gütige Mutter!

.... O wie glücklich macht es mich, daß der 20. November Ihnen ein so froher Tag war und Ihnen auch so viel Freude brachte. Aber dieser Tag verdient auch wirklich gefeiert zu werden, denn Wilhelm ist ein gar lieber Junge; täglich entwickelt er sich mehr und macht mir schon unaussprechlich viel Freude. Er singt kleine Liederchen, die ihm die Großmutter lehrt, sehr deutlich und ordentlich, und wenn er sie singt, so möchte man sich totlachen, denn es sind keine Liederchen von Campe und Weiße. Zu Weihnachten bekam er eine kleine hölzerne Flinte, Degen und Trompete; er ließ alles übrige stehn und bemächtigte sich der Flinte. Nachdem er lange gespielt, zielte er auf den

Vater, schoß los und dieser sank tot zur Erde. Das gefiel ihm, er schoß links und rechts, und alles fiel tot hin. Wie nun niemand sich wieder erhob, so stand er bestürzt und verlegen da. Endlich lief er wie ein Pfeil zu seinem Tischchen, ergriff die Trompete und blies so stark hinein, daß alle Tote mit lautem Gelächter aufsprangen. Dies geschah so plötzlich, daß er sich erschrak, und nun ist es sein Lieblingsspiel des Abends; da schießt er den Vater tot und erweckt ihn wieder ins Leben, oder er läßt sich von ihm tot schießen. Es ist, als wenn die große Posaune ertönte und die Menschen zur Auferstehung rief. Diese Art der Erweckung hat er doch aber ganz allein in seinem Gehirn ausgebrütet. So hat er tausend Einfälle. Aufmerksam ist er, wie eine kleine Maus und ebenso schnellfüßig, man müßte tausend Augen und Hände haben, um ihn zu bewachen, und ein Mensch hält es auch nicht aus. So wie man den Kopf wendet, steht er mit einem Male auf dem höchsten Tisch, oder er sitzt breit auf einem Stuhl, oder er läuft auf einer Reihe Stühle, mit der Leichtigkeit eines Vogels und springt vom letzten, ehe man ihn ergreifen kann, herunter. Es scheint unglaublich, aber man muß es selbst sehen, seine Schnelligkeit hat mich schon oft halbtot geschreckt. Er schleppt die größten, schwersten alten Stühle zusammen, wenn er so etwas vor hat, und das ist dann in einem Hui — er klettert nicht, sondern schwingt sich dann hinauf, man möchte glauben, er fliege.

Ich schreibe Ihnen so viel von Wilhelm, weil Gustchen mir geschrieben hat, ich könne Sie mit nichts so angenehm unterhalten, und mir thut es auch wohl, von ihm zu schreiben. Doch glauben Sie darum nicht, daß ich ihn verziehe — im Gegenteil man verdammt hier allgemein meine Strenge gegen dies Engelskind, wie sie es nennen. Für Bosheit habe ich nie nötig gehabt, ihn zu strafen, aber für Ungehorsam, Flüchtigkeit und Unarten, die daraus entspringen, hat er schon oft die Rute recht schmerzlich bekommen. Noch jetzt sieht man die Striemen. Er hatte neulich ein Stück Brot in der Hand und warf davon große Stücke ins Zimmer. „Wenn du nicht essen willst," sagte ich, „so hebe all die Stücke auf und lege sie dort auf den Tisch," er warf noch ein Stück hin und lachte mich schelmisch an. „Nun Wilhelm!" — er warf noch eins hin und sah mich forschend an. Da nahm ich ihn bei der Hand, führte ihn aus dem Zimmer und quastete ihn tüchtig durch, so daß er gewiß lange daran denkt. „Ein andermal höre beim ersten Wort, das Deine Mutter sagt." So muß ich ihn immer halten, wenn er mir nicht über den Kopf wachsen soll. Wir erlauben ihm jede Freude, aber ein Wort, ein Wink von mir oder Gerhard, und er hört nicht sogleich, so wird er jedesmal ohne Erbarmen hart gestraft.

Ich habe es aber jetzt sehr selten nötig, und wenn er drei Jahre alt ist, hoffe ich die Rute ganz verbannen und ihn nur mit Liebe ziehen zu können. Es ist mir jetzt schon oft rührend, wie felsenfest sein Zutrauen zu mir ist. Wenn andre ihm etwas erzählen, so frägt er mich immer erst, ob es auch wahr sei. Ein Ja oder Nein von mir beruhigt ihn dann völlig. Nie habe ich ihm, auch nur im Scherz, was weis gemacht, niemals, und ich brauche ihm nur etwas zu sagen, so ist sein Glaube unumstößlich ....

An die Schwester.

Februar 1805.

.... Gerhard hat nun alle Schulden der guten Mutter teils bezahlt, teils übernommen, hat in fünf Wochen keinen Pinsel angerührt, soviel Geschäftliches hatte er zu ordnen, kann nun aber auch mit ruhigem Herzen abreisen, denn er verläßt die Mutter im ruhigen Besitz ihres Vermögens und frei von Schulden. Die arme Mutter hat bei all den Geschichten viel gelitten. Ich bin nun froh, denn der Segen Gottes wird in Zukunft mehr noch als bisher auf dem Wenigen ruhen, was wir unser nennen. Gerhard war immer ein guter Sohn, und das wird seine Todesstunde noch beseligen. Schwester Cordula, deren Verlobung zurückgegangen, hat auch viel gelitten an Leib und Seele und kann hier nicht bleiben. So kettet sie ihr Schicksal an das unsrige, und Gerhard, der immer ein guter Bruder war, hat versprochen, ihr in Zukunft Vater zu sein, von dem sie Schutz und Versorgung erwarten kann .... Du siehst aus allem, daß unser Vermögen immer kleiner wird und ein Gutskauf immer unmöglicher .... Auf jeden Fall bleiben wir einige Jahre in Dresden, und dann wird die Zeit lehren, was für uns das Beste ist. Was für mich das Beste ist, weiß ich schon jetzt. Ich kann nirgends glücklicher leben als in Dresden, wo Gerhard und ich alles finden, was zum frohen Leben erfordert wird. Aber meine Eltern und Geschwister werden mir überall fehlen.... Gestern haben wir Gerhard seinen Geburtstag in aller Stille gefeiert, und ich hoffe gewiß, auch Ihr habt seiner gedacht. Weißt Du noch vor einem Jahr in Harm, wie wir alle so froh waren? Und doch, als ich gestern mit der Seelenruhe erwachte, als ich meine Arme um Gerhard schloß und heimlich so innig dankte, daß er mich so glücklich macht — da war ich nicht froher, aber gewiß noch glücklicher. Es ist doch sonderbar — man kann froh sein, ohne glücklich zu sein — und recht innig glücklich, ohne nur einen Laut von sich zu geben.... Wilhelm wächst stark,

spricht mit der größten Geläufigkeit und ist das Wundertier hier im Hause; bliebe er länger hier, so müßte er ein Narr werden auf ewige Zeiten. . . . .

Rhens, am 12. April 1805.

Ach meine gute Schwester, ich kann Dir nicht sagen, wie beklemmt mein Herz ist! Unsre Sachen stehen gepackt, meine Harfe, die Gemälde und anderes ist schon fort, bald verlassen wir dieses öde, vereinsamte Haus, um es nie wiederzusehen. Meine arme Schwiegermutter starb gar plötzlich. Ich kann Dir heute nur wenig schreiben, ich bin zu unruhig, um etwas Zusammenhängendes denken zu können. Kurz vor ihrem Ende rief die Mutter mich noch an ihr Bett und gab mir einige Aufträge, denn ich war meistens mit der Wartefrau allein bei ihr, da der Schmerz die andern unfähig dazu machte. Gerhard wachte des Nachts und ich des Tages an ihrem Bette. Wie ich nun sah, daß keine Hoffnung mehr war, brachte ich Wilhelm an ihr Bett, damit sie ihn noch segnete. Er brachte ihr eine weiße Blume — es war das erste Schneeglöckchen — ihre Freude darüber war unbeschreiblich. Neues Leben kam in ihre sterbenden Augen. „O Du liebes, liebes Kind," sagte sie, „ja Du hast mir viel Freude gemacht und bringst mir nun noch die Blume — die erste — für mich die letzte." Sie schwieg lange und blickte das Kind freundlich an, indem sie ihn mit der einen Hand umfaßte und die Blume in der andern hielt. Plötzlich streckte sie die Hand aus und rief: „Gelt, Wilhelm, im Himmel sehen wir uns wieder?" „Ja, Großmama", sagte er und schlug schnell ein. Gerhard lag an der Mutter Bett auf den Knieen und weinte — ich konnte mich kaum einer Ohnmacht erwehren. „Wilhelm," sagte ich, lache jetzt nicht, die Großmutter ist sehr krank." „Wo ist denn der Doktor?" rief er schnell und sprang eilig vom Bette. Cordula war die ganze Zeit krank und unfähig zur Pflege — sie lag im Nebenzimmer in heftigen Zuckungen. Gerhard nahm also schnell einen Nachen und brachte sie nach Coblenz zu ihrer Schwester. Schwager Holthoff und ich blieben bei der Kranken und sahen mit Ehrfurcht und leisen Schauern das letzte Ausatmen einer Heiligen. Wir glaubten sie schon tot, da schlug sie noch einmal die Augen auf und sah mich mit einem langen Blick an — so rührend, so dankend, so bittend — o ich habe ihn verstanden, diesen stummen Blick. „Tochter", sagte sie dann mit großer Anstrengung und reichte mir die Hand. Darauf wandte sie den Blick auf Holthoff — wir wagten nicht zu atmen — es war die tiefste Stille im Zimmer. So standen wir um ihr Bett — endlich drückte ihr Holthoff leise die müden Augen zu.

Als der arme Gerhard zurück kam, fand er das Zimmer leer und geräumt — nicht einmal das Bett stand da, wo er die geliebte Mutter suchte. Ach, wie kann ich Dir seinen unendlichen Schmerz beschreiben, da er sie nicht mehr lebend fand. Mir war für sein Leben bange — ich hielt ihn in meinen Armen und zitterte selbst vor Angst und Schmerz .... Jetzt ruht die gute Mutter schon drei Wochen in der Erde. Ich habe ihr Grab bepflanzt, und Wilhelm verlangt alle Tage nach Großmutter ihrem Garten, wie er es nennt. Gestern fragte er mich: „Mutter, ist Großmutter denn wirklich hier unter der Erde?" „Ja, Wilhelm, da schläft sie in ihrem Garten, sie ist tot." „Kommt sie denn nicht mehr zu Willi?" „Nein, nie mehr." Er warf sich aufs Grab und wühlte mit seinen Händchen alles auf. „Was thust du," rief ich, „du verdirbst ja alles." „Willi will Großmutter wieder ausgraben." Ich mußte ihn mit Gewalt vom Grabe reißen. Der kleine Franz Holthoff, der mit war, fing an zu weinen. Um die Kinder von den Gedanken abzubringen, schlug ich ihnen vor, mit mir ins Mühlenthal zu gehen. Da sprang Wilhelm auf der Wiese herum und hatte alles vergessen! — O liebe Sophie, wenn Du nun wirklich in Dresden sein wirst, wie wollen auch wir dann alles vorhergegangene Übel vergessen wie die Kinder.

Fünfter Abschnitt.

Neues Heim in Dresden.

Dresden, den 11. Mai 1805.

Beste, liebe Mutter, hier sind wir nun wirklich in Dresden, gottlob alle gesund und wohl. Die Reise war unangenehm, und die erste Einrichtung hier auch nicht angenehm, die Witterung kalt und regnerisch, so daß ich mir einen schrecklichen Husten mitbrachte .... Jetzt geht es mir wieder gut .... Wir sind schon so ziemlich eingerichtet, haben ein kleines, aber freundliches Quartier und leben wie auf dem Lande. Mir gefällt es hier sehr, obgleich ich noch wenig von Dresden kenne .... Die Einrichtung und Besorgung aller notwendigen Dinge haben mir viel Zeit genommen, doch hilft mir Cordula im Haushalt.

.... In Weimar habe ich das Schloß besehen, wo unsre geliebte Großfürstin wohnt, ihr Bett, ihr Flügel, ihre Toilette, ihre Blumen, ihr kleines Schreibpult, welches offen stand und voll Briefe lag, die ein Kourier eben aus Petersburg gebracht hatte — alles, alles war mir interessant, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Stecknadel aus ihrem Nadelkissen zu ziehen und ihr Bett leise zu streicheln. Ihr Flügel stand offen und war voll Noten von Haydn und Mozart. Brillanten und Edelsteine aller Art hat sie ungemein viel. Gerhard war bei ihr, sie hat ihn sehr freundlich aufgenommen und mich herzlich grüßen lassen. Ich konnte mich damals nicht präsentieren wegen des schrecklichen Hustens, ich wollte aber doch sehen, wie und wo sie wohnt. Ihr Schlafzimmer ist mit brauner Seide tapeziert, in den Fenstern stehen vier Behälter mit Glasdeckeln, jedes so groß wie eine breite Bank, ganz gefüllt mit Brillanten, die ein jeder besehen darf. Zwei Toilettentische sind gefüllt mit tausend Dingen von massivem Gold. In ihrem Wohnzimmer ist ein Kamin, ein Sopha, ein Arbeitstischchen

davor, ein Flügel und ein kleiner hübscher Schreibtisch. An der Wand hängen der Eltern Bildnisse, groß in Öl, nach Gerhard seinen kopiert. Des Kaisers und Konstantin Paulowitsch Büsten und einige andere Familienzeichnungen und ihres Gemahls, des Erbprinzen, Bild in Lebensgröße. Das Zimmer ist ganz mit grüner Seide austapeziert, und die zwei Fenster stehen voll Blumentöpfe wie auch bei uns. Das Schloß in Weimar ist jetzt vielleicht das schönste und geschmackvollst möblierte in der ganzen Welt ....

.... Von meinem Schwager Karl hatten wir einen Brief aus Feodosia. Er und Gerhard sind ohne ihr Wissen in die Akademie in Petersburg aufgenommen, mit Kapitäns-Rang. Ich kann mich des Lachens kaum erwehren, daß Karl nun auch Kapitän ist; er denkt es aber noch zum Federhut und Kreuzchen zu bringen, welches ihm nicht fehlen kann, wenn er aushält ....

Dresden, am 30. Juli 1805.

Meine gute, gute Mutter! Heute ist Ihr Geburtstag, und ich bin so weit von Ihnen! Doch habe ich alle Anstalten gemacht, ihn auch hier festlich zu feiern. O möchten Sie ihn froh verbringen, diesen Geburtstag und noch viele andere dazu! Gott schenke Ihnen Friede, Ruhe und Gesundheit, meine gute Mutter! Sie werden im Kreise der Ihrigen gewiß froh sein und auch an Ihre entfernten Kinder ohne Schmerz denken, da Sie uns so zufrieden und glücklich wissen. Freudenthränen stehen mir in den Augen, da ich dieses niederschreibe, und folgte ich meinem Gefühl, so müßte ich mich gleich jetzt auf die Kniee niederlassen und Gott danken für dies einzige, stille Glück, das ich genieße. Ich lebe ein Leben, wie ich es mir nie zu träumen gewagt hätte. Mein Mann, da er jetzt ohne Brotsorgen ganz seiner Kunst leben kann, ist immer heiter, immer gesund. Unsere gegenseitige Liebe wächst, unser Leben ist ruhig und heiter und die Sorgen gering. Meine Gesundheit, die nach dem Tode der Mutter sehr gelitten hatte, bessert sich, da meine Seele ruhig und heiter ist. Wilhelm wächst und gedeiht. Gott erhalte ihn uns und lasse ihn gut und edel werden, wie sein Vater ist .... Mein guter Gerhard hat heute in unserm Garten ein kleines Vogelschießen veranstaltet zur Feier des Tages .... doch da kommen meine Gäste schon ....

.... den 31. Das war mir ein froher Tag! Wir versammelten uns alle im Garten, wo ich Kaffee und einen mächtigen Kirschkuchen hingeschleppt hatte. Das Vogelschießen ging unter lautem Geschrei der munteren Kinder, und wir Alten waren ebenso froh gestimmt wie die

Kinder. Da zog ein starkes Gewitter auf, und der Regen strömte vom Himmel. Zuerst trotzten unsre Schützen dem Unwetter, doch bald wurde es so arg, daß wir alles zusammenrafften, die Vogelstange mit und so ins Haus eilten. Hier wurde der Vogel im Vorzimmer aufgestellt, und das Schießen ging unter dem heftigsten Donner vorwärts. Die Blitze durchkreuzten sich und machten uns beinah' erblinden, aber sie störten unsere Freude nicht. Nun las unser Freund, Herr Lais, mit lauter, pathetischer Stimme die Namen der Helden, und knieend empfingen sie die Preise aus meiner Hand. Laut lachen mußte ich aber, als der Knirps Wilhelm auch vor mir hinkniete und seinen Preis abholte. Er hatte vierzehn Bleifedern, ein Kegelspiel und ein Lineal gewonnen. Conrad Stoffregen war König und bekam den ersten Preis .... Blankenhagen aus Riga den zweiten u. s. w. ... Froher habe ich in meinem Leben keine Menschen gesehen. Nun ging's zu Tisch. Ich gab meinen kleinen Gästen eine große Schüssel mit Zuckererbsen und Koteletten — einen Kalbsbraten mit Salat und zuletzt eine schön verzierte Torte und Konfekt. Noch hatte niemand Ihre Gesundheit getrunken — da erscholl eine zarte Stimme: „Meine gute, gute Großmutter soll leben." Lais hatte es ihm vorgesagt, und er sprach es auch so natürlich, so deutlich und feierlich nach, daß alles mit einstimmte, und die Gläser erklangen so fröhlich wie am Rhein. Nun tranken wir Papas Gesundheit und der Geschwister, und mitten in der Freude nahm Gerhard seine Guitarre und sang uns einige liebliche und heitere Lieder. Unsre Gäste schieden still und gerührt, jeder zufrieden mit seinem Abende, und da ich die Hausthür aufschloß, um sie hinaus zu lassen, blickte ich in den hellbestirnten Himmel und unwillkürlich drang sich mir ein wehmütiger Gedanke wieder auf, den ich selbst im Geräusch des Tages nicht ganz los werden konnte. Vor drei Jahren an diesem Tage schrieb ich Ihnen in meiner stürmenden Freude — ich sah mein Kind als schon gerettet an — — und zwei Tage darauf war sie nicht mehr. Ach, es ist nicht recht, daß ich Ihnen dieses schreibe, aber gute Mutter, morgen ist ihr Sterbetag, wie kann ich da der Erinnerung entfliehen! .... Wilhelm will selbst an seine Großmutter schreiben .... „Was heißt denn das?" frug ich. „Das heißt: Willa grüßt Dich", sagte der kleine Schelm.

An die Schwester Sophie.

im August 1805.

.... Ich will Dir nun einmal unser Leben hier beschreiben und mit der Wohnung anfangen ....

.... Die Wohnstube hat bloß grüne Wände, und Gerhards Miniatur-Gemälde nehmen sich gut auf diesem Grunde aus — zwei Fenster, die beide nach dem Garten gehen, mit dem Blick auf die Kreuzkirche — vor dem einen Fenster außerhalb ein Blumenbrett mit einer kleinen Galerie. Da stehen fünfundzwanzig Blumentöpfe, so daß, wenn ich das Fenster öffne, das Zimmer selbst wie ein Garten aussieht und mir ein herrlicher Geruch von Rosen, Nelken und Reseda entgegenströmt. Am andern Fenster steht mein Zeichentisch ... Nach dem grünen Zimmer kommt Cordula ihres (genaue Schilderung) .... an der Wand hängt der Christus, den ich für die selige Mutter malte, und der ihr so gar kurze Freude gemacht hat. Unser Schlafzimmer ist groß, über dem Kanapee hängen die Familienbilder, von denen ich Dir so viel schrieb .... Wilhelm ist immer bei mir, ich mag spazieren gehen oder kochen, die Galerie besehen oder in der Kirche sein. Den Antiken-Saal, die Bibliothek, die Kupferstichsammlung, alles besucht er an meiner Hand und weiß sich auch so in alles zu finden, daß er in der Kirche um keinen Preis einen Laut von sich hören ließe. Im Antiken-Saal dachte ich, ich müsse umfallen vor Lachen. Gerhard führte mich herum, und ich vergaß mich so ganz, daß ich Wilhelm aus den Augen verlor. Wie ich mich nach ihm umsehe, finde ich ihn tief im Hintergrunde des Saales, wo er sich von dem Aufwärter ordentlich herumführen und alles erklären ließ, der dann auch in seinem gewohnten Lorro ihm alles so am Schnürchen hersagte, wie wenn er einen erwachsenen Reisenden oder Fremden vor sich gehabt hätte. Er hielt ihn wahrscheinlich für einen Zwerg, wie es deren hier in Dresden so viele giebt, denn er behandelte ihn ganz wie einen erwachsenen jungen Menschen, und da ich mit Gerhard stehen blieb, um beide zu beobachten, sahen wir zu unserem Erstaunen, daß der Aufwärter, nachdem er eine Prise Tabak genommen, die Dose Wilhelm präsentierte, der denn auch ohne Verlegenheit zugriff, den Tabak aber, den er vorher nie gesehen, in den Mund steckte. Es ist sonderbar, was der Junge überall für Liebe findet. Auf dem Markt kommen Männer und Weiber oft von hinten angeschlichen, küssen ihm die Hand und gehen dann mit einem: „Gott segne das Kind!“ weiter. Vor zwei Tagen gehe ich allein mit Wilhelm über die Straße — da bleibt ein wohlgekleideter Mann stehen und frägt mich, wie alt das Kind wäre, und da ich seine Frage beantwortete, bückt er sich zu ihm herab und reicht ihm die Hand, in die Wilhelm rasch einschlägt. „Wie heißt Du denn, Du liebes Kind?“ „Willa Kügelgen“ — die Antwort. Der Mann küßt ihm freundlich das Händchen und geht. Nachdem ich wohl zwanzig Schritte vorwärts gegangen, höre ich mich zurückrufen. „Ver-

zeihen Sie, Madame," sagt der Mann, „aber hat dies Engelskind schon die Blattern gehabt?" „Ja, mein Herr," sagte ich, „schon vor mehr als zwei Jahren." „Gott behüte es auch ferner," sagte er und ging nun erst ganz ruhig fort. Ich konnte ihm kaum vor Lachen antworten, nie ist mir in der Welt etwas so unerwartet und komisch vorgekommen. In der katholischen Kirche rückt alles zusammen und macht mir Platz, wenn ich mit Wilhelm komme. Da hat er nun gesehen, daß die Menschen hinknien und aus einem Buch etwas hermurmeln. Denk' nur, gestern hatte ich mich verspätet, gab nicht sehr acht, nahm ihn schnell bei der Hand und eilte so in die Kirche. Vor uns gebärdete sich eine alte Frau entsetzlich devot — ich finde kein besseres Wort. Stelle Dir nun mein Erstaunen vor, wie Wilhelm, der sie lange beobachtet, endlich sein kleines Bilderbuch unter dem Arm hervorzieht, sich hinkniet und nun alles aufs täuschendste kopiert. — Da hatte der kleine Knirps sein Buch schon in der Absicht mitgenommen, und ich hatte Mühe, ihn auf die Bank zurückzubringen und ihm begreiflich zu machen, die Kinder müßten still sitzen und niemand stören ....

Neulich waren wir nach Pillnitz eingeladen zu der Löwenstern und fanden dort die junge Gräfin Lieven und andere Gäste vor. Wir speisten zu Mittag hart an der Elbe, wo wir die Aussicht auf eine unabsehbare Weite hatten — am andern Ufer wurde Heu gemacht, und die Wiese lag wie ein grüner Teppich vor uns ausgebreitet, dahinter goldne Stoppelfelder und weiter zurück das Gebirge im blauen Duft. Nach dem Essen legten wir uns alle aufs frische Heu auf der kleinen Wiese vor der Thür im Schatten eines Kastanienbaumes. Ich hatte Wilhelm, der sanft schlief, im Schoß, Gerhard neben mir, von der anderen Seite die Löwenstern auf ihren Arm gestützt, mit dem andern umschlang sie ihre Tochter, die Gräfin Lieven. Die Lilienfeld hatte sich mit dem Kopf an den Baum gelehnt, die Tochter neben sich und horchte aufmerksam auf Lais, der ein alemannisches Gedicht vorlas — wie für den Augenblick geschaffen. Danach wurde die Guitarre gespielt, und die Löwenstern sang mit ihren Töchtern Duette und Terzette von La Trobe, die mich ganz in Entzücken versetzten, und dann russische Lieder. In meinem Leben habe ich mich nicht glücklicher gefühlt. Denke Dir dabei einen heiteren, sonnigen Tag. Tausend, tausendmal wünschten wir Dich in unsre Mitte. Indes wir uns so vergnügten, hatte Wilhelm ein Erwachen, wie ich mir das Erwachen einer seligen Seele denke. Er schlug die Augen auf, horchte — machte sie wieder zu — horchte wieder, lächelte, blickte mich an, dann den Vater — kurz man merkte deutlich, daß auch er fühlte, was wir alle

fühlten. Endlich lief er zehn Schritte von uns ins Gebüsch, wo die Kinder mit Kaninchen und Lachtauben beschäftigt waren. Jetzt versammelten wir uns alle in einem offnen Tempel an der Elbe zum Thee, der uns trefflich schmeckte, und dann liefen wir noch herum, bis es dunkel ward und der Himmel von Sternen schimmerte. Da saß ich noch mit der Löwenstern lange auf einer kleinen Bank und mußte ihr meine Hochzeitsgeschichte erzählen. Es war so dunkel geworden, daß wir kaum die Hausthür finden konnten — desto heller fanden wir aber den kleinen Saal erleuchtet und die Tische mit Blumen und Früchten besetzt. Dann empfahlen wir uns, und die Löwenstern war so gut, uns in ihrem Wagen nach Dresden zurückbringen zu lassen, wo wir uns nach einem verspäteten Abendessen vergnügt in die Betten legten. Unseren Hochzeitstag haben wir auch recht froh und ganz allein gefeiert, denn es war zufällig niemand bei uns als Moritz von Engelhard, der gewiß keine Freude stört. Er ist ein lieber Mensch und unser täglicher Gast, solange sein Aufenthalt in Dresden währt .... Wilhelm ist gesund, macht mir aber mancherlei Sorge. So sehr er an der seligen Großmutter hing, so wenig gelingt es Cordula, sein Herz zu gewinnen. Ich weiß nicht, woran es liegt, es macht mir viel Kummer, und entstehen daraus für mich manch schwere Auftritte. Je mehr ich ihn strafe, desto schlimmer wird es. Neulich hatte auch Leno ihm Vorstellungen gemacht über sein Unrecht — da hat er gesagt: „Ja, sie geht wohl mit mir in den Garten und giebt mir immer Birnen und Pflaumen, aber das hilft alles nichts — Willa liebt sie doch nicht.“ Daher kann ich ihn nie einen Augenblick von mir lassen; schreibe ich, so lärmt er neben mir und thut tausend Fragen, spiele ich das Klavier, so ist es ebenso, und sogar wenn ich einen weiten Gang zu thun habe, muß ich ihn mitnehmen, ihn oft bei den größten Schmerzen unterhalten. Das Sonderbarste ist, daß er sich sonst beinah an alle Menschen mit Liebe hängt. Mit Lais ginge er ganz fort und ließe mich zurück. Moritz von Engelhard liebt er leidenschaftlich, und für alle Frauenzimmer, die er hier kennt, sogar für die häßliche alte Mina, ginge er durchs Feuer .... Alle Kinderherzen standen mir zu Gebote — ich liebte sie — und das fühlen die Kinder sofort. Nichts ist leichter, als ein Kind zu fesseln, denn das Kind ist gerechter und dankbarer, als der erwachsene Mensch. Man mag schielend oder blind oder ein Monstrum von Häßlichkeit sein — so übersieht das Kind die Häßlichkeit und hängt sich mit doppelter Liebe an die liebende Seele, die ihm wohl will .... Ich hätte schon längst ein Mädchen für Wilhelm angenommen, habe mich aber aus zwei Ursachen immer noch bedacht. Erstlich ist die dienende Klasse hier so verderbt, daß nur eine

Klage darüber ist — und dann könnte auch ein ungebildetes Mädchen mit ihm nichts ausrichten, der sehr schwer zu erziehen ist. Seine Lebhaftigkeit ist grenzenlos, so wie sein scharfer Blick ihm leicht verderblich werden kann. Er bemerkt alles — und sowie er an einem Menschen eine Schwäche, eine Laune, eine Inkonsequenz bemerkt, so beherrscht er ihn, so hat er weder Furcht noch Achtung, so ist's ärger, als wäre er sich selbst überlassen. Er gehorcht nur mir und Gerhard. Wir strafen ihn hart, aber wir liebkosen ihn auch wieder, wenn er brav gewesen ist und erzählen ihm Geschichten — kurz, wenn er nicht bei einem von uns sein kann, so fühlt er Langeweile und wird unmutig.

Ihm fehlt durchaus Kindergesellschaft — die Dresdener Jugend gefällt mir nicht, und daher hat er gar keinen, für sein Alter passenden Umgang, als zuweilen im Garten die Gärtnerskinder, die mir unverdorben scheinen, aber voll bäurischer Sitten und Ungezogenheiten sind.

Gerhard an seinen Bruder Karl.

Dresden, Oktober 1805.

.... Da ich nun hier in Dresden so erträglich eingerichtet bin, will ich auch den Nutzen davon ernten und einige Jahre hier verweilen, — welche Zeit, in Ruhe verlebt, mir zur Ausbildung meiner Kunst sehr wohl thun wird. Nach dem Verlauf dieser Zeit, werde ich erst bestimmen können, wo es für mich am besten ist, hier, in Rom oder in Petersburg. Ich war freilich einmal so gut wie entschlossen mich in Estland anzusiedeln, wie Du weißt. Allein ich gab in diesem Stücke nur den Wünschen meiner Frau nach, die ich, ohne etwas davon zu befürchten, immer mit Ehrfurcht anerkennen werde. Ich bin gottlob so organisiert, daß ich ohne Anstrengung mein Glück leicht im eigenen Busen finde — und von Lilla's reinen, vorurteilsfreien Ansichten überzeugt, daß sie jedem Ort in der Welt leicht die gute Seite abgewinnen und überall ihre Zufriedenheit finden wird. Ich würde ohne Bedenken gleich nach Petersburg zurückgehen, wo ich ebenso mein Auskommen hätte wie hier, wenn ich nicht fürchten müßte, daß das dortige Klima ihrem Körper nachteilig sein könnte.

.... Mein Arbeitszimmer ist zugleich das Wohnzimmer, wo Lilla's Flügel und Harfe bei meinem Maltisch und Bildern stehen im engen Raum — und dennoch bin ich nie in meinem Leben so glücklich gewesen wie hier. Daß ich keine Porträts mehr malen muß und mein Genius sich ohne allen Widerstand seinen Launen überlassen darf, ist ein zu lang ersehntes und zu lang entbehrtes Glück, als daß ich es nicht in seiner vollen Kraft fühlen sollte. Das einzige, was mich bekümmert, ist, daß ich Lilla nicht mehr

Bequemlichkeit schaffen kann. . . . . Wilhelm wächst stark heran und ist ein kräftiger Junge, der uns durch seinen Trotz und seine Hanswursterein die Erziehung sehr erschwert. Hat er eine Unart begangen, und ich berufe ihn mit angestrengter Stimme, so sieht er mich ebenso gebieterisch an und schreit mir entgegen: „Ich schieße Dich!“ oder: „Du bist ein Dubs!“ Lacht man nun, so hat man natürlich verloren Spiel, und wer sollte bei so albernen Worten, die er aus dem Stegreif erfindet, immer ehrbar bleiben. Aber nichts geht über die Freude, die er in guter Laune uns macht. Übrigens leben wir mit dem guten Lais so ruhig und vergnüglich, als man in dieser Zeit voll banger Furcht nur leben kann. Die Teuerung nimmt noch mit jedem Tage zu, doch ist mir nach der Nachricht von der gewonnenen großen Schlacht der Russen gegen die Franzosen viel leichter ums Herz geworden. Ich will gern einen Teil meines Notpfennigs einbüßen, wenn ich nur in ungestörter Ruhe die zwei Jahre hier aushalten kann. Kommen aber die Franzosen her und befestigen die Stadt von neuem, dann muß ich fort — und ich möchte so gern, ehe ich nach Rußland oder sonst wohin gehe, ein Jahr in Italien leben . . . .

Lilla an die Schwester.

im Dezember 1805.

. . . . Was Parrot Dir in Bezug auf Cordula gesagt hat, ist sehr wahr, und es sollte mir leid thun, wenn Du Dir ein falsches und unvorteilhaftes Bild von ihr machtest. Denke nur an Dich selbst, Du warst auch keine Kinderfreundin als Mädchen und lerntest sie erst lieben, da Du selbst welche besaßest — und doch warst Du immer das beste und wohlwollendeste Geschöpf. Denke nur, wie Du nicht begreifen konntest, wie ich oft so halbe Tage mich mit Bauernkindern herumschleppte, wenn ich keiner andern habhaft werden konnte . . . . . Sei es nun, wie es wolle, diese Antipathie hat immer keinen Bezug auf ihr Herz, welches wirklich ehrlich und gut ist . . . . Ich würde nie so unbillig sein, von einem Menschen etwas zu fordern, was seiner Natur nach unmöglich ist. Wenn nur jeder Mensch, in jeder Lage seines Lebens edel und rechtschaffen handelt, so bin ich zufrieden — mehr kann nicht von jedem gefordert werden. . . . Für mich selbst entspringt aus dieser Schwierigkeit auch wieder Gutes — ich habe freilich manche Mühe und Sorge mit dem Kinde, aber auch mehr Freude und Belohnung. Ich bin ihm jetzt allein Alles, an mir hängt er mit ungeteilter Seele, niemand streut Unkraut in meine Aussaat; unverdorben und ungestört entwickelt sich sein kleiner Geist, und ich habe das Anschauen und das beseligende Gefühl, wie mit jedem Tage seine kleinen Kenntnisse sich erweitern, seine Begriffe klarer

werden und deutlicher, und wie mit jeder Stunde beinah sein kleines Herz sich mit mehr Zutrauen und Liebe an das meine schließt. Was ich ihm sage, ist ihm Evangelium; er verläßt seine liebsten Spiele, wenn ich mit ihm spreche, er folgt, wenn ich ihn ansehe — und dennoch zittere ich, wenn ich an seine fernere Erziehung denke. Ein finsterer Blick, ein böses Wort, eine Drohung — selbst die Rute — bewirken ganz das Gegenteil bei ihm, wie bei andern Kindern — denn statt ihn geschmeidig, furchtsam und gehorsam zu machen, wird er durch jene Mittel unbiegsam, halsstarrig und tückisch. Versieht er aber etwas, und ich sage es ihm mit Ernst, aber mit freundlichem Ernst und mit Liebe, so ist er zu jedem Opfer bereit, das ich ihm auferlege. Diese Bemerkung haben wir bei tausend Gelegenheiten erprobt und nun Abrede genommen, ihn immer nur mit Liebe zurechtzuweisen, und es hat uns noch nie gereut. Kommt aber dieser Junge einmal unter die Hände mürrischer, harter Lehrer, so ist er verloren, er wird widerspenstig sein im höchsten Grade, denn durch Prügel oder Drohungen ihn bezwingen zu wollen, ist eine Unmöglichkeit — wir haben es versucht — und das ganz ohne Erfolg. Da sann ich lange nach, was anzufangen sei, versuchte diese neue Methode mit ihm, und, wie gesagt, es hat uns nicht gereut. Er ist lenksam, dankbar, und seine Liebe zu uns bis zur höchsten Leidenschaft gestiegen. Er duldet von seinem Vater alles und schmiegt sich bei der härtesten Strafe an ihn, nur duldet er keine Schläge und giebt jedes ihm kränkend erscheinende Wort zurück, und wenn er auch weiß, daß er es schwer büßen muß. Sogar, wenn Gerhard ihn zum Spaß „klein Kribbelmummu“ nannte, ward er feuerrot und sagte mit trotziger Gebärde, er sei kein Kribbelmummu, er heiße Willa Kügelgen! Wie gesagt, diese Anlagen erfüllen oft mein Herz mit beseligender Freude, aber machen es auch oft in sich erzittern. Er wird ein von Leidenschaft flammender Mensch, der, wenn diese bekannten liebenden Stimmen der Eltern sein Ohr nicht mehr erreichen, gewiß manche Thorheit anrichten wird. Schande wird er uns nie machen, aber oft Sorge und Unruhe — und der Gedanke, der Tod könnte mich von seiner Seite reißen, ehe mein Werk vollendet wäre, und ihn in die Gewalt harter, liebloser Menschen geraten lassen — der Gedanke allein könnte mich zur Verzweiflung bringen. Zum Glück und zu meiner Beruhigung war ich noch nie so gesund wie jetzt ....

An die Mutter.

Dresden, Dezember 1805.

.... Am 20. November feierte ich Wilhelm seinen Geburtstag. Ich war geschäftig wie ein Kind, ich hatte gar nicht mehr zu erleben gehofft,

daß Wilhelm drei Jahre alt würde. Als er die Augen aufschlug, gratulierte ich ihm gleich mit tausend Küssen und Liebkosungen; er mußte schnell aufstehen und fand eine neue Kleidung von Tuch, die erste, die ich ihm von Tuch gemacht, ein Paar hübsche neue Schuhe und hübsche reine Wäsche. Ich zog ihn schnell an, wusch und kämmte ihn, und Gerhard und ich führten ihn ins Zimmer, wo auf seinem Tischchen ein Cypressenbaum mit drei Lichtern stand und die Geschenke herum. Er war wie erstarrt .... Nie habe ich eine rührendere Freude gesehen — es dauerte lange, ehe er alles bemerkte, denn jedes Gefundene fesselte ihn so ganz und auf so lange, daß er für das Übrige kein Auge hatte. Den Kuchen sah er bis zuletzt nicht an, wo er sich hinsetzte und anfing, die Violine zu spielen .... Den Nachmittag kamen seine kleinen Freunde, die ich alle heimlich hatte bitten lassen, alle Kinder hier im Hause, auch die vier des Gärtners. Ich hatte einen runden Tisch gedeckt für acht Kinder, trug ihnen nun den großen Kuchen auf mit Pflaumen und Birnen, setzte die kleine Nina zur Wirtin ein und verließ nun die Gesellschaft, um im Nebenzimmer zu hören, was sie beginnen würden. Es ging alles mit der größten Ordnung zu — dann fingen die Spiele an, und erst am Abend trennte sich die kleine glückliche Gesellschaft. Vier Tage darauf war mein Geburtstag .... Gerhard schlang mit dem freundlichsten Gesicht seine Arme um mich. Er gratulierte mir und rief schmerzlich: „Ach Lilla, prügeln möchte ich mich — es ist heute Dein Geburtstag, und erst gestern Abend, als ich mich niederlegte, ist mir's eingefallen — nun kann ich Dir nichts, auch garnichts bringen!“ .... Cordula trug mir einen ungeheuren Kuchen vor das Bett und einen schönen brodierten Halskragen, an dem sie die Tage vorher fleißig gearbeitet. Zum Kaffee kam Lais mit einem niedlichen Bouquet der herrlichsten Rosen, Myrten und Reseda und überreichte mir dabei beifolgendes Gedicht. Doch nein, ich will es nicht abschreiben, es ist zu schmeichelhaft für mich. Genug, der Tag verging uns fröhlich .... Doch bald hätte ich vergessen zu erzählen, daß Wilhelm, wie er gehört, es sei mein Geburtstag, schnell in seinen Winkel lief und mir seine Violine, sein *Liebstes*, das er erst vier Tage besaß, und seine Trommel brachte. Ich verschloß beides, und bis auf diese Stunde hat er noch keins von beiden zurückverlangt. Weihnachten will ich ihn aber mit seinen eigenen Geschenken überraschen .... Daß wir unsern geliebten Kaiser hier gehabt haben, werden Sie wohl schon aus den Zeitungen wissen. Wilhelm war außer sich, den Kaiser von Rußland, dessen Bild er immer vor sich gehabt, jetzt lebendig und groß zu sehen. Hier spricht man noch von nichts anderem als vom Kaiser —

er hat auch hier alle Herzen gewonnen und tausend und tausend Gebete steigen für seine Erhaltung zum Himmel. Ich habe viel Angst seinetwegen ausgestanden; er reiste von hier ab, um nach Wien zu gehen, und wir erfuhren gleich darauf, es zögen gegen tausend in österreichische Uniform gekleidete Soldaten herum, um ihn zu fangen, der ganz ohne Bedeckung reiste. Ach, auf meinen Knieen habe ich für seine Erhaltung gebetet, und gottlob, einige Tage darauf erhielten wir die Nachricht durch Offiziere, die ihn begleitet hatten, er hätte unterwegs einen Courier mit der Nachricht, man wolle ihn fangen, erhalten und hätte darauf seinen Weg geändert und, wie ich heute höre, ist er glücklich bei der Armee angelangt. Unsere Russen haben sich schon dreimal gegen die Franzosen versucht und immer gesiegt — jetzt aber hat der Churfürst hier einen Courier vom Kaiser erhalten, durch den er ihm meldet, daß er in den letzten Tagen des Novembers noch eine Hauptschlacht gegen die Franzosen liefern werde. Alles ist jetzt voller Erwartung, alles betet für unsern Kaiser, denn 90,000 Österreicher haben sich den Franzosen gefangen gegeben, und alles hofft jetzt nur noch Hilfe von den Russen, die Gott und seine Engel erhalten mögen. Wir erwarten jetzt täglich und stündlich die Nachricht von dieser Schlacht, die für Deutschlands und Rußlands Ehre so entscheidend ist — ach mit zitterndem und klopfendem Herzen erwarte ich sie .... Gott im Himmel erhalte unsre braven Landsleute, unsre Brüder! Ach, von den Russen hört man nur Gutes — sie benehmen sich menschlich und ordentlich gegen jedermann, da hingegen die Franzosen die größten Greuel verüben und jetzt bloß vom Raube leben. Doch ich muß schließen, sonst wird mein Brief ein Buch. Leben Sie wohl, liebe Mutter, wir küssen Ihnen alle die Hand mit der kindlichsten Liebe besonders aber Ihre

Lilla.

Gerhard an seinen Zwillingsbruder.

im Januar 1806.

.... Daß Du einen so beseligenden Enthusiasmus für Deine Kunst fühlst — darin kann Dich keiner besser fassen, als ich, da auch mir bei all dem Glück, das ein gutes Geschick mir hat zuteil werden lassen, meine Kunst doch das höchste ist. Außer Dir habe ich noch keinen gefunden, der mit mir so übereinstimmend empfindet, denn hier in Deutschland und besonders in Sachsen scheint alles, was einem Enthusiasmus nur von fern ähnlich sieht, gänzlich ausgestorben. Jeder denkt nur, wie er seinen Magen füllen und seinen Leib kleiden kann und ist ruhig, wenn er diesen Bedürfnissen nur dürftig steuert. Froh sieht man höchstens nur einen Gardeoffizier — glücklich niemand.

Und wie könnte auch bei einem solchen Jammer das Gefühl für das Höchste und Schönste im Menschengeist erwachen? Auch scheint diese jammervolle Zeit der Unterdrückung, die allgemeine Not an Lebensmitteln, die Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und die Furcht vor der noch schlimmeren Zukunft alle Kraft des deutschen Volkes unterdrückt zu haben; sie scheinen gebundene Pflugochsen, die man zur Schlachtbank führen kann, wenn man will, und wie ist es anders möglich, als daß ein solch allgemein gebundener Geist nicht jede Knospe schon in der Geburt erstickt.

Ach Bruder, von unserm Vaterlande läßt sich nichts, leider nichts Großes mehr erwarten, in keiner Hinsicht, geschweige denn in der erhabenen Kunst! Die Franzosen werden in dieser Hinsicht gewiß etwas leisten, was in der Welt Lärm macht, aber — sie treiben's auf ihre Weise und ersticken durch ihre Übermacht noch jedes gute, natürliche Gefühl, und wenn Raphael und Michel Angelo wieder auflebten, sie dürften ihren Geist auch nur in französischer Form offenbaren, wenn sie Beifall finden wollten. Auch schätzt und lobt man in Paris die Werke dieser Größen nur des allgemein ihnen zuerkannten Ruhmes wegen, im Grunde aber glauben diese Herrn es weit besser zu verstehen, sonst müßte in ihren Werken doch wenigstens eine Spur von jener Einfalt und Natur, von jener mächtigen Kraft zu finden sein ....

Ach, in ganz Deutschland sieht es kläglich aus um die Kunst, und mein schöner Enthusiasmus, hier in meinem Vaterlande etwas zum Wiederaufleben derselben wirken zu können, fängt an, zu erkalten. Ich will mich nun blos mit meiner eigenen Ausbildung beschäftigen, um einmal vereint mit Dir unsre Saat in fremden Boden auszustreuen, und ich habe Mut genug, zu glauben, daß wir Epoche machen werden. Das Räsonnieren über Kunst im allgemeinen scheint auch mir nur für Anatomiker — und bloße Anatomie bildet keinen Arzt und keinen Künstler. Aber die Erfolge dieser Zerleger können dem lebendigen Geist des wirklichen Künstlers über manches Aufschluß geben. Ich war, wie Du weißt, nie ein Freund von jenem Räsonnieren und möchte lieber etwas schaffen, doch habe ich von dem Räsonnieren anderer mir manches abstrahiert und wünsche nur, daß die Deutschen, statt über Begriffe der Kunst zu schwatzen, lieber ihr Kunst-Gefühl und Empfinden mehr ausbildeten. Freilich müßte dazu von der Regierung etwas für die Kunst gethan werden. Zu allem Guten und Herrlichen liegt Kraft in den Deutschen, doch begnügt man sich zu leicht mit dem Räsonnieren, welches weniger Kraft-Aufwand erfordert bei dieser immer denkenden Nation. Das heißt räsonniert über Räsonnieren — was nicht meine Sache ist, wie Du siehst! Ich wollte nur so viel sagen,

daß der Geist der gegenwärtigen Zeit ein Geist der allgemeinen Gärung ist, der durch Feind, Not und Furcht gereizt, sich nur in Worten äußert. In dieser Gärung liegt vielleicht der Keim zu vielem Guten, welcher aber nach der gegenwärtigen Lage nicht aufkommen kann. Deshalb erwarte ich von Deutschland nichts und bringe kein Opfer, wenn ich meinen hiesigen Aufenthalt mit Rußland vertausche, wo man eben viel zu erwarten berechtigt ist. Wenn ich die vier Jahre hier ausgehalten habe, bleibt mir nur noch der Wunsch, um meine Bildung zu vollenden, Italien noch einmal zu sehen, und dann bin ich so ziemlich gewiß, daß ich mit Dir in Petersburg leben und wirken werde. Ob die Führung der Akademie uns anvertraut wird — ich bin zufrieden, wenn wir nur Einfluß haben, und das werden wir durch unsre Werke. Du wirst staunen, Bruder, wenn Du sehen wirst, was ich jetzt hervorzubringen vermag, und Du wirst mich nicht nur als Maler, sondern auch als Bildhauer wiedersehen. Viele Statuen werde ich freilich nicht machen, denn das ist eine langsame Arbeit, aber modellieren werde ich viel. Ich habe neulich eine nackte Figur ganz fleißig in allen Details in fünf Tagen zum Verwundern aller hervorgebracht, habe eine Form von Gyps darüber gemacht und schon einige Abgüsse dastehen und kann nun Abgüsse in Gyps und Thon fertigen, die man brennt .... Wenn ich nach Petersburg zurückkehre, so bringe ich wahrscheinlich viele Bilder mit, und wir könnten dann zusammen — die Zwillinge — eine prächtige Ausstellung geben von Malereien, Zeichnungen und Bildhauerwerk. Etwas muß unternommen werden — etwas Großes, wenn ich wieder in Petersburg erscheine .... Und Du willst ein Haus kaufen? Thue es doch, Du kannst mein Geld auf der Bank dazu gebrauchen, wir werden dann zusammen wohnen. Doch sorge zuerst für das Mäuschen und dann für das Häuschen! ....

Viele Grüße

Gerhard.

Lilla an die Eltern.

am 10. Febr. 1806.

Von uns kann ich Ihnen gute Nachrichten geben. Wilhelm ist gesund wie ein kleiner Hirsch und spricht jetzt schon immer von der kleinen Schwester, die da kommen soll mit den Blumen und Schmetterlingen. O welch frohe Zeit steht mir bevor! Der Frühling, Kindtaufe, Hochzeit. Doch ich habe Ihnen ja noch nicht gemeldet, daß Cordula Braut ist von einem reichen, kinderlosen Witwer in Koblenz, der sie im Frühjahr an den Rhein zurückbringen will. Wir werden sie sehr vermissen, doch freue ich mich, daß ihr Schicksal sich so ge-

wendet hat, denn es geht doch nichts über einen eigenen Herd. — Überdem machte sie uns viel Sorge, da sie durchaus nicht mit nach Rußland wollte — jetzt aber kommt sie in die Nähe ihrer alten Heimat zurück und zu ihrer Schwester. Sie bekommt ein sehr schönes Haus in Koblenz, einen hübschen Garten vor der Stadt, alle Bequemlichkeiten des Lebens und einen gesunden, immer fröhlichen Mann, der sie auf den Händen tragen will. So ist uns eine große Sorge vom Herzen gewälzt, die Sorge für ihr künftiges Wohl — jetzt bleibt uns nur die Sorge für uns und unsre Kinder, und die wird uns nicht drücken. Unsre Braut, beruhigt über ihr Schicksal, ist jetzt immer froh und heiter — sie blickt in eine fröhliche Zukunft und genießt die letzten frohen Tage hier bei uns mit dankbarer Liebe. — Jetzt will ich Ihnen noch einen herrlichen Tag beschreiben, den wir erlebt — es war der 6. Februar, der Geburtstag meines guten Mannes. — Am Morgen brachte ich ihm meine kleinen Gaben, zu Mittag kam ein Maler, den er sehr liebt und brachte zwei Flaschen italienischen Wein, die wir auf Gerhards Wohl leerten und dabei von nichts als von Rom sprachen. Auf dem Fenster standen drei blühende Hyazinthen — dieser Geruch und der Wein dabei, versetzten Gerhard ganz nach Italien und machten ihn unbeschreiblich froh. Um vier ging er in sein Arbeitszimmer. Darauf hatte ich lange gelauert. Nun räumte ich schnell das Zimmer aus, öffnete die Fenster, räucherte — dann zündete ich sechs Lichter in ganz neuen, geschmackvollen Leuchtern an, die ich heimlich kaufte, und empfing nun meine Gäste, die ich auch heimlich eingeladen. Sie kamen alle, und nun führte ich Gerhard in das schön erleuchtete Zimmer mit den vielen Menschen. Er war erst ganz verwirrt und wußte nichts zu sagen. Darauf gab ich eine gute Tasse Thee und Backwerk, hernach Früchte und Punsch — es wurde gesungen und musiziert — — und nun glaubte Gerhard, die Geschichte sei aus, besonders da Cordula krank im Bette lag. Ich deckte aber heimlich im Nebenzimmer und trug kalte Küche auf — es gab Braten aller Art, Schinken und Rossoli (Häringssalat), Kuchen, Gelees und Konfekt — kurz ich trug auf, was das Haus vermochte. Gerhard war sehr überrascht, die Gäste ausgelassen lustig, eine laute Freude um den Tisch. Da trug ich ganz neue Champagnergläser und vier Flaschen Champagner herbei, und es wurde gelacht und gelärmt bis zwölf Uhr, wo alles sich in lauter Freude trennte. Ich hatte alle diese Vorbereitungen heimlich gemacht, desto überraschender war es für Gerhard, der den Tag sehr vergnügt war und mich am Abend mit einem herzlichen Kuß belohnte. Die Freude hatte mich belebt und mich wie in einem Rausch erhalten — da aber alles still wurde, und

ich in meinem Bette lag, kam die Müdigkeit nach .... Doch habe ich mich wieder ganz erholt, und es bleibt uns nur die Erinnerung eines sehr frohen Tages .... Nur der gute Karl fehlte uns, jedes Glas ward ihm zur Hälfte gebracht, es war uns, als dürfte der Zwillingsbruder an dem Tage nicht fehlen. Doch war es sonderbarer Weise auch der Geburtstag von Lais, der dann Karl repräsentieren mußte, und wir feierten sonach drei Geburtstage .... Jetzt will ich Ihnen auch beschreiben, wie regelmäßig ich lebe, und wie gesund ich dabei bin. Des Morgens, wenn ich aufgestanden bin, bringe ich alles in Ordnung, dann kleide ich Wilhelm an, und erst um acht Uhr versammeln sich Gerhard, Cordula und Lais zum Kaffee, dann geht jeder an seine Arbeit. Ich räume meine Stuben selbst, um Bewegung zu haben und setze mich dann mit Wilhelm ruhig hin, da Cordula mir die Küche jetzt ganz abgenommen hat. Ich spiele mit Wilhelm, erzähle ihm Geschichten, lehre ihm Lieder, spiele Klavier, und so kommt der Mittag heran. Wir essen, wir plaudern, und nach Tisch trennen wir uns wieder. Abends zum Thee kommt dann und wann eine oder die andere Familie, die Frauen haben ihre Arbeit mit, es wird gesungen u. s. w. Wenn wir allein sind, liest Lais uns noch eine Stunde vor, um zehn ist alles still.

An die Schwester Sophie.

Dresden, Februar 1806.

Dein langes Schweigen hat mich recht geängstigt, aber wie belohnend war mir dafür Dein Brief mit so herrlichen, tröstenden Nachrichten. (Verlobung der Schwester Emilie mit Gerhards Zwillingsbruder Karl) .... So kann ich denn jetzt das Beste für Emiliens Schicksal hoffen, und auch sie wird künftig Dir ihr Glück verdanken, wie ich das meinige nur Dir verdanke, denn mit Aufopferung Deiner selbst hast Du für mich gehandelt ....

Was Wilhelm mir für Freude macht, ist unbeschreiblich. Er ist immer an meiner Seite, und ich sorge dafür, daß selbst seine Spiele unterrichtend für ihn sind. Er hat eine kleine niedliche Armbrust, und nun solltest Du sehen, wie dies Kind von drei Jahren nach der Scheibe schießt. Wenn er anlegt und zielt und sich dabei die goldnen Haare aus der Stirne streicht, so ist er das lebendige Bild eines kleinen Amor. Trifft er bloß die Scheibe, so bekommt er eine Rosine, trifft er das Schwarze, einen Kuß vom Vater, — trifft er aber das innerste goldne Knöpfchen — einen Kuß von der Mutter. Nun solltest Du sehen, mit welcher Verachtung er ausruft: „Ach es war

nur ein Rosinenschuß!“ Trifft er aber ins Schwarze und ins Gold, so kommt er hochrot vor Freude und fordert seinen Kuß — dahingegen er verschmäht, seine Rosine einzukassieren. Dann hat er eine kleine Stadt bekommen. Nun sitzt er abends neben mir am Tischchen und baut sich Städte — entweder Dresden oder Berlin, London, Reval, Petersburg, Rom u. s. w. Nun muß er aber bei jeder Stadt die Hauptkirche zu nennen wissen, sowie den Strom, der vorbeifließt und den König oder Kaiser oder Fürsten der da residiert. Das amüsiert ihn unendlich, und er hat lachend und spielend gelernt, was mancher Knabe von sieben Jahren nicht weiß. Er baut in London die Paulskirche und Themse, sowie in Rom den Vatikan und den Tiber. Dabei erzählt er sich die Geschichten von Romulus und Remus, und wie Romulus, da er groß ward, Rom erbaute. Er weiß, daß in Petersburg Kaiser Alexander wohnt, den er hier gesehen, daß die Newa dort an seinem Winterpalais vorbeifließt, daß der Kaiser Peter I. die Stadt erbaute u. s. w. So weiß er Dir jetzt jede Hauptstadt zu bauen, selbst Paris und Konstantinopel. Am besten ist er aber in Livland zu Hause, und Dorpat am Embach, wo Tante Sophie jetzt wohnt, wird ihm immer lieber, sowie Reval an dem großen Meer mit den vielen Schiffen. Dann hat er statt der bleiernen Soldaten eine Schachtel mit Tieren aller Art und hat ihre Namen alle spielend gelernt, weiß wo sie zu Hause sind, was sie fressen und wie sie leben — kurz, so suche ich ihn in seinen Spielen zu unterrichten, und ohne Anstrengung lernt er mit derselben Leichtigkeit nützliche und notwendige Dinge, mit der wir Ammenmärchen und albernes Zeug aller Art anhörten. Zuweilen muß er mir alle Teile seines Körpers französisch nennen; damit geht es aber langsam, denn das amüsiert ihn nicht, und ich treibe ihn nicht an; am Ende behält er es doch. Lais hat ihm eine ganze Rüstung von Pappe gemacht und dann vergoldet. Es ist zum Totlachen, wenn er die anlegt. Helm, Schild, Panzer, Lanze, goldne Sporen, alles von Pappe. Neulich wurde er feierlich vom Vater zum Ritter geschlagen, und der neue Don Quixote mußte vieles geloben. Ein paar Tage darauf war der alte Neumann hier, den Du kennst. Da trat mit einem Male der possierliche Ritter ins Zimmer, ging mit stattlichen Schritten gerade auf Neumann los und rief mit lauter Stimme, indem er sein Schwert zog: „Knie nieder!“ Lachend that der Alte es und fragte: „Was soll es denn werden?“ Aber schnell hatte er seine drei tüchtigen Schläge weg und hörte mit Erstaunen die Worte: „Ich schlage Dich hiermit zum Ritter! Sei Deinem Vater und Deiner Mutter gehorsam und betrübe sie nie.“ — Wenn Gerhard nun nachmittags schläft, geht er ums Bett herum

und bewacht den Vater, und sowie jemand ins Zimmer tritt, geht er mit der Lanze auf ihn zu und treibt ihn zornig mit einem: „Der Vater schläft", zurück. Doch genug von den Narrenspossen. Jetzt will ich Dir noch melden, daß Cordula heiratet .... Sie, die fast immer das Köpfchen hing und an nichts rechten Anteil nehmen wollte, ist jetzt zufrieden und immer heiterer Laune. Jetzt hängt Wilhelm mit ganzer Seele an der Tante, sie spielen zusammen und sind die besten Freunde und weinen oft, daß sie sich sobald schon trennen sollen. Wie sehr mich diese Veränderung beglückt, kann ich Dir nicht beschreiben, denn erst jetzt ist eine wahre Harmonie im Hause ....

An die Mutter.

.... Es war mir sehr schwer, dieses Mal ohne Gerhard zum heiligen Abendmahl zu gehen, ich habe es aber doch gethan, finde mein Herz ruhig und erwarte mit der größten Heiterkeit, was geschehen soll. Wenn ich den frohen Ahnungen meines Herzens glauben soll, so werde ich bald noch eine glücklichere Mutter und Gattin sein, als ich es schon war. Und wenn Sie auch auf lange von ihrer ältesten Tochter getrennt leben, gute Mutter — so tröste Sie der Gedanke, daß sie gewiß die glücklichste unter ihren Kindern ist. Und sollte ich sterben, so beruhige Sie der Gedanke, daß ich auch dankbar und zufrieden sterben würde, denn ich habe ein seltenes Glück im Leben genossen, und Gott würde ja auch meine Kinder dann nicht verlassen ....

Gerhard an den Bruder Karl.

im März 1806.

.... Ich soll Dich bestens grüßen von einem Freunde von Dir, A. Müller, der hier Vorlesungen über deutsche Litteratur hält, um deutschen Nationalsinn zu wecken. Diese Vorlesungen erregen hier im Publikum viel Aufsehen, indem einige sie sehr heruntersetzen, andere sie ebenso erheben .... Behaglich ist mir bei diesem ewigen Streiten nicht zu Mute. Ich verstehe mich ebensowenig aufs Beweisen wie aufs Prophezeihen. Das ist auch nicht die Sache des Künstlers — er soll handeln. Das Ziel, danach mein ganzes Streben sich neigt, ist so einfach und groß, daß ich es auch im buntesten Getümmel nicht aus den Augen verlieren werde. Ach möchte ich es erringen und in meinem Vaterlande auf den Trümmern der Akademie eine neue Kunstschule entstehen, wo man nur das Ideal anerkennt, und alles Kleine in den Staub sinkt, aus dem es entstand. Wenn dies mein Streben anders richtig ist, so kann ich es nur durch meine Produktionen

zur Anerkennung bringen — denn was hilft es zu sagen: so muß es sein — wenn man es nicht auch zeigen kann. Vor der Hand bringe ich nun ein Gemälde zur Ausstellung, welches den Apoll und Hyazinth darstellt und sieben Fuß hoch ist. Künftig aber werde ich selbst eine Ausstellung errichten, zu welcher ich jeden Künstler einlade und nichts annehme, was nicht original und nicht im größeren oder idealeren Stil ist — sei es Landschaft, sei es historisches Gemälde. Porträts bleiben ausgeschlossen. Lebe wohl Bruder — arbeite nur zum Trotz der großen Nation. Wir sind Deutsche und wollen es beweisen, was ein Deutscher kann. Mir kocht das Blut, wenn ich beim Malen an die Franzosen denke — ich pinsle dann zu, als wollte ich mit jedem Strich eine Legion Franzosen niedermachen.

Gerhard.

An denselben.

im April 1806.

Gott sei Dank — es ist also Hoffnung, daß Dein bis jetzt so unglücklicher Roman sich nach Deinem Wunsche endige. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß wir noch näher verwandt werden könnten. Du bist mein Bruder, mein Zwillingsbruder und wirst nun auch mein Schwager. So soll mein Herz nun nicht mehr trauern um meinen geliebten Bruder. Wenn Ihr froh seid, so gedenket unser. Im Geiste sind wir bei (h. Gott ließ mich bisher des Guten schon so viel genießen, was ich mit Dank mein ganzes Leben hindurch erkennen werde. In meines Bruders Glück ist auch mein sehnlicher Wunsch erfüllt ....

.... Mein Bild steht auf der Ausstellung und ist allgemein als das beste anerkannt. Es geht mir kunterbunt durch den Kopf — eine Menge Pläne von Bildern beschäftigen meine Phantasie, der es gar zu behaglich ist, sich in diesem Kreise herumzudrehen.

Dresden, am 12. Mai 1806.

Lieber Bruder. Gestern Morgen um sieben schenkte mir meine liebe Frau einen gesunden, kräftigen Jungen. Der kleine Mann hat einen Körper, der eine dauerhafte, zuversichtliche Gesundheit verspricht, und sein ehrenhaftes Aussehen verspricht eine ebenso gesunde Seele. Eine gute Gestaltung ist der beste Empfehlungsbrief in der Welt und schafft der Thatkraft der Seele allenthalben leichten Eingang, deswegen ist dies mir nicht gleichgültig. Lilla ist so glücklich, nun Mutter von zwei Kindern zu sein, daß sie sich garnicht in das Glück finden kann.

Sie ist übrigens recht gesund und sehr heiter, grüßt Dich herzlich, und wir beide bitten Dich, Pathe von diesem Kinde zu sein. Karl Gerhard soll er heißen — wie wir ihn nennen, mag Lilla entscheiden. Sie hat nun für den Namen Gerhard eine Vorliebe — mir wäre Deiner lieber, im Grunde gefällt mir keiner ....

Lilla an ihre Schwester.

im Juli 1806.

Heute wird mein kleiner Junge zehn Wochen alt und sieht, weiß Gott, aus wie ein halbjähriges Kind. Er hat schwarze Augen und starke männliche Züge .... Ich habe die letzte Zeit recht in Unruhe verbracht; ich hatte Zahnweh, mein Kleiner bekam die Masern, da er erst vierzehn Tage alt war, dann kam Cordula's Hochzeit und Abreise u. s. w.

Dresden, am 11. August 1806.

Heute wird mein kleiner Gerhard ein viertel Jahr alt. Das ist Dir ein gar lieber, lieber Junge, groß und stark, mit feurigen, braunen Augen, großer Nase und kleinem Munde .... Gerhard ist fleißig, meine Kinder gesund und ich unbeschreiblich glücklich. Jetzt, zum ersten Mal seit unsrer Heirat, sind wir allein und ganz uns selbst überlassen. Diese Lage ist so neu und hat so große Reize für mich, daß ich oft denke, ich fange jetzt erst an zu leben. Lais ist in Leipzig, Lauska in Berlin, Cordula verheiratet — wenn ich dann nun an dem kleinen Tisch mit Gerhard sitze, Wilhelm zwischen uns und des Kleinen Wiege an meiner Seite, da denke ich, ich wäre im Himmel. Wir können sprechen, wovon wir wollen, wir können essen, was uns schmeckt....

Es folgen Auseinandersetzungen über die Verlobung von Karl und Emilie und über das Bestreben des alten Herren von Manteuffel, die Sache rückgängig zu machen. Lilla aber hielt an der Hoffnung fest, daß die geliebten Geschwister dennoch zum Ziel gelangen würden.

Im Brief an die Schwester fährt sie fort:

.... Ich, die ich drei Jahre mit Karl unter einem Dache lebte, ich weiß und behaupte es gegen jedermann, daß er ein guter, edler Mensch ist und sein einziger, wirklicher Fehler, daß er kein geborener Baron mit großen Gütern ist. Auch Gerhard ist das nicht — aber Bürger lieben ihn, der Adel sucht und die Fürsten schätzen ihn, und nie habe ich einen Mann gesehn, der bei dieser Jugend die Achtung aller Alten und Jungen in solchem Grade besessen hätte.

Liebe Sophie, Du schriebst mir einmal, Karl könne kein mittelmäßiger Mensch sein, da er einen Bruder wie Gerhard und einen

Freund wie Parrot habe, und doch hast Du ihn jetzt nicht sehen wollen und hast ihn seiner Verzweiflung überlassen. Aber Du durftest ihn nicht sehen — so wird es sein — Du bist gewaltsam zurückgehalten worden, Deinem guten Herzen zu folgen.

Du weißt, wie ich mich weigerte, meine Schwester nach Petersburg mitzunehmen — nun sind meine bängsten Ahnungen bei der armen Emilie erfüllt worden. Damals hätte ich mein Herzblut hergegeben, um meiner Schwester diesen Schmerz zu ersparen, den ich selbst nie vergessen kann. Damals war es Zeit — aber jetzt? — Wie kannst Du jetzt Karl raten abzustehen, ohne geradezu Emiliens Herz zu brechen?

Gerhard leidet unbeschreiblich und ist bis ins innerste Herz gekränkt — denn Du weißt, was man seinem Bruder thut, sieht er als sich gethan an.

Ein andermal schreibt Lilla:

„Ja, wohl kann mein Schicksal manches gute Mädchen trösten und in der Geduld und Ergebung befestigen. Da ich mit fester Zuversicht auf mein jetziges Glück hoffte, nannte man mich thöricht und unvernünftig; jetzt, da ich das Ziel erreicht habe, bewundert man meine Wahl und die Beharrlichkeit, mit der ich sie behauptete. Wäre mein Wunsch mißglückt, so hätte jeder mich ohne Barmherzigkeit verdammt; jetzt dagegen, wo er realisiert ist, stellt man mich als Beispiel stillen, selbsterrungenen Glückes auf und ermuntert noch andre, mir zu folgen. So sind die Menschen, so waren sie, und so werden sie sein, bis in alle Ewigkeit. Wohl dem, der weder nach dem Lobe, noch dem Tadel der Welt ringt, sondern thut, was Herz und Gewissen ihm zu thun gebieten.“ —

Im Sommer 1807 schrieb Gerhard dem Bruder:

„Nach Deinem letzten Brief bist Du beim Empfang dieses wohl schon Emiliens Gatte. Möge Gott Dich segnen, mein geliebter Bruder, Dich und Deine Nachkommen. Auch ich segne Dich und Deine herrliche Gefährtin, Du mein liebster Bruder und Freund! Seid glücklich, seid fromm und froh!

Hast Du bei Deiner fast sechs Jahre langen Bewerbung viel leiden müssen, so bedenke, daß der Himmel nur auf Dornenwegen erstiegen wird.“

Lilla an die Geschwister am Rhein.

Dresden, 1. Juni 1807.

Meine guten Geschwister! Wie soll ich Euch unsre Freude beschreiben bei der Nachricht der glücklichen Geburt von Cordulas Söhnchen. Ich war mit den Kindern allein, Gerhard arbeitete noch auf der Galerie, als ich den Brief erhielt. Ich fing laut an zu weinen, als ich die ersten Worte las, ich erzählte es den Leuten und ordnete gleich ein kleines Fest an. Leno mußte gleich laufen und mir Bisquit bringen, ich holte vom besten Rheinwein aus dem Keller, lief dann in den Garten, holte Blumen, schmückte Zimmer und Tisch und erwartete nun meinen guten Mann mit Herzklopfen. Wie er ins Haus trat, schrien wir alle ihm entgegen: „Cordula hat einen Sohn! Tante Cordula hat einen Gerhard!" — und so schleppte ich meinen Mann ins Zimmer zur Suppe. „Nein," sagte Gerhard freundlich, „da muß ich heute Abend ein Feuerwerk abbrennen." Lais lief gleich mit einem großen Pulverhorn, um Petermännchen zu machen, und Gerhard brachte Raketen und Feuerräder, Leuchtkugeln, Frösche und wie die Dinger alle heißen. Versteht sich, nachdem wir erst mit lautem Geschrei Eure Gesundheit getrunken hatten, was sogar unsre Leute mitthun mußten, und der kleine Gerhard soff sein Glas Wein so gut wie der große aus. Um den Abend nach zehn versammelten wir uns im Garten hinten auf der Wiese — wir, Engelhards, Möllers, alle Knechte und Mägde sowie die ganze Pächtersfamilie. Da ging dann das Feuerwerk los; es war ein herrlicher, warmer Abend und wir alle sehr vergnügt. Alle Deine hiesigen Bekannten lassen Dir tausendmal Glück und Segen für Dich und Dein Kind wünschen.

An die Schwester Sophie, die sich in schwieriger Lage befand.

Dresden, im November 1807.

.... Ach, geliebte Schwester — betest Du auch recht mit Inbrunst zu unserm Gott — zu unser aller Vater im Himmel? Er wird Dich gewiß nicht verlassen! Traue nur fest auf seine Hilfe und thue dann mit Entschlossenheit, was Deine Pflicht ist, so muß es gehen. — Denn glaube mir, wo kein Mensch hilft, da hilft dieser beste Vater aller Glücklichen und Unglücklichen. Jetzt ein Wort von uns. Wie es in Jena herging, wirst Du wissen, doch kannst Du nicht wissen, daß das Haus der Frommann durch ein Wunder Gottes verschont blieb — alle Weiber und Mädchen flüchteten zu ihr und fanden unter ihrem Dache Schutz. Selbst Franzosen wagten ihr Leben dran, dieses Häuflein

Menschen vor den schlechten Marodeurs zu beschützen. Du kannst denken, wie viele sie bei sich aufgenommen, denn sie hatte eben ihre ganze Winter- und Jahresprovision eingethan, und in drei Tagen war dieses alles aufgezehrt. Sie schickte ein junges Mädchen, Henriette Geißler, die auch Du kennst, und die mit ihrer Schwester aus Wittenberg hierher geflüchtet ist, zu mir, um mir das zu erzählen mit der Bitte, es Dir zu melden. — Von Schreckniſſen hört man überall. Ein paar wohlhabende Frauen sind in jener Nacht aus ihren Häusern geflüchtet — sie sind in der kalten Nacht unter den brennenden Häusern, unter all den Greueln allein und verlassen mit ihren neugeborenen Kindern bewahrt geblieben .... Zwei junge Mädchen wollten sich durch einen Sturz aus dem Fenster retten — die eine war nur in einen Ärmel ihrer Jacke gefahren, wie sie den Sprung that — die Soldaten verfolgten sie, und da sie sie nicht ereilen konnten, hieben sie mit ihren Säbeln nach den Mädchen, hieben der einen die Jacke mitten durch — diese sprangen drei Stockwerk hoch hinab in die finstere Nacht, litten keinen Schaden und wurden auf die wunderbarste Weise gerettet, mitten durch diese reißenden Tiger hindurch. Ach wenn ich Dir alles erzählen sollte und könnte! Deine arme Schwester trug lange Dolche und spitze Messer und Scheren bei sich. Tag und Nacht sah und hörte ich nur von Greueln, und meine Phantasie war so erhitzt, daß ich endlich krank befiel und niemanden, selbst meinen Mann nicht erkannte. Ich schrie laut auf, wenn er sich mir nahte, meine süßen Kinder glaubte ich ermordet, raste und tobte in wilder Phantasie. Da befahl der Arzt, mir den Kleinen anzulegen — der Arme sollte das Opfer für seine Mutter werden. Mein Kind erkannte ich, glaubte aber, es hätte im Himmel nach mir geweint, und ein Engel brächte es mir, damit ich es stille. Dieses liebliche Bild rettete mir das Leben. Mit Freudenthränen legte ich mein Kind an die Brust und entschlief mit ihm, und als ich erwachte war mir wohl, und ich erkannte alles wieder. Nach drei Tagen befiel aber mein armer, armer Junge! O dies war eine Zeit des entsetzlichsten Leidens für mich. Aber Gott half auch da wunderbar. Ich sehe die Meinen alle gesund und ungekränkt um mich — ich bin gesund und glücklich, wie nur ein Mensch es zu sein vermag und finde täglich neue Ursache, Gott für mein Schicksal zu danken. — Eine kleine Geschichte muß ich Dir noch aus jenen schrecklichen Zeiten erzählen. Sie hat mich zu Thränen gerührt. Die Franzosen plünderten einen Edelhof unweit Zeitz. Alles war geflüchtet, und der Edelmann hatte seine fünfzehnjährige Tochter im Gewirre verloren oder vergessen. Dieses Mädchen versteckte sich mit einem jungen Dienstmädchen, so gut sie konnten; beide wurden aber bald entdeckt,

die Kleider, Schuhe und Strümpfe ihnen abgerissen, aus Erbarmen ließen selbst diese Barbaren ihnen noch ein Unterröckchen. So nackt entflohen sie und versteckten sich in eine große Darre, wo man Obst trocknet. Da saßen sie drei Tage, bis Hunger und Durst zu unerträglich wurden. Sie krochen heraus und fanden nach langem Suchen einige Kartoffeln — bevor sie sie aber kochen und essen konnten, stürmte ein neuer Trupp Soldaten herein, riß ihnen die Kartoffeln fort, und hungrig mußten die armen Kinder weiter fliehen. Der Hunger trieb sie in eine Scheune, die sie zu ihrem Schrecken voll verwundeter und sterbender Franzosen fanden. Einer von diesen erhob mühsam sein verwundetes Haupt und bat flehend um einen Trunk Wasser. Das junge Fräulein, barfuß und halb nackt, eilte zu einem Born, mußte aber das Wasser in ihren hohlen Händchen über den Hof tragen, ängstlich und sorgsam, daß etwas darinnen bliebe — Krug oder Eimer fand sie nicht. Da kamen ein Paar Lumpenkerle angesprengt und schrieen ihr zu: „Gieb gleich heraus, was Du da verstecken willst oder —!" Dem erschrocknen Mädchen entsanken die Hände, und das Wasser entronn ihren Fingern hell weg. Die Kerle lachten roh auf und sprengten weiter. Die Kleine aber eilte von neuem an den Born, schöpfte sorgsam und kam glücklich bis an die Scheune, die Augen fest auf ihre Hände geheftet. (Siehst Du sie nicht lebendig vor Augen?) Jetzt bückte sie sich vorsichtig zum Kranken herab, um ihm den Labetrunk zu reichen und sah — daß er schon verschieden war. Da kniete sie nun, weinte bitterlich, und das Wasser rann aus ihren Händen über das Gesicht des Toten. Da trat ein Offizier ein und fragte erstaunt, was sie mache und wer sie sei. Das Mädchen erzählte in aller Unschuld, was sie erlitten, und daß sie nun nicht einmal diesem armen Sterbenden habe Hilfe leisten können. Der gerührte Offizier bittet sie, sich um Gottes willen zu entfernen, „denn", sagte er, „Mademoiselle Sie könnten noch härteres erdulden müssen, und nur Engel Gottes können Sie Unschuldige bis jetzt beschützt haben". „Ach guter Mann, wo soll ich hin? wer nimmt sich meiner an? so nackt und hilflos wage ich mich nicht auf die Straße." Da läßt der Offizier seine eigenen Pferde vor einen Bauerwagen spannen, hängt den beiden Mädchen seinen Mantel um und fährt sie dann auf ihr Verlangen nach Zeitz. Die Freundin, die mir dies erzählte, sah sie in diesem Aufzuge in Zeitz einfahren und hörte die einfache Erzählung aus ihrem Munde. Wilhelm hörte aufmerksam zu. „Der Vater taugte doch auch garnichts!" sagte er kopfschüttelnd. „Warum Wilhelm?" „Nun ich würde meine Kinder doch niemals verlassen und selbst weglaufen!" sagte er hochrot vor Zorn. „Wirst Du denn auch Kinder haben?"

fragte Gerhard. „Jawohl Vater, wenn Gott mir welche giebt.“ Also der kleine Narr nennt Kinder jetzt schon eine Himmelsgabe — o wie recht hat er! Süße Geschöpfe — was wäre unser Leben — wie einförmig, wie freudlos, ohne sie. Wie Blumen das Feld zieren, so sind sie unsre Freude, unsre Zierde.

Aus einem Brief von Gerhard an Karl.

„Je länger ich in Deutschland bin, und je mehr ich die Schwächen und Gebrechen meiner Landsleute kennen lerne, desto mehr lerne ich auch ihre guten Eigenschaften kennen, welche ich vergebens unter andern Völkern suchen würde. Vor allem freut mich aber die allenthalben sich regende Gärung im Fache der Litteratur und Kunst, in der man deutlich eine Übergangsperiode zu ihrer gänzlich neuen Gestaltung wahrnimmt, und um da thätig mitwirken und eingreifen zu können, muß man dabei sein. Bis jetzt bin ich mehr duldend, ein ruhiger Beobachter gewesen und habe manches gelernt, was man nicht thun soll. Ach Bruder, wie oft sehne ich mich nach Dir, um mich über dieses chaotische Labyrinth mit Dir zu besprechen! Ich ahne einen neuen, herrlichen Tag der Wissenschaft und Kunst und glaube manchmal schon die Morgenröte zu erblicken. Meine Seele möchte dann jauchzen vor Wonne, daß mitten unter dem Druck, unter welchem Deutschland schmachtet, ein neues Leben allmählich keimt. In hoffnungsvollem Grün sieht man allenthalben die junge Saat sprossen, deren Acker kaum die umwälzende Scharte des Pfluges und der stampfende Hufschlag des Pflugpferdes verlassen hat. Dies ist die Rache des deutschen Volkes an seinen Unterdrückern, daß, während dieselben über uns siegen, sie ihren Geist befangen in die Sklaverei hingeben, und wir die Flügel frei entfalten — und das hat mich versöhnt mit meinen Landsleuten, denen ich erst in dieser völligen Überzeugung die Lauigkeit vergebe, mit welcher sie sich in die Sklaverei des Leibes und anscheinend auch in die des Geistes fanden ....“

Durch alle Briefe zieht sich die Hoffnung auf endliche Wiedervereinigung der Brüder, die geistig alles teilen, soweit es brieflich möglich ist.

„Wie gern“, schreibt Gerhard, „möchten wir Dich und Emilie in Eurem schönen Glücke sehen, das sich in dem neulichen Humor Deiner Briefe so lebendig reflektiert. Uns ist nichts erfreulicher, als dieser Dein Humor, welcher weder Lilla noch mir eigen ist, ob wir gleich eben keine Kopfhänger sind. Was von diesem jungekatzenartigen Lebensgefühl noch in uns ist, wird durch das allenthalben sich herumlagernde Unglück Andrer, durch eigne Kränklichkeit und mancherlei

Sorgen so in Schranken gehalten, daß es in uns nie, aber desto schöner in unsern Kindern sich zeigt. Oft sind wir im Genuß dieser Freuden, die Dir noch bevorstehen, wie in Himmelsseligkeit versunken und haben keine Worte für unser Dankgefühl ....

Gerhard an Karl.

Dresden, am 11. Februar 1808.

Gestern Mittag um 11 Uhr, mein geliebter Bruder, genas Lilla eines lieblichen Töchterchens — ein engelsliebes Kind mit schwarzen Augen, rund und gesund liegt es neben der Mutter, die sich auch recht gut befindet. Mit nichts vermag ich mein Freuden- und Dankgefühl auszusprechen. Wäre ich bei Euch, ich würde Dich und Deine Emilie beim Kopf nehmen, Euch zerdrücken und zerküssen, daß Ihr gewiß fühlen solltet, daß Ihr einen frohen Bruder habt. Ach, wie vergessen sind nun alle Leiden, und wie gestärkt sehe ich dem Kommenden entgegen! Feindlich ist das Leben, und jede Freude will errungen sein, denn nur die erkämpften Freuden sind unser, nur solche fühlt man mit kräftig lebendiger Seele, wo man sich dann kaum zu lassen weiß.

.... Und Sie liebe Emilie — Sie werden einen Sohn haben, den Gott auch nicht zur Kurzweil werden läßt — das Leben ist ernsthaft — mit Schmerzen wird der Mensch geboren. — Lebt wohl Ihr Lieben — nächstens mehr.

Euer treuer Bruder.

Aus einem Brief von Gerhard an Karl, nachdem Lilla abermals eine ernste Krankheit überstanden hatte.

„Die arme Lilla ist nun wieder genesen von schwerer Krankheit, die sie beinah ins Grab gebracht hätte. Was ich dabei gelitten habe, die arme Lilla in ihren großen Schmerzen stöhnen, die kleine Adelheid schreien zu hören — während Gerhard und Wilhelm bei der geringen Aufsicht recht unbändig wurden — kurz — nun es ist vorbei! — An Arbeit war nicht zu denken, bei aller Lust dazu und Gelegenheit, Brot zu verdienen.

Ja lieber Bruder, das Leben ist ernsthafter Natur, wenigstens sieht es mich nicht sehr freundlich an — doch fühle ich mich trotzdem sehr glücklich, obgleich ich von den nun fast acht durchlebten Ehestandsjahren meine Lilla kaum den vierten Teil gesund gesehen habe. Doch ich war hierauf gefaßt und schäme mich, es nur erwähnt zu haben ....“

Gerhard hatte viel Sorge um das bei seinem Schwiegervater stehende Vermögen, das er sich in Petersburg erarbeitet hatte, und

das nun durch den schlechten Kurs der russischen Papiere zusammenschmolz. Auch hatte der Schwiegervater große Verluste erlitten und konnte lange keine Zinsen zahlen. Das griff Gerhards sorgliches Gemüt sehr an. Er gab dem geliebten Bruder Vollmacht, zu thun, was ihm recht schien in der Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater, zu der es aber erst nach vielen Jahren unter schweren Verlusten kam. Er schreibt dem Bruder im Mai 1808 aus Dresden:

„Was Du in meinem Namen thun wirst, wird wie aus meinem Herzen gethan sein. Womit werde ich Dir einmal die Mühe und den Hudel vergelten, den Du schon um mich gehabt hast und noch haben wirst? Laß es Dir wenigstens einen Trost sein, an mir einen Bruder zu haben, der mit Dir aus einem Stück und jeder Zeit bereit ist, mit Dir Gut und Blut zu teilen. Unsere Schuld ist es nicht, daß wir in einer so miserabelen Zeit geboren sind, aber in dieser Zeit nicht auch, wie sie, erbärmlich zu werden, ist unsere Sache. Ohne Klage trage daher ein jeder, was durch das allgemeine Weltverhängnis auf sein Teil kommt und mit männlicher Ergebenheit. Aber es ist hart, wenn Du sagst, daß man auf Billigkeit keine Ansprüche machen dürfe — da ich doch beim Hergeben meines Kapitals selbst so billig war, dem Recht der Aufkündigung auf Jahre zu entsagen und bei angebotenen sechs Prozenten nur fünf verlangte . . . . u. s. w. u. s. w.

In Berlin sieht es sehr schlecht aus — der Jammer ist namenlos! An Pläne, wo ich mein künftiges Leben verbringen will, denke ich dann erst, wenn es sich ausgetummelt hat — und werde ich dies erleben? Ich lebe von einem Tag zum andern, ohne an etwas Weiteres zu denken als an meine Arbeiten, und wie ich Geld für die Meinen zum Leben und für meine Kunstbedürfnisse herbeischaffe. Das Gemäldekabinet für Klein*) zu besorgen, ist meine größte Freude. Male Du ihm dazu zwei Bilder, ich hoffe, er wird dann mehr wollen. Klein zeigt mir in diesem Geschäft ein Vertrauen, das mich wirklich rührt. Es ist groß, in diesen Zeiten dem Kunstgenius zu huldigen. Lilla grüßt und ist Dank dem Himmel gesund mit den drei Kindern."

In einem späteren Briefe schildert Gerhard seinen rastlosen Fleiß — er kopierte in der Galerie die Madonna von Raphael, malte mehrere Porträts und litt darunter, „daß er nicht seine eignen Ideen konnte vom Stapel laufen lassen, die wie flügge Vögel gern auf und davon wollten." „Dabei schaffe ich noch dem Klein ein Kabinet von

*) Kaufmann in Riga.

Gemälden und habe viel Hudel und Ärger dadurch, muß sogar Briefe, gar manche Briefe deshalb schreiben."

Dann fährt er fort: „Wenn auch meine Gesundheit gelitten hat, so ist es doch nicht so schlimm, daß ich nicht sollte mich noch zwanzig Jahre durchschlagen können und bei all dem Ernst, den mir das Leben zeigt, weicht doch ein heiterer, zufriedener Sinn nicht aus meinem Gemüt, und ich bin gar nicht mehr so ärgerlich gereizt, wie ich so leicht in früher Jugend war. Die Dankbarkeit, mit der ich auf das zurückgelegte Leben mit all seinem Glück hinsehe, stimmt mich zu einer Ruhe, mit welcher ich in freudiger Gelassenheit dem entgegensehe, was noch meiner wartet. Ach, wenn ich bedenke, wie mancher gute und bessere Mensch als ich des Lebens Freude gar nie kennen gelernt hat — wie unser guter Lais, dem, sozusagen, ein Glied nach dem andern vom Körper abfällt, und der überdem nur von Almosen sein Leben fristet — wenn ich dies bedenke, dann scheint mir die Natur ungerecht, ein Geschöpf gegen das andere so ungleich zu begünstigen — und wenn ich nicht den Keim zu einem ewigen Leben in mir fühlte, so würde, bei einem solchen Rückblick, selbst das Glück meines Lebens mich anekeln . . . ."

Lilla an die Schwester.

Dresden, im Mai 1808.

Meine beste Sophie! Wie soll ich Dir danken für Deinen letzten Brief, wie hat er mich erfreut und gerührt, Du gute, genügsame Seele. Möchte Gott Dir seinen besten Segen in Deinen Kindern geben und Dich auch in Deinem Schicksal die Leitung seiner Vaterhand erkennen lassen. Betrachte unsre Kindheit, unser Leben, und Du wirst mit mir auch hier die höchste Weisheit anerkennen. Du warst ein engelgutes Kind, aber in Deinem siebzehnten Jahr noch ganz Kind. Du hattest weder Festigkeit noch Überlegung und gabst Dich der Freude wie dem Schmerz mit Übermaß hin. Bei einem ruhigen, zufriedenen, glücklichen Leben wärst Du nie geworden, was Du jetzt bist, ein edles, gebildetes Weib, eine Mutter, vor der jeder sich beugen muß. Schmerz und Kummer waren Deine Erzieher; sie haben mehr gethan, als tausend menschliche Lehrer bei Dir bewirkt hätten. Du stehst jetzt in meinen Augen da wie ein vollendetes Werk. Also war Dein Leben kein vergebliches, denn erst das Leiden hat Dich zur Mutterwürde gereift und Deinen Kindern die Erzieherin gebildet. Ich hingegen trug von meiner Kindheit an einen ungewöhnlichen Ernst in meiner Seele, eine Wehmut, die ich oft nicht bezwingen und begreifen konnte. Mein Auge hing mit Sehnsucht an jeder lichten Himmelswolke und

streifte kalt über die Erde hin. Ich bedurfte des Mutes zum Leben, und diesen konnte mir nur ein Mann mit dem reinen Herzen, mit der kindlichen, zarten Seele meines Gerhard geben. Gott nahm mir mein erstes Kind — dies stählte mein zu weiches Herz und teilte es ganz zwischen Himmel und Erde. Ich kann jetzt mit weiblicher Ergebung, aber auch mit männlichem Mut handeln. Ich erziehe meine Kinder nach meinem besten Wissen, aber ihr künftiges und ewiges Erbe ist mir immer vor Augen, wenn ich jetzt den heiteren Himmel und die blinkenden Sterne betrachte. Du kannst jetzt noch Dein großes Leiden auf Stunden, auf Tage vergessen, so ganz vergessen, daß Du wieder die spielende Sophie von vierzehn Jahren scheinst. Mich kann mein hohes Glück nur selten zur lauten Freude reizen. — O, wenn wir nur immer als folgsame, liebende Kinder der leitenden Hand der Vorsehung folgten, so wäre unser Leben hier, was es auch sein sollte, unsre Schule, der Ort unsrer edelsten Ausbildung. Aber wie widerspenstig sind wir nicht oft! wie wenden wir dem weisen Lehrer so oft trotzig den Rücken und häufen so Schmerzen auf Schmerzen! So werden einige durch Leiden zu Engeln gebildet, indes andere ihre Seele mit Bitterkeit füllen und mit Trotz die liebende Hand von sich stoßen, die sie retten wollte. Hast Du Herder gelesen? Ach ich bitte Dich, lies seine Erläuterungen und Erklärungen der Bibel — Du wirst hingerissen werden. Deine weiche, kindliche, Deine liebende Seele wird eine feste Stütze bekommen, und ich stehe dafür, es wird Balsam sein für Dein bedrücktes Gemüt, Du wirst dann erst die Bibel ganz verstehen lernen. — Du wirst es diesem Brief kaum anmerken, daß ich so abgebrochen schreibe, aber meine Seele ist so voll, daß selbst die größten Störungen die Bilder, die sie klar erfüllen, nicht verdrängen können. Es ist heute meiner Marie siebenter Geburtstag — ich gedenke ihrer aber mit wahrer Himmelsruhe. Mama wird Dir mitgeteilt haben, was ich über mein Befinden schrieb. Wir sind, gottlob, wieder alle wohl. Meine Adelheid kennst Du noch garnicht. Hübsch ist sie bis jetzt nicht, aber ich denke, ihre Bildung wird sehr interessant. Sie hat große braune Augen, wie Du und etwas sehr Imposantes in ihrer kleinen Physiognomie. Als man sie mir das erste Mal in die Arme gab, sah sie mich an und ich sie — ein Kind von fünf Jahren hätte mich nicht durchdringender anblicken können. Dabei ihre hohe Nase, ihr verständiger Mund! „O lieber Mann", rief ich, „dies Kind muß Adelheid heißen!" Mein Mann stutzte — wir hatten beide nie an den Namen gedacht — aber er gestand auch, sie sähe ganz aus, wie Adelheid klingt. Jetzt erst fällt mir ein, daß mein Mann eine Vaterschwester hatte, die so hieß und die Bewunderung

aller Menschen war, die als Braut starb, und von der meine Schwiegermutter nie satt werden konnte zu erzählen. — Das Gefühl kann ich Dir nicht beschreiben, als ich mit Adelheid zum ersten Mal in den Garten ging — sie und ich dem Tode entronnen! Und jetzt hielt ich sie in meinen Armen, die Sonne schien so warm auf uns beide Wiedergenesene, die Bäume schüttelten leise ihre Blüten über mein Kind, und dieses sah den wolkenlosen, heiteren Himmel mit großen, offenen Augen an und lachte. „Ach, liebe Mutter", sagte Wilhelm, „Adelheid sieht gewiß die Engel im Himmel, sieh nur, wie sie immer hinlacht!" „Siehst Du denn auch Engel?" fragte ich ihn. „Ach nein" antwortete er traurig, „ich bin wohl schon zu unartig." Ich begriff nicht, wie der Junge darauf kam, denn nie hatte ich ihm dies gesagt. Und auch jetzt noch, wenn ich arbeiten will, so drehe ich die Wiege gegen den Tag. Da starrt das Kind die fliehenden Wolken an und hört nicht auf zu lachen (wie alle kleinen Kinder thun, wenn sie was Helles sehen). Da beobachte ich Wilhelm oft, wie er mit Neid ihr zusieht. „Nein Mutter, es ist gewiß, sie spielen mit ihr!" „Wer denn?" fragte ich. „Ach die Engel und vielleicht auch meine Maria." „Woher glaubst Du denn das?" „Ja, sieh Mutter, die Kinder kommen doch von Gott, das hast Du immer gesagt, und die Engel sind ja bei Gott, nun kennen sie Adelheid noch und spielen mit ihr, wenn sie so lacht, weil sie noch garnicht unartig ist." Trotz dieses Glaubens ist er aber doch manchmal recht unartig; er liest schon recht hübsch, und da habe ich ihm Campes Kinderbibliothek geschenkt und bemerke nun erst, was ich früher nie bemerkte, daß sie mehr für Mädchen, als für Knaben geschrieben ist. Wilhelms Charakter zu entziffern, macht mir mehr Mühe als den Gelehrten ihre Hieroglyphen. Er ist zart, blond, mädchenhaft, oft sentimental, und dabei wild, hart, bestimmt, oft trotzig über alle Beschreibung. Gerhard hingegen ist eine entsetzlich große Maschine, brünett, ernst wie ein Mann, hat aber einen süßen, einen wahren Engelsausdruck und ist mit einem Wort von mir zu regieren. Er ist zwei Jahre alt und hat noch keinen Schlag bekommen, da ich hingegen Wilhelm sehr streng halten muß. Doch genug. Gerhard, die Kinder und ich umarmen Dich und Deine Kinder. —

Dieselbe an Sophie.

12. November 1808.

. . . Ich werde nicht ruhig, bis ich Dich hier weiß im wärmeren Klima. Wir haben jetzt ein so großes Quartier, daß Du mit Deinen Mädchen bei uns leben könntest . . . . Deine Ruhe, Deine Gesundheit,

Deine Kinder, alles mahnt Dich, unsern Rat zu befolgen. Wir leben in der Neustadt in dem Hause, an welchem mit großen Buchstaben geschrieben steht: „An Gottes Segen ist alles gelegen". Es ist ein schönes, geräumiges Haus, große Stuben, viel Platz. Ich habe allein fünf Zimmer, ohne Schlafkammer, und mein Mann hat ihrer vier. Zwei könnte ich Dir abtreten, und das Wohnzimmer könnten wir gemeinsam haben. Meine Zimmer gehen alle vorn auf die schöne Promenade hinaus. Ach Sophie, mach es möglich — komm zu uns . . .

Gerhard an den Bruder.

Dresden, am 7. Nov. 1808.

. . . Über Deine Reise nach Wolsk kann ich nichts urteilen und sagen, aber verbergen mag ich es nicht, daß mir das Herz wehe thut, Dich, mein lieber Bruder, um so viel weiter von mir entfernt zu wissen . . . . Noch sind wir jung genug, um etwas zu unternehmen und in angestrengter Thätigkeit zu vergessen, was wir entbehren, indem wir getrennt von einander leben. Aber wenn Dein Werk über die Krim vollendet ist, komme ich zu Dir, oder Du zu mir. Es ist in vieler Hinsicht so angenehm hier in Deutschland, und mein Aufenthalt in Dresden gewährt mir ein schönes Leben. Ich habe nun ein geräumiges Quartier, schön gelegen und bequem — wir könnten beide drin leben mit Familie — ach, was sollte das für ein Leben sein! . . .

Das Bild der Madonna nach Raphael habe ich für mich gemalt, um mich an dessen Besitz als dem Höchsten, was die bildende Kunst je hervorgebracht hat, zu erfreuen und an seiner Anschauung meinen Genius zu weiden und zu reifen. Verkaufen würde ich es nur für 1000 Louisdor — will man mir das nicht geben, so esse ich lieber Brot und Wasser, als daß ich es billiger fortgebe, da ich überzeugt bin, daß man einst das dreifache dafür geben wird, indem wahrlich noch nie eine solche Kopie von dem Wunderbilde gemacht worden ist. Für das Original zahlte man vor sechzig Jahren 19000 Dukaten, und ich sage, daß es für diesen Preis geschenkt ist, denn es wiegt an wirklichem Kunstwert die ganze übrige Galerie auf. Auch würde ich meine Kopie nur verkaufen, um mir des Lebens Mühe und Sorge etwas dadurch zu erleichtern.

Sechster Abschnitt.

Die Lebenshöhe.

Kügelgens Freund Fernow*) äußerte, als ein Sterbender, den Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, und so entschloß sich Gerhard nach Weimar zu reisen. Dort konnte er nicht umhin, sich bei Hof zu melden, zumal der Erbprinz von Weimar so gnädig gewesen war, ihn in Dresden zu besuchen und sich zu erbieten, einen Brief an Gerhards Bruder mit nach Petersburg zu nehmen.

Um am Hof zu erscheinen, bedurfte Kügelgen einer Uniform als Petersburger Akademiker und bewunderte die Geschicklichkeit seiner Frau, die, ohne je eine derartige Arbeit gemacht zu haben, ihm eigenhändig die Silberstickerei aufs schönste in wenigen Tagen ausführte.

Lilla an ihren in Weimar weilenden Mann.

Dresden, d. 12. Dez. 1808.

Nachdem sie sich über Fernows Tod ausgesprochen, den Gerhard nicht mehr am Leben fand, und über den Lilla mancherlei gehört hatte, was ihrem rechtlichen Herzen weh that, fährt sie fort:

„Wie konnte nur Fernow eine Frau**) seine edle Freundin nennen, wenn sie alles für ihn that, für seine Frau, seine Kinder aber kein Gefühl von Sorge oder nur Mitleiden zeigte?

Waren diese denn nicht sein anderes Selbst? Welch eine Frau muß diese Freundin sein! ich liebe sie nicht und lasse sie nicht grüßen . . .

*) K. L. Fernow, Kunstschriftsteller, Maler und zuletzt Bibliothekar der Herzogin-Witwe in Weimar.

**) Gemeint ist die geistvolle, aber freisinnige Johanna Schopenhauer, die auch Fernows Leben geschrieben hat.

O, verhaßt und dreidoppelt verhaßt sind mir doch alle Weiber, die mehr sein wollen, als Weiber, die aber dadurch so viel weniger sind; die da glänzen, scheinen wollen und nicht sein! Aber über allen Ausdruck verhaßt ist mir ein weiblicher Freigeist . . .

O, geliebter Mann, kehre bald in meine Arme, an mein Herz zurück. Ach diese Männer, die die Welt anstaunt — sie haben keinen Sinn für unsere unschuldigen, einfachen Herzen. Das Deine liegt so offen, so sorglos da, daß ich beständig zittern müßte, wenn nicht Gottes Engel es so sichtbar beschützten und bewachten. Lebe wohl, Du einzig geliebter Mann, kehre bald zurück zu Wilhelm, zu Gerhard, zu Adelheid und zu Deiner Lilla.

am 14. Dezember.

Dank Dir, Du mein Herzensmann für den lieben Brief, der mich so innig erfreute. Du giebst mir also immer noch die Hoffnung, Dich die Feiertage wiederzusehen. Ich weiß nicht, ich kann aber an die Möglichkeit noch nicht glauben — mein Glück war zu groß. (Folgt die Schilderung einer Brustkrankheit, die sie gehabt und die nun ziemlich überstanden war). Ich bin froher und dankbarer, als ich Dir sagen kann, daß Gott mich vor weiterem Übel bewahrte. Nur eines schmerzt mich: der Christabend naht, und ich kann nicht, wie gewöhnlich, selbst besorgen, was ich sonst niemandem auftragen möchte. Doch wie gesagt, das läßt sich verschmerzen. Der Mutter Leben ist den armen Kindern doch das beste Christgeschenk.

(Dann folgt eine genaue Darlegung der Pläne von Gerhards Zwillingsbruder, der dem Rufe eines reichen russischen Freundes, Namens Slobin, nach Südrußland folgte, wo dieser Kunstfreund eine Akademie nebst Museum errichten wollte und Künstler, Freunde nnd wissenschaftlich gebildete Männer dazu nach Wolsk berief. Karl forderte den Bruder Gerhard auf, auch hinzuziehen — seinen Brief schreibt Lilla für den Mann ab aus Furcht, das Original könnte durch die Post verloren gehen und fährt dann fort:)

. . . Nun was sagst Du dazu Gerhard? Doch ich denke, ich darf nicht mehr viel schreiben, Du hast hieran genug zu denken. Doch schreibe mir bald von Louise Herder und grüße die guten Weiber Weimars, von denen niemand spricht. Diese grüße herzlich von mir . . . Geliebter Mann, reise bei dieser Kälte nur nicht des Nachts. Nie hätte ich in Deutschland eine solche Kälte vermutet. Das Wasser friert in meiner stark geheizten Stube auf dem Fenster zu Eis, und dazu scheint die Sonne. Noch einmal lebe wohl und liebe ewig Deine

Lilla.

Dresden, am 19. Dezember 1808.

Mein bester Gerhard! Gewiß trifft Dich dieser Brief noch, und gewiß bleibst Du den Weihnachtsabend aus! — Nichts kann mich trösten, als Herders langersehntes Bildnis. O, warum mußt Du nun so gar wenig von ihm gelesen haben — dann erst, glaube ich, würdest Du seine Züge auffassen können und ihn uns ganz wiedergeben. Aber Du böser Mann — Du kennst doch meine große Vorliebe für Louise Herder und schreibst mir auch garnichts von ihr! Hat sie Dir nicht gefallen? Hast Du denn die Weimaraner für Heiden gehalten? Ich halte vielmehr Goethe für einen heimlichen Christen, wie es unter uns so viel heimliche Juden giebt. Seine zarten kindlichen Gefühle erwärmen und verschönern das alte Gerippe von Faust wie Sonnenblicke und gestalten es um in ein liebliches und großes Gebilde. O, wie freue ich mich auf meinen Herder! Deine neue Freundin hat einmal vor vielen Menschen gesagt, Herder wäre doch ein großer Heuchler gewesen, denn bei seinem Verstande hätte er doch unmöglich selbst glauben können, was er für andre geschrieben! — Ich lasse sie immer noch nicht grüßen. Aber die Wolzogen, die Schillern und die Herders, Mutter und Tochter, grüße von mir! Ich glaube es Dir wohl, mein bester Mann, daß Du Dich jetzt recht glücklich fühlst bei solchem Umgang, ich gönne es Dir auch so herzlich und bitte Dich jetzt selbst inständig, Deine Abreise unsertwegen nicht zu beschleunigen. Ich bin ruhiger, wenn ich Dich dort weiß bei dieser großen Kälte. In unserm Garten sind die Vögel tot heruntergefallen von den Dächern, und ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, (nicht weit von Volkmanns wohnend) ist die Nacht in ihrem leichten Bettchen erfroren. Ach, wie mir das weh gethan hat. Eben jetzt sitzt ein kleiner Junge und erwärmt sich hier im Zimmer, indem er ein Butterbrot mit vielem Appetit verzehrt. Er sollte Bücher zum Verkauf forttragen und kam ganz erstarrt zu mir herein. — Frau von Voigt besucht mich öfters, ich bin in meiner Einsamkeit kaum einen Tag allein — die Necken, Schuberts, die alte Wolf, Jettchen, die schwarze Tante, die rote Tante, unser guter Volkmann — alles denkt an Deine Lilla und will ihr ihre Witwentage versüßen. O, der schönen Zeit, wenn Du wieder bei uns sein wirst! Ich habe gestern einige tiefe Blicke in Wilhelms Herz gethan — es ist doch ein herrlicher Junge! und unser Gerhard — unsre Adelheid — o es ist ein herziges Kleeblatt. Adelheid entwickelt sich mit jedem Monat mehr. Das wird Dir ein wahres Kernmädel. Sprechen kann sie noch nicht, sie weiß aber ihre Gefühle so geschickt in verständlichen Herzenstönen abzusingen, sie schmeichelt, sie bittet,

sie nimmt Teil an allen Spielen ihrer Brüder und dies alles so aus vollem Herzen, so mit ganzer Seele! Dafür stehe ich, die wird nichts halb sein. Ich bin wohl eine gesegnete Mutter, eine glückliche Gattin, täglich halte ich mir dies vor und danke Gott und Dir! Gerhard geht schon seit vier Tagen mit Deiner Weste angethan einher; er sieht ganz abscheulich darin aus, ich mag es ihm aber nicht verwehren, da er so sehr glücklich scheint, des Vaters Weste tragen zu dürfen, und überdem wärmt sie ihn bei der großen Kälte doch etwas. Ich bin fleißig, arbeite viel — und doch scheint mir, als wärst Du schon zu lange von mir — ob ich gleich wünsche, Du bliebest länger, wo es Dir so wohl geht. Auch ist mir jetzt wohler, da ich Dich garnicht mehr erwarte, als vorher bei dieser quälenden Ungewißheit.

Schubert*) und seine Tochter Käthe haben in einem Buch eine treue Beschreibung von Jesus Christus gefunden; heute Abend wird Kraft sie mir mitbringen. Vorläufig hatte Schubert mir nur einiges gesagt, und daraus sah ich schon, daß ich ihn mir immer auf ein und dieselbe Weise und immer richtig gedacht habe. Die Apostel haben ihn ihren Schülern so beschrieben, und ein Schüler dieser Schüler hat alles aufgeschrieben, was bisher nur mündliche Tradition war. Er ist, glaube ich, sechs Fuß lang gewesen, sehr schön gebaut. Sein Gesicht oval, seiner Mutter auffallend ähnlich — dunkelbraune Augen von außerordentlicher Klarheit, nicht traurig, nicht schwermütig, aber klar und rein sein Blick, wie der Blick eines Kindes. Seine Nase schön, sein Mund über alles schön — seine Gesichtsfarbe blaß (wie reifer Weizen soll im Buche stehen), der Bart kurz und hellbraun, so wie die sehr starken Haare, deren Enden sich nur gelockt haben. Die Augenbrauen aber sehr dunkel, gerade gezeichnet und lang. Der Kopf immer etwas vorwärts gesenkt. O, wie freue ich mich auf diese Beschreibung — die ist gewiß wahr, denn so hat er immer vor meiner Seele gestanden. Einmal, mein Gerhard, mußt Du ihn mir noch malen, denn Dein Christus, der beinah alle Menschen zufrieden stellt, hat mich noch nicht befriedigt, und ich kann Dir das Fremde genau angeben. Gelingt Dir's aber, mein Bild aufzufassen — dann würde ich Himmel und Erde in Bewegung bringen, wenn von Verkaufen die Rede wäre! Mein guter Mann, dieser Brief wird hoffentlich den Christabend in Deinen Händen sein. Du wirst mir fehlen, ach das ist gewiß! Doch lasse Dich dies nicht irre machen in Deiner Arbeit. Alles muß ja

*) G. H. v. Schubert, der bekannte Naturphilosoph und Schriftsteller, später Professor in München, war dem Kügelgenschen Hause eng befreundet und lebte damals in Dresden.

ein Ende nehmen, so auch unsre Trennung, nur nie, nie unsre Liebe. Ich lege Wilhelm, Gerhard und Adelheid an Dein Herz und bin immer Deine ganz eigne Lilla.

Dresden, am 24. Dez. 1808.

... (In Bezug auf den Faust). Wie kann man nur, wenn man von gebildeten Weltmenschen spricht, „Gretchen" als Beispiel hinstellen? Diese einfältige, schöne und gewiß reine Seele! Aber der Patron, der Faust — auf seine Seele kommen alle ihre Verirrungen — und bei all dem stand ihr der Teufel nie zur Seite, da er hingegen sein beständiger Gesellschafter war. Sie nahm lieber aus Gottes Hand Strafe und Schmerzen, wie ein liebendes Kind, das die verdiente Rute küßt — als aus des Teufels Händen Leben, Freude — und selbst ihren Heinrich. Du glaubst, ich würde Goethe auch lieben wenn ich ihn kennte, ich habe ihn immer geliebt und achte ihn jetzt, nachdem er gethan hat, was die Welt verlacht*) — „denn die Welt lobt den Schein der Dinge und läßt ihr Wesen unbemerkt". Ich liebe ihn wahrlich, ob ich gleich nicht zweifle, daß er den Mephistopheles persönlich kennt, den er so getreu gemalt hat, und daß er den Faust in hoher Person gespielt hat auf des Lebens Theater. Werde nur nicht böse, mein Herzensmann, ich kann nur nach meiner Überzeugung sprechen! Was die Leute so an Dir lieben, fragst Du? Den reinen Engel, wie Nebrich sich einmal ganz richtig ausdrückte. Liebte doch selbst der Teufel das arme Gretchen und nannte sie erst Gras-Affe, als er bemerkte, daß sie seine Teufelsnatur witterte. Dieser reine Engel in Dir machte Dir auch mein Herz unterthan — und wenn Lilla den nicht mehr in Dir erkennte, so möchte sie nicht mehr leben, selbst für ihre Kinder nicht mehr leben. Pfui! das war sündlich! — Doch womit fülle ich mein Papier, da meine Seele so voll anderer Gedanken, Wünsche und Erwartungen ist. Ich habe seit Deiner Abwesenheit nichts gethan, als in Pestalozzis Wochenschrift für Menschenbildung gelesen. Gott, was für ein Mensch ist das! Indes andre nur an sich denken, nur für sich leben, nur das thun, was ihnen Nutzen bringt, sammelt dieser seltene Mann ein Völklein Kinder um sich und bildet diese im Stillen zu Menschen aus. (Folgen lange Abschriften aus Pestalozzis Werken und Schriften.) O mein Gerhard, welch ein Mann! Doch still jetzt von allem und hin zum Weihnachtsbaum. Vom ersten jetzt lebenden Kinderfreunde zu unsern Kindern. Sie schweben im Zimmer herum leuchtend wie

*) Bezieht sich wohl auf Goethes Verheiratung mit der Vulpius.

wirklich selige Engel. Ich freute mich ihrer Freude, doch vermißte ich Dich mehr noch als vorher und konnte erst Ruhe finden, da ich Dir schreibe, Du mein bestes Christgeschenk.

Ich habe alle Unpaare um mich versammelt, Kraft, die Bardua, meine arme Witwe Taube, die Kinderfrau, Hanne, Mine — nur Friedrich,*) den Unpaarsten aller Unpaaren, konnte ich nicht haben. Kraft und die Bardua bleiben den Abend bei mir, sie sind mir ordentlich lieb, sie sprechen von Dir, sie nennen Dich ihren Meister — mir ist dieses Band nie bemerkbarer geworden, als jetzt, da Du fehlst. — Du läßt alles grüßen, selbst den Unglücksvogel, dessen Gekrächze meinem Herzen so wehe thut — Du willst Deine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte — immerhin — selbst diese sanfte Lektion kann mich nicht umändern . . .

Gerhard an Lilla.

Weimar, am 25. Dez. 1808.

Ich danke Dir, mein herzlich geliebtes Weib, für Dein Weihnachtsgeschenk, Deinen so lieben Brief, den ich am Weihnachtsabend erhielt. Die Thränen traten mir in die Augen beim Gedanken an Dich, an die lieben Kinder, die wie Englein den Christbaum umtanzen und so im frohen Kinderspiel das Heil empfinden, welches durch Jesu Geburt der Menschheit geworden ist. Ich wußte nicht, wo ich die Liebe hingeben sollte, von der mein Herz überströmte. Frau von Schopenhauer hatte mich gebeten, Anteil zu nehmen an der Freude, welche sie mit ihren Gaben ihrer Tochter und dem kleinen Fernow machen würde . . . Aber es ist ein übel Ding um das Alleinsein . . .

Weimar, am 28. Dezember 1808.

Du machst mir große Freude, meine Herzenslilla, mit Deinen Briefen, und ich muß klagen, daß ich in dem Wirrwarr, in dem ich lebe, nicht so viel Ruhe gewinnen kann, um Dir mein ganzes Herz zu entfalten. Aber Du kennst mich und nimmst vorlieb. Auch eben schreibe ich in größter Eile, denn heute sitzt mir unser Wieland wieder, und ich bin noch in keinem Stück vorbereitet. Montag war ich in Jena bei Frommanns und nicht wenig überrascht, so viele mir unbekannte Menschen mich so vertraut über Lilla und Sophie aus größter Teilnahme befragen zu hören. Frommanns scheinen treffliche Menschen.

*) Bekannter Dresdener Maler und Freund Kügelgens.

Alle haben mir so viele Grüße für Dich aufgetragen, daß ich Dir lieber den ganzen Sack voll hinwerfen will; nimm davon nach Belieben. Doch einen Gruß vom alten Wieland muß ich noch ganz apart Dir melden. Ich speiste gestern bei ihm, und nach Tisch sagte er mir: „Ihre Frau, die gewiß eben so vortrefflich ist wie Sie, grüßen Sie auch unbekannt von mir", und sagen soll ich Dir — denk' mal — daß, so alt er geworden wäre, habe er von allen Menschen, die er kennen gelernt, keinen lieber gehabt, als mich, ja meines Gleichen sei ihm noch nicht vorgekommen! Doch, wozu sage ich Dir dies? — etwa um Dir zu zeigen, was Du für einen Mann an mir hast? Hat mich doch Deine Liebe stets für mehr erkannt, als ich mich fühle, und je länger ich mit Dir lebe, je mehr lerne ich empfinden, was mir noch fehlt, um alles das zu sein, was ich für Dich sein sollte und sein möchte. Doch hinweg mit diesen Betrachtungen — ich weiß, daß Du mich, wie ich bin, lieb hast. Was andere an mir erkennen und mir sagen, hat mich über mich selbst nie getäuscht; weiß ich es doch besser. Aber wenn die Liebe der Menschen auch stolz und eitel machen könnte, Gottes Liebe macht demütig — und daß Gott mich liebt, ich fühle es: denn Lilla ist mein Weib — und unsre Kinder! — O Gott, wie danke ich Dir! — Die Stunde schlägt, ich muß zur Arbeit. Antworte mir nur immer noch auf diesen Brief. Du kannst mir glauben, meine Lilla, daß ich ehedem in der bangsten Sehnsucht, nicht ängstlicher auf Briefe von Dir harrte, als nun. Den Tag meiner Abreise kann ich noch nicht bestimmen — lebt wohl, Ihr Lieben — ich grüße alle, meine Kinder, meine Freunde, und Dich meine Lilla drückt an sein Herz Dein Gerhard.

Dies ist der einzige von Gerhards Briefen an seine Frau, der sich aus dieser Zeit findet.

Lilla an Gerhard.

Dresden, 28. Dezember 1808.

Deinen Brief vom 26. mein geliebter Mann, habe ich erhalten. Gott segne Dich dafür mein Gerhard, daß Du mir so oft schreibst — es wäre auch sonst zu hart. Durch Böttiger und Friedrich weiß ich, daß Du ungemein viel Liebe in Weimar findest — sie haben beide Briefe von dort. Beckedorff*) ist unglaublich freundschaftlich gegen

*) Georg, Philipp, Ludolf v. Beckedorff, als späterer Hofmeister des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg auch in den „Jugenderinnerungen" öfter genannt, verkehrte damals in Dresden im Kügelgenschen Hause. Nochmals trat er in preußischen Staatsdienst, konvertierte zur katholischen Kirche und hat sich auch als katholisch-kirchlicher, wie als pädagogischer Schriftsteller bekannt gemacht.

mich, hat mich schon zweimal besucht, mir alles, was mein Herz begehre, angeboten, kurz Du wirst wohl nicht loskommen und ihn unter Deine Sammlung seltener Männer aufnehmen müssen. Ich schäkerte und sagte: „Herr Hofrat, wenn nur unser Seume nicht auch schon tot ist, sein Bild fiel mit entsetzlichem Gepolter von der Wand.“ Da zog er sein süßes Gesicht plötzlich in ernste Falten, drückte die Augen fest zu und sprach langsam und gedehnt: „wenn — er nicht — schon — tot ist — so liegt er im Sterben, wie ich eben von Schubert erfahren, und ist aufgegeben.“ Nein denke! da wird ja unser Wohnzimmer wirklich ein Saal der Vergangenheit.*) Armer, alter Seume! Wozu hilft ihm nun sein schöner Bart, den er so mühsam sich erst angeschafft hatte. Ein Schauder hat all unsre Freunde ergriffen, niemand will sein Bild mehr hier hinhängen lassen — sogar unser schon halb verklärter Schubert meinte, er fühle selbst so etwas wie Furcht-ähnliches. — — Du zweifelst an Slobins Mitteln, seinen Plan auszuführen. Karl schreibt, er hätte jährlich über hunderttausend Rubel Einnahme, wovon er die Hälfte zu Kunstanstalten verwenden will ... Nun, ich für meinen Teil sehne mich keineswegs, den Orient zu besuchen, ich bin's also sehr zufrieden, wenn Du bleibst, wo Du bist ... Gestern machte ich den ersten Ausgang und ging gerade über die Elbe zu Friedrich, um sein Altarbild zu sehen. Ich fand viele Bekannte dort, unter andern den Kammerherrn Riehl mit seiner Gemahlin, den Prinzen Bernhard, Beschoren, Seidelmann, Volkmann, die Bardua u. s. w.

Es ergriff alle, die ins Zimmer traten, als beträten sie einen Tempel. Die größten Schreihälse, selbst Beschoren, sprachen leise und ernsthaft wie in einer Kirche. — Von da ging ich wieder über die Elbe bis an die Brücke. Es war mir neu in Deutschland, diese Winterlust. Auf der Elbe sind Buden gebaut mit Erfrischungen — oder vielmehr Erwärmungen aller Art. Eine unzählige Menge Jünglinge und Knaben laufen Schlittschuh — alte Männer, kleine Kinder, Frauen und Mädchen werden auf Stühlen gefahren — kurz es waren gewiß weit über tausend Menschen auf der Elbe, alle mit frohen, lachenden Gesichtern. Ich glaubte mich plötzlich auf die Newa versetzt, so neu war mir dies alles. Wilhelm war wie im Himmel. — Am Nachmittag kam meine gute Volkmann mit ihrem Bruder. Wahrhaft glücklich fühlte ich mich den ganzen Abend. Adelheid ging aus einer Hand in die andere; sie war hübsch, wie ein Engel — unsre Taube wich nicht von ihrer Schulter, sie schnäbelten sich — es war ein gar lieblicher Anblick. Gerhard, hochrot mit glänzenden

*) So nannte Kügelgen wohl scherzweise seine Sammlung von ihm selbst gemalter Porträts bekannter Männer seiner Zeit.

Augen, schmiegte sich bald an diesen, bald an jenen, und Wilhelm und Ludwig hatten ein Licht auf die Diele gestellt und bauten ein türkisches Lager auf, das Petersen ersterem geschenkt hat. Der Bruder der Volkmann erzählte mir von Pestalozzi — er kennt einen jungen Mann in Freiberg, der aus diesem Institute kommt und ihm viel erzählt hat und Pestalozzis Namen nur mit Enthusiasmus nennen soll. — In der Ausgleichungskasse bist Du als Kapitalist angesetzt. Du mußt zahlen erst als Maler, dann als Kapitalist — es hilft nichts — auch ist das nicht unbillig. Die Franzosen bekommen nicht das Geld, sondern die armen gedrückten Sachsen, die jenen Braten und Wein auftischen mußten, wogegen sie uns nichts gekostet haben ... melde mir bald Deine Ansichten darüber ... es wäre kleinlich, sich zurückzuziehen, da Ärmere als wir beitragen. Auch betrachtet man uns keineswegs mehr als Fremde. — Ich umarme Dich, mein Gerhard, alle Deine hiesigen Freunde grüßen Dich, aber am innigsten Deine Lilla.

Dresden, am 1. Jan. 1809.

Glück und Segen zum neuen Jahr mein geliebter Mann! Heute und gestern Abend hätt' ich Dich wohl an meine Seite gewünscht — doch was hilft das! Ich brachte den Abend bei Volkmanns zu, wo außer mir nur noch Schuberts waren. Ein Himmels-Abend war es! Unter Scherz und Lachen und kindlichen Gesprächen kam die zwölfte Stunde heran; ehe noch die ernste Glocke der Kreuzkirche ausgeschlagen, fielen wir uns gerührt in die Arme und nahmen so Abschied vom scheidenden Jahr, indem wir das kommende hoffend und zagend begrüßten. Was wird es uns bringen, dies neue Jahr, mein guter Mann? Ich hoffe auf neuen Segen, ich kann's nicht leugnen, doch bin ich auch gefaßt auf manche Thräne, die es mir bringen wird oder kann. Leite der ferner mein Schicksal, der es bis jetzt fühlbar geleitet hat ...

Daß Du Herders Bild erst hier in Ruhe malen willst, freut mich sehr. Da mußt Du Dir noch einiges von ihm vorlesen lassen, mußt seinen Geist näher kennen lernen. Hast Du denn meinen Gruß an Louisen bestellt? Hast Du ihr nicht gesagt, wie lieb ich sie habe? Ach die möchte ich kennen und Dir dafür das ganze übrige Weimar lassen. Schubert hat mir gestern abend noch so viel von ihr erzählt — eine schöne Seele kann man auch ungekannt und entfernt mit Enthusiasmus lieben ....

Dresden, am 4. Januar 1809.

Wie sehr Deine Briefe mich erfreuen, mein guter Gerhard, das weiß nur Gott, der allein die Freude meines Herzens sieht — und

Schuberts und Volkmanns teilen sie redlich mit mir .... Schubert und ich hatten auf allen möglichen Landkarten nach Ifferten gesucht, wo Pestalozzi seine Anstalt gegründet hat, und konnten es nicht finden. „Das will ich Ihnen sagen, wie das gekommen ist", sagte Böttiger. „Sie haben nach Ifferten gesucht, wie es die Schweizer nennen. Suchen Sie einmal nach Yverdun am Neuchateller See. Hahaha!" Denke nur meine Freude, Schubert war so dumm gewesen, wie ich, und Volkmann auch. Da liegt denn Ifferten hart am See, nicht sehr weit von Lausanne, in einem angenehmen Thale. — O wie klopfte schon als Kind mein Herz, wenn ich die Schweiz nennen hörte — wie klopft es aber jetzt dreifach! Böttiger hat mir noch viel Nachrichten von da versprochen. O, was gehen jetzt für Dinge vor in der Welt. Schubert hat wohl recht, wenn er sagt, Karl könnte garnicht nach Asien ziehen, wenn er jetzt einen Blick in das südliche Europa thun könnte. Es gestaltet sich alles neu und gewiß besser. Die Hand Gottes ist zu sichtbar und zerteilt das verwirrende Chaos! Die Träume meiner Kindheit gehen in Erfüllung — Gefühle, die ich schon beinah unterdrücken mußte, weil niemand sie verstand, dürfen sich jetzt Luft machen. O Gerhard, auf meinen Knieen möchte ich Dich bitten, bringe mich hin, daß ich selbst alles sehe, begreife. Du wolltest eine Reise nach Italien machen, Deiner Kunst zuliebe, lasse uns dies vereinigen. Dies ist meine Kunst — die Kunstwerke, die ich der Nachwelt hinterlassen möchte, sind nicht weniger wichtig. Wenn ich das alles mit meinen Augen gesehen, geprüft habe, so will ich mich von Wilhelm trennen zu seinem Besten, — und was ich vermag, wirst auch Du als Vater können. Selbst, wenn er Künstler würde, ist für ihn dort gesorgt. Bedenke wohl, daß Du ein Vater — Vater wohl, aber nie ein Erzieher sein kannst für Deine Kinder, da die Kunst Dir Herz und Seele füllt. Bedenke, daß unsre Kinder es wohl verdienen, alles für sie zu thun nach unsrer besten Überzeugung. Das größte Opfer, das ich dieser Überzeugung bringen kann, wäre die Trennung, aber ich würde es freudig mit großer, starker Seele bringen. Auch in ökonomischer Beziehung würde es unsre Kräfte nicht übersteigen, denn Pestalozzi will nur die Kinder, nicht das Geld der Eltern. Es ist alles so billig angesetzt, daß für ihn selbst kein Thaler nach bleibt. Urteile selbst. Für Kost und Leben und Unterricht und Aufsicht zahlt jedes Kind hundertundfünfundzwanzig Thaler, und für Schreibmaterialien, Wäsche und Ausbessern der Kleider und Wäsche jährlich — vier Thaler. Kannst Du es begreifen, wie er dabei bestehen kann? Auch sagt mir der Bruder der Volkmann, daß er oft wirklich abends nicht wissen soll, wovon er den andern Tag sich

sättigen werde, indes die Kinder täglich ihre gute Kraftsuppe, Gemüse und Fleisch haben, und wenn nicht wohlhabende Leute und Menschenfreunde sich ins Mittel legten, so fehlte ihm oft selbst das Nötigste zum Leben. O schöne Leidenschaft, die ihn beseelt — und die er seinen Lehrern mitteilt; denn wer des Geldes wegen zu ihm geht, zieht bald wieder ab. Gegenwärtig hat er zwölf junge Lehrer — zwölf neue Jünger, möchte ich sagen, die mit ihm vereint nur einem wohlthätigen Zwecke leben, ohne Rücksicht auf ihr eignes, sogenanntes Fortkommen. Seine Frau, seine Schwiegertochter und noch ein Frauenzimmer, für die er sich verbürgt, teilen die mütterliche Pflege der Kinder unter sich — und selbst den Mägden des Hauses hat sich dieser Enthusiasmus, dieses Selbstvergessen mitgeteilt — kurz, es beseelt ein Geist der Liebe, der Frömmigkeit und Thätigkeit dieses Häuflein Menschen, auf deren reines Thun und Handeln unser Vater im Himmel gewiß mit Wohlgefallen niederblickt .... Da Du Aussicht hast, Deine Arbeiten gut zu verkaufen, solange Du lebst, denke ich, wäre es kein leerer, unausführbarer Traum — ich würde eine Sorge verlieren, die jetzt oft meine Seele wund drückt — die Sorge, vielleicht bald sterben zu müssen, ohne vorher für meine Kinder in der Art gesorgt zu haben, daß ich ruhig sterben könnte. Denn, wie gesagt, Du bist der beste Gatte, der liebreichste Freund, aber Deinen Kindern kannst Du wenig sein bei der leidenschaftlichen Ausübung Deiner Kunst. Gott hat uns viel in unsern Kindern gegeben — laß uns nichts versäumen, die Verantwortung wäre zu groß. Wird Wilhelm einst Künstler, so zieht er wohl vorbereitet mit fünfzehn Jahren in Deine Schule — und dann kannst Du ihm Alles sein und wirst ihm Alles sein, Freund und Vater, ich mag dann leben oder längst im stillen Grabe ruhen. Wir entlassen die Kinderfrau, und dann ist Wilhelms Unterhalt gleich gewonnen, denn die erhalten wir nicht unter hundertundfünfzig Thalern .... Ach mein Gerhard, mein Herz ist so voll — wo soll ich hinfliehen mit meinen Sorgen und Freuden als an Dein teilnehmendes Herz. Sei umarmt von Deiner

Lilla.

Die Begeisterung für Pestalozzi, die bei Lilla sich fast als krankhafte Schwärmerei kund that und vielleicht auch von der alsbald ausbrechenden Krankheit beeinflußt war, teilten damals noch andere edle Frauen. So schreibt die Königin Luise von Preußen in den Tagen des Unglücks: „Ich lese jetzt ‚Lienhard und Gertrud‘ von Pestalozzi, ein Buch für das Volk. Wäre ich mein eigener Herr, so

setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit meinem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! In der Menschheit Namen danke ich ihm."

Lilla war krank und erregt und ihre Seele durch allerlei Mißverständnisse betrübt. Davon zeugt auch die entstellte Handschrift der folgenden Briefe.

Dresden, am 15. Jan. 1809.

Mein geliebter Mann, ich danke Dir für Deinen letzten Brief, obgleich manches darinnen mir Thränen gekostet hat. Ich danke Dir besonders für die Versicherung, daß meine Wünsche Dir immer heilig sein werden. Nimm dagegen die Versicherung, daß meine Wünsche Dich nie, nie irre führen werden. Das Übrige Deines Briefes beantworte ich mündlich. Wenn Du wieder an meiner Seite bist, wenn Du hören wirst, was mehr als hundert Männer in dieser Zeit thaten, wozu sie sich verbündeten, so wird Deine Seele mein Entzücken teilen, und Du wirst begreifen, was ich mit den Worten sagen wollte — die Träume meiner Kindheit gehen in Erfüllung. —

Ich war sehr krank — schon meinen letzten Brief schrieb ich in großen Schmerzen. Dr. Pönitz besuchte mich dreimal täglich ... Dank seinen Mitteln habe ich die letzte Nacht vier Stunden geschlafen — es war der erste Schlaf seit viermal vierundzwanzig Stunden. O, was für böse Nächte — wie sehnte ich mich nach Dir, Deine Hand zu ergreifen — der Doktor nannte es einen Lungenkrampf.

... Du schriebst, schone Deine Gesundheit, — ein kränkelnd Leben ist nur ein halbes Leben — ach Gott, wer fühlt das schmerzlicher als Deine arme Lilla. Aber ich sagte Dir schon damals, daß ich Dir nur ein halbes Leben zu weihen hätte — dafür ist jede Minute dieses halben Lebens auch nur Dir und unsern Kindern gewidmet, und niemand darf weiter Ansprüche darauf machen. Drum lasse mich in meiner stillen Weise, es ist das einzige Element, in dem ich atmen kann. Manches in der Welt läßt mich kalt, was andre erfreut — fordere nicht von mir, daß es mich auch erfreuen müsse. Nächst Dir und meinen Kindern ist aber noch vieles, was mich bis zur Schwärmerei entzückt, wenn ich auch nur für Euch zu leben wünsche. Ja meine Seele ist eines Entzückens fähig, für das die menschliche Brust zu schwach gebaut scheint. Darum halte mich nich für kalt oder menschenscheu oder lebensüberdrüssig, wenn nicht alles und jedes mich erfreuen kann. Ich war auch bei der stärksten Gesundheit, ich war als Kind, als Weib, als Mutter so, ich werde

immer und in jeder Lage so sein. An dieser Stimmung ist also wenigstens meine Kränklichkeit nicht schuld, es ist mein Charakter. So lerntest Du mich kennen, und so wirst Du mich immer kennen. Ich will mich nicht fürchten — mein Gerhard liebt mich ja wie ich bin ... Daß ich Dich gern wieder an meiner Seite hätte — warum soll ich es leugnen — aber bleibe in Gottes Namen, solange Du es für gut und nötig hältst. Setze Dir und meiner Sehnsucht ein Ziel. Das Sprechen ist mir verboten, daher schreibe ich so lange und viel. Ewig ewig Deine Lilla.

Dresden, am 18. Jan. 1809.

Geliebter Mann — vergieb, wenn meine Sehnsucht nach Dir Dich beunruhigte — ich dachte, da Du so schnell arbeitest, Du könntest früher abkommen — Jetzt aber, da Du Pläne zu haben scheinst, wo Du vielleicht der Großfürstin Ankunft abwarten mußt, so bitte ich Dich aufrichtig, mein Gerhard, übereile Dich nicht meiner Krankheit wegen — diesen Gedanken kann ich nicht ertragen. Für mich ist in jeder Art gut gesorgt ... Ich glaubte, in einigen Deiner Briefe Winke zu sehen, ich möchte froher, gesellschaftslustiger, geselliger werden — da suchte ich mich bei Dir zu entschuldigen und Dir die Unmöglichkeit dieser Änderung klar zu machen — aber es scheint, wir verstanden uns nicht ... glaube mir, mein Herz liebt die Geselligkeit, wie nur eins — nur das viele Geräusch liebe ich nicht und kann es nicht vertragen, aber das liebst Du ja auch nicht ... Bleibe nur ruhig fort, so lange es sein muß — ach es war nur so schwer, Dich täglich heimlich erwarten zu müssen. Wenn ich mitten in der Nacht ein Posthorn höre oder ein Wagen rasselt, will mir das Herz springen vor froher Erwartung. Diese Erwartung vermehrte das Fieber, darum bat ich, setze mir ein festes Ziel ... Mein Gerhard, mein geliebter Mann — sei immer überzeugt, wo Du auch leben magst, Dresden, Nürnberg oder Weimar — jeder Ort ist mir recht an Deiner Seite ... Von Pestalozzi kein Wort mehr, bis wir uns sprechen — und wenn Du es wünschest, auch dann nicht ... Grüße alle guten Menschen in Weimar von mir und sei herzlicher als Alle umarmt von Deiner, Dir wieder neugeschenkten

Lilla.

Gerhard an den Bruder.

Weimar, am 21. Jan. 1809.

Mein geliebter Bruder. Heute sind es sieben Wochen, seit ich von Dresden abgereist bin, um den sterbenden Fernow noch einmal zu

sehen. Ich fand ihn tot. So ist dieser alte Kauz auch heimgegangen, und so geht einer nach dem andern, bis auch an uns die Reihe kommt. Doch lebe ich noch gern. Eben ein Brief von Lilla — sie ist krank, und in wenig Tagen werde ich bei ihr sein. O die Sorgen des Lebens!

Lilla schickte mir den Brief aus Wolsk. Ich kann Dich nicht tadeln, daß Du hingehst, aber Dir dahin zu folgen, kann ich mich noch nicht entschließen — auch erfüllt mich eben die Krankheit von Lilla mit so banger Sorge, daß ich keinen andern Gedanken fassen kann. — — Die Zeit meines Hierseins habe ich dazu angewendet, die Porträts von Goethe, von Wieland, von Schiller und vom seligen Herder zu malen. Man hat mich sehr lieb hier, wie es scheint, und besonders artig zeigt sich der hiesige Hof gegen mich, wo ich oft an der großen Tafel speise, auch an den Privatabenden des Herzogs, welcher ein sehr geistreicher Herr ist, teilnehme. Mit Goethe und Wieland bin ich auf sehr freundschaftlichem Fuße. Es ist mir eine große Freude mit diesen Männern so vertraut geworden zu sein . . .

Ach daß Du nun so viel weiter hinweg ziehst! Doch ich enthalte mich aller Klage und will mich finden . . .

Die arme Lilla leidet sehr — eine schwere Sorge. Mir wird erst wieder wohl werden bei ihr und den Kindern.

Gerhard an den Bruder.

Dresden, im April 1809.

(Zunächst Erwägungen wegen des beim Schwiegervater stehenden Vermögens) . . . Ach wer den Kampf kennt, in welchem ich mir durch dieses Vermögen jene Unabhängigkeit errungen habe, in welcher ich allein dem idealeren Kunststreben leben kann, der wird mich begreifen, wenn ich lieber meinen Kopf an einem Stein zerschellen will, als solch einen Kampf von neuem beginnen, welchen Du nie kennen gelernt hast . . .

Du hälst mich für reich genug zu einer Übersiedlung nach Wolsk, bedenkst aber nicht, ob ich eine Reise dorthin werde übernehmen können wegen der ganz geschwächten Gesundheit von Lilla. Und dann — soll ich mein Schicksal an das eines einzigen, in jeder Art schwächlichen Menschen binden und mit leichtem Sinn mir die Mittel, durch welche ich meine Unabhängigkeit behaupte, schmälern? — Das ängstigt mich mehr, als ich sagen kann . . . Es freut mich, das Du eingesehen hast, daß ich eine eigentliche Besitzlichkeit nicht haben muß. Ich

eigne mich durch meine Gemütsdisposition ebensowenig zu allem, was einem Geschäft oder einer Sorge ähnlich sieht, wie Lilla durch ihren geschwächten Körper dazu taugt. Keine Sorgen zu haben, als die meine Kunst mir macht, ist das Glück, nach dem ich ringe. Wolsk hätte nur darum einen Reiz für mich, daß ich dann mit fester Gage mich nur um meine Malstube zu kümmern hätte. Nur in meiner Arbeitsstube finde ich die Gemütsruhe, die doch meinem Geiste nötig ist. Da sitze ich allein mit meinen Ideen in heiteren Räumen — die lieben Meinen alle mir nah in der Wohnstube. Ach wie schön mein Bruder, könnte ich mit Dir hier in Dresden leben, wo bei aller Jämmerlichkeit noch so viel Gutes bleibt! Doch wie sich's eben schicken will, so muß es recht sein . . .

Wäre es nicht so weit und zeitraubend und kostspielig, besuchten wir gern Lillas Heimat; der Zeitpunkt wäre geeignet, Deutschland, das in blutigem Kriege liegt, zu verlassen. Indessen ist es nicht wahrscheinlich, daß der Kriegsschauplatz sich auch hier eröffnet, wo man sich der heiligsten Ruhe erfreut! Aber was ist eine solche Ruhe bei dem Bewußtsein, daß viele Tausende in ihrem Blut vielleicht vergebens nach einem Trunk Wasser lechzen? Welch ein Schicksal muß Deutschland erleben! Doch ich enthalte mich aller Klagen und beuge mich, der ich ohnmächtig bin, unter den Willen dessen, welcher das Schicksal lenkt. — — — (Geschäftliches.) Daß Du mein Geld in Rußland zu zehn Prozent anlegen willst, kann ich nicht gutheißen. Zehn Prozent sind nicht gesetzlich, und ich habe einen angeborenen Abscheu gegen alles Widergesetzliche, wobei man selten gut fährt. —

Lilla an die Mutter.

Dresden, am 27. März 1809.

Ich habe mir gelobt, geduldig auszuharren, denn ich bin überzeugt, daß Gerhard mir das Glück, meine Eltern und Geschwister wiederzusehen, nicht lange mehr versagen wird. Bis dahin, beste Mutter, weiß ich, daß der Gedanke, mich so glücklich zu wissen, wie irdische Menschen es nur sein können, Sie trösten und beruhigen wird. Mir scheint es wirklich, als wäre ich noch nie so glücklich gewesen wie jetzt. Mein Mann arbeitet fleißig, macht sich aber dabei gegen Abend viel Bewegung, was ihm gut bekommt; so ist er immer heiter. Ich bin dann seine Begleiterin, und wir durchstreifen Dresdens Felder und Wiesen, Thäler, Berge und Dörfer. Dieses Glück ist mir so neu, daß es mich beseligt und wie verjüngt . . . Zum Zeichnen komme ich wenig. Da ich meine Küche selbst besorge,

noch so kleine Kinder habe, Wilhelm selbst unterrichte, alle Kleider, Strümpfe, Hosen, Röcke für die Kinder und für mich mit arbeite, so bleibt mir nur wenig Zeit zur Musik, die ich vorziehe, weil sie dem ganzen Hause mehr Freude macht. Ich lese nur, wenn ich stricke; aber unglaublich viel Zeit rauben mir die Besuche, die ich empfangen muß und nicht zurückweisen darf. Trifft sich aber einmal ein ruhiges Stündchen, so habe ich Briefe zu beantworten nach Rußland, nach Leipzig und Weimar. In Leipzig die Dr. Volkmann, in Weimar Louise Herder, die einzige Tochter des seligen Herder — zwei Schwesterseelen. So ist der Tag herum, und mein Zeichenbrett ist nicht angerührt worden, und ich bin am Abend so müde, daß ich's über zehn Uhr nie bringe. So früh, wie sonst, kann ich nicht mehr aufstehen, mein Körper fordert mehr Schlaf als früher. So ruht denn jetzt die Zeichenkunst, die ich dennoch nicht aufgebe, denn immer noch hoffe ich auf eine Zeit, wo es mir besser gelingen soll — und einige Skizzen, die ich durchaus noch ausführen will, ehe ich sterbe, liegen wartend in meinem Pult. Es sind Scenen aus dem Leben unseres Heilandes, von mir komponiert, und ich kann nur mit Herzklopfen daran denken, daß ich vielleicht sterben werde, ehe es mir möglich war, sie auszuarbeiten.

Wir haben unsern Saal jetzt ganz in einen Tempel umgeschaffen. Die Madonna von Raphael, treu kopiert, mit Barbara, Papst, den Engeln und der Himmelsglorie nimmt den mittleren Platz ein in einem sehr schönen Rahmen. Sie steht auf einer Stufe von mahagonifarbigem Holz, und eine Galerie vom selben Holz umgiebt das Bild, doch nur so hoch, daß nichts vom Bilde verdeckt wird. Eine grauseidene Gardine verhüllt das Bild, ringsum hängen die Stanzen von Raphael, von Morghen gestochen, und das Ganze ist so gewaltig feierlich, daß selbst die Kinder nur leise eintreten. Vor acht Tagen war mir Adelheid nachgelaufen; sie hat eine Leidenschaft für alle Blumen; zum ersten Pfingst-Feiertag hatten wir eine Menge Blumen in einer geschmackvollen Vase der Madonna auf ein kleines Tischchen zu Füßen gestellt. Es sah göttlich aus — gerade als ließe sich die Wolke über den Tisch nieder und umflösse die Blumen, und die beiden kleinen Engel sahen unter dem Tisch herauf, als betrachteten sie die Blumen. Adelheid forderte eine Blume, sobald sie sie erblickte. Nein, sagte ich, die kannst Du nicht haben, die gehören alle dem Christkinde. Schnell erhob sie nun ihr dunkles Auge und legte beide Hände bittend zusammen. Es war ein hinreißender Anblick! So hat mich in der Welt nichts gerührt — sie hatte ganz den Ausdruck eines betenden Engels. Sie betete mit aufgehobenen Augen

um eine Blume — und das Christkind sah ernst, gedankenvoll wie ein Fürst herab. „Da, das schickt es Dir", sagte ich, indem ich das schönste Maiglöckchen ihr hinreichte. Sie riß es mir aus der Hand, blickte freudig hinauf und sprach ihr „da da" so dankbar, daß ich sie küssen mußte, indes meine Augen voll Thränen standen. Möchten ihre Wünsche und Bitten immer so unschuldig sein und dann ebenso beglückend schnell gewährt werden. —

Gerhard an seinen Bruder.

Dresden, am 12. Juni 1809.

Geliebter Bruder! Meine Seele ist zu bewegt, um Dir heute viel schreiben zu können — auch weiß ich kaum, ob Dich dieser Brief noch erreichen wird. Aus den Zeitungen wirst Du wissen, daß gestern die Österreicher aus Böhmen hier eingerückt sind und aus beiliegender Proklamation sehen, wie wenig man in Sachsen von ihnen zu fürchten hat. Sie halten außerordentlich gute Manneszucht, und wir hoffen, daß die Schreckniſſe des Krieges die Ruhe nicht beeinträchtigen werden, welche bisher in Sachsen und vorzüglich in Dresden herrschte. Sei also wegen uns ohne Sorge. Es ist traurig, daß der Deutsche gegen den Deutschen die Waffen führt. Möge Gott denen beistehen, welche die gerechte Sache führen ... Dein letzter Brief hat unsre Sehnsucht nach Euch so angeregt, daß mein Entschluß nun fest steht, dahin zu ziehen, wo Du lebst, insofern es Lillas Gesundheit erlaubt, welche sich allem Anschein nach bessert ... Wenn übrigens in Deutschland alles wieder wird ruhig sein — können wir immer noch unsre alten Tage im Vaterlande beschließen — doch dies wie Gott will ... Für alles, was Du in Geschäften für mich thust, empfinde ich eine unbegrenzte Dankbarkeit, da ich wohl fühle, wie unangenehm es Dir sein muß, solche Sorgen zu teilen.

am 16. Juni.

Wenn es Gottes Wille ist, daß die Waffen der Österreicher ferner siegen, so erleben wir vielleicht noch manches bunte Zeug, im Grunde wird uns allen aber damit geholfen sein, und auch Rußland wird wieder Frieden und Handel haben. Ist es Gottes Wille, daß das Gegenteil geschieht, so werde ich mich auch darein finden und freilich als ein armer Mann bei Dir in Wolsk eintreffen ... In den Zeitungen wirst Du gelesen haben, wie die österreichischen Truppen gleich beim Eintritt in Dresden von einigen sächsischen Regimentern feindlich behandelt wurden. Indes wütete das Scharmützel nur um

die Stadt her, und innen war alles im Frieden. Zu bewundern ist, wie die Österreicher trotz dieser Feindseligkeiten, sich mit beispiellos guter Manneszucht benehmen, so daß sogar mein Wilhelm die Bemerkung machte, daß unsre Feinde sich so artig aufführten, wo unsre Freunde doch so sehr unartig gewesen waren ... (Nachdem Gerhard sein Urteil über einige Familienglieder seiner Frau geäußert, fährt er fort): Wohl Dir und Deiner Emilie, daß die letzte Zeit ihrer Entwickelung unter Lillas Augen stand. Lilla bleibt, wie Du sie kennst und gehört zu den seltenen Menschen, die man als gottgefällige Naturen bewundert und verehrt. Zu ihrem und zu meinem Lebensglück wünschte ich ihr nur mehr Gesundheit und Lebenslustigkeit ... aber auf dieses oder jenes muß jeder Mensch Verzicht thun, und wer nicht entbehren kann, ist auch nicht wert, daß er genieße. Gott erhalte mir nur, was ich habe — das ist mein Gebet. Ach Bruder! wenn wir erst wieder beisammen wären! Wie ich mich im Geiste oft freue auf diese Wiedervereinigung, davon will ich schweigen.

Lilla an die Freunde Volkmann in Leipzig.

Dresden, im Juni 1809.

Ihren Brief, mein guter Volkmann, erhielten wir am Abend eines sehr froh verlebten Tages, als wir eben aus dem Theater heimkehrten. Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, daß Sie bei Ihren vielen drückenden Geschäften, sich noch die Zeit nahmen, uns Nachricht zu geben ... Sie also wollen im Ernst mein Bruder sein? Begierig ergreife ich die mir dargebotne Hand und kündige Ihnen zugleich an, daß keine Macht mir wieder zu entreißen vermag, was ich einmal besitze.

Mein Lieblingsbruder, der in seinem zwanzigsten Jahre starb und auch Wilhelm hieß, würde jetzt genau in Ihrem Alter sein — siebenunddreißig Jahre. Erinnern werden Sie mich an diesen Bruder und ersetzen können Sie ihn mir tausendfältig, denn er war und blieb — nur eine schöne Skizze. Meinem Gerhard hatte ich einst diesen Platz in meinem Herzen angewiesen, ihm genügte aber der Brudername nicht, so sein Sie denn mein Bruder Wilhelm, was ich nach ihm nur Ihnen allein wieder anbiete ... Jetzt wende ich mich an Sie, geliebte Freundin und wahre Schwester, jetzt erst kann ich Ihnen danken für Ihre „Maria Minach"; sie hat mir viel schöne Stunden verschafft. Wie gern würde ich diese Aufsätze mit Ihnen gelesen und besprochen haben. Oft schienen mir die Gedanken und Gefühle so aus der eignen Seele zu kommen, daß mir war, als hörte ich mich selbst — doch einmal wird mir ihr Gefühl fremd, und ich

kann sie nicht begreifen, wie sie den Torquato Tasso so falsch auffassen konnte. Und gerade Tasso ist der Ton, der die kleinste Fiber meiner Seele in Bewegung bringt. Und daß sie dieses zarte, überaus schöne Gebilde, diese Prinzessin, diese liebliche Leonore nicht begreift, scheint mir allein unbegreiflich. In Iphigenie, diesem Ideal weiblicher Größe und Reinheit oder einem unschuldigen, aber schwachen Gretchen (selbst in ihrer Schwäche noch diese reine Perle) erkenne ich den Meister — nein mehr noch als Meister — Zauberer erscheint mir Goethe hier. — Man sollte denken, nur die Seele eines Weibes hätte diese Zartheit weiblicher Gefühle auffassen und wiedergeben können — und wenn ich mir nun diesen Giganten denke, wie er mit rauhen Männerhänden diese zarteste, süßeste aller Blumen schaffen konnte, so muß ich dieses Wunderwesen, diesen Goethe, von neuem anstaunen. Sonst in allem finde ich meine Gefühle bei Maria Minach wieder — aber verstehen Sie mich, meine Gefühle sagte ich — in ihrer Lage aber das sein, was sie war, wäre über meine schwachen Kräfte. Im Handeln bleibe ich ihr gewiß weit zurück, und sehr passend finde ich jene arabische Grabschrift von Herder für diese vollendete Frau: „Hin bist Du Mary, Du edle Perle! Der Himmel schuf zum Schmucke der Welt Dich aus dem reinsten Tau. Aber sie kannte Dich nicht in Deinem Glanze! Der Himmel legt mit Neide Dich jetzt sanft in die Muschel zurück." — Doch ich finde wieder kein Ende, wie es mir immer in Ihrer Nähe ging — ich möchte in dieser Nähe bleiben. — Doch eine Neuigkeit muß ich Ihnen noch mitteilen, ehe ich schließe. Da die Rote*) jetzt ganz mein Schatten ist und mich kaum nachts verläßt, jede Lustpartie, jeden Spaziergang gewaltsam mitmacht, mit uns trinkt und mit uns ißt — sagte ich neulich im Scherz zu meinem Mann: „Ich dächte wir gäben ihr geradezu ein paar Zimmer im Hause, da ich sie auf keine Weise abschütteln kann." Gesagt gethan. Wir werden sie darum keine Minute länger um uns sehen; ich spare die unzähligen Küsse zum Willkomm und Abschied, und mein Mann das Treppensteigen zu ihr. Er hat ihr zwei von seinen Zimmern abgetreten ... Ich umarme Sie, Groß und Klein, mein Mann grüßt

L. K.

An Friederike Volkmann.

Dresden, am 16. Juni 1809.

... Gute, liebe Freundin — warum kann ich nicht jetzt bei Ihnen sein, wo Sie krank sind! Sie nannten mich Schwester und Du —

*) Eine Schülerin Kügelgens, von dessen Kindern „die rote Tante" genannt.

aber nur einen Moment — da schloß sich das scheue Herz wieder; ich sollte nur einen Blick thun in das schöne, himmlische Heiligtum der Liebe und dann zurücktreten. Glaube aber nicht, meine Freundin, daß ich das kann. Ich will den Anfang machen zum neuen und letzten Schwesterbunde, denn enger verbunden können wir nicht mehr werden, ich will die Scheu bekämpfen, die auch mich bis jetzt zurück hielt, und von heute an bist Du meine Schwester Friederike, und ich will doch sehen, ob Du grausam genug sein wirst, diese Hand zurückzustoßen.

Ich habe viel zu sagen und weiß nicht, wo anfangen. Wilhelms Wohl hat mich bis jetzt keine Ruhe finden lassen.

(Folgen Schilderungen aller Sorgen und Bemühungen, um für des Sohnes Unterricht und Erziehung das Passendste zu finden und dann die Hoffnung, der Lehrer Senff werde bereit sein, alles zu übernehmen.)

Wie wird es aber jetzt mit Eurem Herüberkommen, meine teuren Freunde? Ich fürchte unsre ruhigen, harmlosen Gäste vertreiben Euch dennoch. Übrigens weiß ich wenig zu sagen; man hat sich widersetzt, es ist zu Scharmützeln gekommen, die im ganzen wenig genützt, aber vielen Menschen Leben, Gesundheit und ihre gesunden Glieder gekostet haben. Von Unordnungen habe ich nichts gehört — es liegen Tausende von Menschen hier in unserer Allee, doch hört man keinen Laut, kein Geschrei, nicht einmal ein Gesumse. Es ist die Landwehr, bestehend aus blutjungen, stillen, sanften Menschen, die in eine Art Hirtentracht gekleidet sind, alle mit Eichenlaub an ihren Mützen oder Helmen. Sie haben ein so friedliches Ansehen, daß unsre Kinder um sie herum kriechen, und ich sie ihnen auch ganz ohne Sorgen anvertrauen kann. Mädchen, Weiber, Kinder, alles geht ungeneckt und ungehindert seinen Weg. Die Totenköpfe sehen schauerlicher aus, aber bis jetzt ist hier in der Stadt auch noch keine Klage über sie gewesen. Wir gehen unsern Abendspaziergang nach wie vor nach Neudorf die Elbe herauf; man befürchtet aber viel Unglück und Elend für künftige Tage. Da will ich den lieben Gott walten lassen wie immer und auf seinen Schutz fest vertrauen — übrigens wollen wir gern mittragen, was andern auferlegt ist und Sonnenschein und Regen mit den Dresdnern teilen. Gerhard grüßt, will selbst an Senff schreiben. Gott erhalte Euch gesund und ruhig, schütze meine Freunde und alles, was ich liebe.

Lilla Kügelgen.

Lilla an dieselbe.

Dresden, den 22. Juni 1809.

Seit Deinem letzten Brief, geliebte Schwesterseele, hat sich mancherlei zugetragen, ist mancherlei gethan, gedacht und phantasiert

worden. Die Sorge, ob dies alles zu unserm Besten oder zu unserm Verderben führen werde, überlasse ich Gott und arbeite, nähe und stricke unterdes nach wie vor in meinem stillen Zimmer mit dem festen Glauben, daß wir unter Gottes Schutze nicht verderben können. Ich würde Dir mancherlei Scenen aus dieser letzten Zeit mitteilen, wenn ich nicht fürchten müßte, Dein fühlendes Herz jetzt zu sehr zu bewegen. Daher möchte ich Dir lieber frohe, liebliche Bilder vorlegen — aber wo sie hernehmen? Doch wenn ich gerade keine Madonna von Raphael zur Hand habe, so kann ich Dir wenigstens eine Venus von Rubens vorlegen. Unsre rote Rouge zieht morgen ein, aber weder Grazien noch Liebesgötter ziehen mit ihr. Du wunderst Dich über diese Hausgenossin? Ich aber denke so: seit einem Jahr habe ich alle möglichen Stellungen angenommen, um von mir abzuwehren, was ich nicht zu tragen vermochte; aber umsonst, sie sitzt mir quer über den Nacken, ich mag schütteln, so viel ich will, ich schüttle sie nicht ab. Denke nur, keinen Spaziergang, keine Spazierfahrt zu Lande oder zu Wasser ohne diese Dritte! Ich seufzte oft im stillen und klagte mein Schicksal an — denn was half mir der Vollgenuß aller Himmelsgaben, wenn ein so kleines Ungetüm mir in allen meinen Freuden herumwühlte, alles betastete und die zartesten, lieblichsten Freuden meines Herzens tot drückte mit ihren unsanften Berührungen. Jetzt aber hört das Verhältnis zwischen Wirtin und Gast auf, ich habe Bedingungen gemacht, über deren Erfüllung ich streng wachen werde. Morgens trinkt sie ihren Kaffee in ihrem Zimmer und darf nicht vor dem Mittag in dem meinigen erscheinen. Nachmittags trinkt sie den Kaffee mit uns und kann von sechs bis acht bei mir sitzen, aber das Nachtmahl, die letzten Stunden des Tages, müssen ungetrübt unser Eigen sein. Du siehst also aus allem, daß ich beim Herüberziehen gewinne. Ich gebe nur ein paar Stunden des Tages preis — indem ich jetzt von früh morgens an keine mein Eigen nennen darf. Nun kam der Brief Deines guten Mannes mit dem Winke wegen Senff. Die alte erloschene Hoffnung erwachte von neuem, und ich sagte meinem Manne: „Mein Gott, wenn das möglich würde, so wird mir wirklich bange — so sind wir zu glücklich für Menschen dieser Erde — da könnte ich wohl auch auf die Brücke gehen und meinen besten Ring den Göttern der Unterwelt opfern.“ Plötzlich fiel mir die Rote ein, und ich fühlte zum erstenmal eine Art freudiger Beruhigung beim Gedanken an sie. Sie wird das Gleichgewicht erhalten, sie ist der Ballast, der unser Schiff vor den Stürmen retten wird, sie ist die Zugabe des Schicksals — denn eine Plage muß der Mensch haben, und so ist diese Plage selbst mir nicht allein erträglich,

sondern auch lieb geworden. Gut ist sie wohl, aber dabei so unweiblich, so unfein, so fern von aller Delikatesse, daß man die Sache wirklich von dieser Seite betrachten muß, um in ihrer Nähe sich nur erträglich wohl zu befinden. Hartmann sagte: „Sie ist gut, nur noch ein roher, ungeleckter Bär.“ „Alles gut“ — ruft mein Mann, laut lachend, „wenn ich sie nur nicht lecken soll!“ — „Und leckst Du nicht schon ein Jahr an dieser jungen Bärin?“ — sage ich ihm leise ins Ohr Bei so bewandten Umständen siehst Du wohl, daß die Ehre allein meinem Mann gebührt, wenn noch aus der rouge eine blanche werden sollte.

Doch genug von diesen niederländischen Bildern, jetzt sollst Du eins von Greuze oder wenigstens in seiner Manier haben, denn dieser liebenswürdige alte Mann malte die lieblichen Kinder des Elends in ihren prosaischen Lumpen. Wir sprachen vor einigen Tagen von dem vielen, beinahe unerträglichen Elend der armen Menschen, denn Du hast keinen Begriff von den Scenen des Jammers, die ich hier seit einiger Zeit erlebte. Mein guter Mann meinte, ich gäbe zu viel hinweg, und ich bewies ihm dagegen, daß dies der Fall nicht sei, daß ich nur Entbehrliches hingebe, und was gewiß nur mein Eigen ist. Die Rote war dabei, also kann ich nicht leugnen, war mir dies Gespräch etwas empfindlich. „Du hast gut reden,“ sagte ich, „Du sitzest verschlossen und wohlverwahrt in Deinem Zimmer, aber ich, zu der alles dringen kann, die alle Thränen sehen, alle diese Klagen hören muß, wie soll oder kann ich mein armes Herz dagegen stählen oder verwahren?“ Nachmittags sitze ich wieder mit der Roten — wir stricken beide emsig —, da höre ich die Klingel gehen. „Ach Gott, gewiß wieder eine Arme,“ sage ich voll Angst, und indem dringt auch schon eine weiche bittende Stimme und das fröhliche Lallen eines Kindes an mein Ohr. Es zog mich unwiderstehlich an die Thür, und da stand ein junges, blühendes Weib, auf jedem Arme ein Kind. Es waren ein Paar Zwillingsschwestern, die eine lallte mich an mit der freundlichsten Geberde, die andere lag auf der Mutter Schulter zurückgesunken und schlief sanft. O wer hätte dem Anblick widerstanden! Ich rief sie hinein, es war ein verlassenes, sächsisches Soldatenweib. Ich reichte ihr Bier und Butterbrot und den Engelskindern Semmel. Sie setzte sich hin und legte die Kinder an die Brust, das wahre Bild der Liebe; sie wollte nichts genießen, bis diese gesättigt waren, so erschöpft sie auch selber schien. Nun waren sie satt, sie legte das eine glatt auf den Boden, behielt das andere im Schoß und trank nun ihr Glas Bier mit leuchtenden, dankbaren Augen. Das Kind in ihrem Arm hatte vor einiger Zeit hastig nach einem grünen Zweige gelangt, war von

ihrem Arm rücklings übergestürzt und wird künftig wahrscheinlich die Zahl der Dresdner Krüppel vermehren. Doch hoffte die Mutter viel von einer Salbe, mit der sie die Kleine einreibt. Ich lag an der Erde vor den Kindern, mein Herz schmolz vor Liebe und Wehmut. Indes ging die Thür auf, mein Mann trat herein, und dies sehen und in die Tasche greifen war eins. „Sie hat reichlich bekommen!“ rief ich ihm französisch zu — aber er gab ungezählt, setzte sich still in mein Zimmer, und große Thränen perlten aus seinen lieben Augen, als ich zu ihm trat. „Siehst Du mein Herzensmann, so umlagern sie mein Herz alle Tage, wie soll ich, selbst Weib und Mutter, es stählen gegen solchen Anblick?“ Er drückte mich herzlich an sich und schwieg — denn er konnte nicht sprechen vor Wehmut. Ach, wie wenig thun wir Menschen im ganzen, wenn wir abgelegte Kleider, Wäsche und einige Thaler hingeben! Was genießen *wir dafür*! Wir essen über den Hunger, trinken über den Durst und bleiben in ungestörter Bequemlichkeit, indes Tausende unsrer Brüder und Schwestern jetzt hungern, dürsten, dabei die Trennung von ihren Lieben, Schrecken, Angst und die größte Hilflosigkeit ertragen müssen . . . Friedrich ist wieder hier, wir haben ihn gestern besucht. Er hat dort in Pommern nur kleine Studien nach der Natur gezeichnet, einzelne Baumgruppen, auch nur einzelne Baumstämme, oder ein Häuschen, ein Thor, eine Kirche, ein paar Hünengräber. Ein großes Bild in Öl sah ich auch, welches meine Seele garnicht anspricht. Ein weiter, unendlicher Luftraum. Darunter das unruhige Meer und im Vordergrunde ein Streifen hellen Sandes, wo ein dunkel gekleideter oder verhüllter Eremit umherschleicht. Der Himmel ist rein und gleichgültig ruhig, kein Sturm, keine Sonne, kein Mond, kein Gewitter — ja ein Gewitter wäre mir ein Trost und Genuß, dann sähe man doch Leben und Bewegung irgendwo. Auf der ewigen Meeresfläche sieht man kein Boot, kein Schiff, nicht einmal ein Seeungeheuer, und in dem Sande keimt auch nicht ein grüner Halm, nur einige Möven flattern umher und machen die Einsamkeit noch einsamer und grausiger. Eine Mondlandschaft aber würde mir sehr gefallen haben, wenn sie besser gemacht wäre — es ist aber überall eine Härte, von der die Natur nichts weiß. Aber der dunkle, schweigende Wald und der aufsteigende Nebel sind überaus schön . . .

Lilla an die Mutter.

Dresden, im September 1809.

. . . Ach wie tausend-tausendmal habe ich auch ohne Ihren Brief, teure Mutter, an Ihren Schmerz um die Trennung von Emilie ge-

dacht. Es ist ein hartes Schicksal, die Kinder so weit weg von sich gerissen zu sehen — aber doch ist es Gottes Hand, die uns sicher hierhin und dorthin führt. Mir steht gewiß kein besseres Schicksal bevor, aber doch will ich glücklich sein, wenn ich meine Kinder einst entfernt, aber auch gut, brav und zufrieden weiß — ja gewiß froher, als wenn ich sie an meiner Seite unzufrieden und leidend sähe, ohne helfen zu können. Ein leidendes Kind hingegen in der Ferne zu wissen, ohne Hilfe und Rat — das ist gewiß das Härteste für ein Mutterherz ... Moritz Engelhardt reist in vierzehn Tagen nach Hause, der wird Ihnen, meine teure Mutter, viel von uns erzählen können. Das ist ein sehr lieber Mensch, den wir wie einen Bruder lieben. Überhaupt hat uns Gott darin hoch beglückt, daß er uns auch hier hat Freunde finden lassen, wie man sie selten in der Welt trifft. Edle und tugendhafte Menschen kennen und lieben, ist mit das höchste Glück des Menschen, und wenngleich sie auch selten sind, so wiegt auch dafür ein wirklich edler Mensch tausend mittelmäßige auf, die weder gut noch böse sind ...

Wir bekommen diesen Herbst einen Lehrer, einen jungen Mann, der eine gewisse Versorgung und höhere Aussichten aufgiebt, um zu uns zu ziehen, und mit uns gemeinschaftlich unsre Kinder zu erziehen. Er ist ein Bruder von dem Herrn Senff in Dorpat, ein wirklich vortrefflicher junger Mann, der ganz dazu geschaffen scheint. Er ist heiter, fröhlich und liebevoll mit den Kindern, dabei ernst im höchsten Grade und fest, denn sie achten und fürchten ihn ebenso, wie sie ihn lieben. Gott lasse uns nicht irren in dem, was wir für gut erkannten! Ich mußte Hilfe haben, es war zu viel für meine schwachen Kräfte; bei meinem vielen und langen Kranksein ging zu viel verloren, was ich mühsam aufbaute, und so verlor ich zuletzt allen Mut und beinah alle Lebenslust — —

An dieselbe.

am 14. September 1809.

Diesen Brief, liebste Mutter, wird Ihnen Moritz Engelhardt selbst einhändigen. Wir lieben ihn herzlich, und ich bin überzeugt, daß seine Ankunft auch Sie erfreuen wird; er kann Ihnen die wahrsten und treuesten Nachrichten von uns bringen, beste Mutter, und bestätigen, was ich immer so gern verkünde — unser Glück! Heute ist unser Hochzeitstag, heute sind es neun Jahre, daß ich taumelnd und schwindelnd auf „Lilla" vor dem Pastor Aßmuth stand und so ganz unerwartet das Eigentum meines geliebten Gerhard ward. Das Bild

von „Lilla“ hängt über meinem Pult. Gottlob, daß ich das liebe Plätzchen heute noch mit so frohen Blicken betrachten kann — daß er mir noch immer als der beste und geliebteste unter allen Menschen erscheint! — Mein Herz hat einigermaßen die Eigenschaft einer Wünschelrute: es liegt lange unbewegt, wo es sich dann aber hinneigt, findet es gewiß pures Gold, wenn auch noch so tief liegend. Gottlob, es hat mich nicht getäuscht, weder in der Wahl meines Gatten noch meiner Freunde, deren ich einige mein nennen kann, wie meine eigne Seele mein ist. Auch Engelhardt, hoffe ich, soll uns nicht verlassen, ehe der Bund für die Ewigkeit geschlossen ist, denn meines Mannes besten Freunde sind auch meine Brüder und meine Freundinnen seine Schwestern. Wir lieben nur, was wir gemeinschaftlich lieben dürfen. —

Am Abend.

Ich habe einen äußerst frohen Tag verlebt, meine gute Mutter, Volkmann, ein wahrhaft brüderlicher Freund, brachte mir die fünfte Lieferung von Herders Werken, die ich so sehr liebe und Gerhard der Teuerung wegen nicht fortsetzen wollte zu kaufen. Engelhardt schenkte mir einen wunderschönen Kranz und ein blumenumwundenes Kreuz, da heute Kreuzeserhöhung ist. Ich habe mich gefreut wie ein Kind — und der Gedanke, daß ich mich weit beglückter noch fühle als heute vor neun Jahren — der Gedanke beseligte mich dermaßen, daß ich überall Sonnenschein erblickte, obgleich dunkle Regenwolken den Himmel umzogen. Wie wird es sein, wenn andre neun Jahre vorüber sind? Dann ist Wilhelm sechszehn Jahre alt, Gerhard zwölf und Adelheid zehn! Ja ich hoffe es mit Zuversicht, wenn ich dann noch in ihrer Mitte bin, wird mein Herz auch wie heute dankbar und glücklich schlagen — denn mein Mann ist gut, und meine Kinder sollen es auch werden, hoffe ich. — Wie wird es nur der Tante Engelhardt sein, wenn sie ihren geliebten und so der Liebe würdigen Sohn wieder sieht! Welch eine Glückseligkeit muß es sein, Kinder zu haben, die nur das Gute wollen und wünschen und zum Kampf bereit sind — wenn sie es nicht anders als erkämpfen können. Trauriges Geschick — dem Bösen werden Thor und Thür geöffnet und alle Wege geebnet, und das Gute muß sich durchwinden und durchquälen durch eine Welt voll Mühseligkeiten! Doch ein ungesehener Genius stärkt die Kämpfenden mit reinsten Freuden, streut Rosen auf ihre Wege und die süßesten Schlummerkörner auf ihr Lager. Mein Mann ist fleißig wie immer, doch haben wir dabei diesen Sommer genossen wie noch keinen vorher. Beinah alle Abend gehen wir spazieren und Sonntags recht weit ins Land. Meine Kinder

sind gottlob auch wohl. Für Wilhelm wird ein neues Leben angehen, wenn der Lehrer da ist, den Gerhard nur den großen Bruder nennt. Lassen Sie sich nicht schrecken, meine beste Mutter, durch die neuen Kriegsanstalten. Mein Herz schlägt so ruhig als vorher, und ich kenne keine Furcht mehr. Übrigens scheint aus der Ferne alles schrecklicher und gefahrvoller, und Engelhardt wird Ihnen mündlich zu Ihrer Beruhigung mehr sagen können, als der längste Brief von mir es könnte . . . Ich grüße meine Schwestern und Brüder alle mit der herzlichsten Liebe und erwarte mit Sehnsucht Briefe von Ihnen, beste Mutter, an die ich nie ohne Thränen des Dankes denken kann. Gott erhalte Sie gesund bis zum Wiedersehen.

Lilla an die Schwester Sophie.

Dresden, 19. Sept. 1809.

. . . Der Sommer ist mir unglaublich schnell verflogen in Erwartung, Sorge und Angst, aber auch genossen habe ich ihn, wie noch keinen zuvor in Dresden. Ach wärst Du hier, meine liebe, liebe Sophie, ein Himmelsleben wollten wir zusammen führen! Engelhardt meint, ich solle noch nicht alle Hoffnung aufgeben — er will die Sache näher bedenken und dann thun, was er kann, um uns beizustehen . . . Wir waren vorgestern im Plauenschen Grunde, gingen früh mit allen Kindern hin, spielten und plätscherten im Wasser. Gerhard und Volkmann bauten mit den Kindern einen neuen Wasserfall und schleppten ungeheure Steine zusammen. Ich sah das spiegelhelle Wasser, die freundlichen Felsen und dachte tausendmal an Dich.

Wie wollen wir das Land durchstreifen, wenn Du da bist. — Engelhardt wird Dir wohl erzählen von vier Portraits aus Weimar, die Gerhard gemalt hat. Wieland, Goethe, Herder und Schiller. Zu aller Menschen Verwunderung ist ihm aber der verstorbene Herder, den er niemals gesehen hat und nur nach unvollkommenen Bildern malen konnte, so ähnlich geraten, daß die Witwe Herder beinah gestorben ist vor Freude. Ich lege Dir einen Brief hierüber bei — bewahre ihn wohl. Auch von der Volkmann, von der ich Dir schon einigemal schrieb, lege ich Dir hier einen Brief mit ein, damit Du meine beste hiesige Freundin kennen lernst und siehst, wie glücklich ihre Liebe mich macht. Es ist dieselbe, die ganz mein Schicksal gehabt hat, ebenso alt ist als ich, deren Mann gerade mit dem meinigen in einem Jahr, einem Monat und beinah an einem Tage geboren und auch ein Zwilling ist. Ihr Hochzeitstag ist in demselben Jahr und nur einen Tag später als der unsre — sie haben

zwei Söhne und eine Tochter wie wir und ein Kind bei Gott — kurz der liebe Gott hat sich einmal bei uns repetiert. Dieses ist ihr letzter Brief, und ich kann es nicht lassen, ihn Dir einzulegen — ach wie gern legte ich mich selbst mit in den Brief auf ein Weilchen und sähe und spräche Euch Lieben nur eine kurze Zeit. Nach Euch sehnt sich mein Herz. Lebe wohl, geliebte gute Schwester — ich umarme Dich und Deine Kinder. In herzlicher Liebe Lilla.

Gerhard an Karl.

Dresden, am 10. Oktober 1809.

Mein lieber, lieber Bruder! Gottlob, daß Du sicher und glücklich in Wolsk angekommen, gottlob auch für die Nachricht von der nun gänzlichen Sicherheit meines Vermögens — und tausend und abermal tausend Dank, mein lieber Bruder, für Deine Sorge und Slobin für seine Großmut und Menschenfreundlichkeit, welche ich gewiß in ihrem ganzen Wert erkenne und der ich nicht nur mit leeren Worten danken möchte. (Slobin hatte das Vermögen in Verwaltung genommen.) Damit er sich meines Dankgefühls immer erinnern möge, habe ich ihm zwei Bildchen bestimmt, welche ich in Miniatur im ersten Jahre meines hiesigen Aufenthalts gemalt habe. Die Bilder sind auf Pergament gemalt, etwa eine Hand groß und stellen Agnes Sorel und König Karl vor . . .

Für Slobins Galerie habe ich sieben Bilder fertig — einen Christus, in dem ich versucht habe, das Schönste und Edelste aufzustellen, was die Menschheit hat — in den Pharisäern das Gegenteil. Vergebens würde ich suchen zu beschreiben, wie anmutsvoll sich das liebliche Christusbild zwischen den verschmitzten, schlauen, betrügerischen Spitzbuben ausnimmt. Diese Bilder sind nicht ganz einen Fuß hoch u. s. w. Lieber Bruder, wie sehr hat es mich gerührt, daß Du mich gleich über meinen Vermögensstand beruhigen wolltest. Ich gewinne nun wieder Kraft und Mut und neue Liebe zum Leben und meiner Kunst.

Gerhard an Karl.

Januar 1810.

. . . Ich habe nun drei Bilder in Arbeit, welche das neue Testament gegenüber dem alten und gleichsam den Zweck beider charakterisieren. Gott Vater im brennenden Dornbusch, wie er dem Moses erscheint, als Repräsentant des alten Testaments; ein Bild von großem Effekt. Das neue Testament stellt sich in der Ver-

kündigung Mariä dar, und der Zweck beider im Engel Michael, welcher den Teufel aus der Himmelsburg hinabstürzt in die ewigen Flammen — der Sieg des Guten über das Böse. Der Engel Michael ist ein kräftiger Jüngling, mit leichtem Gewand bekleidet, übrigens nackt, mit Helm und Speer bewaffnet, um anzudeuten, daß das gute Prinzip gerüstet und allezeit zum Kampfe fertig sein muß. Der Teufel ist eine kräftige Figur in Michel Angelos Stil und ganz Teufel.*)

Lilla an die Schwester Sophie.

Lotzdorf, Juni 1810.

Meine Herzens-Sophie! Ich habe mich schon lange nach dem Augenblick gesehnt, wo ich Dir so ganz in Ruhe und ungestört würde schreiben können — und wahrlich, seit langer Zeit ist dieses der erste, den ich finden konnte. Wir sind seit acht Tagen in einem Dorf, drei Stunden von Dresden, um einige Monate hier die reine Landluft und dann vielleicht noch vierzehn Tage das nahegelegene Radeberger Bad zu gebrauchen. Ich habe dieses Frühjahr viel an Krankheiten gelitten, alle meine Kinder lagen eins nach dem andern, auch mein Mann, und zuletzt brach ich ganz zusammen, von Angst und Sorge und Nachtwachen ganz erschöpft. Krank noch wurde ich hergebracht, doch haben die acht Tage in reiner Landluft Wunder an mir gewirkt. Ich bewohne hier ein Bauernhaus, wo wir oben in zwei Kammern schlafen und unten die ganze Stube zum Wohnzimmer haben. Es ist eine gewöhnliche Bauernstube, mit einer hölzernen Bank rings um die Wand herum, einem Tisch und hölzernen Stuhl. Dies ist unser ganzes Ameublement. Meine Stube hat aber drei Fenster, die unser Hauswirt mit jungen, frischen Birken verziert hat, die ich in Wasser gestellt habe und fleißig begieße. Meine Kinder sind schon braun, wie die Mulatten und recht gesund, ich selbst liege auch den ganzen Tag in der Sonne und lasse mich durchkochen. Herr Senff und Wilhelm wohnen in einem andern Hause nebenan, wo sie eine Schlafkammer und Schulstube und mein Mann ein artiges Malzimmerchen haben. Dann haben unsre Freunde Volkmanns das dritte Haus hier und brauchen beide das Bad. So haben wir unsern gewöhnlichen Kreis auch hier, und fehlt uns nichts zum höchsten Glück als etwas mehr Gesundheit. Ach wenn ich die Wahl haben soll zwischen Seelenschmerz und Körperschmerz, so wähle ich unbedingt den letzteren — denn frei von beiden, diese Forderung wäre zu groß! ...

*) Der Engel glich dem Kaiser Alexander, der Teufel Napoleon.

Lilla an die Eltern.

Dresden, 8. Oktober 1810.

... Ihren Geburtstag, teure Mutter, feierten wir in Lotzdorf. Mein Mann gab an dem Tage ein Vogelschießen, und unser kleiner Gerhard mußte im Namen der Großmutter schießen und schoß Scepter, Krone und Reichsapfel herunter unter dem allgemeinen Jubel: „Das ist für die Großmutter!“ Die Bauernjugend stand in weitem Kreise herum, und ich traktierte sie mit Milch, Butterbrod und Kirschen, kurz, wir waren alle herzlich froh, und ich wünschte tausendmal, Sie, gute Eltern, möchten wenigstens aus der Ferne einen Blick in unsern frohen Kreis werfen können.

Tausend Verhinderungen waren schuld, daß ich Ihnen dies nicht einmal gleich schreiben konnte — ich verschob das Schreiben also auf meine Ankunft in Dresden, aber da kam ich aus dem Regen in die Traufe. Es waren die Einrichtungen aller Art für den Winter zu treffen, für die Kinder und für mich mußte die Garderobe in Stand gesetzt werden, und zu alledem kam ein Schwall von Freunden, die uns schon hier erwartet hatten, die uns ganz umzingelten, umringten und uns so aus uns selbst und aus unserm ruhigen Wesen heraus-rissen, daß ich abends erschöpft ins Bett sank und morgens länger als sonst schlafen mußte, um Kräfte zu sammeln. Und so sind uns jetzt die drei Wochen hingegangen, die wir wieder zurück sind. Unter diesen teils sehr liebenswürdigen Menschen sind mehrere von Sophiens Bekanntschaft, die also schon um deswillen auf meine Achtsamkeit, Hilfe und Freundschaft rechnen mußten. Zuletzt kam auch Goethe und war so freundlich, oft unser Gast zu sein. Sie können also denken, in welchem Wirrwarr ich lebte, da ich beinah alles selbst machen muß mit meinen drei Kindern und zwei Leuten. Überdem wurden Ausflüge zu Wasser und zu Lande unternommen, von denen ich mich nicht losmachen konnte, da sie teils uns zu Ehren geschahen, teils von uns selbst veranstaltet waren, um unsre Freunde mit Dresdens Umgebung bekannt zu machen. Jetzt fängt es an ruhiger zu werden, und ich komme mehr und mehr zu mir selbst. Wie oft ich aber im größten Gewirr und Geräusch der Gesellschaft meiner Eltern und Geschwister gedacht habe, das weiß Gott!

Meine Kinder sind jetzt, gottlob, recht gesund und machen mir Freude und Arbeit. Wilhelm lernt nun schon seit einem Jahr, und wir sind sehr zufrieden mit seinen Fortschritten. Er liebt seinen Lehrer und lernt mit Lust. Gerhard muß alle Tage etwas bei mir arbeiten und die zweijährige Adelheid Läppchen zupfen, wenn sie nicht mehr spielen mag. Letztere wird jetzt gar ein possierliches Ding,

spricht mit der größten Fertigkeit und hat oft ganz originelle Einfälle. Sie wird ein wunderbares Mädchen, ernst, innig, gebieterisch, — aber aus Liebe oft höchst demütig und zärtlich. Sie hat so ganz ihre Seele und ihren Kopf für sich. (Dann viel über die Unruhe des Lebens und die übergroße Geselligkeit.) Die Prinzessin Solms hat sich auch ansagen lassen mit ihrer Gesellschaft, um meines Mannes Arbeiten anzusehen, die zum Teil in meiner Stube stehen, was schon tausend Störungen bringt, auch will die Frau von der Reck in diesen Tagen zu uns kommen. Nein, ich hätte es nie geglaubt, daß das Leben eines Künstlers so gar unruhig wäre! Oft scheint es mir, als wäre mein Mann schon etwas zu berühmt, denn er muß diesen Ruhm mit viel verlorener Zeit erkaufen. Überdem zieht er die Menschen noch unglaublich an durch sein Wesen und seine große Ehrlichkeit und Freundlichkeit — kurz sie suchen ihn, die weit über ihm stehen im Range, wie einen Bruder. Doch ich muß eilen, so sehr ich mich schäme, diesen flüchtigen Brief fortzuschicken. Es küßt Ihnen die Hände, beste Eltern, Ihre ewig dankbare Tochter

Lilla.

Gerhard an Karl.

Dresden, am 14. Januar 1811.

(Viel Sorgen um das Vermögen, Zweifel an Slobin u. s. w.) ... Nun, nachdem ich mich durch alle schrecklichen Situationen des Lebens hindurchgearbeitet hatte, fand ich in der Resignation mich selbst wieder, mit dem neuen Jahr ist auch wieder neue Lebenslust und Heiterkeit in meiner Seele erwacht ... Doch fürchte ich, mein guter Bruder, es treten für Dich und mich noch schlechte Zeiten ein. Laß uns gefaßt sein auf alles, uns aber nach besten Kräften gegen jedes Übel wehren, so lange wir können. Hier in Deutschland ist auch bei den ewigen Kriegsunruhen wenig Heil von der Zukunft zu hoffen, doch will ich den Mut nicht sinken lassen. — Der Aufenthalt im Bade hat uns allen so wohl gethan, daß in diesem Winter noch niemand im Hause krank war, auch Lilla ist sehr munter ... Daß Du armer Teufel durch die Krankheit Deiner kleinen Elmine so viel ausgestanden hast, haben wir herzlich bedauert. Ich weiß nur zu gut, wie einem armen Schlucker, der mit Glut und Mut an seiner Kunst hängt und dabei arbeiten will und muß, dabei zu Mute ist. Die schönste Einrichtung im Erdenleben ist, daß alles vorübergeht. Zum Schlimmen kommt noch Schlimmeres, und war das Schlimmste da, so wird es wieder besser. In diesem Wechsel gedeiht und reift die Menschenseele, fällt das Samenkorn in die Erde und geht

auf zu einem neuen und gewiß schönerem Leben. Fern sei es von mir, daß ich nicht mein bisheriges Leben als eines der glückseligsten preise. Durch den mir angeborenen Trieb, für den kommenden Tag zu sorgen, und auch durch wunderbare Fügungen des Himmels habe ich doch nie am Nötigsten Mangel gehabt. Gott wird mir auch ferner die Kraft verleihen zum Schaffen und Sorgen, und wo das nicht aushilft, da wird er es selber thun. So hat z. B. nun durch Gottes Vorsicht der König von Preußen mein Bild der Verkündigung, welches ich für Slobin bestimmt hatte, für sich selber gekauft und da ich, weil der König es vielleicht noch schwerer entbehrt als Slobin, nur hundert (?) verlangt habe, so ist mir das Geld auch ausgezahlt worden, und ich kann jetzt mit mehr Ruhe auf meine Zinsen warten u. s. w. . . . Ich habe schon lange bedauert, daß die Krimschen Bilder Dich von eigenen Kompositionen abgehalten haben, in welchen die Künstlerseele doch erst so eigentlich ihre Schwingen regen kann. Könnten wir nur unser Wesen miteinander treiben und wären vor Nahrungssorgen gesichert! Eine neue Kunstwelt sollte wahrlich aufleben, wenn ein kluger Fürst dem Zwillingspaar einen würdigen Wirkungskreis erlaubte! Aber diese Träume zerrinnen je mehr und mehr, wie die Ideale von Schiller. Die Musen fliehen beim Geklirr der Waffen — und — etwas anderes will der Zeitgeist nicht . . . Ich will mich verbrauchen, so gut ich kann, meine Kinder erziehen, so gut das Schicksal es zuläßt . . .

Derselbe an denselben.

Dresden, am 27. Mai 1811.

(Nach einer abermaligen schweren Krankheitszeit.)

Aus Lillas Brief an Emilie wirst Du sehen, daß sie wieder ganz wohl ist, wovon sie gestern einen Beweis gegeben hat, indem sie mit mir von Loschwitz, wo unser Sommeraufenthalt ist, nach Dresden zu Fuß herein und wieder hinausgegangen ist. Der Arzt macht mir Hoffnung zu einer gänzlichen Wiederherstellung, was ich als das größte Glück ansehen würde, da ich, freilich geduldig von Natur, zwar die Geduld niemals verloren habe, wohl aber durch die immer wiederkehrenden Übel ganz abgemüdet bin. Ich lasse mich nun keine Mühe verdrießen, mein Hauswesen selbst zu führen, um es ganz kennen zu lernen und gewinne dabei Ruhe für Lilla. Es geht alles gut, und wenn meine Zahnschmerzen mir Ruhe lassen, befinde ich mich wohl. Die Zurüstungen zum Kriege gehen indessen hier unabläßig fort und erfüllen uns mit banger Ahnung. Großer Gott,

was wird das für ein Elend werden! — Daß wir bei solchen Aussichten Dresden nicht verlassen, kannst Du begreifen. Wenn sich's ausgetummelt hat, was dieses Mal wohl ziemlich lange währen mag, wollen auch wir die Köpfe wieder in die Höhe strecken, und was zu thun sei, wird sich alsdann zeigen ... Ich will mich nun auf die Beine machen, um Lilla und die Kinder draußen auf dem Weinberge zu besuchen. Wilhelm geht mit und steht schon gerüstet da. Hurra Bruder, das ist doch bei allen Sorgen, die man um die Kinder hat, die größte, höchste Freude, wenn man sie mit so schönen Hoffnungen heranwachsen sieht, wie unsern Wilhelm.

Später.

Bei all unsern Kindern merken wir eine ungewöhnliche Anhänglichkeit an uns, und Adelheid zeichnet sich noch darin auffallend aus, daß ihre Liebe zur Mutter uns schon krankhaft vorkam. Es geschieht von unsrer Seite mit Vorbedacht, daß wir auch darin sich zu mäßigen sie gewöhnen ... Ich habe mehrere Porträts gemalt und bin froh über die Gelegenheit, mir etwas zu verdienen, aber es ist und bleibt doch ein saures Brot und unterbricht allemal meinen Ideengang auf unangenehme Weise. Man hat mir in diesen Tagen die Ehre erwiesen, mich zum Mitglied der Akademie zu machen. Der Graf Marcolini sagte mir, als ich ihm dankte, daß dies eine Ehre für die Akademie sei, und er würde sich bei längerem Aufenthalt in Dresden freuen, mir in etwas dienlich und gefällig sein zu können. Dazu könnte Rat werden, dachte ich. Genug, man sieht mich nunmehr als einheimisch an, und das kann bei einem künftigen Gesuch mir nützlich werden ...

Wenn ich zwanzig Jahre zurück denke, wie damals in allem, was wir Kunst und Religion nennen, die Indolenz und Indifferenz allgemein war, wie man das Gute, so man noch hatte, nicht erkannte und sich nach etwas sehnte, was man nicht einmal zu nennen wußte, wie man zuletzt alles in der Freiheit des Denkens oder vielmehr in der Willkürlichkeit des Handelns wie des Denkens suchte und dadurch das große Elend über uns zog — wenn ich daran denke und nun auf die Gegenwart blicke, so muß ich gestehen, daß das Unglück uns freilich hart angefaßt, aber doch auch wirklich veredelt hat. Es käme vielleicht auf eine kleine Wendung des Schicksals an — und Europa erfreute sich eines neuen Tages voll Glanz und Herrlichkeit ... Betet alle, die ihr nicht handeln könnt, für die gute Sache der Menschheit. Lebe wohl und grüße Dein herrliches Weib, diese Engelsseele. Welche Wonne liegt in dem Bewußtsein, von Euch geliebt zu sein ...

im Mai 1811.

Mit Lillas Gesundheit geht es langsam, aber stetig vorwärts. Von meiner Seite soll gewiß alles für sie geschehen, was man von einem Mann, der seine Frau wirklich liebt, fordern kann ... Geliebter Bruder, gottlob, daß Du wieder wohl bist. Es hat mich mit Schrecken ergriffen, daß Deine Krankheit wirklich gefährlich war. Der Gedanke, daß Du vor mir sterben könntest, war mir seit Deiner Krankheit in Rom gar nicht mehr in den Sinn gekommen. Wie stand da die alte Zeit mit all ihren Schrecknissen wieder vor mir, wo ich fürchtete, in Dir den Bruder und Freund, einen Vater und Sohn zu verlieren und allein in der Fremde zu bleiben. Ich sah wieder Deine edle, abgemagerte Gestalt mit des Kindes Unbeholfenheit, Dein blasses Gesicht mit den guten, gescheuten Augen, welche so ergrimmt zürnten, daß bei Deiner Genesung eine gebratene Taube nicht so groß war wie eine Gans! Wie doch alles vorüber geht — und wie schnell! In wie fernem Hintergrund liegt nun schon jene Zeit. Wie nah ist uns gekommen, was damals wie in nebelgrauer Ferne vor uns schwebte und wie so ganz anders, als wir es uns dachten! Was nun die Zukunft bringen mag, und wie sie es bringen mag — wir wollen dem mit festem Mut und Glauben begegnen. Ich meinerseits glaube an das Gute und will mit Standhaftigkeit das Übel ertragen, was ich gewiß können werde, wenn ich mir nicht sagen muß, daß ich es durch mein Verschulden hervorgerufen habe. Ein schweres Verhängnis scheint wohl auf der Zukunft zu ruhen, und ratsam ist es, sie nicht mit zu schönen Farben auszumalen — aber, wirst Du sagen, auch nicht mit zu schwarzen, und Du hast recht. Die Mittelstraße zu halten in allem menschlichen Thun ist die Sorge der Weisen — aber wer kann sich zu diesen zählen? Es ist ewig schade, daß wir getrennt von einander leben, die Gott doch so recht eigentlich fürs Zusammenleben geschaffen zu haben scheint, indem, wie ich glaube, wir uns in allen Dingen gegenseitig ergänzen zu einem gewiß seltenen Ganzen. Als ich noch mit Dir lebte, habe ich gelernt, den fröhlichen Augenblick fest zu halten und wäre vielleicht ohne Dich ein gedanken- und thatenloser Träumer geworden — vielleicht verdankst Du auch mir manches. Es war aber des Schicksals Wille, diesen schönen Verein zu trennen, vielleicht, damit jedes zu einem Ganzen sich abrunden möge, und so mag es denn gut sein, daß wir noch eine Zeit lang so fort leben, um beiderseits gestärkter und erfahrener späterhin, wer weiß zu welch edlem Zweck, wieder vereint zu wirken. — Damit Du siehst, daß ich noch gelehrig bin, will ich Dir sagen, daß nun, da Lilla getrennt von uns mit den Jüngsten auf dem Lande lebt, und ich hier mit Wilhelm und

Herrn Senff in der Stadt verweile — ich alle Ausgaben besorge und aufschreibe. Glaubst Du nun, daß ich Lust habe, mein Gebrechen abzulegen? Gott gebe mir nur ausdauernde Kraft und lasse meinen Genius, der, wie Du ganz recht bemerkst, doch nur in Sorglosigkeit gedeiht, nicht darunter leiden. Doch denke ich, wenn ich es mehr gewohnt bin, so macht es auch keine Sorgen mehr. Bis jetzt aber ist es noch so bestellt, daß ich oft etwas nicht kaufe aus Furcht, daß ich es dann aufschreiben und zusammenrechnen muß . . .

(Folgt die Schilderung von Lillas letzter Krankheit.) . . . Die arme Lilla, sie hat Zufälle ausgehalten, die zu überstehen ich ihrer Natur kaum zugetraut hätte, wenn ich nicht schon früher auspunktiert hätte, daß ich vor ihr sterben werde. Dies giebt mir Trost, und da ich noch kräftig und lebensfroh bin, so hoffe ich auch noch nicht so bald Lilla und meine Kinder zu verlassen, und also wird auch Lilla, trotz ihrer anscheinenden Schwäche, noch lange leben.

Ach Bruder, was können wir noch alles für Freude erleben, auch bei allen Drangsalen des Lebens — wenn wir unsere Kinder einmal auf ein Häufchen zusammenbringen — und was für Kinder! Welche Freude machen sie uns jetzt schon! Es giebt gewiß hübschere Kinder und geistesfähigere, aber dies ist nicht der Maßstab für die Liebe der Eltern, noch für das künftige Lebensglück. Gott helfe uns alle schädlichen Einflüsse abwehren und erhalte die Gemüter der Kinder so ohne Arg und Falsch — dann werden sie bei allem Schweren, was ihnen noch bevorstehen mag, immer der Eltern Freude und nie unglücklich sein. Lebewohl, lieber Bruder, und Du gute Emilie, die Du meine Schwester und Tochter bist, komm an mein Herz und hab tausend Dank für alle Deine Liebe und treue Pflege unsres Karl, die Gott Dir vergelten wolle. Wohl hast Du recht, Dich zu freuen, einen solchen Mann zu haben.

Gerhard.

Lilla an die Eltern

am 30. Mai 1811.

Meine teuren Eltern! Gottlob, daß ich wieder mit fester Hand schreiben kann. Ich habe wieder eine schwere Zeit überlebt, die ich nicht zu überleben mehr hoffte. Ich Arme habe dem noch ärmeren Gerhard wohl ein trauriges Geschenk mit mir gemacht! Wie oft hat er nun schon um mich und mit mir gelitten, der gute, gute Gerhard. Jetzt in dieser drückenden Zeit hat er mir nebst dem schönen bequemen Quartier noch ein Landhaus gemietet, so reizend, daß die verwöhnteste Gräfin gleich hinein ziehen könnte. Die Aussicht aus allen Fenstern

ist wahrhaft paradiesisch. Ich denke mir, so muß es Mose gewesen sein, als er vom Berge Nebo ins gelobte Land schaute, wie mirs jetzt ist, wenn ich am Fenster sitze und hinausblicke in die Thäler, die Weinberge, die grünen Wiesen, die Kornfelder und unabsehbaren Fernen, mit blauen Gebirgen begrenzt, wenn ich zu meinen Füßen die Elbe in all ihren Krümmungen sehe, so hell, so glänzend — das schöne Dresden mit seinen Gärten und links und rechts zahllose Dörfer mit ihren roten Dächern und Obstbäumen. Noch höher, über mir, habe ich ein Lusthäuschen oben auf den Weinbergen, halb versteckt in Flieder, Birken, Lärchen, Weimutskiefern und Kirschbäumen. Von da herab ist die Aussicht geradezu so, daß man auf sein Angesicht sinken und Gott loben möchte, der die Welt so schön schuf! Könnte ich nur meine teuren Eltern auch einmal hier an meiner Seite haben und meine Schwestern und Brüder. — Ich grüße Euch alle und mein Kleeblatt, mein armes entfremdetes Kleeblatt, grüßt mit mir. Wenn ich von den Großeltern, den Onkels und Tanten u. s. w. aus Livland spreche, so blicken die Kinder über den Mond hinaus und suchen dies ferne Land unter den Sternbildern! Mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit küßt ihren Eltern die Hand Ihre

Lilla.

Gerhard an Karl

am 21. Oktober 1811.

Gottlob ein Brief von Dir mit guten Nachrichten mein Herzensbruder. Auch wir sind wohl und hoffen einem guten Winter entgegen zu gehen. Ich fürchte einen ausbrechenden Krieg und in Abgeschnittenheit ohne Geld zu bleiben. Das ist der Punkt, um den sich meine Sorgen drehen. Die Zinsen aus Livland und von Slobin bleiben aus — doch wenn Lilla nur gesund bleibt und ich halbweg auch, so soll es bei mir an Entsagung nicht fehlen. Sollte nun in Erfüllung gehen, was ich schon so lange fürchte, und was Gott mir gegeben, mir entnommen werden, so lehrt mich die Erfahrung, daß noch keiner, der arbeiten konnte, verhungert ist. Ich sage dies, damit Du siehst, daß ich mich im schlimmen Falle fassen werde — doch höre ich nicht auf zu beten, daß dieser Kelch an mir vorüber gehe. Gott weiß es, in wie schlechten Zeiten wir leben, wo keiner weiß, was er hat, keiner, was aus ihm werden wird — und meine Sorge um Dich umzieht oft mein nächtliches Lager mit bangerer Furcht, als die um mich. Die jetzigen Zeiten sind der Kunst so schnurstracks entgegen. Ein einzelner Mann, der noch gesunde Knochen hat, weiß noch, wo er Brot oder Tod findet, aber wem Familie zu teil geworden ist, und

wer seine Existenz dem gewidmet hat, was heutzutage mit Füßen getreten wird, dem mag man nachrufen, was Thekla ihrem edeln Max: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde.“ Laß uns nur immer beten: Vater, ist es möglich so gehe dieser Kelch an uns vorüber — doch nicht unser, sondern Dein Wille geschehe.

Lieber Bruder, mache dir nicht zuviel Sorge um mich, und laß es Dir nicht sauer werden, mir etwas nicht Erfreuliches zu melden. Die Melancholie darf Dir nichts anhaben. Ich kann Dich mir garnicht so denken. Meinen Humor kann ich noch loben.

Lilla an die Mutter.

Dresden, am 10. Januar 1812.

Teure geliebte Mutter!

Ihr Brief hat mich mit Schmerz erfüllt. (Traurige Familiennachrichten.) Ich weiß nun meine Lieben in der Heimat fast alle leidend, Schmerz versunken und alle mir unerreichbar. Ach meine teure Mutter, wie könnte ich jetzt nur denken an eine Reise nach Livland. Die Kosten, meine schwache Gesundheit, die gleichmäßige Erziehung der Kinder, die dadurch gestört würde, sind so viele Ursachen, mir die Gedanken an die Heimat immer ferner zu rücken. Und doch zieht mein Herz mich so mächtig hin, daß ich oft vor Unruhe und Sehnsucht mich nicht zu lassen weiß. Wüßte ich Sie zufrieden und dieser schweren Sorge entnommen, so wollte ich für mein Teil gern entsagen, was mir mit dem Vaterlande verloren geht, denn ich habe hier ein zweites, liebes Vaterland gefunden — ich habe hier Freunde, Brüder, Schwestern gefunden, doch so — Sie leidend, jedes einzelne für sich leidend zu wissen und nicht hier nicht dort helfen zu können, das schneidet durch die Seele und lähmt oft alle Seelenkräfte. (Lillas ältester Bruder ließ sich von seiner Frau scheiden, die in der Familie sehr geliebt war). Nein, Ihre Zwillingsschwiegersöhne lassen nie von ihren Frauen — sie werden vielleicht noch gegen Mangel und mancherlei Not von außen zu kämpfen haben — Karl hat noch wenig, und Gerhard kann das Seine täglich wieder verlieren — doch wieviel erträglicher würde mir es sein, eine Wassersuppe und ein Stück schwarzes Brot in Liebe und Einigkeit zu essen, als Braten und Pasteten, von meinen Thränen benetzt, zu genießen. Ach, ich wußte wohl, was ich wollte, als ich diese makellose Seele unter allen erwählte! Ich wog schon damals genau meine Kräfte und wußte, daß ich manches Leiden würde tragen können — nur nicht das unerträglichste von allen — an das Unreine, Ungeachtete gefesselt zu sein. Mehr beinah als für mein Leben danke ich meinen Eltern

für die Nachsicht, mit der sie mich selbst wählen ließen für dieses und jenes Leben. Ich war verloren mit einem Mann, den ich nicht achten konnte. Man hat sich gewundert, daß ich Gerhard wählen konnte, da weder ein brillanter Verstand, noch ausgebildeter Geist ihn glänzen machte. Ach, in diesen Umgebungen schmachtete meine Seele nur nach Reinheit und frommem, altem Glauben, der diese allein erhalten kann — und mit diesem nicht glänzenden aber ewigen Licht blieb seine Seele mir die auserwählte. Denke an X. Er schien kindergut, hatte dabei einen sehr geschulten Geist, viel Witz und Lebhaftigkeit — und was ist er jetzt? Schlechter Gatte, schlechter Vater, schlechter Weltbürger. Was sind sie alle, die ich so glänzen sah in den bunten Kreisen der Welt? — Und was ist Gerhard? Seine unschuldige, reine Seele hat sich von Jahr zu Jahr mehr ausgebildet — alle Gelehrten, selbst höhern Genres wie Goethe, suchen ihn, unterhalten sich gern mit ihm, seine bildsame Seele saugt begierig alles Schöne und Gute auf — seine Freunde achten und lieben ihn, seine Frau liebt ihn von ganzer Seele wie im ersten Jahre, und seine Kinder werden gewiß einst den Vater segnen, von dem sie nie Böses sahen und hörten.

Gerhard an den Schwiegervater.

am 20. April 1812.

Womit, mein lieber Vater, haben wir es verdient, daß Sie sich von Ihren Kindern zurückziehen? O lassen Sie es mich nicht entgelten, daß ich Ihr liebstes Kind so weit hinweg von Ihnen führte, ihr Herz ist mit dem meinigen gewiß stets noch bei Ihnen gewesen, und daß wir nicht selbst kommen, nicht unsre drei Kinder unter des Vaters segnende Hände, nicht zu seinem Herzen führten, daran hinderten die Bedrängnisse der Zeit und Lillas schwache Gesundheit. Es ist freilich hart für einen Vater, bei zunehmender Kränklichkeit im Alter die teilnehmende Hülfe geliebter Kinder zu entbehren. Leider können wir nichts, als wünschen, hoffen und beten für das Wohl, für das Glück eines Vaters, dem ich in seiner Tochter mehr Glück und Heil, Segen und Friede verdanke, gewiß mehr, als ich es verdiene. Und so erlaube ich mir, bei dankbarem liebevollen Herzen nur noch die Klage, daß ich es schmerzlich empfunden habe, bei der letzten Übersendung meines Geldes auch nicht eine Zeile der Liebe für Lilla oder mich erhalten zu haben, da wir doch Ihre väterliche Sorge darin erkannten, daß Sie uns das Geld auf unsre Bitte schickten.

Wir leben in einer harten Zeit, die mich mit andern unsanft berührt. Was mir bestimmt, trage ich mit Geduld und überlasse es

Gott, die Herzen der Menschen zu lenken. Gottlob, daß Lilla wieder so weit ist, daß ich sie in einigen Tagen nach einem stärkenden Bade führen kann. Bis jetzt hat die Liebe Gottes mich immer noch imstande erhalten, Lilla bei all ihrer Kränklichkeit so viel Pflege und Hülfe werden zu lassen, daß sie wohl nichts Wesentliches vermißt hat. Viele beklagen mich vielleicht, daß ich das Los meines Lebens an ein kränkelndes Weib gebunden habe und ahnen nicht, wie beneidenswert ich bin. Wenn ich auch dabei manches entbehre, so bin ich mir doch stets bewußt, was ich besitze. Von allen Hoffnungen und Erwartungen, mit denen ich um Lilla warb, hat mich noch keine betrogen, denn was ihrem Körper an Gesundheit abgeht, besitzt sie doppelt in ihrem so kräftigen Geist und Herzen. Wen Gott lieb hat, dem giebt er solch ein Weib und durch sie auch solche Kinder. Ach könnte ich sie Ihnen zuführen. Wenn keine Krankheiten uns stören, so leben wir in ununterbrochener Harmonie, daß gewiß die Engel können ihre Freude daran haben. Leben Sie wohl, lieber Vater. Möge der Friede und die Liebe Gottes in Ihrem Herzen wohnen, dann werden Sie das Kommende gewiß mit Ruhe erwarten und mit Geduld überstehen.

Ihr gehorsamer Sohn

G. Kügelgen.

Lilla an Volkmanns.

Dresden, am 12. Oct. 1812.

Meine herzenslieben Geschwister!

Ich habe lange wegen Krankheit nicht schreiben können — macht Euch nur keine Sorge meinetwegen. Ihr braucht immer noch keinen Hahn für mich zu opfern, denn *diese* Genesung steht mir vielleicht noch sehr fern. Tausend Dank für Eure lieben Briefe, die mich in der schwersten Zeit so erfreuten, besonders Dein letzter Brief, meine Herzensschwester. Doch in einem andern Briefe brauchtest Du einen Ausdruck, über den ich noch einige Erläuterung wünsche. Du sagst: „über die Naturanlage des Menschen läßt sich weder triumphieren, noch mit Gott hadern" — und mir schien es beinah, als hättest Du mich stillschweigend unter die Triumphierenden versetzt, weil ich vorher gesagt hatte, Du seist wie mein Mann, eine momentane Erschütterung erwärme und erkälte Euch plötzlich, indessen eine einmal lebhaft gewordene Empfindung meine Seele nicht mehr verläßt. Schon einmal nahmst Du eine solche Klage von mir als Vorwurf — und es war doch nur wie jetzt eine *Klage über mich selbst*. Denn ich habe

mir das Einseitige, Feste in meinem Wesen weder selbst erworben noch errungen — es ist Naturgabe, die freilich meine Seele nie sinken läßt, dafür aber meinem Herzen Schmerzen bereitet hat und immer bereiten wird, davon Ihr, mein Herzensmann und auch vielleicht Du, keinen Begriff habt. Wie oft wünschte ich mir jenes glückliche Übergehen von Thränen zu Lachen, von Sorgen zu Schmerzen und wäre viel, viel glücklicher mit etwas Beweglichkeit — glücklicher, aber nicht besser, denn gut kann man auch auf meinem ernsteren Wege werden, wenn auch weder so glücklich noch so beglückend. Gott hat uns gewiß nicht umsonst zusammengeführt, uns zwei Ehepaare meine ich, und auch uns zwei Schwestern — wir sollten von einander lernen, und dann jedes auf seine Weise die stille, reine Liebe im Herzen erziehen, die uns alle führen muß. Jetzt fürchte ich nicht mehr, Dich zu verlieren, denn Du kennst ja das Innerste meines Herzens und meiner Seele — wir wollen uns lieben und einander beistehen, wie es guten Schwestern geziemt, und so lange Du mich nicht selbst zurückstößt, bleibe ich Dein Eigentum wie meines Mannes und meiner Kinder Eigentum. Meiner armen Eltern und Geschwister Eigentum darf ich mich ja schon lange nicht mehr nennen.

Auch Dir, mein lieber Bruder, danke ich herzlich für Deine wenigen, aber so liebevollen Zeilen. Auch ist meine Seele ununterbrochen heiter geblieben in dieser Zeit großer Angst und wenn nicht heiter, so doch gewiß gefaßt. Hier kommt mir mein fester Sinn einmal zu statten; ich habe die ganze Sache Gottes Weisheit anheimgestellt und erwarte nun, eine stille Thräne im Auge, gefaßt den Ausgang, indes mein Gerhard zuweilen alles in seiner Freude umarmt, Gesundheit trinkt, jubelt — und dann wieder so gebeugt ist, so ganz versunken, daß er oft wirklich der Verzweiflung nahe scheint. Gott erhalte nur seine Gesundheit bei dem jähen Wechsel der allerheftigsten Empfindungen und erbarme sich unser aller.

Später.

Ich muß Euch noch einiges von der Frau von Arnim (Bettine) erzählen, die mir als das originellste Wesen erschienen ist. Du weißt den Abend am 14. September sangen sie doch alle — nun sollte auch sie singen, und ich hörte zu meinem Erstaunen eine tiefe Tenorstimme erschallen, die uns allen aus diesem Munde Baß erschien. Die Kinder und Mägde liefen herbei — so sang sie beinah den ganzen Abend und nur Musik im Kirchenstil. Denkt Euch nun mein Erstaunen, da sie plötzlich etwas anders anhub und den schönsten Diskant sang. Man bot ihr die Righinischen Lieder an; da sagte sie kurz: „Nein diese

Schweinerei singe ich nicht.“ Als sie vor einem Jahr den heftigen Streit mit der Goethe hatte, der so viel Aufsehen machte, hat sie in ganz Weimar erzählt: es wäre eine Blutwurst toll geworden und hätte sie gebissen. Und wirklich soll die Goethe keinem Ding so ähnlich sehen als einer Blutwurst.

Die Arnim kommt mir vor wie ein recht pikantes Ragout, wo man auch Knoblauch und Asa foetida hinein gethan hat ... Aus Braunschweig ist jetzt jemand da, der mir Briefe von der Campe brachte und ein recht gebildeter und viel unterrichteter Mann scheint. Er kam schon vor meiner Krankheit, jetzt habe ich ihn nicht gesehen, was mir sehr leid thut, denn ob er gleich schreckbar häßlich ist, so liebt er doch meine Landsleute und denkt in vielem wie ich. Er ist auch durch das Studium aller Systeme der mancherlei Phisolophen hindurchgegangen, hat ein Loch darin gefunden, wie Jakobi und ist nun durch einen langen Umweg zum ersten Kindesglauben zurückgekehrt. Auch sieht sein Gesicht aus wie ein Bataillenfeld nach einer großen Schlacht. Als er ankam, war mein Mann nicht da, und so mußte er sich mit meiner Unterhaltung begnügen. Ein Wort gab das andre — wir sprachen von Werner, der sich nun öffentlich in den Straßen Roms geißelt, wir sprachen vom jungen Arthur Schopenhauer, der Tags zuvor gelehrt beweisen wollte, es gäbe keinen Gott. Ich wunderte mich über die wirklich unerhörten Verwirrungen der Menschenseele — wie sie zum Teil den Körper strafen, statt die Seele zu bezwingen und zu bezähmen, oder sich selbst genügend, alles verwerfen, selbst des Heiligsten und Tröstlichsten nicht mehr bedürfen. So kam es zu Bekenntnissen, die ich nie gefordert haben würde, und er meinte, alle diese, wenn sie es wirklich mit sich gut und ernstlich meinen, kommen wieder zurück von ihren Irrungen. — Goethe hat jetzt in einer Zeit von zwei Monaten zweimal kommuniciert — was man doch erlebt! Der sucht und sucht auch wohl noch und weiß noch nicht, wo es finden. Wohl dem, der frühe das nahe, höchste Gut erblickte und es nicht mehr in endloser Ferne sucht. Ich freue mich, daß mein Herder Dich erfreut, und daß Du ihn wirklich jetzt ordentlich lesen willst. Nur um eines bitte ich Euch beide — blättert nicht hin und wieder, sondern lest ordentlich. Ihr müßt aber bei dieser Lektüre durchaus die Bibel zur Hand nehmen. — Gott segne Euch, Ihr Geliebten beide! ich weiß, Ihr seid beisammen und nehmt mit einem Brief vorlieb, da ich noch zu schwach bin, mehr zu schreiben, Euch aber Nachricht geben wollte. Mit der herzlichsten, herzlichsten Liebe drückt Euch an ihre Seele Eure treue Schwester

Lilla.

Lilla an Volkmanns.

im November 1812.

Ich eile zu meiner Sonntagsluft, zum Schreiben an Euch Geliebte. Wir sind jetzt bald durch mit dem zweiten Bande von Goethes Leben, und es ist ein eigner Genuß für mich, die ich meine Abende gewöhnlich mit meinen Kindern allein und einsam zubrachte. Wir sitzen um den runden Tisch, mein Gerhard modelliert, ich stricke, und Herr Senff, unser Lector, sitzt hart am Ofen und erwärmt seinen frostigen Leib. Nach der Akademie, also erst nach sieben Uhr, gehen die Vorlesungen an. Ich kann leider Senffen wegen meiner sehr schwachen Brust nicht ablösen, und so lesen wir vor dem Thee eine Stunde und nach dem Thee bis zehn Uhr. Ich sitze dann ganz behaglich und stricke, gewöhnlich wird ein Thee gegeben, doch gestern hatten wir frische Wurst und Martinihörner, um die Gaumen zu erfrischen. Wie gedenke ich da Eurer, Ihr geliebten Lieben! Ich vermisse Euch doch gar zu sehr, und wäre der helle Punkt nicht vor mir, der Stern über Radeberg — ich wüßte nicht, was aus mir würde. Täuscht mich nur diesmal nicht, es wäre ein Mord.

Goethe führt uns zurück wie in fernes unbekanntes Land — wir erblicken die Quellen jener mächtigen Ströme, deren Lauf wir so bewunderten, und die sich zum Teil schon in den ewigen Ocean ergossen. Wie interessant ist dieser Überblick. Goethe beklagt sich oft schmerzlich über Herders Härte und Laune, doch wenn letzterer sich mächtig zu Goethe hingezogen fühlte, mit welchem Unwillen mußte es seine reine, der Gottheit geweihte Seele erfüllen, wenn er diesen königlichen Jüngling, diesen Göttersohn, sich so zersplittern und dem Edeln wie dem Unedeln mit gleichem Feuer hingeben sah — wenn er dieses Herz, wie zum Tempel Gottes geschaffen, das Unheilbringende wie das Heilbringende, das Heilige wie das Unheilige in sich aufnehmen sah — wenn sein Seherauge erblickte, wie diese Hände kräftig mit gleicher Freude den Samen zu Weisheit und Thorheit, zum Göttlichen und zu allerlei Giftarten ausstreuen würden, unbekümmert, was seinen Sämereien Gutes und Böses entkeimen könnte. Warum war er gegen Jung nicht launenhaft? Er sah bei diesem ein beschränktes, aber reines und göttliches Streben, ein Herz, das sich nur im reinsten Sonnenstrahl wohlgefiel und ein unwandelbares Fortgehen auf dem einmal erwählten, richtigen Wege. Klopstock, Herder, Jung gingen auf gerader Straße dem Ziele nach — Schillers Weg scheint mir stark geschweift — und Goethens ein vollkommenes Zick-Zack. Unbegreiflich ist meinem Gemüt das Haschen nach Allem — ein solcher

Mensch erscheint mir wie ein Polyp, der seine Arme unaufhörlich nach Raub ausstreckt und mit gleicher Begierde alles und jedes an sich reißt. —

Nachmittag.

Ich habe in solcher Eile geschrieben, daß Du wirst Geduld haben müssen. Also bist Du nun wieder zurück in Leipzig. Mein Geist, schriebst Du, sollte Dir mit den andern Hausgeistern in Zschortau erscheinen — ach er ist Dir nicht erschienen, sonst hätte er Dich wohl zu einem Brief an mich, von dort aus, von Deiner lieben braunen Stube aus, wo wir so oft so traulich beisammen saßen, — begeistert. Schlechte, schlechte Schwester! Nicht einmal einen Gruß der Zschortischen Eichen und Linden, der dortigen Sonne und Sterne hast Du mir gesandt, wie ein Geizhals für Dich genossen, ohne der vielleicht darbenden Schwester zu gedenken. Das kannst Du nicht mehr nachholen, denn von heiliger Stätte aus mußtest Du mir diese Herzensgabe reichen ... Ach meine Herzens-Frieda, könntest Du jetzt in meine Seele hineinsehen, es ist wie ein wogendes Meer. Die Freude bewegt so heftig wie der Schmerz, besonders eine Freude, die von heftigem Schmerz begleitet wird. Ich möchte jetzt nichts thun, als auf meinem Angesicht liegen und beten — und tausendmal fällt mir Moses ein, der sich die Arme empor halten ließ, weil ihm selbst die Kräfte ausgingen. Ach die vielen hunderttausend Arme jetzt — nein sie werden nicht ermüden ... Mein Mann, der Euch herzlich grüßt, ist ungenießbarer denn je. Zwei Dinge — die Politik und die Kunst haben ihn jetzt ganz besessen. Entweder er steht starr da und betrachtet alle toten Gypse unsres Hauses, bleibt an meinen Kleider- und Wäscheschränken wie gebannt stehen, wo, wie Du weißt, dergleichen Arme und Beine hinaufgestellt sind, oder er rennt von der andern Leidenschaft getrieben, hierhin und dorthin, um unruhiger als je nach Hause zu kommen. Auch ich bin heute zu unruhig und bewegt, um Dir ordentlich und deutlich schreiben zu können. Die Finger vergessen oft ganz, daß ihnen die Feder anvertraut ist — sie thun sich auf, die Hände schlagen sich ineinander — und der Brief wird ein Monstrum von einem Brief. Ich küsse Dich herzlich.

Deine Lilla.

Lilla an die Schwester Sophie.

im November 1812.

Meine liebe, liebe Schwester — ich könnte beinah traurig werden über Dein langes Schweigen, wenn ich mir ängstigende Gedanken erlaubte. Was kann Dich am Schreiben verhindert haben? ... Hier

ist es indes wieder recht lebhaft zugegangen ... Ich darf noch nicht ausgehen, doch bin ich, wenn die Sonne scheint, wieder ziemlich am Leben. (Schilderung neuer Krankheitszeiten.) Die Frau von der Reck ist nun wieder fort, will aber bald wiederkommen. Sie hat mir ihre ganze Liebe und Zärtlichkeit unverdient geschenkt. Auch der Verfasser der Urania hat mich seines segnenden Blickes gewürdigt ... Wir haben zwei verloren geglaubte Briefe aus Wolsk erhalten, die mich ungemein erfreut und erheitert haben. Gott segne diese lieben entfernten Geschwister und schenke Karl Gelingen bei seinem Unternehmen. (Slobin hatte Bankerott gemacht und Karl von Kügelgen übernahm eine große Zuckerfabrik.) Er hat uns seine Gründe und Hoffnungen und Gewißheiten so auseinander gesetzt, daß freilich wenig dagegen zu sagen ist. An Thätigkeit, Ordnung und Beharrlichkeit fehlt es ihm keineswegs, denn nie sah ich einen Mann, der diese Eigenschaften in höherem Maß besessen hätte. Er übernimmt jetzt die ganze Slobinsche Schuld an meinen Mann, und dieser sagte mit Rührung, er wolle das Seinige doch lieber an den Bruder als an einen Anderen verlieren. So stehen die Sachen jetzt — ich fürchte nichts, ich hoffe nichts, ich erwarte mit Resignation, was da kommen wird und will hierin am liebsten Gott walten lassen. So viel, unsere Kinder erziehen zu können, werden wir wahrscheinlich immer haben, wenn Gott meinem Manne Leben und Gesundheit erhält — und dann mögen sie sich auch plagen, wie sich Tausende durchs Leben plagen und arbeiten müssen, ist es doch ihrem Vater auch nicht besser gegangen.

Siebenter Abschnitt.

Tagebuchblätter und Briefe aus der Zeit des Freiheitskrieges.

Ich sitze hier an meinem Fenster, hatte lange den Kopf auf die Hand gestützt und sah beim grauesten Himmel dem Fallen der Blätter von den Linden zu. Kein abgedroschenes Bild des Erdenlebens will ich damit aufstellen — ach nein! Ich bewunderte nur, wie unaufhaltsam, wie still und lautlos sie fielen und beneidete die kleinen sterbenden Blättchen um ihren schmerzlosen, so ruhigen Tod, indes jetzt alle denkbaren Schmerzen und Qualen den ebenso unaufhaltsamen Tod unserer armen Brüder, der Menschen begleiten.

Unten lagen die gelben Blätter — ruhig und still fielen die andern darauf und gedankenlos gingen die Menschen darüber weg, als gingen sie über andern gemeinen Staub. Ach, wie anders!! — Mein Rotkehlchen hier sieht mich still und traurig an mit seinen großen braunen Augen, als könne es meine Gedanken erraten.

In welcher Anzahl zogen sie gegen mein Vaterland, es war eine Völkerwanderung zu nennen, ganz Frankreich und in seinem Gefolge Bayern, Württemberger, Rheinländer, Italiener, Holländer, ja unsere treuen Sachsen mußte ich ausziehen sehen gegen meine Verwandten und Geschwister, und mir war es, als gingen sie über mein Herz, als zertrampelten sie alle mein Herz und mich mit. Und die, die ihr Liebstes aufzuopfern bereit sind, nennt man nun Mordbrenner! aufzuopfern für das Höhere, das man ihnen rauben will!

Mir schienen die Athener nie größer und der Teilnahme würdiger, als da sie ihre Weiber und Kinder einschifften, auf dem stürmischen Meere lebten, Stadt und Land dem Feinde überließen und dadurch ihr Vaterland retteten. Dieser Krieg, an welchen ich nicht ohne blutige Thränen denken kann, welcher rastlose Dämon führte ihn herbei?

Mit einem Male ertönen alle Glocken — O ihr Heiligen, denen zu Ehren dieses geschieht, ihr sanften, friedfertigen, aufopfernden Seelen! Stören diese Greuel nicht selbst eure Ruh? Nein, eure Ruh stört nichts mehr, und Ihr sehet diesen Blutströmen vielleicht schon manche Himmelsblume entkeimen. Euch entzückt ihr Glanz vielleicht schon, indes wir Armen noch heiß weinen! — Ich weiß ja bald nicht mehr, wen ich mehr bejammere, Freund oder Feind — denn haben die Freunde sich nicht mit zu den Feinden gesellt, und sind sie nicht selbst die Unterdrückten, die jammervoll Unterdrückten und Mißhandelten? — Es wird in einigen Tagen das Requiem von Mozart, von achtzig Singstimmen begleitet, in unserer Neustädter Kirche, dem seligen Oberhofprediger Reinhardt zum Gedächtnis gegeben werden. Die Gesellschaft für Rat und That wird das Eingekommene nebst einer dazugelegten Kollekte zu einem Fond niederlegen, um die Armen ferner erhalten zu können, die bis dahin vom seligen Reinhardt ihren Unterhalt erhielten. Er hat, zu aller Verwunderung, der Witwe nicht viel hinterlassen, er war so wohlthätig gewesen, und da häuft man selten Schätze auf.

Wie wird ihn dies erfreuen, wenn er noch auf unsere arme Erde niederblickt!

So wird er noch nach seinem Tode Wohlthäter seiner vielen Armen, wie Leopold von Braunschweig auch durch seinen Tod noch Chodowiecki begeisterte und erwärmte, eben diesen Tod zu verewigen und mit den großen Summen, die dafür einkamen, die zu unterstützen, bei deren Rettung der edle Fürst starb. Daran will ich heute denken. — Es hatte ein Freund meinem Manne den Rückzug der Franzosen geborgt — von einem Augenzeugen niedergeschrieben; wir durften die Schrift aber nicht lange behalten, und da mein guter Gerhard davon eine Abschrift wünschte, so habe ich ihm eine gemacht. — Aber der entsetzliche Inhalt wird mich noch lange quälen, obgleich ich Gott nicht genug für die Rettung meines Vaterlandes danken kann.

Als Napoleon mit seiner unermeßlichen Armee nach Rußland zog, und die unzählbare Menge der Franzosen sich wie die wilden Meereswogen fortwälzte, da saß ich eines Tages und las von Sanherib, wie auch er die Welt überschwemmte mit seinen Truppen und prahlend ausrief: „Ich stürze die Könige von ihren Thronen, wie man eine Henne von ihrem Nest wirft, und zerschmettre die Völker wie man Eier zertritt!“ Da trat eine Freundin von mir, die Kreishauptmann v. Zezschwitz in mein Zimmer, um auch ihr bekümmertes Herz in etwas zu erheitern, und da sie mein Buch ansah, teilte ich

ihr mit, was ich soeben gelesen. Wir gedachten, wie gut Napoleon es mit Rußland jetzt vor hatte, da er sich auf jeden möglichen Fall gerüstet zu haben schien, denn die Offiziere selbst hatten uns damals gesagt, er habe allein achtzigtausend Brillen mitgenommen, damit der Schnee besonders seine Kavallerie nicht blenden möchte, wie auch eine Menge Sämereien, Gärtner, Nähtermädchen und dergl. Ich hatte damals geäußert, es wäre doch ein großer Frevel, das Leben so vieler Menschen preiszugeben, da er doch über die Elemente nicht gebieten könnte, und es doch möglich wäre, daß ihm ein besonders harter nordischer Winter bevorstände. Da antworteten mir selbst Sachsen: „Nein da glauben wir vielmehr, daß es dieses Mal garnicht Winter werden wird, denn ihm muß alles glücken. Wie war es auch, als er sich von der Kaiserin Josephine trennte und Marie Luise heiratete, um einen Thronerben zu bekommen — hatte er diesen nicht bald genug in seinen Armen?" Statt diese thörichte Hoffnung, gar keinen Winter Napoleon zu Liebe zu bekommen, erfüllt zu sehen, traf sie und auch uns einer der härtesten Winter, wie man sie vielleicht nur einmal im Leben erlebt, und zu Tausenden und aber Tausenden sind die beklagenswerten Menschen dort erfroren, verhungert, verbrannt. Ich betete damals ernstlich zu Gott, er möchte Napoleon durch keine Kugel plötzlich töten lassen, sondern ihm — sollte er sterben, Zeit und Einsamkeit schenken zur Besserung, denn seine Schuld schien mir so unermeßlich, er selbst so beladen von Blut, Thränen und Flüchen so vieler Millionen durch ihn unglücklicher Menschen, daß ich den Gedanken garnicht ertragen konnte, ihn so plötzlich vor Gottes Richterstuhl gerufen zu wissen. — Als wir uns nun dies alles so wiederholten und die große Ähnlichkeit zwischen ihm und Sanherib fanden, rief ich aus: „Ach möchte die Ähnlichkeit noch weiter gehen, und auch Napoleon allein und mit dem Ring in der Nase vor seiner großen Armee nach Hause geführt werden!" Und nachdem ich den Rückzug der Franzosen aus Moskau gelesen, scheint dieses auch nicht mehr so ganz unmöglich.

Montag, am 22. Februar 1813, dem Geburtstag meiner lieben Frieda.

Obgleich die freundliche Sonne zu allen meinen Fenstern hereinleuchtet, ist doch eine quälende Unruhe in meiner Brust, wenn ich an das mir so liebgewonnene Heute denke — welch ein Trauertag nun für uns alle! Gestern ging ich zur Vesper in die katholische Kirche. Der abgeräumte Altar brachte eine eigne Wehmut in mein Herz — denn obgleich die Sachsen, wie die Franzosen Moskaus Altäre ge-

plündert und entweiht hatten, so wußte ich doch gewiß, sie hatten nicht eine gleiche Entweihung und Mißhandlung der ihrigen von den herannahenden Russen zu befürchten. Als aber ein Chor Kinderstimmen das Königliche Haus empfing, glaubte ich zu vergehen vor inniger Rührung, und ich mußte mir Gewalt anthun, um nicht laut zu weinen. Nie habe ich etwas rührend Schöneres gehört. Es waren wohl sechzig Kinder, die mit reinen, zarten, schönen Kinderstimmen sangen, indem sie alle um den Hochaltar standen.

Sassarollis Stimme brachte mich erst wieder zu mir selbst — denn nach dem Lallen dieser Kinder, nach diesen unschuldigen klagenden Stimmen, glaubte ich in der seinen nur Töne eines künstlichen Instrumentes, keine bewegte Menschenstimme mehr zu hören. Und nun dazu noch die erschütterten, geängsteten Gemüter derer, die zum letztenmal vor ihrer Abreise diese Stätte betraten. Die Prinzen sind schon heute früh alle fort, und Mittwoch geht auch der König. —

Abends.

Ich ging heute viel spazieren mit den Kindern und meinem Mann und habe heute die erste Lerche gehört. — Gottlob, mit der gewohnten Freude und Dankbarkeit öffnete ich auch heute diesen ersten Frühlingsboten Ohr und Herz. Klopstock nennt die Lerche die Bardale des Frühlings, und ihr fröhlicher Gesang, mit dem sie sich gen Himmel hebt, beleidigt und stört auch das kummervolle Herz nicht, wie es wohl oft mancher flacher Menschen Trost zu thun pflegt.

den 23.

Die Nachrichten strömen jetzt von allen Seiten herbei. Mein lieber Mann läuft herum, um sie sich mitteilen zu lassen, und ich kann nicht ruhn in dieser beklemmenden Erwartung. Alles scheint jetzt zu wanken und zu weichen unter unsern Füßen, und nur Er, der die Welten trägt und erhält, vermag auch uns zu halten in dem allgemeinen Wirbel und Strudel dieser Zeiten. Er wird uns halten und tragen! Amen.

am 25.

Es ist Sonnenschein in meinem Zimmer und Friede in meiner Seele, obgleich meine Freundin, meine Schwester Frieda tot ist, — der König uns verlassen hat, und eine vielleicht schreckbare Zukunft zu erwarten ist. Doch erlebt man der wirklichen Schreckniſse schon so viele, daß man die blos möglichen erwarten lernt. Der sächsische Oberstleutnant X. bekam die Ordre zu marschieren, da gerade seine Gemahlin im Sterben lag. Sie hatte nur wenige Stunden noch zu

leiden, doch war sie bei vollem Bewußtsein, und sie hatten sich unaussprechlich lieb — dennoch mußte er sich aus den schwachen Armen der Sterbenden losreißen und forteilen! Ich kann nichts weiter sagen, gedenke ich der armen, von Vater und Mutter verlassenen Kinder. Doch unser Gott, der Vater der Waisen und Verlassenen, wird auch diese armen Verwaisten nicht verlassen! gewiß nicht! —

Nachmittags.

Als ich hinunter ging — erblickte ich, aus der Hausthür tretend, gefangene Russen, wohl fünfzig an der Zahl, die sich mühsam fortschleppten, alle krank und schwer blessiert, elend und ermattet an unserm Haus vorüber ziehen.

Dieser mir so ganz unerwartete Anblick erschütterte mich so, daß ich wie sprachlos stehen blieb. Die Sterbenden lagen auf ein paar Leiterwagen hingestreckt. Alles drängte sich herzu, alles gab — und oben im Gewandhause haben sie Beweise der thätigsten Menschenliebe empfangen. Doch noch heute müssen die Unglücklichen weiter. Innerlich weinend ging ich über die Brücke und gedachte meiner armen Landsleute, da ja auch so viele Livländer und manche Verwandte dabei sind!

Ach, welche Thränen, welche Seufzer und Thränen hat dieser Mensch auf sich geladen!

Sonntag, den 28. Februar.

Hier, unser Fenster vorüber, ziehen schon seit mehreren Tagen nichts als Wagen voll Kranker und Sterbender — ganze Lazarette von Bayern, aber auch Sachsen. Welch ein Anblick! Mein Herz ist mir um und um wund — und diese armen Unglücklichen, von denen die ersten schon nahe bei Plauen — ihrer Bestimmung — waren, wurden jetzt alle wieder zurückgesandt, weil der König sie nicht sehen mag! — Jetzt geht ihr Weg in dieser Jahreszeit über Altenburg — Gott weiß wohin? zur Ruh. Der Ober-Stabs-Chirurgus der bayerischen Lazarette war meinem Mann, als er ausmarschierte, von Professor Schubert in Nürnberg sehr empfohlen, doch führte sein Weg ihn damals nicht über Dresden, jetzt, da er zurückkehrt und alles im Feuer und Schnee verloren hatte, nur seine Brieftasche und seinen Empfehlungsbrief nicht, kam er gestern zu uns. Der hat uns erzählt — Gott, barmherziger Gott und Herr! — Sehr oft hat er einen oder den andern in seinen Wagen aufgenommen, der bald darauf erfroren, als Leiche neben ihm saß. Er selbst sieht aus wie die Blume der Gesundheit, und mit seinem frommen, schönen Kinderangesicht erscheint er mir wie einer der Männer aus dem feurigen Ofen hervorgehend,

denen man nicht einmal den Rauch anriecht. Gott, den er fürchtete und liebte, denn er ist ein gläubiger Christ, hat ihn in Hunger, Kälte, Feuersbrunst und Pestluft blühend gesund erhalten.

Wir tranken miteinander einen erwärmenden Thee — er mußte in meinem roten Sessel sitzen und erzählen, und ich konnte mich nicht satt an ihm sehen, denn Daniel, den Gottes Allmacht in der Löwengrube erhalten hatte, war mir nicht merkwürdiger, als dieser Mann unserer Zeit. Doch ward ihm wenig Ruh, und heute früh ist er schon wieder fort mit seinem traurigen Transport, um anderen Lazaretten Platz zu machen, die Tag und Nacht angefahren kommen. Ganz Dresden ist jetzt ein großes Lazarett. Man sieht nichts mehr als Leidende, Verstümmelte oder Sterbende unter den schon Gestorbenen.

O, leben wir nicht vielleicht schon in der Zeit, von der die alten indischen Sagen behaupten sollen, das Menschengeschlecht werde in der letzten Zeit nicht mehr durch eine Sündflut untergehen, sondern es würden Schwerter vom Himmel herab regnen, die Menschen töten und die ganze Welt in ein Blutmeer verwandeln — in dieser Zeit, wo die unerwartetsten, schrecklichsten Ereignisse uns wie alltäglich werden, wo Freunde und Bekannte um und neben uns verschwinden, wie man eine Hand wendet, wo wir von Schmerz und Tod umringt sind, und wo selbst die Sonne einen Flecken bekommen haben soll, der achtundzwanzig mal größer, als unsere Erde ist. Ich denke hier an Klopstocks Ode: Die Sonne und die Erde — jetzt muß es ihr selbst zu viel geworden sein, da sie sich verfinstert, in dieser Zeit des allgemeinen Jammers. Ja, Sonne und Mond werden sich verwandeln, aber Einer, der ist und war und sein wird, der bleibt unwandelbar, und wen der Herr halten will, der steht auch jetzt noch fest. — Ich las den Rückzug der Franzosen — O mein Gott, wie groß und gewiß sind deine Gerichte schon in dieser Welt! — Man spricht sehr davon, die Brücke hier verteidigen zu wollen. Viele der Unsern sind in Todesangst, — ich glaube es aber noch nicht — das Beginnen wäre zu thöricht, da es ja ganz nutzlos wäre — denn Menschen, die durch die ausgetretene und voll Eis gehende Oder geschwommen sind, können auch über die Elbe schwimmen und Brücken bauen.

Sonntag, den 7. März.

Welch eine Unruhe hier in der Stadt — eben ist unser letztes Militär hier eingerückt — das bedeutet, der Feind ist nah. Reynier soll heute kommen, und auf morgen ist sein Corps angesagt; man glaubt, er werde die Brücke verteidigen wollen. Viele Leute ziehen fort aus der Neustadt, und Langenau selbst hat unsern Freund

Zezschwitz gebeten, seine Frau und Kinder aus dem Hause zu bringen — auch unsere Wohnung ist der Brücke noch zu nah, doch wir bleiben unter Gottes Schutz hier, wo sollten wir auch hin! — Welche Zeiten jetzt! — alle die vielen Hunderte von Kranken und Blessirten mußten unsre Fenster passieren — Baiern allein dreizehnhundert. Ach, ich kann bald nicht mehr. Sah ich hinunter, wo sie oft so lange weilen mußten unter meinem Fenster, weil die Wagen zu gedrängt kamen, so hatte ich gerade alle Muße, ihr Elend zu betrachten — ihr unaussprechliches Elend, in dem ich ihrer mehrere verscheiden sah, von denen man nicht sagen konnte „sie entschliefen!" Sah ich nicht hin und hörte nur das dumpfe Gerumpel der Wagen vom Morgen bis zum Abend mit an, so ersetzte meine Phantasie die vermiedene Wirklichkeit, und ich litt oft mehr noch. In Hinsicht der Kranken ist hier gar keine rechte Vorsichtsmaßregel der Ansteckung wegen getroffen worden, und sie räumten wahrlich das Gewandhaus von den Nervenfieberkranken, um die Jahrmarktsleute nach alter Sitte mit ihren Wollen- und Tuchwaaren herein zu lassen. Unser Arzt prophezeihte die Pest, und ihm und dem Kreishauptmann von Zezschwitz haben wir es zu verdanken, daß diese Leute jetzt anderswohin verlegt sind. — Alles strömt herein in die Stadt, als wäre es Flucht. Was in Berlin geschehen ist, wissen wir. Die Franzosen hatten sich dort bis zu fünfundzwanzigtausend Mann verstärkt, und am 4. sind sie in aller Stille vor Tagesanbruch abgezogen und die Russen eingezogen. Zwei Meilen davon hierherwärts wurden sie geschlagen, und wie man sagt an siebzehntausend gefangen genommen. Nah sind jene uns jetzt von zwei Seiten, und wollen die Franzosen darauf bestehen, die Brücke hier zu verteidigen, so möchte es wohl nicht ohne Unruhe abgehen, da alle Bürger über diese bloße Idee schon empört sind. Reynier ist da, und von jetzt an alles voll banger Erwartung der Brücke wegen. Gott weiß es, noch habe ich keine Furcht, obgleich auch unsre Wohnung nicht so weit davon liegt. Die pestartige Luft und die bösen Krankheiten ängstigen mich mehr als das Kanonenfeuer. Ich besprenge die Zimmer täglich zweimal mit Weinessig — unser Gott that aber mehr für uns, indem er einen heftigen Sturmwind sandte, der noch eben wütet und will's Gott, die Luft reinigen hilft. Diese Nacht glaubte ich, die Welt müsse untergehen — Sturm, Donner und Blitz und dabei der eilige Einzug der Franzosen.

Den 11. März.

Gestern war ein Tag voll Unruhe. Die Franzosen hatten vorgestern angefangen, die Brücke aufzureißen und Anstalten zu ihrer

Sprengung zu machen. Die Bürger, wie auch die Bitten und Drohungen der Prinzeß Elisabeth, die allein uns nicht verlassen wollte, thaten ihnen Einhalt. Doch, da die Arbeit gestern wieder begann, sagte ein Bürger, es solle und dürfe nicht geschehen, und es könne des Königs Wille nicht sein, daß diese Brücke so nutzlos zerstört werde, und damit vielleicht noch Tausende von Menschen verstümmelt! Der Offizier zog wütend sein Schwert, aber der Bürger ergriff ihn, um ihn über das Eisengeländer in die Elbe zu werfen. Andre rissen ihn wieder zurück, doch sein Hut, Schwert und Brieftasche flogen wirklich hinunter ins Wasser. Es gab viel Unruhe und nachmittags um vier kam es zu ernstlichen Thätlichkeiten. Mehrere Bürger sind arretiert, doch hat das die übrigen nicht verhindert, gestern Abend noch dem General Reynier die Fenster einzuwerfen. Seitdem steht nun das verhängnisvolle Loch in der Brücke mit Kavallerie umstellt, doch lassen die Bürger sich weder schrecken noch einschläfern. Alle unsre Bekannten haben teils Dresden, teils nur die Neustadt verlassen. Die Franzosen stehen die ganze Nacht unterm Gewehr, alle Wagen angespannt, alle Pferde gesattelt, und man erwartet, scheint es, nur ein Signal, um die Brücke in die Luft zu sprengen und davon zu eilen. Da alle Bitten und Vorstellungen der guten, alten Prinzeß an den Marschall Davoust diesen nicht zu bestimmen vermocht haben, die Brücke unzerstört zu lassen, so hat man ihr wenigstens die letzte Forderung gewährt, daß das Unterminieren der Brücke durch geschickte sächsische Bergleute und nicht durch zerstörungssüchtige Franzosen besorgt werden soll, wozu auch bereits eine Anzahl von Freiberg herkommen soll. Die Todesangst mancher ist unbeschreiblich bei diesen Anstalten — doch noch ist keine Furcht in meine Seele gekommen — es muß das alte Herrenblut wohl noch in mir leben. Ich empfinde nur die tiefste Indignation über diese nutzlose Barbarei. Mein Herz brennt mir in der Brust, denke ich des neuen Jammers, den sie hier stiften können. —

Eben war unser Hauswirt, der Herr von der Breling, hier und sehr bewegt — er sendet seine Frau und Kinder weg, denn der ganze Generalstab zieht hier ein, und man hat es groß vor. Doch ich weiß es ja, in wessen Hand wir sind und bleiben.

Die Proklamation aus Jüterbog! — auch wissen wir schon wie es in Wittenberg hergegangen ist. Nein, ich fürchte meine Freunde und Landsleute nicht! Jetzt macht man kein Geheimnis mehr daraus, daß die Brücke gesprengt werden soll, und wer sich dem widersetzt, ist mit Galgen und Rad bedroht, und mit ihm die ganze Stadt. Jetzt ist es still und ängstlich wie vor einem starken Gewitter.

18. März.

Wir leben immer noch in Erwartung und Angst. Gestern ging ich mit meinem Mann über die Brücke — die Luft war da so rein, die arme Elbe so still, und unsere Bergleute untergruben wie Maulwürfe die sterbende Brücke und stiegen mit so ehrlichen, ruhigen Gesichtern in die tiefen Schachte, als sollten sie auch da Goldadern auffinden. Wie danke ich Gott auch darin für seine Hilfe, daß man es unsern ehrlichen und geschickten Bergleuten erlaubt hat, die Mine zu legen — denn so wie die Franzosen es angefangen hatten, wären wir vielleicht alle mit in die Luft geflogen. Es war unser Gang ein stiller Abschied von dieser Krone aller Brücken.

Die Neckereien und Plänkeleien hören garnicht auf — also zogen unsre sogenannten Beschützer vorgestern aus, um die wilden Horden zu sehen — es war ihnen aber nichts begegnet auf dem Wege, und sie kamen spät abends wieder. Doch gestern morgen sah man die „Barbaren" wieder auf ihrer alten Stelle. Indessen werden alle Häuser verrammelt, weil man eine Art Plünderung von den Franzosen erwartet — und doch soll der große Marschall Davoust unser Schutz sein.

Heute sind die Palliſaden an den Thoren geschlossen, es darf niemand mehr hinaus oder herein. Wie ist Dresden so verändert! Könnte ich nur das hohe Kreuz, das Kruzifix auf der Brücke retten! Dieses Abbild unseres Erlösers mit der Dornenkrone sieht so wehmütig auf die Menschen herab. Doch gerade zu seinen Füßen ist das größte der fünf Löcher — und die Brücke selbst wird wohl nichts retten, fürchte ich.

Abends.

Ich war wieder auf der Brücke, aber matter als ich hin ging kehrte ich zurück. Es ist ein ergreifendes Gefühl, so über den Tod wegzuschreiten. Man geht und tief unter einem wühlen die Unterirdischen und säen Vernichtung aus.

21. März.

Vorgestern am neunzehnten mußten wir früh um sechs Uhr alle Fenster des Hauses öffnen und durften nicht einheizen, weil die Brücke gesprengt werden sollte, und man erwarten mußte, daß alle Fenster springen und alle Öfen einstürzen würden bei der Explosion. Wir gingen alle ins Hofzimmer neben der Küche, weil wir uns da am sichersten glaubten. Nach langem Harren kam ein zweiter Befehl, erst nach dem dritten Kanonenschuß werde es vor sich gehen. Wir hatten schon die ganze Nacht nicht ruhen können vor dem entsetzlichen Tumult

und Lärmen der französischen Truppen, die unter unserm Fenster wirtschafteten, als sollte der jüngste Tag anbrechen. Brelings Haus war verschlossen, was mir nicht unlieb war, denn nun konnte von dem Gesindel auch niemand herein. Als wir endlich zwei Kanonenschüsse gezählt hatten, rief unsere kleine Adelheid beinah mit Thränen: „ach Gott, unser Vogel ist noch vorn!“ Die Puppe hielt sie fest im Arm, so lief sie fort, ohne auf unsern Zuruf zu achten — ich lief ihr nach, da begegnete sie mir schon mit dem Vogel, der auch glücklich mit uns allen vereinigt war, als der so entscheidende letzte Kanonenschuß losdonnerte, und um halb neun Uhr, in einem Moment, war der herrliche Kunstbau zerstört! Der Neustädter Stadtrichter hatte in der Nacht noch das Kruzifix und das eiserne Brückengeländer abnehmen und in Sicherheit bringen lassen. — Die sind gerettet. — Von meiner inneren Trauer sage ich nichts — mein Trost ist, daß der hassenswürdige Anblick jenes Volkes mir zugleich entzogen wurde, und daß ich ihr wildes Geschrei nicht mehr hören soll, denn nun scheidet uns die Elbe, sie hausen blos noch in der Altstadt, und wir sind für jetzt ganz befreit von ihnen. Nächst Gott sind wir unsern Bergleuten den Dank dafür schuldig, daß außer der Brücke nichts zertrümmert und kein Mensch beschädigt worden ist, denn jene Unmenschen hätten uns alle mit in die Luft gesprengt samt unseren Häusern, so hatten sie die Sache angelegt — doch hatten nunmehr die guten Bergleute die Minen so gelegt, daß die Explosion weniger in die Luft, als nach unten ins Wasser ging. So lag denn auch die Elbe dort voll Schutt und Steine, die den Grund ausfüllten und oben aus dem Wasser hervorsahen. — Ach welch trauriger Tag! An den Pallisaden des schwarzen Thores uns zunächst stand noch einige Mannschaft, um zu schießen, wenn sich etwas sehen ließe. Lebensmittel durften von dieser Seite nicht herein, und von der Altstadt aus konnten wir nichts erlangen, da die Brücke nicht mehr gangbar war, und die Franzosen von unserer Seite alle Kähne und Fischerböte in Beschlag genommen hatten — und so litten wir schon an manchen Dingen Mangel, z. B. Milch, Butter, Eier u. s. w. Mit Reis, Grütze, Mehl, Linsen, Erbsen und getrocknetem Obst hatten wir uns versehen, so daß wir doch nicht Hunger leiden mußten, doch wurde es mir sehr schwer, für mich und die Kinder die Milch zu missen, und auch mein Mann mußte seinen Kaffee schwarz trinken. Auch war bald kein frisches Fleisch mehr zu haben, da auch kein Vieh mehr hereingelassen wurde.

Gestern am 20. wurden wir durch eine Kanonade geweckt — beim kleinen Gehege an der Elbe ist eine Batterie angelegt, und da hörte ich Kanonen-, hier Flintenschüsse. Ich eilte ans Fenster und,

mich hinausbeugend, sah ich Kosaken vor dem Thor vorüber reiten — hin und her — auf die unsre Helden durch die Planken schossen! Dieses nutzlose Schießen hat nicht aufgehört bis zum Abend, wo die Kosaken zum zweitenmal hereinsagen ließen, sie wären das Schießen nun müde, und wenn die Sachsen nicht aufhörten, so würden auch sie schießen — denn bisher war von jener Seite kein Schuß gefallen. Sie hielten ruhig da, und wenn es so recht platzte, nahmen sie ihre Mützen ab wie zur Danksagung. Da gingen M. und der Stadtrichter hinaus, um selbst mit den Offizieren zu sprechen, die sie sehr erzürnt gefunden haben sollen. Sie sagten, wie sie ihre Leute kaum mehr hätten abhalten können, in die Stadt zu dringen, denn es wären ihrer mehrere verwundet worden. Nun hörte das Schießen hier auf. Die Kosaken promenieren ruhig draußen vor den Schranken und wir diesseits. Sie thun keinem Kinde was zu leide. Doch gestern Abend war ein gewisser Schrecken in die Neustädter gefahren, sie glaubten nämlich, die Kosaken würden nun sogleich in die Stadt dringen, um, von der Altstadt aus durch Kanonenschüsse aufgereizt, zu plündern und zu rauben in der armen Neustadt. Ich teile diese Angst nicht und habe diese Nacht gottlob recht ruhig geschlafen, denn wenn sie hätten hereinkommen wollen, so wären sie schon längst da — die Pallisaden würden sie nicht zurück gehalten haben. Doch sind alle Kanonen der Altstadt auf uns gerichtet, denn sie scheinen dort immer noch einen Überfall von hieraus zu befürchten.

22. März.

Sehe ich aus dem Fenster, so erblicke ich lauter Kosaken und höre nur russisch sprechen. Das Vaterland kommt zu mir! ich war außer mir, meine Thränen tropften mir unbewußt auf die armen halb Wilden, von Gott gewürdigt und geweiht für die gute Sache. Ach, möge der Herr auch ferner mit ihnen allen sein.

23. März.

Wir speisten heute bei Herrn von der Breling, der es sehr wünschte, denn es war ihm etwas unheimlich bei seinen Gästen. Er hat fünf Kosakenoffiziere und zwanzig Gemeine in Quartier. Unser Vorhaus und Treppen sind oft gefüllt mit diesen, die oft in meine Stube kommen und sich freundlich nach allem umsehen, was ihnen fremd erscheint. Besonders aber zieht das große Bild der Madonna nach Raphael, die sogenannte Himmelskönigin, sie an und macht ihnen unser großes Zimmer zu einer Kirche. Einer dieser Leute, der sich garnicht satt sehen konnte daran, sah traurig aus und

bedeutete mir, da ich nicht viel russisch verstehe, die Franzosen hätten in Moskau alle Kirchen entweiht und hundertundzwanzig Bilder zerhauen und zerstört! Der Kosakengeneral Damidoff hat einen pechschwarzen Bart und dadurch ein furchtbares Aussehen, er spricht aber sehr gut französisch, dichtet, zeichnet und ist ein Verehrer der schönen Künste. Der Oberst ist ein junger, sehr hübscher Mann, der Graf Orloff ein fein gebildeter, wohl aussehender Mann. Der Oberstleutnant ist aus Tobolsk — aus Sibirien — aber sein erstes Wort, da er hier müde vom Pferde stieg, war: „pour l'amour de Dieu, donnez moi un piano“ — und nun ließ er Essen und Trinken stehen und spielte sich erst satt. Einen Bart hatte er aber wie ein Patriarch. Der Fürst Madutoff ist ein Tscherkesse und konnte uns nur drei Sprachen anbieten und leider alle vergebens — nämlich türkisch, persisch und russisch. Alle ihre Ansichten in Auffassung des Krieges waren mäßig und ruhig. Sie hofften alle zu siegen — nicht durch ihre Kraft, sondern weil der Herr sich auf ihre Seite gewendet habe.

25. März.

Nicht allein der Aufruf des Prinzen von Preußen hat mich ergriffen, sondern überhaupt das jetzige Benehmen der Preußen rührt mich in der Seele. Sie sind jetzt anspruchslos, bescheiden und fromm, wie sie zu Anfang des Krieges anmaßend, frech und gottlos waren. Wenn ich daran denke, wie sie mit dem Prinzen Louis hier durch Dresden kamen in ihren glänzenden, reichen Uniformen, schreiend und prahlend, wie bald sie mit diesem Feinde fertig werden wollten — indes der Punsch auf den Straßen mitsamt den Citronen darin herumströmte! Nun, in einer einzigen Schlacht waren sie total geschlagen und dem gewaltigen Feinde dienstbar geworden, denn Gott widerstehet den Hoffährtigen. Er wird sich nun aber auch der Zerschlagnen, Gedemütigten annehmen und erbarmen. Ja, wir wollen wieder hoffen — Er, unser Herr und Gott, wird alles gut machen und zur rechten Stunde das grauenvolle Gewirr wieder entwirren und ordnen. Unser Kaiser wird den 22. April hier sein, denn das Hauptquartier wird nun nach Dresden verlegt.

12. April.

Gestern gleich nach Tisch gingen wir spazieren und kehrten in Antons Garten ein. Dort an der Elbe tranken wir unsern Kaffee mit einer Anzahl von Menschen, und vom andern Ufer, vom Link'schen Bade her, erschallten die Stimmen von singenden preußischen Schützen.

Die Stimmen waren eintönig und unharmonisch, doch „wir Schwarzen" hieß es — und der Refrain war immer, das Vaterland zu retten. Ich blickte gedankenvoll und andächtig hinüber, als ich eine Schwalbe, die erste in diesem Jahr, erblickte und laut aufjauchzte vor Freude. Man glaubte mir nicht, doch sie kam wieder und umkreiste uns und senkte sich so nah auf mich herab, daß sie mir beinah in die vorgestreckte Hand flog. O wie schämte ich mich jetzt, da ich bemerkte, daß mein unerwarteter Ausruf alle Gesichter der Menge zu mir gekehrt hatte, auf denen ich nun zu lesen glaubte: wie kann man sich um einer Schwalbe willen so freuen! Wir brachen auf, mein Mann und die Kinder mit mir, und gingen nach Blasewitz und fanden die ganze Ebene mit wohl dreitausend Arbeitern angefüllt, ob es gleich der Palmsonntag war. Sie machten Schanzen-Körbe und Schanzen, denn es wird dort ein Brückenkopf angelegt und auf fünfunddreißig Elbschiffen ward gearbeitet, um sie zur Schiffbrücke zuzurichten. Darauf ließen wir uns über die Elbe setzen und gingen ins Bad, wo wir die schwarzen Schützen wieder singen hörten. Es sind herrliche, junge Leute, und dieses Corps besteht aus Künstlern, Studenten und Gelehrten. Heute speiste einer der Offiziere bei uns, ein lieber Mann — er ist aus dem schlesischen Gebirge, ist angestellter Gerichtsdirektor und hat ein Gehalt von zwölfhundert Thalern — davon giebt er die Hälfte einem armen, aber würdigen Mann, der solange sein Amt verwaltet, er selbst aber ist ausgezogen mit so vielen andern sich daheim gut stehenden Familienvätern, die Weib und Kinder und Amt und Gut verlassen haben, um zur Rettung des Vaterlandes mit beizutragen.

Die Nacht zwischen dem 26. und 27. März zogen die Franzosen in aller Stille ab, und die Altstädter strömten von früh an zu uns herüber, und ein so rührend freudiges Wiedersehen hatte ich noch nie erlebt. Menschen, die sich sonst kaum beachteten, küßten und umarmten sich und lagen wie freudetrunken einer an des andern Brust. Selbst ich mußte aus einem Arm in den andern; und sogar Professor Hartmann und der alte Seidelmann haben mich zärtlich an sich gedrückt, und der alte matte, kranke Neuwerk warf sich stürmisch in meines Mannes Arme, als umfaßte er eine wiedergefundene Braut! Das damalige Zögern der russischen Truppen schien hier viele zur Ungeduld zu reizen — sie bedachten aber nicht, daß die Aufgabe hier war, die Stadt ohne Schwertschlag einzunehmen, ohne einem Sachsen wehe zu thun und ohne auch nur einen Dachziegel zu zerbrechen und zu beschädigen. Drängten sie sich gewaltsam in die Stadt, so wurden sie mit schuld an der Zersprengung der Brücke, die ihnen nun wenigstens nicht zur Last gelegt werden kann, denn diese Barbarei

hat Deutschland nun nicht den nordischen Barbaren, sondern den feingebildeten Franzosen zu danken, und alle Dresdner müssen bezeugen, daß diese Frevelthat von denen, die sich Freunde und Beschützer Sachsens nannten, gänzlich nutzlos verübt wurde.

Unsre Elbe ist jetzt so bedeckt mit Kähnen und Gondeln, als es nur immer die Kanäle in Venedig sein mögen, und am Wiesenthor ist es bunt von Menschen wie ein Blumenteppich, von Einschiffenden und von Landenden. Aber die Krankheiten haben uns die Franzosen dagelassen, die allerbösesten Nerven- und Fleckfieber. Ich sprenge auch im ganzen Hause täglich Weinessig aus und habe immer Essig mit gestoßenem Gewürz im Ofen stehen und räuchere überdem noch mit Wacholderbeeren. Wir haben gottlob auch schon wieder nach Livland schreiben und meiner Mutter und Geschwistern wie auch meines Mannes Zwillingsbruder Nachricht von uns geben können.

13. April.

Auch der junge Maler Kersting zieht mit den schwarzen Schützen. Er ließ sich damals bei uns in Neustadt einsperren, als die Brücke gesprengt wurde, um nur nicht in der Altstadt, wo er wohnte, mit den Franzosen zusammen sein zu müssen. Er war froh wie ein Kind, da es nun unmöglich geworden war, hinüber zu kommen und schnitzelte unsern beiden Jungen Bogen und Pfeile und Kosackenpiken, mit denen sie nun den Franzosen entgegengehen wollten. Dieser Kersting sagte mir heute, es brächte immer das höchste Glück, wenn man am Palmsonntag die erste Schwalbe sähe.

am 16. Mai 1813.

Ach ja, wir haben wohl mancherlei Not erlitten! — Das achtundvierzigstündige, heftige Kanonenfeuer an der Brücke und bei Briesnitz, von einem fortwährenden Musketenfeuer begleitet, war nicht, was mich ängstigte, obgleich eine Kugel unser Fenster zerschlug und in mein Bett fiel. Da ich aber früh aufstehe, traf es mich nicht, sondern nur mein Kopfkissen. Doch weiterhin die brennenden Städte und Dörfer, der gänzliche Brotmangel und dabei die schwere Einquartierung — dies hat manche zur Verzweiflung und mich um meine letzten Kräfte gebracht. Wir selbst wohnen nur zur Miete, und doch hatten wir einen französischen General, einen Oberstleutnant, der Kommandeur genannt wurde und sechs Bediente unterzubringen und zu beköstigen, indem diese alle auch noch ihre Pferde hatten. Und nun Mangel an Brot, an Fleisch — vor allen Backöfen steht Militärwache,

indem sie das Brot, das für alle Einwohner gebacken wird, gleich heiß aus dem Ofen an sich nehmen — ihr Kommißbrot verkaufen sie dagegen den Städtern. Semmeln sind gar nicht zu haben, kein Bier, Mangel an den gemeinsten Lebensbedürfnissen.

Am elften war meines kleinen Gerhard Geburtstag, den ich diesmal den Kindern ganz verschwiegen hatte, da ich ihnen nichts als Kommißbrot und etwas Blutwurst zu geben hatte. Sie hatten es aber dennoch herausgebracht, daß es der so fröhlich gefeierte Geburtstag war, an dem es schon immer Blumen — und Schmetterlinge gab. Mein kleiner Junge weinte bitterlich, weil er den Geburtstagskuchen schmerzlich vermißte. Ich sandte also heimlich zu der Frau eines Konditors und ließ sie um eine Kleinigkeit der Art bitten. Ihre Antwort war aber gewesen: sie machten nichts dergleichen mehr, weil die Franzosen ihnen alles wieder gewaltsam abnähmen, ohne sie zu bezahlen — und erst nach langem Bitten suchte sie noch drei Bonbons hervor, die sie mir sandte — doch dürften die Franzosen sie nicht sehen, sonst brächten sie sie noch um! Es bekam also jedes der Kinder ein Bonbon unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und die armen Kleinen kauerten sich hinter mein Bett nieder, um ganz vergnügt diesen Geburtstagsschmaus zu verzehren, wobei es sehr still herging, um ihr Glück nicht zu verraten. — Ich mußte alles meinen Kindern entziehen, um es den Feinden zu geben — doch haben wir zu danken für die genügsamen und bescheidnen Menschen, die auf unser Teil kamen. Man sendet sich jetzt in verdeckten Körbchen — wie sonst Weintrauben und Aprikosen, heimlich Kommißbrot zu, und auch das wird einem selten, und es sind schon mehrere vor Hunger umgefallen. — Der Offizier, dem ich eine Semmel sandte, wollte mir diese Wohlthat nie vergessen. Semmeln waren gar nicht mehr zu haben, und auch diese hatte mein Arzt mir heimlich verschafft.

Bischofswerda liegt gänzlich in Asche und gewiß nicht durch die Russen. Gestern hatte ich die einzig frohe Stunde, da ich in meiner Stube einige geplünderte Kinder speisen, kleiden und spielen ließ. Die sorglose ruhige Freude dieser Unschuldigen brachte auf Augenblicke ein gänzliches Vergessen über meine Seele.

25. Mai 1813.

Unser Haus ist wieder voll Leute — zum Glück bescheidenen, denn sonst wüßte ich nicht, was anfangen, denn meine einzige Magd mußte ich nach Meißen gehen lassen, um Bruder, Vater, Kind und Schwesterkind begraben zu helfen. Sie war so außer sich vor

Schmerz, daß sie mir jetzt ohnehin hätte wenig beistehen können. Die liebe Hofrat Zezschwitz verlor auch unterdessen ihr liebes, blühendes Kind, ihren Benno, am Scharlachfieber. Den dritten Tag, ehe sie sich besinnen konnte, war er tot. Nie ist mir ein so sanft und schön getragener Schmerz vorgekommen. Welche Kräfte giebt der Herr den Seinen.

Des Kaisers und Königs Einzug brachte schon von früh an Menschen zu uns, die sich unsrer Fenster bedienen wollten. Der erste von diesen war Goethe. Er fand mich mit den Kindern noch allein und war sehr liebenswürdig, d. h. wir genierten einander nicht. Ich trug ihm den Sessel vor das Mittelfenster hin — ich war zu bewegt, um sprechen zu können.

Nun aber füllte sich das Zimmer, und so ging es fort bis zwei Uhr — ich war sehr müde — dabei die beständige Janitscharenmusik gerade unter den Fenstern. Als sie nun endlich kamen und alle Glocken läuteten — als sie zu Pferde in der Allee hielten gerade unter unseren Fenstern, und nun die vielen tausend Stimmen wie in einem lang gehaltenen Schrei sie begrüßten — als die unzähligen Geschwader vorbeizogen und die Musik — das Geschrei, die wehenden vaterländischen Fahnen — die mich mehr als alles andere rühren — da war ich wirklich ermattet. Und nun mußten wir zu Mittag essen und die schwarze Tante, die nicht durchs Gedränge fort konnte, zu Mittag bei uns behalten. Goethe ging gleich nach Tisch von uns, um zu schlafen, und ich hing wie eine überreife Kornähre vorn über und ließ mich vollends zerarbeiten bis um 4 Uhr, da Goethe erwachte und zum Kaffee kam. Nun versuchte ich zu schlafen, umsonst — ich mußte immer wieder heraus, bis es Zeit war, zur Illumination Anstalten zu machen, die meinen angespannten Nerven und müden Augen garnicht wohl that.

Hiermit schließen die Tagebuchsaufzeichnungen. Die Familie verließ im August das immer mehr von Kriegsnöten heimgesuchte Dresden, um im Ballenstedt, im Elternhause der schon öfters genannten Schülerin Kügelgens, Karoline Bardua, ruhigere Zeiten abzuwarten, wie davon in den „Jugenderinnerungen" W. v. Kügelgens ausführlich erzählt ist. Auf der Rückreise im Frühjahr 1814 wurde noch ein Aufenthalt bei lieben Verwandten in Hummelshain genommen, dem altenburgischen Oberforstmeister v. Ziegesar, dessen Frau Marie, geb. v. Berg, eine Livländerin und Cousine Lilla's war.

Hier erkrankte letztere am Nervenfieber und lag 8 Wochen darnieder. Von da sind auch die nächsten erhaltenen Briefe datiert, die nun folgen.

Hummelshain, am 20. April 1814.

Teure Eltern und Geschwister! Das ist der erste zusammenhängende Brief, den ich seit meiner Krankheit schreibe, und um mich nicht wiederholen zu müssen, richte ich ihn an Eltern, Geschwister und Freunde. Ich hätte so vieles zu sagen — doch wer kann jetzt schreiben! Nur denken, nur empfinden kann man das unerhörte Glück, den Jubel dieses ganzen Weltteils — nur auf den Knieen möchte man liegen und unaufhörlich Gott danken für diese Erlösung der Welt! Ach, sind wir es auch wert, solche Wunder erlebt zu haben! Wie hat sich Gottes Macht und Erbarmung verherrlicht — so verherrlicht, daß auch die Verstocktesten seine Nähe empfinden und glauben. — Ich las gerade, da der Menschenfeind nach Rußland ging mit seiner unermeßlichen Macht, im alten Rollin von Sanherib, wie auch er mit ungeheurem Heere auszog und sagte: ich bin der Herr der Herrn, ich bin der König der Könige u. s. w. und sagte zu einer Freundin, die gerade bei mir war: ist's nicht als spräche Napoleon hier? Alles paßt auf ihn, möchte das Ende jenes Feldzuges auch diesem ein Vorbild sein, denn Gott schlug ja das ganze Heer Sanheribs und er, der die Könige von ihren Thronen nehmen wollte wie die Henne von ihrem Nest und die Völker zerstören, wie man die Eier zertritt — kehrte allein durch alle die von ihm zerstörten Provinzen zurück — einen Ring durch die Nase, d. h. von Gottes mächtiger Hand bezwungen und zurückgeschleudert. Ach Gott, Gott, der Du den Schwachen beistehst, die Dich anrufen! Ich sah Napoleon so in Dresden zurückkommen — allein, verlassen, flüchtig in zerrissener Kleidung, und in Meißen mußte sogar sein Mameluck zurückbleiben, weil er beide Füße erfroren hatte und sich etwas Ruhe geben mußte. Doch noch erkannte er die starke Hand Gottes nicht — aber nun, nun wird er sie erkannt haben, wenn er noch lebt. Bei der Friedensnachricht hier, sehnte sich die ganze Dorfgemeinde, Gott in der Kirche gemeinschaftlich zu danken — doch unglücklicher Weise war der Prediger nach einer benachbarten Stadt gegangen, und der Schulmeister auch nicht da. Ich hätte gern die Orgel gespielt, doch die Kirche war verschlossen. Doch den Abend versammelte sich die ganze Dorfgemeinde mit kleinen Handlaternen unter den zwei großen Linden vor dem Hause, Ziegesars Jäger bliesen die Melodie der Danklieder sehr gut, und Jung und Alt sang aus vollem Herzen mit. Nie hat mich etwas mehr gerührt — tausend und abertausend Sterne funkelten über uns und schienen freundlich niederzublicken auf diese guten Menschen, die so unaufgefordert aus eignem Herzensdrang lieber beten und danken wollten als tanzen. Indes war der Prediger gekommen und stand nun mit

einem Male unter seinen Pfarrkindern, die sich alle ehrerbietig in einen Kreis um ihn drängten — so hielt er unter den blinkenden Sternen ein Dankgebet. Nun zogen die Leute auf die Höhe des Feldes, das ganz umkränzt vom Walde, lauter Echo ist — hier sangen sie ihr Te deum, und nach jedem Verse wurde geschossen, und der Nachhall zog sich wunderbar um den Wald herum, wie ein majestätischer Donner. Ach, ganz Europa jauchzt mit uns — die Sieger wie die Besiegten — denn auch sie sind jetzt Erlöste wie wir. — Welch ein Auferstehungsfest war das! Immer noch klingen mir die Worte des Heilandes in den Ohren: „Friede sei mit Euch!" — So sind noch keine Ostern gefeiert worden, und dazu das himmlisch schöne Wetter. Vom ersten April an haben wir unausgesetzt Sommerwetter — es ist so sehr warm, daß selbst ich seit acht Tagen schon Sommerkleider tragen muß. — Denken Sie nun, teure Eltern, — denkt meine Schwestern und Brüder, wie mir zu Mute sein muß nach einer langwierigen tödlichen Krankheit in Mariens Hause, in dieser Frühlingsluft, in der Gewißheit: es ist Friede! Ach, und welch ein glorreicher Friede und welch ein dauernder, will's Gott! Wir haben in diesem Kriege garnichts verloren, was wir nicht freiwillig hingaben. Gott hat uns wunderbar beschützt und mehr gesegnet, als wir es je verdienen können. Nie, nie werde ich vergessen, wie nah seine Hilfe uns immer war.

Gerhard hat während meiner Krankheit ein großes Bild gemalt: eine Jünglingsgestalt, die vereinigte Macht der Alliierten personifizierend, stürzt Napoleon vom Throne in einen Ort der Qual hinab. Im Sturze sucht er noch eine große, giftige Schlange auf den Jüngling zu schleudern, doch die beißt ihn selbst in den Arm. Der Jüngling, der den nie fehlenden Speer dem Feinde nachwirft, hat das Georgen-Kreuz auf der Brust und ein Gewand mit Rußlands Farben — sein Mantel ist umsäumt mit Preußens Schwarz und Weiß und in den Zipfeln ist das eiserne Kreuz angebracht. Der Schild ist mit dem Theresienkreuz bezeichnet, und die leichte Fußbekleidung hat die schwedischen Farben. Sein Helm trägt das alte Sinnbild Deutschlands — den Vogel Greif und ist mit frischem Eichenlaub umkränzt Die Weltkugel, mit einer eisernen Kette gefesselt an den goldenen Thron des Unholds, erhebt sich schwebend und frei — denn die Kette ist gesprengt! — Dieses sehr schöne Bild, das mein Gerhard in einer wahren Begeisterung in drei Wochen vollendet hat, sandte er sogleich im März nach Dresden zur Ausstellung. Furchtsame Seelen fanden dies sehr gefrevelt und glaubten immer, der Unhold käme bald wieder und würde diese Unbill nicht ungerächt lassen — doch kam das Bild

auf der Ausstellung an und kann noch kaum aufgehängt und gesehen worden sein, so kamen die glücklichen Nachrichten Schlag auf Schlag nacheinander, und ich denke gerade der Umstand, daß dieses Bild vor dieser glücklichen Entwickelung gemalt wurde, soll es um so berühmter machen. —

Als die Briefe aus Harm ankamen, war ich noch sehr krank und konnte sie nicht gleich lesen ... Wie mich Emiliens Brief erfreut! Dieses liebenswürdige Geschöpf ist immer noch die Alte! Wo eine andre vielleicht vergrößern und klagen würde über die Einsamkeit, Unsicherheit, Räuber u. s. w., macht sie alles, was ihre Lieben ängstigen könnte, so klein, so gering und schreibt nur von Glück und Freude. Gott erhalte ihr beides!

Von Marien hier sage ich nichts. Fritzchen Bock und die Mengden werden genugsam erzählt haben, doch das eine muß ich nur sagen — es ist ein gar liebes Geschöpf, und wir sind überdem in unsrer Kinderzucht und in allen Dingen so eines Sinnes, daß bei unserm Zusammensein selbst in Hinsicht der Kinder gar kein Mißverstehen möglich ist.

Marie hat für ihre Jahre einen außerordentlichen Ernst, der, verbunden mit einer seltnen Sanftmut und einem gebildeten Geist, sie zu einer der vorzüglichsten Frauen macht. Wer hätte gedacht, daß die kleine Marie von ehemals mir hier als einzige Verwandte eine so geliebte und tröstende Freundin werden sollte. So lange mußte ich in Deutschland leben, ohne sie kennen zu lernen. Auch Ziegesar ist ein vortrefflicher Mann — in jetzigen Zeiten ein wahres Juwel. — Die Kinder sind herrlich und wie zu Zwillingsgeschwistern mit den meinigen geschaffen. Hermann und Wilhelm, Otto und Gerhard, Marie und Adelheid. Letztere haben eben ihr Spiel hier neben uns — auf einer kleinen Küche werden noch einmal einige Ostereier gekocht und angerichtet — und die Knaben sitzen in einer Laube des Gartens mit ihrem Lehrer und haben ihre Stunden. Mir ein lieblicher Anblick! — Hier werden jetzt nichts als Choräle gesungen, und die Kinder öffnen auch schon wie die jungen Vögelchen den Mund zum Lobe Gottes. Herr Bering, der Lehrer, ist so gütig, ihnen einige Choräle mit viel Mühe singen zu lehren, und ich kenne nichts lieblicheres, als diese rührenden Kinderstimmen sich zu Dankliedern vereinigen zu hören. Ich denke daran, wie wir als Kinder auch schöne Motetten singen mußten, und wie unsre alte Woiseckſche Großmutter dann oft weinte. Viele Grüße Euch allen! ...

Ich küsse meinen teuren, geliebten Eltern die Hände in dankbarer Rührung als Ihre gehorsame Tochter Lilla.

Lilla an die Geschwister ihres Mannes am Rhein

Hummelshain, am 24. April. 1814.

Meine guten Geschwister! Wie froh bin ich, daß ich Euch endlich wieder einmal schreiben kann mit der Hoffnung, daß der Brief auch in Eure Hände kommen werde. Früher konnte und wollte ich Euch nicht schreiben, denn wer hatte damals Gutes zu melden? und wer hätte wagen können dorthin zu schreiben, wenn man es auch gekonnt hätte!

Bis Mitte August vorigen Jahres haben wir alles Elend der Dresdner geteilt. — Doch, da die Thore geschlossen werden sollten, und man einer harten Belagerung entgegen sah, nahm Gerhard eilig Pferde, die letzten die man bekommen konnte; wir ließen alles zurück, sogar unsre Einquartierung, die Herr von Breling zu beköstigen versprach, und flüchteten nach Ballenstedt am Harz, wo wir einen ruhigen Winter verlebten, und wo mein guter Gerhard beim Herzog und der Herzogin sogar Arbeit bekam, was in Dresden unmöglich gewesen wäre. Am 16. Februar dieses Jahres kamen wir hierher zu einer Cousine von mir, die hier an den Oberforstmeister und Kammerherrn von Ziegesar verheiratet ist, und wo wir nach herzlicher Einladung liebevoll empfangen wurden in der ruhigen Gegend. Hummelshein ist ein Jagdschloß des Herzogs von Altenburg und liegt vier Stunden von Jena. Acht Tage nach unsrer Ankunft hier, befiel ich krank am Nervenfieber, das in ganz Deutschland wütete — sechs Wochen lag ich hart darnieder, gottlob ohne die Hausgenossen anzustecken. Ich durfte lange nachher nicht schreiben und bat oft Gerhard, Euch Nachricht zu geben, doch war er zu unruhig, und nach diesen einzig beglückenden Nachrichten des Friedens mußte er gleich fort zur Großfürstin nach Weimar, um ihr seine Aufwartung nach diesem glücklichen Ereignis zu machen, und so will ich gleich die erste Gelegenheit ergreifen und Euch schreiben, voll Sehnsucht, zu hören, wie es Euch unterdessen gegangen ist — wie Dir, liebe Mariann — hat Dein Sohn Franz mit fort gemußt? Wie tausend- und tausendmal habe ich an den lieben Jüngling mit Herzklopfen gedacht und gewünscht: ach möchte er seine Jugendkraft nicht diesem schmählichen Kriege wider die gute Sache opfern müssen? Jetzt wird Holthoff auch anders über unsern Kaiser Alexander urteilen als damals, als sein Bildnis dem kleinen Franz gefiel, und Holthoff meinte: Napoleon, das wäre ein Mann! Ja ein Mann war er, aber einer, vor dem der barmherzige Gott uns und die Welt auf immer bewahren möge! Und welch ein Segen für die jetzt Besiegten, daß der Kaiser von

Rußland weder Eigennutz noch Rache kennt, daß er nur Glückliche machen will und lieber geliebt als gefürchtet sein will. Die arme, nun schon so lange blutende Nation, die Franzosen, die durch ihren Kaiser ein Abscheu der Welt wurden — auch sie sind jetzt erlöst. Ich weiß es wohl, daß weder Alexander noch Friedrich Wilhelm das vollbringen konnten — nur redlich wollen konnten es diese menschlichen Monarchen, beginnen den damals ungleichen Kampf ohne Selbstsucht, im Vertrauen auf Gottes Hilfe, und Gott hat wunderbar geholfen. Ach hast Du sie ziehen sehen unsre zarte Jugend? Dabei die verheirateten Männer, die die einträglichsten Stellen verließen, von heiliger Glut fürs Vaterland beseelt — hast Du sie ziehen sehen, Cordula, alle mit dem heiligen Kreuzeszeichen auf ihrer Stirn wie zu einem neuen Kreuzzuge ausgerüstet, Männer, die Frauen und Kinder und Bräute zurückließen! Die Frauen und Mädchen haben alle ihr Geschmeide, Ringe und Halsketten hergegeben und für die Ausziehenden zu schnellerer Equipierung, Hemden und Kniebinden genäht, Strümpfe gestrickt und unaufhörlich Charpie gezupft für die Verwundeten. Da habe ich gesehen was Liebe, Einigkeit und ein allgemeiner Enthusiasmus fürs Vaterland thun können. Uns hat Gott wunderbar bewahrt. Auch als wir in Dresden waren, plünderten die Franzosen, die damals als Freunde und Beschützer hinkamen, links und rechts. Man hatte Galeeren-Sklaven, Zuchthäusler, Diebe und Mörder von der Kette gelassen, Menschen, denen Galgen und Rad auf dem Rücken eingebrannt war, und sie uns armen schutzlosen Bürgern zur Einquartierung übergeben. O, was sind da für Greuel geschehen! Doch auch in dieser Hinsicht hatten wir immer nur Gott zu danken. Wir hatten Franzosen, dann Russen und Preußen, dann wieder Franzosen einquartiert und immer gute, friedliche Menschen. Denkt nur, daß in Dresden neunfache Einquartierung war, d. h. neunmal soviel als gesetzmäßig ist. So bekamen also auch die Mietsleute so viele. Wir hatten auf einmal drei französische Offiziere mit sechs Burschen und ihren Pferden — Du, Cordula, kannst also denken, daß wir alle in unserer kleinen Hofstube schlafen, essen und wohnen mußten, und daß außer Gerhard, bei dem ichs nicht zuließ, wir andern alle auf Stroh liegen mußten. Dabei war eine wirkliche Art von Pest in Dresden, ich räucherte beständig mit Weinessig und Wacholder und auf unsre Taschentücher war immer Pestessig gegossen. Dabei wurde der Mangel so groß! um unsere Gäste nur anständig zu sättigen, mußten wir selbst von Kommißbrot und Blutwurst leben. Nach unsrer Abreise ging aber die Not erst recht an — ich mag es nicht wiederholen, was die Franzosen da alles auf den Straßen gegessen

haben. Einmal übergiebt sich ein Hund — und so ein armer verhungerter Franzose fällt darüber her und ißt es noch ganz warm! Ach, wie schrecklich hat Gott gerichtet! Es zerriß mir das Herz, wenn ich dachte, Euer Franz könne auch mitgegangen sein. Ich habe mit jedem hungrigen Franzosen, so sehr ich die Nation verabscheue, mein Brot geteilt, solange ich welches hatte, denn ihr Elend war sehr groß. Ich sah einmal unter meinem Fenster ein kleines Detachement sich reisefertig machen, um nach Bautzen zu gehen, und ein französischer Offizier mit goldenen Achselschnüren bot zwei Laubthaler für ein Groschenbrot und konnte es nicht haben. Ich hatte als große Rarität von unserm guten Dr. Pönitz den Morgen eine Sechsersemmel bekommen, Gott weiß, wo er sie sich für mich erbettelt hatte: die sandte ich dem Offizier herunter und ließ ihm sagen, es thäte mir leid, daß es so wenig sei, doch ich hätte selbst für den Augenblick nicht mehr. Er sah erstaunt herauf und sagte dem Mädchen: „Sagen Sie Madame, daß ich diese Wohlthat in meinem Leben nicht vergessen werde." Ach Cordula, wohlthätig mit einer Sechsersemmel, da diese Übermütigen sonst ihren Hunden und Pferden gaben, was uns für uns selbst zu teuer gewesen wäre. Gott möge seinen Segen jetzt auch über Frankreich schütten, denn ach, das arme Land! Bauern und Bürger waren ja unschuldig an den Greueln, die ihr Militär beging, und die keine fromme Menschenzunge nachzusprechen wagt! Ach, ich habe es selbst gesehen, daß mehrere Offiziere den Kopf in die Höhe reckten, den Himmel anspieen und Gott — ach darf ich es niederschreiben — lästerten. Sie thaten es, weil sie ihn garnicht da glaubten, doch jetzt, jetzt müssen sie es erkannt haben, daß ein gerechter Gott über seine Geschöpfe wacht und das Böse nur dann zuläßt, wenn nur Unglück und Schmerzen die leichtsinnigen Menschen zu ihm zurückführen können. Das Böse muß oft sein, doch wehe dem, durch den es kommt! — Ach wie glücklich sind jetzt alle Länder Europas!

. . . Lebt Alle wohl und seid herzinnig gegrüßt von Eurer ewig treuen Schwester

Lilla.

Lilla an den Freund Volkmann.

Augustus-Bad, am 20. Juni 1814.

Verliere nur den Mut nicht*), bester Bruder. Deine Sorgen sind groß — und ich danke Gott, der Frieda dieses letzte Jahr nicht mehr erleben ließ. Ihr sorgliches Gemüt wäre untergegangen in

*) Über vielfache Geldverluste des Freundes

dieser allgemeinen Not. Ach wie ist das Leben des Menschen doch ein Gewinde von Angst und Schmerzen und Sorgen, und doch muß es zu unserm eignen Besten so sein. Die Last, die uns oft niederzudrücken droht, wird noch öfter der Stab, an dem wir erst fest auftreten lernen, und die tausend Schmerzen, die uns empfangen und bis ans Grab begleiten, lehren sie uns nicht oft erst die Engelsstimmen erkennen, die zu Gott führen? Wohl denen, die sie verstehen und ihnen freudig folgen. Alle diese kleineren und größeren Widerhaken des Lebens, die oft so schmerzlich Stücke von unsern Herzen mitzunehmen scheinen — wie ruhig und dankbar können wir ihnen nachsehen — sie sind's, die uns schon hier entkörpern und alle Kräfte unsrer Seele früher schon in Freiheit setzen. So blicke ich oft wie in einen ängstlichen Traum zurück und danke Gott, daß ich hindurch bin! Immer scheint uns noch das Stückchen Leben, das wir noch zu leben haben, die stillere Ruhe zu versprechen. So geht's wenigstens mir. Gefiele es Gottes Güte, meinem Gerhard jetzt ein gewisses Brot zu sichern, so hoffe ich, daß auch er kein Jahr seines verflossenen Lebens zurückzuwünschen versucht sein wird, so wenig als ich, ob ich gleich mit jedem Jahr älter, schwächlicher und müder geworden bin und in eine Zeit zurückblicke, da ich noch gesund und unermüdet schaffen und wirken konnte . . .

. . . Warum schreibst Du mir denn nie mehr, meine Antonie?*) Oft denke ich, der so sorgenvolle Anfang habe Dich zu sehr niedergeschlagen, darum schreibe mir doch und beruhige mich hierüber. Es ist wohl hart für Deine Jugend, gleich mit Entsagungen anzufangen, denn Deines Mannes Sorgen werden wohl manche Einschränkung nötig machen, die Dir vielleicht unerwartet kommen. Doch eine solche Mutlosigkeit habe ich wohl von Dir nicht zu befürchten, denn hättest Du die Sorgen gescheut, so hättest Du den Mann wohl nicht gewählt, der sie als sein Erbteil mitbekommen zu haben scheint! Mich fesselten diese Sorgen, und die Art, wie er sie trug, schwesterlich an ihn, und Leiden, die sich auf ein so schuldloses Haupt sammeln, binden oft am festesten. So werden sie gewiß auch Deine Liebe erhöhen und Deinen Mut auffrischen, wenn der seinige sinken sollte. Schreibe mir auch, wie Du Dich mit den Kindern eingelebt hast — wie in dem traurig lieben Hause. Seid herzlich gegrüßt von Eurer treuen

Lilla.

---

*) Antonie war die zweite, noch sehr jugendliche Frau des Senators Volkmann, der Lilla eine mütterlich liebende, und bei der großen Aufgabe, die sie übernommen hatte, treulich beratende und stützende Freundin wurde, wovon die vorhandenen schönen Briefe zeugen.

Dresden, am 3. Juli 1814.

Lieber Freund und Bruder! Wahrscheinlich hat das Gerücht auch Dir bekannt gemacht, wieviel Menschen durch das Unglück mit dem Pulver-Magazin umgekommen und beschädigt sind — so eile ich, Dir meine glückliche Ankunft zu melden, und wie Gott uns alle bewahrt hat vor Schaden. Mein Mann kam gleich nach der Explosion nach dem Bade gefahren, um mich zu beruhigen. Ach, es war ein schrecklicher Tag! Ich war sehr nahe daran gewesen, alles zu verlieren, denn gerade da man ausrief, Alles sollte in die Häuser eilen, es würde von neuem losgehen, war mein Gerhard auf dem Platze, um zu sehen, ob ein Freund unter den Toten läge. Der Rauch stieg schon auf — es waren noch dreihundert Centner Pulver darin — ach wie unglücklich hätte ich werden können, hätte Gott selbst nicht geholfen! Die Fenster sind alle zerbrochen. Das Fenster an meinem Blumenbrett ist mitsamt dem hölzernen Kreuz davongeflogen, alle Fensterkissen — Gott weiß wohin! —

... Die letzten Briefe unsres guten Schubert sende ich Dir, denn ich denke, sein Glück muß auch Dich erquicken, da er Dein Vorgänger in Leid und Freude war.*) Aus einem älteren Briefe Schuberts an meinen Mann setze ich Dir eine, ihn so schön charakterisierende Stelle hierher: „Mich hat die Liebe Gottes indes in einem andern Werk geübt, das sie wohl auch an mir hinausführen wird und wie Du indes freilich schon vollendete Bilder gemalt hast, bin ich wenigstens bemüht gewesen, den Grund in meinem Innern ein wenig zu reinigen, den Grund, auf welchem ich gern das Bildnis gemalt haben möchte, zu welchem der Mensch einst erschaffen war, und zu welchem mich die ewige Liebe so gern wieder erneuern möchte." Schöne, reine Seele — wenn nur nicht Heuchler, Verrückte und Schönsprecher deine Worte im Munde führten und entweihten!

Lilla an die Schwägerinnen am Rhein.

am 11. Juli 1814.

Meine guten Schwestern Marianne und Cordula. Eure Briefe habe ich erhalten — ach, was habt Ihr gelitten, was hat namentlich Marianne gelitten. Gottlob, daß Franz noch bei Euch und kein Krüppel ist, wie jetzt so viele. Gottlob, der Euch alle in der Schreckenszeit erhielt und uns hier und Karl dort. Auch noch in diesen letzten Schrecknissen, als das Pulvermagazin in die Luft flog

*) Professor Schubert hatte auch wieder geheiratet.

ganz in unsrer Nähe, hat Gott uns alle gnadenvoll beschützt — indes sehr viele Menschen ihr Leben, zum Teil auch Arme und Beine dabei eingebüßt haben.

Wir sind seit dem 20. Mai nun wieder hier, und Ihr glaubt nicht, was ich für Arbeit gehabt habe, alles wieder in Ordnung zu bringen im Quartier, immer nur mit einem Mädchen. Unsre Einquartierung war immer da; außerdem hatte unser Hauswirt einige Stuben benutzt — kurz wir fanden alles, was nicht verschlossen werden konnte, in solchem Zustande, als hätten die Türken hier gehaust. Und nun, da ich erschöpft von all der Anstrengung dastehe und meines Werkes mich freuen will und der wiederkehrenden Ordnung und Reinlichkeit und der Bilder, die wir wieder an ihren Plätzen aufgehängt haben — jetzt spricht man von neuem von Krieg! Immer hoffe ich noch, es soll beim Sprechen bleiben, denn es wäre zu schrecklich, wenn die Besorgnis wahr würde. Alle Kräfte der Menschen sind bereits erschöpft, alles ist verarmt. Im Meißner, Leipziger und Freiberger Kreise sind jetzt allein über 2000 — zweitausend!! — vater- und mutterlose Waisen — durch den Krieg und die noch zerstörenderen Krankheiten — die versorgt werden müssen. Man thut, was man kann, und es ist mir immer noch unbegreiflich, wie bei solcher allgemeinen Not und Armut so viel hat für sie geschehen können, als es wirklich der Fall ist — ein Beweis mehr, daß Gott doppelt für die Waisen sorgt! — Ach, wie ist Dresden so verändert — Du kannst es nicht glauben, wie die Franzosen noch die letzte Zeit die Alleen und Waldungen niedergehauen haben; nach der Freiberger Seite ist alles verwüstet, und alle Gebäude in Meisewitz (?) und dort herum stehen nur noch als schwarze, ausgebrannte Ruinen da. Von Freiberg bis nach Dresden lag noch im Mai, als wir zurückkamen, das ganze Feld und die Gräben voll Tschakos und Uniformstücke und Pferdegebeine. Der große Garten ist halb nieder und wird nun zu einem Park gemacht, alle Fasanen sind heraus, und man kann überall darin umher gehen. Eine hübsche Veränderung geht aber vor. Du weißt, man mußte so herum kriechen, um auf den Brühlschen Garten zu kommen. Jetzt führen gleich an der Brücke, der katholischen Kirche gegenüber, breite, steinerne Stufen hinauf. Ich war aber noch nicht oben, das Herz that mir noch zu weh zum spazieren gehn . . .

Unsre Söhne sind noch in Hummelshain geblieben, wo sie an dem Hofmeister einen herrlichen Lehrer haben. Im Herbst erst denken wir sie abzuholen. Sie schreiben sehr vergnügt und zufrieden von dort, ich lege den Brief des Lehrers bei, damit Du siehst, in wessen Händen wir unsre Jungen ließen. Er ist ein großer, schlanker Mann

wie Schubert, aber auch kindlich fromm und gelehrt wie Schubert. Du würdest ihn lieben, wenn Du ihn kenntest . . .

Zezschwitz hat mich aufgemuntert nach Grünberg zu fahren, wo die Gräfin Dohna den Waisenkindern ihr ganzes Wohnhaus eingeräumt hat und auf die liebevollste Weise für sie sorgt. Hierzu muß noch Rat geschafft werden, denn mein Herzenswunsch ist es auch, hinzukommen . . . Welch ein rührendes neues Leben, das da wieder von einer Aussaat von Thränen aufgeht! O dreimal glücklich, wer jetzt seinem Herzen folgen und solche Freuden suchen kann und darf! Die Gräfin Dohna und die Frau von Schönberg könnte ich beneiden, wenn sie dieser Seligkeit nicht so ganz würdig wären. Schon in Livland liebte ich diese Friederike Stolberg — hier kreise ich immer um sie herum und kann sie nicht kennen lernen. Köthe in Allstedt fragte mich sogleich: „Kennen Sie die Gräfin Dohna?" „Nein," sagte ich, „persönlich nicht." „Mein Gott, wie ist das möglich, daß Sie die nicht kennen?" — Ich hätte sie längst aufgesucht, wäre sie nicht Gräfin Dohna — doch leicht könnte man hier Zudringlichkeit nennen, was Anerkennung ihres Wertes und ihrer Liebenswürdigkeit ist. So mahnte mich auch die Zezschwitz neulich — „ach lernen Sie sie doch kennen, wie zufrieden würden Sie beide sein." Nun ich denke, wenn es uns zuträglich und tröstlich ist, so wird's sich schon ohne mein Zuthun machen. . . .

An Volkmann.

Dresden, 14. Okt. 1814.

Nachdem Kügelgens in Hummelshain gewesen waren, um ihre Söhne abzuholen:

Seit einer Woche sind wir nun wieder daheim, das ganze Haus gereinigt und in Ordnung gebracht, die Knaben wieder in ihrer Schule eingerichtet und einheimisch und manches andre Notwendige schon besorgt und gethan. . . .

Nach der Schilderung eines Besuches bei Freunden fährt Lilla fort:

Ein freundlicher Gram hat alle diese Gesichter wie verklärt und entkörpert, auch das der Baronin Seidlitz fand ich heiter, wie immer, doch trug ihr Gesicht hart und tief eingegrabene Spuren eines großen Schmerzes. Sie erzählte mir von einer jungen Livländerin, der Majorin Tattarinoff, die sie einige Zeit in Quartier gehabt, wie diese in ihrer höchsten Not sich immer damit getröstet habe, sie sei ja Gottes Kind, und er würde auch für sie sorgen. Diese Frau schrieb der Baronin Seidlitz, die sie wie eine Mutter verehren gelernt, hernach, wie sie bis Glatz kam und durchaus nichts von ihrem Manne und

nicht einmal von der Armee erfahren konnte. Da betete sie in einer schlaflosen Nacht recht kindlich, Gott selbst möge ihr doch eingeben, was sie thun solle in dieser Angst. Darauf entschlief sie, und am Morgen beim Erwachen war ihr Erstes, daß sie ihren treuen Bedienten rief und ihm sagte: „Ich weiß nichts von der Armee, ich weiß Dir keine Verhaltungsbefehle zu geben, aber reise sogleich von hier ab, so weit Dein Pferd Dich trägt, immer gerade aus und ohne Rast, bis Du den Herrn findest.“ Der junge Mensch von achtzehn Jahren, ein wahrer Fridolin, eilt von ihr mit der Post durch Nacht und Tag und kommt in Leipzig gerade am Tage der blutigen Schlacht an. Mit Mühe erfährt er hier, wo das Regiment seines Herrn gekämpft, und daß die meisten davon geblieben sind. Er eilt aufs Schlachtfeld und hört nicht auf, den Namen seines Herrn und seinen eigenen herzuschreien — endlich ruft eine schwache, sterbende Stimme ihn an, und er findet seinen Herrn unter einen Haufen Verwundeter und Toter, halb verblutet. Der Diener schafft Russen herbei, die den fast Sterbenden in das nächste Dorf oder Behausung transportieren helfen — schafft den Wundarzt herbei, sorgt für die beste Wartung und Pflege und reist dann sogleich wieder zurück, um die Frau abzuholen, die nun die Pflege weiter übernimmt, nachdem sie sich erst im Verbinden der Wunden hat unterrichten lassen, und so stellt sie den Mann mit Gottes Hilfe ganz wieder her. Die Seidlitz hatte diese kleine Frau, eine geborene von Buxhäwen, sehr lieb gewonnen ... Doch ich muß fort in die Kirche — lebt wohl und behaltet lieb Eure Lilla.

Dresden, den 22. Okt. 1814.

... (Lilla schildert dem Freunde den vierzehntägigen Besuch des Herrn von Engelhardt, der schon früher bei Kügelgens gewesen war.) Er kam nicht in Geschäften, wie ich glaubte, sondern einzig um uns wiederzusehen und um sich selbst zu überzeugen, ob es eine Möglichkeit sei, sich hier bei uns anzusiedeln. Das will um so mehr sagen, da er nach elfjährigem Witwerstande wieder sehr glücklich verheiratet ist. Seine älteste Tochter ist schon vierzehn Jahre und *er* bei alledem erst fünfunddreißig Jahre alt. Er fand, daß das Leben hier viel teurer ist als in Livland, und so wird er wohl bleiben, wo er *hingehört*, sage ich, denn wenn Menschen, wie er, das Vaterland verlassen — von wem soll dann künftig der Segen ausgehen für's arme Land!

Er hat die Krim bereist und den Kaukasus bestiegen, was bis jetzt eine Unmöglichkeit schien. — Ein Werk von ihm wird nächstens

erscheinen. Du kannst denken, was er hat erzählen müssen — es schwirrt noch alles durch meinen Kopf — so viel und so mancherlei, daß ich mich wie ermattet davon fühle. Ich wollte, Ihr hättet in unsrer Mitte sein können, es waren genußreiche Tage für mich! Hättest Du ihn gehört von unserm Kaiser Alexander sprechen und erzählen! Er wußte so manches, was nicht bis hierher gelangt war. Gott gebe dem Kaiser nur Diener, die seiner würdig sind! — Gestern verließ uns Moritz Engelhardt, und so heftig ihn sein Herz auch an die Abreise mahnte, so sichtlich schwer schien er sich von uns loszureißen! Wir hatten so manches gemeinschaftlich besprochen, sowohl Irdisches als Überirdisches, und ich habe wieder einmal die Süßigkeit der freundschaftlichen Mitteilung so recht genossen. In Hummelshain hatte ich mich bei Marie verwöhnt daran, so wie einst bei Dir. . . .

Lilla an die Schwägerin Cordula.

am 20. Dez. 1814.

. . . Ich bin jetzt sehr beschäftigt mit dem Nahen des heiligen Christ-Abend, wozu ich beinah alles für die Kinder selbst arbeite. Gottlob, daß diese vergangne Zeit überwunden ist. Gerhard hat acht Wochen lang sehr gekränkelt, wohl infolge von Überanstrengung und Gemütsbewegung und Sorgen. Schmerzen, Schwindel, Ohnmachten mußten mich für ihn besorgt machen, da ich dergleichen an ihm garnicht gewohnt war — auch die Kinder waren krank . . .

Ihr könnt Euch keine Vorstellung machen von der Armut und dem Elend hier. Ganze Familien sind an den Bettelstab gekommen und essen ihr Brot mit Thränen. Diese Sorgen des Lebens haben wohl auch viel dazu beigetragen, den armen Gerhard so abzumatten. Gott Lob, daß ich mir keinen Vorwurf machen darf, seine Sorgen vermehrt zu haben durch Ausgaben, die ihn gedrückt hätten — aber die Kriegskosten und Unkosten nebst anderen Abgaben haben ihn beinah erdrückt. Unsre Kinder gehen in eine öffentliche Schule. Noch stricke und nähe ich alles, was sie und ihr Vater bedürfen. Adelheid unterrichte ich selbst — ich spare, wo ich kann. Gerhard muß kräftige und leichte Speisen haben bei seiner angestrengten Arbeit — doch ich mit den Kindern, wir essen gewöhnlich Wassersuppen und Gemüse, abends Kartoffeln — und so sind wir auch gottlob dieses Jahr durchgekommen, ohne einen Groschen Schulden machen zu müssen, wofür mir so bange war. Am meisten schmerzt es mich bei unsrer jetzigen Einschränkung, daß mein Gerhard nicht imstande ist, Euch Schwestern mehr zu senden, um Euch beizustehen, die Ihr gewiß auch hart bedrückt worden seid! Aber wahrlich, er kann nicht!

Karl und Emilie haben nun schon vier Kinder. Gott selbst hat der armen Emilie beigestanden in ihrer großen Abgeschiedenheit, fern von aller ärztlichen Hülfe. — Wie entfernt sind alle meine Schwestern von mir — wie gern sähe ich Euch einmal wieder, meine gute Mariann, meine liebe, liebe Cordula! Ach wohl ihr, der guten seligen Mutter, daß sie ruht von all diesem Treiben und Sorgen. Was hätte sie noch gelitten! Gott hat alles wohl gemacht und wird ferner alles wohl machen! Haben wir die Kraft nicht mehr, die Last des Lebens zu tragen, so entnimmt er uns die Last durch einen sanften Tod. So wird er auch uns Frieden und Ruhe schenken — wenn nicht im Leben, so doch gewiß im Tode, solange wir seine Kinder sind und bleiben. — Seid alle herzlich umarmt, Ihr die Ihr meiner in Liebe denkt. Gott schenke Euch und uns ein ruhiges neues Jahr und Frieden, Frieden von außen und innen. Wie immer

Eure Lilla.

Achter Abschnitt.

Arbeits- und Sorgenzeiten.

Aus den Jahren von 1813—1814 fehlen alle brieflichen Mitteilungen von Gerhard, dagegen lassen wir einige Auszüge aus Briefen seines Bruders aus dieser Zeit hier folgen. Karl hatte nach Slobins Tode, der sich als Betrüger erwiesen, eine Zuckerfabrik mit fremdem Gelde übernommen, um sich in Rußland halten zu können und hoffte dadurch auch des Bruders Vermögen, wenigstens den Rest, zu erhalten. Doch hatte er viel Unglück durch Mißwachs und Brandschaden, ertrug aber die drückenden Sorgen mit gutem Humor und suchte auch seinen Bruder zu ermutigen. Mehr litt Gerhards sorgliches Gemüt; das Unternehmen schien ihm leichtsinnig, und Karl hatte wohl manchen Tadel erfahren. Die Gnade des russischen Kaisers erhielt ihm seinen Gehalt als Hofmaler, und rastlos fleißig malte er, so viel seine Zeit es erlaubte und freute sich seiner Fortschritte. „Mein Talent ist nicht gewöhnlich," schreibt er, „auch halten mich die Akademiker in Petersburg für den ersten jetzt lebenden Landschaftsmaler" ... „In meiner Familie bin ich jetzt äußerst glücklich, meine Emilie wird mir mit jedem Jahre lieber und teurer — dies ist es besonders, was mir die Kraft giebt, so vieles zu bestehen und zu überstehen ...

... Und habe ich mir den Tadel der Welt zugezogen und leider auch vielfach den Deinen (wegen der Fabrik), so bleibe ich immerhin ein glücklicher Unterthan im Reiche Gottes ..."

Dann wieder: „Obgleich ich mich nun hier glücklich fühle und an keine Klage denke, denn alle vernünftigen Wünsche des Menschen hat mir der Himmel gewährt, so ergreift mich doch oft eine mächtige Sehnsucht nach der Heimat und den Meinigen, und ich komme mir dann hier an Asiens Grenze so verlassen vor, daß ich eine Empfindung habe, als fühlte ich unter den Füßen keinen Boden mehr. Allein die

Ergebung des Christen hat meinem Herzen den Frieden wiedergegeben, und so erkenne ich immer wieder, wie gut es mir vor Tausenden geht, gewiß viel besser, als ich es verdiene, was ich mir übrigens gern gefallen lasse. — Auch Du kannst mit einer solchen Lebensgefährtin wie Lilla, Deinem schönen Talent und leidlichen Glücksumständen gern zufrieden sein. Die häßlichste Seite unsres Schicksals ist, daß wir nicht zusammen leben können."

In einem späteren Brief heißt es: „Dein Brief, mein lieber Bruder, ist in einer äußerst schwermütigen Stimmung geschrieben, welche mir wohl nicht fremd an Dir ist, und die meistens körperliche Ursachen haben mag, aber glaube mir, lieber Gerhard, wenn sie oft kommt, so ist das Deine eigne Schuld. Der Mensch muß Herr seines Körpers zu bleiben suchen. Auch mich wollte in meiner jetzigen Lage, die die betrübteste ist in meinem ganzen Leben, diese Dämonie ergreifen, allein ich habe mich männlich gewehrt und habe überwunden. Seitdem bin ich wieder so rasch, froh, fleißig und friedlich, wie nur je zuvor, obgleich nicht so gesund, und dieses krönt noch meinen Sieg, den ich nun schon fünf Monate behaupte.

Gerhard an Karl.

Dresden, im Januar 1815.

. . . Gottlob daß wir wieder wohl sind, daß auch ich es wieder bin und mit Zuversicht und Ergebung den ferneren Revolutionen und Evolutionen in Europa und Deutschland entgegensehen kann — denn daß jetzt Ruhe eintreten sollte bei dem so regbaren Gärungsstoff in den Völkern, deren Erwartungen unbefriedigt bleiben, kann ich mir kaum denken. Der Zeitgeist scheint es mit sich zu bringen, daß die Völker ihre Kraft, welche sie nun kennen gelernt haben, auch zur Durchsetzung ihres Strebens brauchen wollen . . . Deutschland will vor der Hand nichts als Selbständigkeit und Unabhängigkeit, um in Einheit den Franzosen, dieser herrschsüchtigen und unterdrückenden Nation widerstehen zu können . . . Ich hoffe viel von der Einigkeit Preußens mit Rußland, deren Monarchen vom besten Willen beseelt, dem Willen des Volkes nicht widersprechen. Rußlands Kraft, vereint mit dem enthusiasmierenden Geiste Preußens, wird hoffentlich alle zur Einigkeit schrecken . . . Napoleons Geist war Raub und Herrschsucht — dieser Zeitgeist ist für Wahrheit und Recht, und dieses ideale Prinzip kann auch der Kunst heilsam werden, wenn es nur Ruhepunkte giebt, wo die Menschheit sich an diesem ruhigen Sonnenlicht erfreuen kann. Mein Vertrauen auf die Vorsehung ist groß, und Napoleon hat es

bewiesen, wie man mit bösem Willen doch das Gute bewirken kann — also hoffe auch ich. Bleibe Du indessen ruhig hinter Deiner Staffelei wie in Deinem Fabrikgeschäft, welches nicht aus schnöder Gewinnsucht unternommen wurde, und wenn es zu unserm Heil ist, auch von Gott gesegnet werden kann.

... Ich glaube, Dir noch nicht geschrieben zu haben, daß die hiesige Akademie mich als Professor ordinarius aufgenommen hat, wo ich bei geringer Verpflichtung einstweilen freilich nur zweihundert Thaler habe, aber mit der Zusicherung zum weiteren Aufrücken bei der nächsten Vakanz. Man hat mich, da alle Stellen schon besetzt sind, somit für die Zukunft sichern wollen, was ich mir gern konnte gefallen lassen. Indessen wird es sich nun bald ausweisen, ob man für die Zukunft in Deutschland bleiben mag. So wie die Sachen auf dem Wiener Kongreß gegenwärtig stehen, läßt sich von Gott alles hoffen, sowie von den Monarchen alles fürchten. Das Volk strebt nach Einheit und Gesetzlichkeit, die Fürsten nach Unabhängigkeit von einander und vom Gesetz, und daraus kann wohl nie ein Reim werden u. s. w.

Unser Sohn Wilhelm hat ein Schlachtlied, wie er es nennt, gedichtet, welches ich Dir schicke. Es wird Dir zeigen, welcher kriegerische Geist nun schon in der Jugend lebt. Wilhelm ist zwölf Jahre alt und wollte schon vor einem Jahre mit den Jägern ins Feld. —

Gerhard an Karl.

Dresden, im März 1815.

Ich danke Dir, lieber Bruder, für die endlichen Aufschlüsse über Dein und mein Vermögen, welches unter diesen Verhältnissen freilich mehr negativ als positiv ist. Wenn ich an der Vorteilhaftigkeit Deines Unternehmens zweifelte und zweifle, so darf Dich das nicht kränken, wie alles, was ich aus Liebe und Teilnahme aus weiter Ferne Dir zurief und voraussagte. Was ich nun sagen könnte, ist zu spät! Gott segne Dein redliches Streben und gebe Dir Kraft durch Deinen Mut und die unverwüstliche Fröhlichkeit Deines Herzens ... Wenn ich durch Dich mein ganzes Slobin übergebenes Vermögen verlieren sollte, so werde ich das mit Ergebung als den Willen Gottes tragen ohne Groll gegen Slobin, viel weniger gegen Dich. Aber das Betragen meines Schwiegervaters in meinen Geldangelegenheiten stört die ganze Harmonie meiner Seele ... Daß ich übrigens bei den Berichten über Deine Gesundheit und Deine Schuldenlast ruhig und ohne Sorgen schlafen könne, ist freilich viel

vorausgesetzt. Schon lange leide ich an Schlaflosigkeit. Die beste Arznei finde ich dagegen in der ruhigen Ergebung in Gottes Willen ... In dieser Gottergebung und dem Verzicht auf die sogenannten Lebensfreuden, finde ich mit meiner Lilla mich geistig so gehoben, daß ich, wenn ich nicht durch zufälliges Eingreifen und Erklingen irdischer Mißtöne verstimmt werde, mich geistig als den glücklichsten Menschen achten muß. Denke Dir jedoch mich und Lilla nicht ganz verarmt an irdischen Freuden. Öftere Spaziergänge mit den Kindern im nahe bei Dresden gelegenen Garten, wo wir manche Stunde im Jubel, möchte ich sagen, verbringen, und vor allem unsere häusliche Eintracht machen unser Leben beneidenswert. Mir fehlt eigentlich nichts, um ganz zufrieden zu sein, als die gesicherte Dauer eines solchen Lebens. Ich will es aber auch zu gut haben. Lillas Gesundheit ist seit einem halben Jahre auch so, daß sie an manchem Anteil nehmen kann, was sie sonst nicht konnte. Im Äußeren sieht Lilla noch recht frisch und munter aus und ist eher dicker geworden als magerer — bei mir ist dies wohl nicht der Fall, aber mein Aussehen ist gesund, und ich erscheine jugendlicher, als ich bin und mich fühle. Adelheid ist öfter nicht wohl, aber die Knaben halten sich wacker im Schlafen, Essen, und ich muß sagen, auch im Lernen. Die Gemüter der Kinder sind untadelig und sie machen uns die größte Freude. Solche Freuden vergißt man leicht im Register der Lebensfreuden, einzureihen, sowie auch die des geselligen Umganges. Ich glaube, wenn wir ordentlich Buch führten, das Facit meiner Lebensfreuden würde größer sein als das Deinige. Das Klagen ist eine der fatalsten Unarten des Menschen, in der ich ziemlich befangen bin, denn ein zur Sentimentalität geneigtes Gemüt spricht lieber vom Mangel, als vom Überfluß. Indem die empfindende Seele nach Harmonie und Wohllaut strebt, thut ihr jeder Mißton weh, und da giebt es manches Ach! welches herber klingt, als es gemeint ist.

An denselben.

im April 1815.

(Viel Politik, Napoleons Rückkehr.)

... Von mir wollte ich eigentlich sprechen und sagen, wie mir die Sorgen und die Verworrenheit der Zeit zu Herzen gingen. Von Jugend auf glaubte ich nicht über vierzig Jahre alt zu werden, und so finde ich es am besten, mein Leben mit dem vierzigsten Jahr als beschlossen anzusehen und alles, was mir nun noch wird, als Zugabe anzurechnen. Wenn es mir nun auch oft scheint, es wäre besser, ich läge im Grabe, um dort dem neuen Tag der Ewigkeit entgegen zu schlafen, so finde ich es doch höchst interessant, noch Zuschauer des Erdengetümmels zu sein, und manche gar süße Freude fällt mir oft

unerwartet anheim. Auch halte ich es für besser, die Sorgen für die Meinigen noch selbst zu tragen, als sie anderen überlassen zu müssen. Wer mir darin hilft, thut meiner Seele wohl — so wolltest Du es nach Deiner Überzeugung und Ansicht. — Mein Schwiegervater aber thut meiner Seele sehr wehe, indem ihm diese Sorge eine ganz fremde zu sein scheint. Wenn meine Briefe und meine Sorglichkeit Dich, bei Deinem redlichen Streben, gekränkt haben, so setze Dich in meine Lage, und Du wirst mich verstehen. Wenn Dir meine Briefe unfreundlich erscheinen, und Du mich in lauter hypochondrischen Grillen befangen meinst, so liegt es wohl daran, daß Du die jedesmalige Stimmung, in der ich schreibe, für die dauernde hältst u. s. w. Nun habe ich mich gefunden, und mir ist wohler, da ich wieder zum Handeln schreiten muß. Wir schränken uns ein und „mit vielem kommt man aus, mit wenig hält man Haus". Lilla, die Du als sorgsamste Wirtin kennst, richtet ein und teilt ein, und es wird ja gehen. Das Ideal in meinem Kunststreben aufzugeben, dem ich so glücklich nachleben zu können hoffte, wird mir freilich schwer, indem ich meine Künstlerlaufbahn dadurch verfehlt glaube. Aber auch darin finde ich mich nach und nach — . . .

Karl an Gerhard.

im Juni 1815.

Ungern schreibe ich Dir, da ich Dir nichts Frohes melden kann. (Folgt eine Schilderung von Mißwachs in Folge ungewöhnlicher Dürre, Krankheit und Leiden). „Ich will nun die Fabrik mit Verlust meines eignen Vermögens mir vom Halse schaffen, wenn ich auch Schulden behalte . . . Meine Familie bringe ich nach Kurküll (Estland), wo unsre Schwiegermutter sie freundlich aufnimmt . . . Wie im Himmel würde ich mir vorkommen, wenn ich erst wieder garnichts hätte und von vorn anfangen könnte. Ohne Sorgen malen zu können bei der Aussicht, meine Kinder gut zu erziehen und ihnen einmal, wenn auch weniges, zu hinterlassen — das ist alles, was ich erhoffe . . . Möchte ich Dir diesen Winter schon meine Schuld abtragen können — doch lieber Gerhard, hab ja keine Sorge, es ist genug, wenn einer sorgt. Ach möchten wir einmal wieder zusammen wohnen können! . . . Laß uns bedenken, lieber Bruder, wie die meisten Menschen durch die französische Revolution gelitten und verloren haben — dagegen sind wir noch leicht hinweggekommen. Überdem sind wir noch so jung, daß wir frischweg von vorn anfangen können. Du hast Dich nun dazu entschlossen, obgleich Du keinenfalls das Erworbene als verloren ansehen sollst. Glück zu, lieber Bruder! . . .

Lilla an den Freund Volkmann.

Dresden, 11. Juni 1815.

Diesmal wirst Du Dich wohl gewundert haben, daß ich nicht schrieb, lieber Bruder! Es ist eine herzzerreißende Zeit! Diese Trennungen jetzt der Freunde, Geschwister und Bekannte, diese Trennung der Geister, die vor allen die schmerzlichste ist! So zusehen zu müssen, das ist ein banger Zustand! Eine Freude hatte ich indes, da viele der nächsten Blutsverwandten uns aufsuchten, aber wie verkümmert wurde mir die Freude beim Gedanken, daß mein Auge sie vielleicht nie wiedersehen würde. Auch Georg Sivers*), den Du kennst, war beinah fünf Tage mit uns. Er ist jetzt Chef des Ingenieur-Corps, — trauert immer noch aufrichtig um seine Frau, wie auch leider um sein einziges Kind, ist übrigens ganz geworden, was er in früherer Zeit zu werden versprach — ein Mann voll Kenntnisse, voll Erfahrung und von reiner Menschenliebe. Nach dem Pariser Frieden nahm er seinen Abschied, durchreiste Deutschland, hielt sich lange in der Schweiz bei Pestalozzi auf und war schon in Königsberg, um mit des Kaisers Bewilligung sich der Schulen des Landes anzunehmen und namentlich zehntausend arme Soldatenkinder, die der Kaiser auf seine Kosten in Petersburg erziehen läßt, unter seine Flügel zu nehmen — als, wie gesagt, das Ungetüm (Napoleon) wieder los kam und Sivers vom Kaiser zur Armee zurückberufen ward. „So muß ich denn nun wieder, statt Menschen zu bilden, sie totschießen helfen" — sagte er traurig. Auch die andern, die hier durchkamen und uns besuchten, sind ausgezeichnete Menschen, mein Vetter von Bock und ein junger Vetter von Sivers, der bei uns zu Mittag aß . . .

Lilla an die Schwester.

Dresden, am 22. Juni 1815.

Lilla setzt zunächst der Schwester auseinander, daß ein Wiedersehen in der baltischen Heimat, trotz beiderseitigen lebhaften Verlangens darnach, immer noch unerreichbar sei. Besonders hebt sie, unter vielen andern Gründen, hervor, daß es ihre Mutterpflicht nicht erlaube, die Kinder, die endlich mit ihrem Unterricht in guter Ordnung waren, wieder herauszureißen und fährt dann fort: „Möchten nur unsre Kinder gut werden, oder vielmehr gut bleiben, das ist der beste Segen für Eltern, und der wird den Ärmsten öfter als den Reichen. Du weißt, daß diese Welt nie besondere Reize für mich hatte — doch

*) Herr von Sivers aus Petersburg.

diese Zeit ist ganz besonders geeignet, sich hienieden überall heimatlos zu fühlen.

Aber alle irren herum, getrennt, zerrissen wie Schafe, die den Hirten suchen — und wohl denen, die den wahren Hirten schon früher fanden, die ihn wenigstens *suchen* — die sind nicht die Verlassnen.

Du wirst Sachsens Schicksal wohl auch kennen! Welche Trennung der Freunde, und der Gemüter und Geister diese Katastrophe mit sich führt, ist beinah undenkbar, denn es geht wirklich ins Unglaubliche. Von der Trennung der Güter nur ein Beispiel von tausenden: Der Graf Löwen sagte mir gestern, seiner Mutter Schloß liege in Sachsen und die Gärten dieses Schlosses in Preußen! Einige wohnen auf sächsischem Gebiet, und die Schäferei ist schon auf preußischem Boden. Die Erbitterung ist so groß, daß Freunde sich trennen, Eheleute sich scheiden lassen über das Wort „Preußisch" oder „Sächsisch". — Der König ist nun zurück, und seine Unterthanen haben ihn auf eine rührend kindliche Weise empfangen, als kehrte er im Triumph zurück. Gestern an der Prinzessin Geburtstag wurden 500 Arme hier unter unsern Fenstern in der Lindenallee gespeist. Sie bekamen alle Suppe, Kalbsbraten mit Salat und Kuchen, Wein und Bier. Dabei hatten sie Tafelmusik, und die Choristen mußten dazu singen. — Bei solchen Gelegenheiten möchte man dann immer singen: „freudvoll und leidvoll". Ich lege Dir ein gedrucktes Blatt bei, eine Berechnung über die Armenspeisung im vorigen Winter durch den Frauenverein. Diese Speisung dauerte bis Ostern, und Du wirst staunen, mit wie Wenigem dieses ausgeführt worden ist. Doch das war auch nur möglich, indem die reichen Frauen selbst in den Küchen standen und austeilten. In Altstadt war eine Küche und in Neustadt eine und in jeder Küche waren sieben Frauen thätig, die sich täglich abwechselten. Die Präsidentin von Schönberg war die Seele aller Anstalten und denke Dir, diese Frau ist uns nun auch genommen durch diese Trennung! Mein einziger Trost ist, daß ihre Schwester, die Gräfin Dohna, uns bleibt. Sie lebt in Hermsdorf, drei Stunden von Dresden, auf ihren Gütern und verdient in jeder Art die Bezeichnung einer Heiligen. Dies ist *Friederike Stollberg*, die Dir immer so gut gefiel . . . In Marie Ziegesar habe ich zu meiner Freude eine wahre, gläubige Christin gefunden, eine junge, demütig reine Seele. — Sie ist die wahre Maria, die den Platz zu des Herrn Füßen erwählte. Sie kannte den Messias von Klopstock nicht, aus Vorurteil, man hatte auch ihr gesagt, es wäre hochtrabendes, unverständliches Zeug. Sie mußte mir versprechen, ihn mit mir zu lesen, nur den Versuch zu machen. Nach

einer schweren Krankheit, in der Abwesenheit meines Mannes, ganz allein in meiner Krankenstube, lasen wir das Werk in der Osterwoche in den schönen Frühlingstagen. Ich kann Dir nicht sagen, wie Marie ihr zarter Sinn von dieser reinen, einfach edeln Sprache, von Zeit und Ort ergriffen wurde. Sie sah mich oft ganz sprachlos entzückt an, und oft verstummten wir beide und weinten Freudenthränen. Sie schrieb mir jetzt: „Was gäbe ich drum, wenn wir Pfingsten beisammen wären, teure liebe Lilla! Seitdem Du mich die Messiade kennen gelehrt, scheint mir jedes Fest um so heiliger und bedeutsamer. Überhaupt, geliebte Lilla, hat Deine Seele mein Herz unendlich bereichert, mehr als Du ahnst. Ich danke es Dir mit inniger Liebe und erkenne mit Demut, wie viel mir noch fehlt, um die Ergebung einer wahrhaft frommen Seele zu erreichen, wohin mein ganzes Streben jetzt gerichtet ist. Wie gnädig hat Gott mich geleitet; durch mein ganzes Leben hindurch haben herrliche Menschen so wohlthuend auf mich gewirkt — und dennoch liebe Lilla — mir scheint es oft als eine Vorbedeutung, eine Vorbereitung vielleicht zu Leiden, die mir noch bevorstehen. Warum sollte ich auch eine Ausnahme sein?“ Gutes, reines Wesen, Gott wird auch ihr geben, was zu ihrem Besten dient, doch ist ihr jugendlicher Sinn schon so ernst, ihre Ansicht des Lebens so reif, daß sie wohl nicht erst durch große Schmerzen geläutert zu werden braucht. Im Gegenteil, das Leben hat so wenig Reiz für sie, daß man es ihr angenehm zu machen suchen muß. Sie hat die schale Gemeinheit, das kleinlich Große des Weltlebens nur leider zu nahe kennen gelernt, und ihre Seele ist mit Ekel erfüllt davon. Sie denkt schon jetzt mit Trauern daran, daß ihre so unschuldigen, an Leib und Seele gesunden Kinder in diese Welt hinein müssen und ist dann oft zu mutlos besorgt. Laß uns unsere Kinder fromm, nicht tändelnd und kopfhängerisch fromm, sondern kräftig, wirksam fromm, wie Luther sagt, erziehen, und dann tröste uns der Glaube, daß derselbe Gott, der *uns* so weislich und väterlich durch diese Labyrinthe hindurch geführt hat, auch *sie* väterlich schützen und lieben werde. Die meinen sind ihm von ihrer Geburt an übergeben. Seit Marias Tode sehe ich keines meiner Kinder mehr als das meine an, sondern als ein von Gott vertrautes, heiliges Gut. Nicht um ihr Leben und zeitliches Glück und Wohlstand bete ich für sie, sondern daß sie das Unrecht und die Sünde scheuen mögen wie giftige Schlangen, und daß sie einst freiwillig lieber Armut und Schmerzen wählen möchten, als gegen Gottes Gebote handeln. Ach, lieber sähe ich sie selbst unschuldig unter Martern sterben, einen nach dem andern, als sich von Gott wenden, denn wer gegen seine Gebote handelt, wendet sich von ihm, seine Lippen

mögen ihn noch so rührend zu nennen wissen. Wer erst ein Recht in seinem Unrecht erblickt, lernt auch bald das Unrecht in Gottes Namen als etwas menschlich Erlaubtes thun. Ach gottlob, daß mein Gerhard hierin denkt wie ich. Das giebt mir mehr Sicherheit für ihn, als seine Liebe zu mir. Die eigne Seele muß einem doch immer das Liebste im Leben bleiben, wie die Sorge für das Wohl dieser Seele.

„Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß Lisinka Bose so streng auf Gehorsam sehen würde und bestärke sie nach Kräften darin, denn, wem der Eigensinn nicht früh gebrochen wird, dem bricht später das Herz, sagt ein kluger Mann. Wenn ich uns drei Livländerinnen ansehe, Lisinka, Marie Ziegesar und mich, wir sind nun alle drei so glücklich, und dennoch ist das arme Herz oft wie rückwärts gerissen durch Bande, die zu fest halten, um je lockerer zu werden. Lilla.

Lilla an die Eltern.

Dresden, am 24. Nov. 1815.

Beste Eltern und Geschwister! Heute endlich kann ich einmal wieder mit ruhigem Herzen schreiben; mancherlei Not hatte mich bisher verstummen gemacht. (Folgt die Beschreibung von viel Krankheit durch drei Monate; die Kinder hatten alle den Keuchhusten sehr schwer, so daß die Mutter Tag und Nacht keine Ruhe hatte, und als endlich der Husten sich mäßigte, sie selbst wieder an einem hitzigen Fieber befiel). Noch matt und angegriffen von dieser überstandnen Krankheit, weckte mich eines Nachts ein so eignes Ächzen meines kleinen Gerhard — ich sprang aus dem Bett und fand mein Kind wie sterbend. Stockfinster war es, die Mädchen schliefen im andern Stockwerk, mein Mann auch einige Zimmer weit. Endlich waren sie geweckt. nach dem Arzt geschickt, Feuer angemacht, da preßte der arme Junge mühsam die Worte heraus: „sei ruhig gute Mutter, der liebe Gott wird mir schon helfen.“ Dabei umfaßte er mich krampfhaft, und seine Arme und Hände und Glieder waren schon eiskalt, indes der Kopf glühte. Ach, was ich da empfand in der schrecklichen Nacht! Ich wagte nichts von Gott zu erbitten als daß, wenn wir das Kind verlieren sollten, der Tod nicht zu qualvoll sein möge! Aber welch eine Bitte für eine Mutter, die ihr Kind gesund hatte zu Bette gehen sehen und aus dem süßen Schlaf aufgeschreckt, es nun sterbend fand, ohne alle Vorbereitung — und welch ein Kind! Nachdem wir zum Arzt geschickt, machten wir beide trostlose Eltern uns darüber her, die erstarrten Glieder des Kranken mit heißen Tüchern zu reiben. So traf

uns der Arzt, erklärte den Zustand für einen heftigen Lungenkrampf, noch eine Folge des heillosen Keuchhusten — gottlob nicht die Bräune — und unser Kind ward uns wiedergegeben, Dank sei es Gottes Barmherzigkeit. Doch der Schreck dieser Nacht hatte mich wie gelähmt, — mein armer Mann litt nicht weniger als ich — und so trafen uns die Vettern Timoscha und George Bock, deren plötzliches Erscheinen heilbringend auf meine Gesundheit wirkte; sie hatten den Umweg von dreißig Meilen gemacht, um uns zu besuchen, und haben heute meinen Geburtstag feiern helfen. — Gottlob, wir saßen alle fröhlich um den runden Tisch, und ich durfte kein geliebtes Haupt vermissen.

Von meinem geliebten Gerhard kann ich nach fünfzehnjähriger Ehe noch sagen, daß er der beste Mann ist. Wie hat er mich wieder gerührt durch seine Güte — Gott hat mir in Mann und Kindern viel gegeben, darum muß ich auf anderer Seite so vieles missen und entbehren in der grausamen Trennung von Eltern und Geschwistern, Doch gebe ich die Hoffnung auf ein dereinstiges Wiedersehen noch nicht auf. Lilla.

In diese Zeit fällt ein Brief von Lilla an ihren Vater, worin sie diesen in rührender Weise bittet, das Geld, das er ihrem Mann noch schuldete — „eine so ehrlich als sauer verdiente Summe" baldmöglichst zurückzuerstatten, da ihr Gerhard in diesen drückenden Zeiten schwer unter den Sorgen des täglichen Lebens litt und sich bestrebte, die Zukunft der Seinen zu sichern. Sie schreibt: Angestrengte Arbeit verbunden mit dem Schmerz, der so heimlich an seinem Herzen nagt, untergraben merklich seine ohnehin zarte Gesundheit. Er fürchtet zu sterben und uns unversorgt zurückzulassen, denn was er so mühsam erarbeitete, scheint ihm so gut wie verloren. Ich fürchte das nicht, ich fürchte in der Welt nichts mehr als das Unrecht — Gott wird, sollte auch das für mich Schrecklichste geschehen, mich und meine Kinder nicht verlassen, denn wir hängen mit herzlicher Liebe an ihm und festem Zutrauen. So beteure ich also hier mit Thränen, ich bitte nicht sowohl für uns als für Sie selbst — sein Sie ganz Vater, wie Sie es in früheren Jahren mir immer waren . . . Ich habe selbst Kinder und weiß es ja, mit welcher Freudigkeit ich mein Blut für sie hinströmen lassen würde, um ihre Wohlfahrt zu gründen. Sollte mein Vater anders empfinden? . . . Ach mein Vater, mein Vater! lassen Sie die Liebe wieder einkehren in Ihr von Gott so rein und edel erschaffenes Herz — Trauer und Verdruß haben es verschlossen — wir lieben Sie alle so innig . . . wir rufen das Vaterherz an — o

segne uns, segne mich, Dein weit entferntes Kind, segne, o heiliges Vaterherz, Dein für so viel Wohlthaten dankbares Kind

Lilla.

Über die Wirkung dieses Briefs fehlt alle Kunde.

Aus einem Brief an Volkmann vom 31. Dezember 1815.

... Wie voll Unruhe ist doch dieses Leben! Auch kann nur seine Heiterkeit erhalten, wer morgens beim Erwachen sich kindlich ergeben hingiebt, alles was der Tag ihm bringen wird, Gutes und Böses, Freud und Leid, mit gleicher Ergebung, gleichem Vertrauen zu erwarten und hinzunehmen.

Morgen ist ein solches Erwachen, wo man dreihundertfünfundsechzig Tage in gerader Reihe vor sich sieht und nicht müde wird, sich auf die geräuschvollste Art Sonnenschein und Genuß in aller Weise auf diese kaum dämmernden Tage anzuwünschen — ach, und wär's nicht vorsichtiger und weiser, man wünschte einander Mut, Geduld und Standhaftigkeit für die unausbleiblichen dunkeln Tage, die nur Schmerzen bringen, wie der Schiffer auf Stürme gefaßt, sich mit allen Hilfsmitteln versieht, ehe er die Segel zur neuen Fahrt schwellt? Köstliche, köstliche Stunden haben wir doch früher zusammen verlebt, manchen Sylvester-Abend schwinden sehen, manchen Neujahrstag gemeinschaftlich begrüßt. Gott erhalte, was uns noch geblieben — aber die Seele der Sylvester-Abende ist uns allen entflohen! (Friederike Volkmann.) Die Blumen, die nur eine Hand über diesen Sterbetag eines Weltenjahres zu streuen vermochte — sie fehlen uns. Schweigend, ernst und schaurig tritt er uns wieder in seinem unaufhaltbaren Scheiden entgegen — er füllt das Herz mit Wehmut, doch auch mit Dankbarkeit und Vertrauen gegen den, der selbst unwandelbar, Jahre kommen und schwinden läßt. — Für mich wird das kommende Jahr wichtiger als je eines, denn es muß in mancher Hinsicht entscheiden, da es nun nicht länger so bleiben soll mit uns. Wie — wo? Ich muß gefaßt sein auf alles, selbst auf Trennung. (Hier fährt Gerhard fort):

Mein Herzens-Bruder! Ich unterbreche meine Frau, um Dir zum ersten Tage eines neu beginnenden Jahres aufs freundlichste die Hand zu reichen. Ein Rückblick auf das vergangene zeigt mir schmerzliche Verluste, manch bittere Erfahrung, mehr als ich mir gern zu deutlichem Bewußtsein kommen lasse, doch ich werde immer Gottes Willen ehren, durch dessen Gnade wir noch alle am Leben und ungetrennt sind. Auf wie lange das sein wird, steht bei Ihm, der meine Gedanken regieren möge, damit meine Entschlüsse und Unternehmungen

zu unserm Heil gereichen mögen. Lebe wohl, wir grüßen Euch beide in Liebe.

Gerhard. Lilla.

Lilla an Dr. Volkmann.

Februar 1816.

... Seit dem 16. Januar ist mein Gerhard schon in Berlin. Seine Abreise kam so plötzlich, daß er sich kaum besinnen konnte ... (Folgen Schilderungen schwerer geistiger und körperlicher Leiden.) ... Dazu kam der Vorschlag, ich kann sagen die Bitte des Herzogs von Bernburg, ihm unsern Gerhard ganz zu überlassen, um mit seinem einzigen Sohn ganz erzogen zu werden. Viele sehen in diesem Ereignis nur Glück, und auch ich verkenne die vielen Vorteile für sein zeitliches Wohl keineswegs. Doch ging ein neues Schwert durch mein schon so angegriffenes Herz.

So war Ebbe und Flut in meinem Innern — meine ganze Kraft brauche ich, um meinem Mann dreimal wöchentlich nach Berlin zu schreiben, wo er es sich sauer werden läßt für uns ... Gottlob, jetzt atme ich wieder auf. Meinen Mann segnet Gott sichtbar für seine Entsagung — alle seine Bilder sind verkauft, wegen der großen Madonna steht er in Unterhandlung, und Bestellungen hat er auf zwei Jahre, der Porträts nicht zu gedenken, die er jetzt in Berlin malt. In Ballenstedt soll er auch die beiden fürstlichen Kinder noch einmal malen ...

Später schreibt Lilla aus Loschwitz:

... Ich lebe hier mit Wilhelm und Adelheid in Loschwitz auf einem Weinberge, den Du nicht kennst — paradiesisch möchte ich sagen, und Du kannst denken, wie meine armen, von Krankheit ermüdeten Augen sich nicht ersättigen können hier in der weiten Aussicht in den tausend und tausend Blütenbäumen. Ach, wäret Ihr hier — man kann sich hier am Sachsenlande so recht erlaben. Wilhelm hat Stunden beim hiesigen Pastor Kretschmer, der sonst sein lateinischer Lehrer im Hahnschen Institute war, und den ich schätze. Adelheid unterrichte ich selbst ...

Gerhard an Karl.

Berlin, im Februar 1816.

Du wirst Dich wundern, mein geliebter Karl, einen Brief von hier aus von mir zu erhalten. Die Trennung von Frau und Kindern scheuend, gab ich die Reise nach Petersburg auf und folgte einer Ein-

ladung, hier einige Arbeiten zu übernehmen, wo ich auf schnellerem Wege, bei ununterbrochenem Portraitmalen etwas mehr verdiene als in Dresden. Gott erhalte mir die Kraft, denn daß ich dies ohne seinen Beistand nicht vermag, fühle ich schon in der kurzen Trennung von vier Wochen, in der ich mit Verleugnung meines besseren Genius wieder fürs tägliche Brot arbeite, ohne die Heiterkeit und Genügsamkeit der Jugend, die sich in ihrer Beweglichkeit in alles findet. Doch leicht soll dem Menschen das Leben ja auch nicht werden. Warum soll es den Zwillingen immer gut gehen? Laß uns denn in Ergebung in Gottes Wille auch einmal die Kreuzprobe des Unglücks bestehen, mit Fassung und möglichster Heiterkeit der Seele ... Dein Vorsatz, Deine Fabrik zu verkaufen, hat so meinen Beifall, wie ich Dir garnicht sagen kann. Bei allem Schweren ist das Leben doch eine Gnade Gottes — sich dieser würdig zu machen, das Vaterunser mit Andacht zu beten, ist die Aufgabe und Bedingung dieser Gnade — dann kommt das Reich Gottes zu uns ... Bete also „Dein Wille geschehe" — übergieb Dein Unternehmen einem Andern und freue Dich, wenn es ihm besser gelingt. Es ist, als wenn Gott nicht wollte, daß mancher Mensch sich mit manchen Dingen befasse. Wenn man aber gesehen hat, es geht nicht, soll man nicht sagen: „Morgen wird es besser gehen," sondern: „es war nicht Gottes Wille." Ach wie gern möchte ich Dich diesem, Deiner Natur unwürdigen Geschäft, überhoben sehen. Verkaufe Deine Fabrik auch mit dem Verlust Deines und dem halben meines Vermögens und sei so gut, die nachgebliebene Hälfte wie ein Zwillingsbruder mit mir zu teilen. Wir wollen arbeiten, um dieses kleine Kapital zu vergrößern, daß, wenn wir abgerufen werden, unsre Kinder erzogen werden können und nicht verhungern. Folge meinem Rat, mein lieber Bruder, und Du wirst es nicht bereuen! Das Geschäft mit Papa ist jetzt beendigt, und nach unendlichen Kämpfen habe ich diese Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit überwunden, und meine Seele lebt im Frieden Gottes, der mehr ist, als die Erde geben kann. Ich weiß freilich nicht, was ohne den Hinterhalt meines, sich in nichts auflösenden und so sauer erworbenen Vermögens werden soll aus mir und den Meinen — so viel aber steht fest, daß ich nicht elender werden kann, als es Gottes Wille ist. Ein jeder hüte sich vor Unrecht thun und leide das Unrecht, wo er es, ohne lieblos zu sein, nicht hindern kann, willig und gern ... Was mich quält, ist die Nachricht, daß Lilla an einem Herzkrampf so litt, daß es gefährlich war — vierundzwanzig Stunden war sie in den heftigsten Schmerzen! Die Stellung ihres Vaters zu uns ist wohl die Ursache. Doch das geht alles vorüber! ... Wie bald auch ist das Tagewerk des Lebens

vorüber, und die Frage wird nicht sein, was wir gearbeitet haben, sondern ob wir unsre Arbeit mit Sorgfalt und Liebe und unsrer Kraft angemessen gethan haben . . .

Karl an Gerhard.

Petersburg, am 1. Mai 1816.

. . . Den Tod unseres Schwiegervaters wirst Du bereits erfahren haben. Wohl ihm!

. . . Nach der Teilung möchte Emilie Dir ihr Erbteil abtreten gegen das Kapital, das bei Slobin war. Mir wäre das sehr wohlthätig. (Dies großmütige Anerbieten nahm Gerhard begreiflicherweise nicht an). Durch den Entschluß, die Fabrik zu verkaufen, fühle ich mich wie neugeboren, freilich auch so arm und nackt, wie man geboren wird, aber nicht so hilflos. In Petersburg werde ich mich durch meine Kunst schon zu ernähren wissen und noch zurücklegen . . . Ich bin hier wie auf einmal in ein neues Leben versetzt, aber dennoch öffnet sich eine grundlos tiefe Wehmut in meinem Herzen, die Du verstehen wirst. Ich habe nur ein Gebet zu Gott, daß er mein Herz immer stärken möge zu kindlicher Ergebung in seine Führung und meinen geraden Sinn zu strenger Ehrlichkeit nie mögen sinken lassen. Du kennst überdies meinen heiteren Sinn, dieses schöne Gottesgeschenk. Freilich bin ich nicht mehr, wie ich war, doch kennt mich jeder freundlich. Ich arbeite und entbehre nach Möglichkeit . . . Not thut es mir wieder unter Kunstschätzen zu leben. Es ist viel, daß ich nicht zurück gegangen bin, man bewundert sogar meine Fortschritte — ich aber nicht. Doch habe ich wieder Wind im Segel . . . Dem Kaiser gefallen meine Bilder sehr, und er läßt sie in seinem eignen Zimmer aufhängen. Das ist mehr als die Bezahlung. Auch habe ich einen Ring bekommen, fünfzehnhundert Rubel wert . . . Die Trennung von Emilie und den Kindern ist das Härteste, was ich dulde . . .

Thue mir nur keine weiteren Vorschläge mehr zu meinem Besten, lieber Bruder, denn Du siehst, daß ich habe, was ich brauche. Du hast genug durch mich verloren. Ach, mein lieber Bruder, ich bin tief gebeugt, aber nicht niedergedrückt. Ich bin arm und bin reich! Der Reichtum, der sich zählen läßt, ist der schlechteste. Meine Seele ist wieder ruhig und vergnügt und wird es noch mehr werden, wenn ich die Fabrik erst los bin. Die Malerei ergreift mich wieder mit Leidenschaft . . .

Gerhard an Karl.

Ballenstedt, am 30. Mai 1816.

Die Nachricht vom Tode unsres Schwiegervaters erhielt ich erst hier, und sie ergriff mich tief. Wenn auch der Tod für den Toten

nicht als Unglück zu betrachten ist, so wirkt er doch stets als das ernsteste Geheimnis der Natur erschütternd auf die Nachbleibenden ... Verschiedene Betrachtungen quälen oft die Seele beim Dahinscheiden geliebter Menschen, deren Handlungen wir nicht mehr verteidigen können ... Wie möchte auch nur ein Mensch bestehen können vor dem Throne göttlicher Gerechtigkeit, ohne Gottes ewige Liebe und Barmherzigkeit. So ruhe denn sanft Du lieber Geist des sich und andre quälenden Vaters — ruhe aus von der Müdigkeit eines nicht richtig erfaßten und daher armseligen Lebens im Schoße der ewigen Barmherzigkeit. —

Dresden.

Seit elf Tagen bin ich von Ballenstedt zurück, wohin ich reiste, als ich kaum von Berlin zurück war. Ich malte dort die Tochter des Herzogs und meinen Gerhard, welchen ich nun bei Hofe als Gesellen für den Erbprinzen von Anhalt Bernburg abgegeben habe, um seine Zukunft zu sichern. Diese Hoffnung muß uns trösten über die persönliche Abwesenheit des lieben Kindes. Mein Berliner Aufenthalt war sehr lohnend, da ich dort in drei Monaten zehn Porträts angefangen habe, von welchen ich gleich sieben fertig zurückließ, die andern hier vollenden will. Ich tummle mich noch einmal mit mühevoller Anspannung, mit rascher Thätigkeit, aber weit geringerem Erfolg, als damals in Petersburg, nicht mehr mit der fröhlichen Wahrscheinlichkeit, mir noch einmal ein unabhängiges Leben zu erkämpfen, doch zufrieden, mir den Lebensunterhalt erschwingen zu können. Mein Anspruch ans Leben war nie weit umfassend, und oft habe ich dies von Dir mir vorwerfen hören, was ich als mein Bestes erkenne. Als Knabe hörte ich Dich einmal zum Großvater sagen: „Weit hinaus das Ziel, so schießt man auch weiter.“ Diesem Streben bist Du bis jetzt treu geblieben — aber in mißverstandener Freude, weit zu schießen, hattest Du auch bald die Bolzen noch verschossen, womit ich mein nahes Ziel zu erreichen hoffte. Nun siehst Du Deinen Irrtum ein — ach, lieber Bruder, könnte ich Dich darin bestärken. ... Reich wolltest Du werden, meintest es so ehrlich und liebevoll und hattest vor, den besten Gebrauch von dem zu erwerbenden Vermögen zu machen, bedachtest aber nicht, wie schwer es ist, reich zu sein ohne Sünde. Gott hat es anders gewollt, weil er vielleicht voraussah, daß im Gelingen Deiner Pläne Deine bessere Seele, in den Strudel der Welt gerissen, dort könnte zu Grunde gehen. Denke an den reichen Jüngling im Evangelium und an die Worte des Herrn! ... Die Seligkeit ist der Frieden des Gemütes, welcher ausgeht von Demut und Gehorsam, ist das Reich Gottes, um welches

wir im Vaterunser beten. Reichtum macht oft stolz und herrisch — deshalb laß uns Gott danken, der es anders wollte. — Jetzt hast Du nur den Wunsch, Deine Schulden zu bezahlen und das tägliche Brot zu erwerben für Frau und Kinder, und darin, glaube mir fest, wird Gott Dich unterstützen.

Ich bin rastlos fleißig, aber oft so müde, daß ich gern nach Hause ginge, wenn einer die Sorge für Frau und Kinder übernehmen wollte. Des Treibens müde! Doch ist bei aller Ehrlichkeit nichts leichter als der Betrug gegen sich selbst . . .

Lilla an die Mutter nach dem Tode des Vaters.

Loschwitz, am 7. Juli 1816.

Teure, geliebte Mutter! Ich hätte wohl früher schreiben sollen, doch hatte die so ganz unerwartete Todesnachricht mich dermaßen erschüttert, daß selbst das gewohnte Augustusbad mir nicht nützte. Auch war ich kaum sechs Tage dort, so mußte ich, der Vollmacht wegen, wieder nach Dresden, weil ich mich persönlich beim Amt stellen und dort meine Unterschrift beeidigen mußte. Der Gerichtstisch, der Oberamtmann, ein Greis von achtzig Jahren, der Aktuarius — die ganze Handlung brachte alles mühsam Unterdrückte wieder so in Bewegung, daß es mir schwarz vor den Augen wurde, als ich unterschrieb — daß ich noch unwohler wurde, als ich ins Bad kam, und den Tag darauf viel Blut auswarf, da ein kleines Blutgefäß in der Brust gesprengt war. Nun war an kein Baden mehr zu denken, ich wurde leidender als zuvor nach Dresden zurückgebracht, wo ich mich nur langsam erholen konnte, da die überaus nasse Witterung meiner Genesung entgegen war. Schelten Sie mich nicht, gute Mutter, Gott weiß es, daß ich keine traurigen Bilder aufsuche oder festhalte — doch — es ist wohl sehr hart, eins seiner Eltern nach langer Abwesenheit zu verlieren, wenn man so gar nichts zur Erheiterung oder Beglückung ihres Lebens hat beitragen können, wenn man im Gegenteil noch, wie ich fürchten muß, den Vater erzürnt hat, wenn ich auch weiß, daß ich unschuldig bin.

. . . Gott ist barmherzig, aber auch gerecht. — Der Gedanke an seine Gerechtigkeit ließ mich mit Beben einem Geiste nachblicken, der mir immer so teuer war und blieb, daß ich mit Freuden, ja mit Entzücken, mein ganzes Herzblut hingeströmt hätte, um seine anerzognen, gewiß unfreiwilligen Irrtümer damit abzubüßen! Doch er ist barmherzig, unser Gott, und liebend, liebender noch als eine Mutter sein kann! Diese Überzeugung richtete mich auf in den trauervollsten

Stunden, und Gott weiß es am besten, wie bereitwillig ich jeden Trost und jede Beruhigung aufnehme und festhalte. — Und Sie wollen Ihren mütterlichen Segen verdoppeln! — sanfte, liebende Mutter! Mit Thränen nehme ich ihn für mich und die Meinigen an und hoffe ihn mir selbst zu holen . . . Gerhard glaubt eine Reise möglich zu machen — einen Aufenthalt bei den Meinen auf ein, zwei Jahr . . .

Lilla an Volkmanns.

Dresden, am 17. Oktober 1816.

Wie es meinem Mann mit dem Gelde für die Madonna gegangen ist, wirst Du wohl wissen. Die 400 Louisdor wurden in Leipzig auf der Post unterschlagen, wir erhielten von Ballenstedt nicht die geringste Nachricht über die Ankunft des Geldes, und nachdem mein Mann sich nutzlos geängstigt, kam die Nachricht von dem Postamt in Leipzig, wie die Sache entdeckt sei, und wie der Unglückliche sich um deswegen entleibt habe. Jetzt giebt es hier bei der klarsten Sache die größten Weitläufigkeiten. Gerhard hat einen Advokaten annehmen müssen und soll nun noch zum Eide vorgefordert werden. Es ist, als sollten wir uns nur an die Schätze halten, die der Rost und die Motten nicht zerfressen und die Diebe uns nicht nehmen können, denn die andern schwinden hin aus unsern Händen, als wären sie nie dagewesen. Die Zeit in Loschwitz war schön. Nun sind wir seit acht Tagen zurück und ich gottlob wieder in meiner Madonnenstube im Sonnenschein. Wir grüßen Euch alle — zum Frühling wird eine Reise nach Livland geplant.

Lilla.

Lilla an Volkmann.

im Feb. 1817.

. . . Vor einigen Tagen feierten wir Gehards Geburtstag. Karl Maria von Weber, der neue Kapellmeister bei der Oper, verschönerte uns allen den Abend hier durch sein herrliches Spiel. Morgen ist Adelheids Geburtstag, zu dem ich acht kleine Mädchen gebeten habe; da soll gespielt und getanzt werden, und übermorgen früh um fünf reist mein Gerhard wieder nach Berlin und trennt sich auf vier Monate, vielleicht auf länger von uns. Sieh, so wechselt Freud und Leid, und beide nehmen mir auf gleiche Weise die Kräfte. Vielleicht wird es besser mit mir in Loschwitz in meinem Berghäuschen — doch — wie Gott will.

Am 7. März 1817.

(Über einen Besuch von Volkmanns Sohn Julius, der sehr erfreut hatte).

Gestern nahm ich Julius mit nach Hermsdorf, wo unser Wilhelm mit andern Kindern am Palmsonntag schon eingesegnet ward.*) Den Gründonnerstag wollte ich mit ihm zum Abendmahl gehen und setzte mich früh morgens, obgleich noch krank, mit den Kindern ein, um hinzufahren. Die Kinder blieben erst im Gasthof, kamen aber alle um ein Uhr in die Nachmittagspredigt, wo Roller Deinem Julius sehr gut zu gefallen schien. Leider konnte er Wilhelm nicht viel genießen, denn gerade an dem Tage gab der Pastor den Kindern einen Abschieds-Thee. Da waren die neu konfirmierten Bauerkinder, zwei junge Grafen Stollberg von Wernigerode und unser Wilhelm, zusammen einundzwanzig Kinder. Es war mir ein rührender Anblick. Ich weiß nicht, ob Du Roller kennst, er ist gewiß ein Mann nach dem Herzen Gottes. Was ich empfunden, als Wilhelm am Palmsonntag vor dem Altar kniete und sein junges Leben seinem Gott darbrachte — als der strenge, aber wahrhaft heilige Mann seine Hand auf sein Haupt legte und ihn segnete — davon schweige ich jetzt!

Wilhelm bleibt freiwillig noch drei Wochen in Lausa, so gefällt er sich bei Roller, und ich danke Gott, denn ich weiß ihn dort an Leib und Seele gut aufgehoben.

Gerhard an Karl.

Berlin, am 15. April 1817.

. . . Ich bin nun wieder in einem so tumultuarischen Thun und Treiben, wie ich es *mehr* nie war, wie ich nie Freude daran hatte und nie haben kann. Bei den mäßigen Preisen und der Vollendung, die ich meinen Bildern zu geben trachte, ist die Ausbeute im Vergleich zu früheren Zeiten gering, und ich muß noch angestrengter arbeiten. Daß diese Arbeiten lauter Porträts sind, ist nun meine Klage, welche Du freilich nicht billigst, weil Du nicht *ich* bist. Ich leide oft unaussprechlich, aber ich halte es mit Freundlichkeit aus und schäme mich jeder Klage, da ich weiß, wie viel größere Leiden würdigere Menschen als ich zu erdulden haben. Seit zwei Monaten bin ich hier in Berlin fast erdrückt von Arbeit und sitze manchen Tag von

*) Anmerkung: Wilhelm genoß seit einiger Zeit den Konfirmationsunterricht des Pastor Roller in Lausa, wovon die „Jugenderinnerungen" näheres erzählen.

sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends und gönne mir nur eine Stunde zum Essen und Ausruhen. Dabei geht die ganze große und schöne Welt in meinen Zimmer aus und ein, wobei ich physisch und geistig mich so zertrampelt fühle, wie ein Schlachtfeld. Meine linke Hand ist mir vom Pinsel- und Palettehalten oft so steif, daß ich manche Finger nicht gerade machen kann.

Bei all dem erhält Gott mich gesund, und wenn sich dabei auch kein Speck auf meine Rippen ansetzt, so wächst doch hoffentlich echtes Christentum in meiner Seele. Hätte ich zu den Menschen keine Liebe und keine Geduld mit ihnen, so hielte ich es, so wie ich nun einmal bin, nicht aus. Was mich oft jammert, sind die Ideeen, welche mit so viel Liebe in meinem Herzen aufsteigen, um von mir Dasein und Gestalt zu empfangen, und die ich dann wieder grausam hinabstoßen muß. Es ist traurig, wenn man im Publikum so verkäuflich dasteht wie ein Porträtmaler. Doch ich lasse Gott walten.

Lilla an ihre Mutter.

Dresden, am 13. Januar 1817.

Friede und Freude zum neuen Jahr, das heute in Rußland beginnt — Friede und Freude, meine teure, verehrte Mutter, mehr als ich Ihnen zu geben vermag — ich Arme! . . .

Ich war in dieser letzten Zeit in großer Unruhe, denn sobald als Euer aller Einladung hier ankam, war auch mein Gerhard zur Reise entschlossen, ob er sich gleich kaum loszumachen wußte von wichtigen Arbeiten und nur mit Schaden, da sie ihm Ruhm und Geld einbrachten. Im Taumel der Freude meldete ich Euch nur mit wenigen Worten: wir kommen! denn ich war ganz schwindlich vor Freude — meine späteren Briefe sind verloren gegangen . . . und nun, nachdem ich wieder viel gelitten habe, nun will der Arzt die Reise nicht zugeben. Er hat mir und meinem Manne dringend vorgestellt, wie die Erschütterung der Reise, des Wiedersehens und vor allem — des letzten Abschiedes — mich gänzlich zerstören würde. Vier Wochen stritten wir uns mit ihm herum, es war alles, alles zur Reise bestimmt und bestellt. Ich bin es meiner Mutter schuldig — soll ich aus ängstlicher Sorge für mein Leben sie nicht wiedersehen, sollen wir unser Wort wieder zurücknehmen, da es ja noch ungewiß und Gott allein bewußt ist, ob die Reise schädlich auf mich wirken wird oder nicht? Alles umsonst! Unsere Freunde hier haben meinen Mann bestürmt, nicht zuzugeben, daß ich mich selbst zerstöre, und ach, was soll ich sagen? ich fühle schon jetzt die größte Aufregung, gedenke ich

des letzten Abschiedes — da doch jede Erschütterung vermieden werden muß, soll ich aufrecht bleiben. Ängstigen Sie sich aber nicht, meine teure, einzige Mutter, kein organischer Fehler macht mich leiden, doch brauche ich Ruhe und Stille. Dann fühle ich mich wohl und thätig, während jede Erschütterung mir gefährlich wird — wie damals die Todesnachricht von Papa. Wenn ich denke, was ich alles trotzdem ertragen habe — meine stürmische Brautzeit, der Tod meines Kindes, die Schrecken des Krieges, so ist es zu verwundern, daß ich noch lebe und wohl erscheine, besonders nach dem Nervenfieber in Hummelshain — viele sind gestorben, die nicht litten, was ich litt. Wie lange habe ich gekämpft, ehe ich die Kräfte und den Mut fand, Ihnen dies alles zu schreiben, ewig teure Mutter! ... Mein Gerhard betrübt sich mit mir, Ihnen allen so wehe zu thun — was wir leiden, wollen und können wir garnicht in Anschlag bringen. Tausend Thaler liegen immer zur Reise bereit, sollten wir doch noch fort können. Sie, teure Mutter, muß es dabei trösten, daß Sie Ihr Kind glücklich wissen, so glücklich, wie nur Menschen zu sein vermögen. Mein Gerhard ist immer der edle, fromme Mann, nur um vieles gereifter, als Sie ihn kannten, und veredelter. Wir sind in allem, was Religion, Erziehung, was das Wichtigste im Leben betrifft, einig wie eine Seele — und das sagt viel. Ich genieße ein seltenes Glück ...

Gerhard an seinen Bruder Karl.

Berlin 1817.

Daß wir in diesem Jahr nicht nach Rußland kommen, rechne mir nicht zu. Lilla muß mit schwerem Herzen von der Reise abstehen, da sie nicht Kraft genug dazu besitzt, und der Arzt dagegen ist. Blos um meiner selbst willen werde ich wohl nichts mehr unternehmen, indem nur für die mir von Gott Anvertrauten zu sorgen, die Freude meines Lebens ist. —

Der russische Großfürst Nikolai ist hier angekommen. Ich male seine Braut, die Prinzeß Charlotte, für den König, ihren Vater. Sie ist ein herrliches Wesen. Hier in Berlin regt sich viel Gutes, besonders ist die königliche Familie, die ich das Glück habe, kennen zu lernen, gewiß eine der frömmsten und edelsten; der Kronprinz ist sehr liebenswürdig und geistreich.

Gerhard malte das Portrait des Kronprinzen und der Prinzessin Charlotte, ferner den Prinzen Adalbert und die Prinzessin Louise, den Prinzen Friedrich und seine Gemahlin, die Familie Radziwil, die fürstliche Familie San Guszhko in drei Gruppenbildern, überhaupt in

dieser Zeit sieben Gruppenbilder, ferner den Fürsten Blücher, der dem Künstler wohl wollte und ihm mehrere Sitzungen gegeben hat — und das kräftig aufgefaßte Bildniß des berühmten Generals Grafen von Gneisenau. Er schrieb einmal: „Zum Glück führt Gott mir dieses Mal lauter interessante und charakteristische Köpfe zu, und die Zufriedenheit, mit der man meine Bilder aufnimmt, entschädigt mich für manches Opfer." ... „Ich weiß nicht, warum mich die Menschen so lieb haben und mir soviel Ehre erzeigen." (Der König geruhte selbst mit dem durchreisenden Großfürsten Nikolai den Künstler in seiner Malstube zu besuchen — auch erfreute er sich des persönlichen Wohlwollens vieler ausgezeichneter und hochstehender Menschen, sagt sein Biograph Hasse.)

In einem späteren Brief schrieb Gerhard dem Bruder einmal: „Man hat mich in Berlin wahrhaft auf Händen getragen, und ich kann nie dankbar genug sein für so viel Milde, Schonung, Liebe und Würdigung meines Talentes und meiner Persönlichkeit. Gott hat seine Gnade vielfach über mich ausgegossen, und ich denke, er thut es hauptsächlich wegen Lilla's und unserer Kinder ..."

An Lilla schrieb Gerhard aus Berlin: „Der Gedanke, Gott könne mich bald abrufen aus diesem Leben, spornt mich sehr zur Thätigkeit an. Was dann gethan ist, ist gethan — und will Gott erhalten, was ich dann erworben habe, so darfst Du Dich mit den Kindern doch nicht mit drückenden Sorgen fürs Leben plagen. So erfülle ich meinen Beruf auch als Christ, indem ich thue, was ich eigentlich nicht möchte und den Erfolg Gott anheim stelle."

In einem spätern Brief heißt es: „Leider ist mein Versuch, von einigen Aufträgen loszukommen, nicht gelungen — die guten Menschen halten sich für beleidigt, wenn ich sie abweise. — Nun, Gott wird mir weiter helfen, wie er bisher so treulich gethan und unsrer Trennung dann ein Ende setzen. Wie ich mich danach sehne, Dich wiederzusehen, meine geliebte Lilla, kann ich nicht sagen. Oft habe ich an das Lied des gefangenen Gretchen gedacht, wo sie sagt: „Ja in der Ferne fühlt sich die Macht, wenn zwei sich redlich lieben — drum bin ich in des Kerkers Nacht auch noch lebendig geblieben." Gottes Gnade ruhe ferner auf uns!"

Karl an Gerhard.

Petersburg, den 12. Mai 1817.

Mein lieber Bruder, mit so vergnügtem Herzen wie heute, habe ich Dir lange nicht geschrieben, teils weil ich Dich in so friedlicher Stimmung weiß, und es Dir wohl geht, teils weil ich nun imstande

bin, Dir die ersten fünftausend Rubel von Deinem Kapital abzuzahlen — und weil sich mir für die Zukunft eine gute Aussicht eröffnet hat. — Dein letzter Brief aus Berlin hat mich sehr erfreut. Es ist Dir wohl unangenehm, Porträtmaler zu sein, aber es macht Dich nicht unglücklich. Es ist ja solches das gewöhnliche Menschenschicksal. Wie mancher Schreiber müßte Minister, wie mancher Offizier General sein. Wir Künstler sind noch am besten dran. Jede rein aufgefaßte Individualität eines nicht ganz gewöhnlichen Gesichtes ist ein Kunstwerk. Mit meinen Landschaften nach der Natur ist es auch so, mit dem vorteilhaften Unterschiede für mich, daß ich es mit keiner Persönlichkeit zu thun habe. Wir möchten leben können, um zu malen und müssen malen, um zu leben. Wem dürfen wir darüber Vorwürfe machen? Die Wünsche aller Menschen und das Streben aller Besseren geht nach Hohem, Unerreichbarem. Dieses bleibt unsre Anwartschaft auf höhere Entwickelung in einer besseren Welt . . .

Ich bemerke seit einigen Jahren eine besonders religiöse Stimmung in Deinen Briefen. In der Religion bleibt immer der höchste Adel des Menschen gegründet, aber es wird heutzutage viel Unwesen damit getrieben. Die Philosophen wollen das Unnennbare im Verstande darstellen, die Mystiker in der Phantasie . . . Wer das Reich Gottes nicht im Evangelium ergreift, kommt nicht zur Wahrheit . . . Gedacht habe ich viel in meinem einsamen Leben, gelesen wenig. Je klarer meine Gedanken werden, je demütiger erkenne ich meine Beschränktheit . . . Grüße die Freunde in Berlin. Wie oft denke ich an Uhde und Gentz und die alten Zeiten in Rom mit nassen Augen. Wie sind alle schönen Jugendträume verschwunden in der rauhen Wirklichkeit. Des Menschen höchstes Leben ist in der Idee und da, wo alles Trug scheint, da nur ist Wahrheit, da nur Wirklichkeit. Wenn Du mich nicht verstehst, so entsteht hieraus ein Mißverständnis, aber ich habe doch nichts Dummes gesagt.

Gerhard antwortet im Juni 1817 aus Loschwitz:

. . . Mit einem Gefühl von Beschämung habe ich Deinen Wechsel von fünftausendvierhundertundvierzig Rubel empfangen . . . Zwischen Brüdern wie wir ist Deine Schuldverpflichtung keine andere, als was Dein Gewissen Dir eingiebt und Deine Umstände erlauben, und wenn Du Dich zu einer Schuld von zwanzigtausend Rubel Banco gegen mich bekennst, so scheint mir dies mehr, als ich nach Deinen Umständen mit Billigkeit erwarten darf . . . Deine Ansichten über das Christentum sind so ziemlich auch die unsrigen, da wir uns ganz rein zu dem Evangelium bekennen. Viel Unfug wird in unsern Tagen freilich

mit dem christlichen Wesen getrieben, doch ist es immerhin ein gutes Zeichen, daß man wieder christlich scheinen will. So mögen sie denn scheinen, bis sie werden.

Geliebter Bruder, es sind wohl die bitteren Erfahrungen Deines Lebens, welche Dir die Wirklichkeit rauh erscheinen lassen und beim Gedanken an vergangne Zeiten und Deine Jugendträume in Rom Dir Thränen ins Auge locken! Mit mir ist es anders. Ich danke Gott für die Gegenwart und habe große Ursache dazu, trotz aller täglichen Prüfungen. Meine Anforderungen an die Wirklichkeit sind nie sehr groß gewesen, und „das Leben in der Idee", wie Du es nennst, war mir auch nicht fremd. Gott hat mir vielfach Anregung geschickt, die ideelle Kraft in mir zu entwickeln — ich hätte sie nur mehr benutzen sollen. Doch laß uns nicht auf das sehen, was uns mißlungen, sondern auf das, was wir besitzen. Bist nicht auch Du reich vor Tausenden? Ein junges, liebendes und gesundes Weib, die Wahl Deiner Liebe, wohlgebildete Kinder — und keins von ihnen unter der Erde, die Liebe so vieler guter Menschen und ein Jahrgehalt, das Dich vor Mangel schützt. Mein lieber Bruder, ich empfinde wohl, wie dieses die Bitterkeit und Enttäuschung mancher Stunde nicht übersüßen kann, aber eines kann es gewiß, wenn es in Dir recht lebendig wird — es ist die Liebe Gottes, wie wir ihn in Christus erkennen. Hier möchte ich erst anfangen zu reden, doch bin ich selbst lange noch nicht auf dem Punkte, wo ich sein sollte und strauchle täglich. . . . Ich sage dies alles nur, um Dir zu zeigen, daß ich Dich nicht mißverstanden habe, wenn Du sagst: das höchste Leben des Menschen ist in der Idee. Ich möchte Dir viel schreiben — aber was sind die paar Tropfen, die man einem Brief anvertrauen kann, gegen das Meer, das in meinem Herzen wohnt . . . Gott segne Dich, mein geliebter Bruder, vertrau' auf Gott. Er läßt keinen sinken, der nur den Willen hat, in seinem Geiste zu leben, in Liebe und Wahrheit. —

Meine gute, fromme Lilla habe ich bei meiner Rückkehr aus Berlin vor einigen Tagen frischer gefunden, als ich erwarten durfte.

Lilla an Volkmann.

Ballenstedt, 1817.

Tausend Dank, lieber Bruder, für die erfreuende Nachricht, die Du mir meldest. Gott gebe auch ferner seinen Segen und behüte Mutter und Kind. Also Oskar soll Euer Kleiner heißen? Du wunderlicher Namenheld! Wenn nur Sally Zezschwitz ihren kleinen Mops nicht unzählige Mal des Tages so riefe — da ist mir der Name ganz unossianisch geworden. Nun, vielleicht hebt Dein Sohn ihn mir wieder.

Du weißt wohl noch, wie unwohl ich Leipzig verließ — doch ahnte ich nicht, daß ich in Merseburg würde liegen bleiben. Die gute Präsidentin Schönberg hatte den Befehl gegeben, uns am Thor, wenn es sein müßte, gewaltsam gerade aufs Schloß zu fahren mit Sack und Pack — und das war mein Glück, denn ich befiel am selben Tage mit einem Krampf am Herzen, — so schlimm, daß ich im stillen mein Haus bestellte und glaubte, weder meinen Mann noch meinen Gerhard wiederzusehen. Doch kam ich nach einigen Tagen erschöpft, aber noch lebend hier an und habe viel zu danken. Mein Kind fand ich blühend, wohl und geliebt . . . Die Kinder machen weite Spaziergänge, ich begnüge mich, die Gegend aus dem Fenster oder im Schloßgarten zu genießen und zu bewundern. . . .

Von Ballenstedt aus brachte Lilla ihren Wilhelm nach Bernburg aufs Gymnasium und ins Haus des Superintendenten Krummacher.*) Gerhard schrieb seiner Frau: „Gottes Gnade ruht sichtlich auf Dir, Du gute, treue, fromme Mutter, und ich vermag ihm nicht genug zu danken, daß er Dein Bemühen, unsern Wilhelm zu dem trefflichen Krummacher zu bringen, hat gelingen lassen." —

Lilla an die Schwester Emilie.

Dresden, am 30. Juli 1817.

Heute ist unsrer teuren Mutter Geburtstag, gewiß seid Ihr alle um sie versammelt, um ihr Freude zu machen. Auch wir hätten dabei sein können — doch da es nicht durch unsre Schuld unterblieb, mußte es wohl so besser sein. Auch kommt mir jetzt schon die Überzeugung davon. Unser Wilhelm ist nun in dem Alter, wo Reisen und Zerstreuungen aller Art nicht angebracht wären. Er muß angespannt lernen und arbeiten und gewiß, Krummacher wird dafür sorgen, daß es ihm auch an Freuden nicht gebricht, an den heilsamen Freuden im Hause. Sophie hat ganz recht, daß das Beispiel des Vaters viel thut bei Söhnen. Ich habe aber dennoch erlebt, daß sehr fleißige, arbeitsame Eltern träge und faule Kinder hatten, die mit Freuden zusahen und ihrer Eltern Fleiß von Herzen segneten. Ein unthätiger Mann ist mir ein Greuel. Schon als Kind mochte ich kein stehendes Wasser sehen, da ich bemerkte, daß nur dieses so mit Schlamm und Unrat überzogen wurde, weil es in sich selbst fault. Kann das reißende Wasser nun auch viel Unheil anrichten, wenn es nicht gehörig gedämmt wird, so ist es doch wieder ein großer Segen, wenn es fröhlich hintanzend Mühlen treibt, Schiffe trägt, gesunde Fische hervor-

*) Siehe „Jugenderinnerungen".

bringt und Felder und Wiesen erfrischt. — Ich bin überaus glücklich, Wilhelm noch einige Jahre bei dem edlen Krummacher zu wissen. Wenn Du ihn willst kennen lernen, so kaufe doch seine Parabeln, sein Festbüchlein, seinen Johannes der Täufer. Nun arbeitet er an dem Leben „des Unaussprechlichen" wie er ihn nennt. Einen einfacheren, thätigeren, heitereren Hausvater und Gatten und zugleich einen heiligeren und reineren Menschen kenne ich nicht. — Seit dem vorigen Herbst habe ich ein liebes Mädchen, Marianne Tieroff, im Hause. Sie hat Adelheids Unterricht übernommen, der ich bis dahin deutsch und französisch lesen und schreiben, rechnen, stricken und nähen und etwas Klavierspielen gelehrt habe. Die Söhne sind aus dem Hause, da wird mein Leben ruhiger werden, und ich kann mich pflegen . . .

Neulich erzählte Professor Schubert von jener Pauline, die den Professor P. geheiratet hat, der später nach Nürnberg ging. Sie hat in einer schrecklichen Ehe gelebt, Mann und Kinder gehaßt. Ich erzählte Schubert, wie alle in Dorpat P. abgeraten hatten, mit der Warnung, er würde Ohrfeigen von Pauline bekommen, und er darauf die merkwürdigen Worte geantwortet hatte: es müsse eine Wonne sein von ihrer sammetweichen Hand Maulschellen zu bekommen. „Nun," sagte Schubert, „diese Wonne ist ihm reichlich geworden — jedoch nahm sie, wenn sie ihn schlug, etwas zur Hand, um diese zu schonen!" Armes Wesen, ohne Erziehung aufgewachsen . . . Wenn doch Gott den Männern einen schärferen, ungetrübteren Blick in die Seelen der Weiber mitgäbe — bei den zarten Blüten erscheint alles grazienhaft, was späterhin als nackte Albernheit zurückstößt. Doch gab Gott ihnen nebst den Augen, den Ohren, den Sinnen nicht auch Seelenaugen? Warum verschmähen sie es so oft, diese zu gebrauchen! . . .

Der guten Mutter haben wir heute alle mit wehmütiger Liebe und Ehrfurcht gedacht. Gott lasse sie noch lange leben, lasse sie Freude an Kindern und Enkeln erleben — so kann auch sie sagen: „am Abend wird es licht sein." Lebt alle wohl. . . .

Lilla an Dr. Volkmann.

Loschwitz, am 6. August 1817.

. . . Auch unser Leben hier, war bis jetzt nicht ruhig. Die vielen mitgebrachten Bilder meines Mannes ziehen einen Schwarm müssiger Menschen und bewundernder Liebhaber her, so daß das stille Winzerhäuschen oft mehr als ein Tummelplatz der Berliner und Dresdner beau monde, denn als das ruhige Asyl einer so lang getrennten Familie erscheint. Daß diese Damen und Herren weder die Höhe noch Abgelegenheit des Weinberges, weder Hitze, noch Regen noch Donnerwetter scheuen,

um unsern Berg zu erklimmen, macht ja dem Künstler Ehre, aber der Frau des Künstlers wird es wohl niemand verdenken, daß sie wenig Freude daran hat, vormittags, mittags und abends bis acht bereit zu sein, ihr ganz fremde Menschen zu sehen und zu empfangen — denn wie gesagt, weder Hitze noch Regen, noch Donnerwetter, noch der Gedanke uns lästig zu werden, hält sie ab; sie glauben den Künstler zu ehren und thun es ja auch. So muß ich schon zufrieden sein und nur dankbar die Stunden zu erhaschen und zu genießen suchen, die uns rein und ungetrübt in häuslicher Stille zu teil werden. — In der Stadt hört dies mehr auf, doch da hat auch der Anblick des weiten hohen Himmels, der Berge und dieser ganzen paradiesischen Aussicht hier ein Ende.

Lilla an die Schwester Sophie.

Loschwitz, im August 1817.

Du schreibst mir: „schon in diesem Leben folgen unsern Handlungen, unsern Worten sogar, Lohn und Strafe, und um hier glücklich zu leben, muß man notwendig nach Jesu Lehre leben —“ und ich setze hinzu: um selig zu werden, muß man nicht allein seine Worte befolgen, sondern an ihn glauben, als an das einzige Heil unsrer Seele.

Geliebte Schwester, Du bist ermattet, weil Du aus eigner Kraft erringen wolltest, was über Menschenkräfte geht. So ging es mir auch einst, weil ich es nicht anders wußte. — Doch blieb mir die unbegrenzte Liebe für den göttlichsten der Menschen und ein ewiges Trauern, daß ich nicht lebte, da Er lebte. Diese Liebe führte mich ganz zu Ihm, und ich erfuhr, daß Er auch jetzt noch uns nahe ist daß Er auch jetzt noch eines zagenden und zweifelnden Thomas sich erbarme, der liebend seine Hand in seine Seite legt. Und wohl mir! Da ich nun mit dem schwächsten Körper die Welt in Blut und Flammen wußte, Greuel erfuhr, wie kein Menschenauge sie noch sah, wenn meine Zimmer mit Soldaten gefüllt waren, und unter unserm Fenster Sterbende wimmerten, wenn die Luft, die unsere zarten Kinder einatmeten, verpestet war, und wir stündlich das noch Schrecklichere erwarten mußten — so blieb meine Seele dennoch unverzagt, ich ruhte mit den Meinigen in Mutterarmen und verzagte nicht, und wer mich da gesehen hat, kann bezeugen, daß ich von keiner Furcht wußte, so beglückend war mir die Gewißheit, daß der Heilige uns nahe sei, daß im Tode wie im Leben ich sein Eigen bleibe, ich und die Meinen; denn meinen Mann beseligt derselbe feste Glaube, und unsere einzige Sorge ist, in Ihm unsre Kinder gegen alle Schmerzen und Wunden,

die die Welt ihnen schlagen könnte, zu wappnen und zu stärken. Auch Dir ist Er nahe und hat Dein Thun und Streben gestützt und gesegnet, Du bist sein Eigentum!

Du glaubst nichts lesen zu können als Unbedeutendes, weil alles Höhere Dich überreizt. Wenn nun die Nichtigkeiten Dich ermatten, Goethe und Schiller Dich überreizen, so giebt es doch eine Seelenspeise, bei der die Seele erstarkt. Glaube mir das. Ich bat Dich schon einigemal, Herders Schriften über die Bibel zu lesen, Luthers Schriften, die immer wie ein stärkendes Eisenbad auf mich wirken. Die Bibel selbst mit Herder gelesen, ist der größte Seelengenuß — ohne zu überreizen. Auch hat man jetzt schöne Zeitschriften im christlichen Geist.

Lasse doch ja Deine Mädchen nicht viel lesen, was nur zur Zerstreuung der Seele dient, zum Luxus, möchte ich sagen. Solche Schriften erschlaffen und überreizen die Seele, die einfacher Kost bedarf, will sie gesund bleiben.

Flöten- und immer Flötentöne, Harmonika- und immer Harmonikatöne entnerven — höre aber die Orgel in ruhigem Gleichmaß, im $^4/_4$-Takt, und die Brust wird sich Dir weiten, die Seele bewegt sich Dir in freudiger Ruhe, stärkt und kräftigt selbst den Körper.

Heinrich Stilling, einer meiner Lieblings-Schriftsteller, sagt so wahr: „Wir lassen den Baum des Lebens noch immer stehen, strecken die Hand immer noch aus nach dem verbotenen Baum der Erkenntnis und essen uns immer von neuem den Tod daran."

Ach meine Schwester, lebe, lebe noch lange — uns allen ein Beispiel, uns und den Deinen zu Freude und Trost! Die fast anbetende Liebe Deiner wohlgeratenen Kinder, die stille Achtung Deines Mannes sind Deine Krone — und Gott segne Dich mit jeder Freude!

Im September des Jahres 1817 reiste Gerhard nach Bernburg und Ballenstedt, um seine Söhne zu besuchen und nach ihnen zu sehen.

Er schreibt an seine Frau.

Ballenstedt, am 22. September.

... Von Bernburg wollte Krummacher Dir Nachricht über meine Ankunft geben, um mir die Zeit der Geselligkeit dort nicht zu schmälern. Nun melde ich Dir, daß ich Wilhelm mitnahm und mit ihm glücklich gestern hier im „großen Gasthof" angekommen bin. Während ich den Wagen auspacken und mir Zimmer einräumen ließ, lief Wilhelm ins Schloß zu Gerhard, dem er weis machte, er hätte eine Woche Ferien, und sich im Gasthof mit einem Kameraden, einem guten, fidelen

Burschen etabliert; Gerhard solle nur kommen und ihn kennen lernen. Ohne etwas zu ahnen, steht der Kleine auf, folgt dem Bruder und sagt unterwegs: „Ich wollte nur, Dein Kamerad wäre der Vater!“ und so stürzen beide ins Zimmer. Im ersten Momente erkannte Gerhard mich nicht, indem er mich nicht vermutet hatte, fiel mir dann aber mit Heftigkeit um den Hals, und Thränen der Freude standen in seinen klaren Augen.

Nun ließ ich den Tisch für drei Personen decken, ließ eine Flasche Rheinwein holen, wir tranken Deine Gesundheit, und ich war sehr glücklich mit meinen Jungen. Den Gerhard fand ich in der Gestalt veränderter als Wilhelm, doch war mir dieser durch sein reifendes Wesen und seine Baßstimme viel mehr entfremdet. Das Zeugnis, das unser Freund Krummacher unserm Wilhelm gab, bewegte mein Herz in dankbarer Freude. Für unsre beiden Söhne hat Gott gnädig gesorgt, denn Freund Beckedorff gab auch unserm Gerhard das beste Zeugnis.

Der Herzog, welchem ich gestern meine Aufwartung machte, war so gnädig, mir wieder meine frühere Wohnung einräumen zu lassen, wo ich vor zwei Jahren lebte, und ich habe die Nacht schon im Schloß geschlafen. In Gerhards Zimmer fand ich alles in schönster Ordnung, und was er nur an Bildern in seinem Vermögen hat, klebt an den Wänden. Der Erbprinz erkundigte sich gleich sehr angelegentlich nach Dir und Adelheid, und als ich ihm sagte, die kleine Mutter befände sich mit allen ihren Puppenkindern im höchsten Wohlsein, lachte er laut auf. — Das gesunde, kräftige Aussehen unsrer Jungen macht mir große Freude. Beide werden kräftigere Gestalten bekommen, als ihr hinter seiner Staffelei halb vertrockneter Vater. Wilhelm ist jetzt schon so groß wie ich, aber dicker; Gerhard wird schlank und lang, und die Gesichtsbildung beider ist jetzt schon durch den Ausdruck von Verstand und Herzensgüte äußerst einnehmend. Das könnte mich für ihre Zukunft wegen der Verführung der Welt bange machen, doch hat Gottes Gnade für ihre sittliche und religiöse Bildung treulich vorgesorgt und wird sie ferner bewahren. Mein geliebtes Weib, Du bist immer eine treue, fromme, aufmerksame Mutter gewesen. Wie hat Gott mich in Dir und den Kindern gesegnet.

Über unsern Gerhard hatte Beckedorff nur eine Klage, daß er der Versuchung, ganz heimlich einmal Tabak zu rauchen, nicht habe widerstehen können. Sag, wo haben unsre Jungen diesen Trieb zum Tabakrauchen her, wenn er ihnen nicht im großväterlichen Blut angeboren ist? Indessen sah Wilhelm doch ganz ruhig zu, wie ich mit Krummacher eine Pfeife rauchte und war sehr geschäftig, mir von Zeit zu Zeit den Fidibus zu reichen. Mit Krummacher sprach ich

einen ganzen Nachmittag über die interessantesten Gegenstände, und die Mitteilungen dieser lebendigen, reichhaltigen Seele thaten mir gar wohl. Den Abend brachten wir bei einem fröhlichen Mahle, bei Gesang und Gläserklang sehr vergnügt zu. Das Lied von Claudius: „Am Rhein am Rhein", habe ich noch nie so schön singen hören. Ich kann Dir aber nicht beschreiben, wie es mir teils rührend, teils erheiternd erschien, wenn ich unsern Wilhelm neben mir ansah, wie er zurückgelehnt in seinem Stuhl, so etwas schaukelnd — mit dem ernsthaftesten Gesicht seinen Baß mitsang wie ein alter Kantor.

Die Reise hat mir sehr wohl gethan, und ich fühle, wie nötig mir die kleine Erholung war. Hätte ich Dich nur bei mir! Die Freude über unsre Kinder wirkt so wohlthätig auch auf meinen Körper, daß ich geschlafen habe wie ein Toter. . . . Wir grüßen Dich alle drei, Du unser Schutzengel! Dein glücklicher Gerhard.

Aus einem Brief von Lilla an die Schwester Sophie.

Dresden, im Dezember 1817.

Du glaubst, ich erhole mich jetzt in meiner Phantasiewelt für so manche Entbehrung. Du hältst mich vielleicht für eine religiöse Schwärmerin! Geliebte Schwester! bei der Religion muß das Herz gläubig sein, nicht die Phantasie — das Herz muß für Gott brennen, nicht das Gehirn. Bei der Frau von Krüdner, die Du nennst, mag das letztere mit in Brand geraten sein, wenigstens was im Leben sie auch ergriff, geschah mit Exaltation und wie im Fieber. So habe ich sie in Riga tanzen sehen, wobei sie so weit ausholte mit ihrem kleinen Beine, daß sie an einem Abend vier Männern die Schienenbeine aufriß mit ihren Pariser Schuhabsätzen. Mit dieser Wildheit lebte sie in der Welt, mit dieser Inbrunst und Verzückung lebt sie jetzt in Gott. Es ist kein Vorteil für unsre geoffenbarte Religion, wenn Schwärmer, Pietisten und Mystiker sie predigen — doch meinen diese es oft ehrlich mit sich und andern. Niemanden kann aber die eigentliche Frömmelei mehr anwidern als mich. Herder aber, den ich Dich zu lesen bat, hat wohl niemand einen Schwärmer genannt, und Luther, auf den Du Dich berufst — kennst Du ihn? Ist Euer Pastor Meier sein wahrer Jünger, so ist er auch ein Jünger Christi, so wird er auch glauben, daß Luthers kräftig lebensfrohe Worte niemand zur Exaltation oder Schwermut reizen können. Luther aber glaubte, was ich glaube und predigte seinen reinen, evangelischen Glauben mit verzehrendem Eifer — — er ist es, der da sagte: „Der Glaube ist wie ein Ring, wer nur

ein Stückchen daraus brechen will, fällt durch.“ Auch sagt er: „Die Natur, (d. h. der natürliche Mensch) will fühlen und gewiß sein, ehe sie glaubt, die Gnade (der vom Geiste Gottes Durchleuchtete), will glauben, ehe sie sieht und fühlt, darum geht die Natur nicht weiter denn in ihr Licht, Gnade aber tritt heraus fröhlich in die Finsternis, folget dem Wort.“ Du fragst, wozu der Mensch des Vermittlers bei Gott bedürfe? Ach Sophie! so lies doch unser einfaches Glaubensbekenntnis und sieh zu, wer dieser Mittler und Versöhner ist! Ich liebte Jesus Christus schon als Kind mit einer menschlichen Anbetung, doch glaubte ich seine Göttlichkeit so wenig wie Du, und sein Tod schien mir auch nichts mehr als der Tod eines Märtyrers für seinen Glauben.

Ich liebte auch meinen Gott und betete zu ihm, doch blieb er mir ein fremder, unsichtbarer Gott. In Berlin, vor vielen Jahren, wendete der verstorbene Gentz bei Tisch sich plötzlich zu mir mit den Worten: „Sie glauben doch auch nicht an die Göttlichkeit Christi? Wir Berliner halten ihn in Ehren, aber doch nur für einen seltenen Menschen.“ Mir sanken Gabel und Messer aus den Händen, bei dieser unerwarteten Anrede, denn es waren bisher nur gleichgültige Tischgespräche gehalten worden, und mein Mann, der meine Bestürzung merkte, antwortete: „Meine Frau denkt wie wir.“ Nun nimm, daß ich wirklich dachte, wie sie — doch in dem Augenblick ergriff ein scharfer Schmerz meine Seele, wie ich eine Sache so frech berührt sah, die, bei aller Ungläubigkeit, mir dennoch heilig war, und klagend jammerte eine Stimme in meinem Herzen: „Ach, nun habt ihr Ihn verleugnet wie Petrus einst.“ Ich ward die Idee nicht wieder los und wendete mich im Gebet zum erstenmal an Ihn selbst: „ach, bist Du mehr als Mensch, hörst Du meine Stimme, Jesus Christus, so erbarme dich meiner und erleuchte selbst meine Seele in dieser Finsternis!“ So betete ich öfter. Darauf sah ich in meiner Schwiegermutter die erste sterbende Christin. Alle, die ich bisher sterben sah, sah ich als halbe Heiden sterben. Ach Sophie, der Tod einer sterbenden Christin im wahren Sinne des Wortes — welch ein erhebendes Schauspiel ist das — welch ein heiliges, beruhigendes! Und immer glaubte ich noch nicht und betete darum doch kindlich fort: „ach hilf mir glauben, was so himmlisch ist zu glauben!“ In Dresden abonnierte mein Mann auf Anraten eines Freundes auf Herders sämtliche Werke. Alles über Natur, Kunst und Wissenschaft legte ich beiseite und griff begierig nach seinen Homilien und Erklärungen der Bibel. Wie Schuppen fiel es mir nun von den Augen, die Finsternis schwand, ich sah Einklang und Harmonie in

allem und erkannte in Jesus Christus mit Entzücken meinen Heiland und Erlöser, meinen Bruder und Freund, wie meinen künftigen Richter und immerwährenden Beschützer, hier und dort, kurz, ich verstand jetzt den dreieinigen Gott, den wir als Schöpfer und Richter anbeten, als Sohn und Erlöser und Erretter des Menschengeschlechtes über alles lieben und vertrauen, und dessen heiliger Geist ewig denen nahe bleibt, die Ihm vertrauen und Ihn lieben. Es giebt keine Worte, Dir die Seligkeit meiner Seele bei dieser Überzeugung zu beschreiben, und so ist es auch jetzt. Ich grüble nicht, mein Geist ruht sicher und fröhlich in seinem Glauben und hat nur die Sorge, hier zu werden, was er kann und auszuüben, was er soll. Mein Gerhard denkt und glaubt wie ich — —

Aus einem Brief von Gerhard an Karl.

Loschwitz, im Mai 1818.

Nachdem die Eltern sich entschlossen hatten, ihren jüngeren Sohn aus Ballenstedt wieder fortzunehmen, da es ihnen aus mancherlei Rücksichten besser erschien, ihr Kind im eignen Hause zu erziehen, schreibt Gerhard: Wenn es mir schwer wurde, unser Kind als Lebensgefährten für einen Erbprinzen dahinzugeben, so fiel es mir noch schwerer, ihn wieder zurückzufordern und so zum zweitenmal in sein Schicksal einzugreifen ... Erst die Zukunft wird es erweisen, ob ich wohl oder übel that, denn über alles, was man Erziehung nennt, waltet ein Geheimnis, da bei der möglichsten Sorgfalt liebender Eltern unter ihren Augen dennoch schädliche Dämone ihr Spiel treiben können, wie auch wieder Gottes Engel ein Kind über die Klippen und schmalen Stege des Hoflebens bis in den Schoß der ewigen Liebe leiten können ... Sehr ungern gab man mir mein Kind zurück, mit dem ich abzog wie eine Katze vom Taubenschlag. Herzog und Erzieher waren verletzt — und ich sehe meine Sorgen wieder vermehrt, denn der Herzog hatte sich unsres Jungen wie ein Vater angenommen und ihm seine Zukunft gesichert. Die Freude unsres Lebens ist aber ebenso vergrößert durch die Abnahme einer Sorge um ein entferntes Kind. Wilhelm ist nun schon fünfzehn Jahr, fast so groß wie ich, aber breiter und in seinem ganzen Wesen, seinem Scherz und ernsten Humor wirklich sehr liebenswürdig. Er will auch Maler werden, scheint Talent zu haben, jedenfalls fehlt es ihm nicht am Genius...

Karl an Gerhard.

Petersburg, im Juli 1818.

... Hiermit sende ich Dir wieder fünftausendfünfhundert Rubel als Abtrag meiner Schuld. Du armer Bruder hast nun von Deinem

ganzen Vermögen mit dem dazu ererbten immer noch nicht die Hälfte Deines ehemaligen Vermögens nach innerem Wert. (Große Verluste durch den Banko-Rubel.) Sorge nur für Deine und Deiner armen Lilla Gesundheit! das Schwerste habt Ihr ja überlebt, und Deinem Talent kann es an Nahrung nirgend fehlen. Es ist freilich hart, wenn der Genius sich verkriechen muß, allein jede richtig aufgefaßte Individualität ist auch ein Kunstwerk ... Daß Du Deine Jungens wieder an Deinem Herd versammelst, freut mich sehr. Mir wollte die entfernte Erziehung nie behagen. Bei andern Eltern mag sie freilich ihr gutes haben, nicht bei Euch. Bei der religiösen Bildung Eurer Kinder hüte Dich vor dem Systematischen. Das Christentum kann man keinem Menschen anerziehen, das habe ich in Sarepta gesehen*). Nur Rechtlichkeit und Moral lassen sich anerziehen, und der Grund läßt sich legen zu einem frommen Herzen — die individuelle Religionsansicht gestaltet sich bei jedem anders, der nicht nur nachspricht ... Wer das Wesen aller Religionen im Brennpunkt erschaut, dem wird sich dann von selbst eine Form gestalten, sowie nach Aristoteles die Seele sich selbst ihren Körper bildet ... Lebe wohl! es geht alles wie Gott will, und der Mensch muß sich fügen. Mit alter Treuherzigkeit Dein Bruder

Karl.

Gerhard an Karl.

Dresden, im Oktober 1818.

Lieber Karl. Deinen Brief mit dem Wechsel habe ich erhalten und kann Dir nur sagen, daß die Eile, mit der Du mir mein Kapital abzutragen strebst, mich etwas beschämt. Mir soll alles recht sein, was in diesem Punkt Dein Gewissen beruhigt, — doch kann und werde ich alles, was Du mir abgetragen hast und noch abtragen willst, als ein Geschenk Deiner brüderlichen Liebe ansehen und bekenne hier mit Ernst und Wahrheit, daß Du mir eigentlich nichts mehr schuldig bist — u. s. w.

Weder Du noch jemand anders kann es begreifen, wie unaussprechlich ich unter der Porträtmalerei leide. Nun male ich schon seit drei Jahren nichts, als was ich nie malen würde, wenn ich es nicht ums Geld thäte. So immer thun, was man nicht thun möchte, und alles Liebe, Schöne und Gute zu lassen, wozu man seine eigentliche Begabung fühlt, kann wohl in mancher Hinsicht als Übung des Gehorsams unsrer Seele heilsam sein — aber — der Genius verarmt und wird miserabel, und das zu sehen, ist für meine

*) Herrnhuter-Kolonie im südlichen Rußland.

Individualität schmerzlicher, als ich zu sagen vermag. Ich glaube wohl, daß dies eine Schwäche meiner Seele ist, bestrebe mich auch recht ernstlich, nicht gar zu sehr darin zu verweichlichen, dennoch aber gehen oft Tage hin, wo ich aus Furcht vor einer neu zu beginnenden, geistzersägenden Arbeit so dahin träume in strafbarer Unthätigkeit. Lilla freut sich dann allemal, wenn ich nicht arbeite, mir ist aber am wohlsten, wenn ich ein Tagewerk vollbracht habe, das mir recht sauer wurde . . .

Der Kunstgeschmack ist auch hier nach dem Lieblich-Angenehmen überwiegend und beschränkt den Genius, welcher sich ins Ernsthaft-Erhabene und mehr geistig als formschön ergießen möchte. Die Formschönheit, wenn sie mit etwas schwelgender Üppigkeit oder gar kecker Lüsternheit verbunden wird, macht am meisten Glück, ist aber nicht mein Geschmack und entehrt eigentlich die Kunst, mit welcher ohnehin viel gefrevelt wird. Wie rein steht doch da die Landschaftsmalerei der Figurenmalerei gegenüber . . .

Du warnst mich bei der religiösen Bildung meiner Kinder vor dem Systematischen und mit Recht, denn nichts verträgt sich so wenig mit Religion, und was ihr am nächsten verwandt ist, mit Kunst als System. Und doch — jede Kunst hat ihre Wissenschaft in sich, und diese ist System. Das Wissen in der Religion ist geschichtlich, gründet sich auf Tradition, und der Schlüssel zu diesem Wissen ist der Glaube. Ohne diesen Schlüssel dringt keiner ins Heiligtum, und mit diesem Schlüssel öffnet sich jeder die Thür, der eine so, der andre wieder anders . . .

Der Schluß Deines Briefes, mein lieber Bruder, ist nicht recht nach meinem Sinn, wo Du sagst, daß der Mensch sich dem Willen Gottes fügen müsse. Der Christ, der wahre Christ, kennt kein Muß, denn er will ja nichts, als was Gott will. Sein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden.

. . . Du armer lieber Bruder, daß Du wegen der Fabrik noch so viel Unannehmlichkeiten hast. Aber Gott wird es gut machen, Du schließt ja nicht eigenwillig die Thüre zu, durch welche er seine Gnade Dir will zuströmen lassen, sondern arbeitest im Schweiße Deines Angesichtes — so wird Gott Dein Vertrauen auch nicht lassen zu schanden werden. Seine Wege sind nicht der Menschen Wege, welche von unsern Sinnen, von Zeit und Raum beschränkt sind. Der über unsern Sinnen steht, der Vater unsrer übersinnlichen Seele, läßt unsern Glauben, unsre Hoffnung, unsre Liebe nie zu schanden werden. Damit tröste auch ich mich, wenn es mir gar sauer wird am Krankenbett meiner guten Lilla, welche wieder seit Wochen schwer

leidet — bin heiteren Gemütes, denn Gott schickt uns auch die Schmerzen zu unserm Heil und Segen.

Unsre Reise im Frühling ist nun wieder unmöglich geworden, da Seidelmann auf ein Jahr nach Italien reist, und ich ihn an der Akademie vertreten muß . . . Von Herzen Dein Bruder

Gerhard.

Karl antwortet: „In Rücksicht Deines brüderlichen Anerbietens denke und empfinde ich zu sehr wie Du, als daß ich es annehmen könnte. Ich habe von jeher in unserm Eigentum keinen Unterschied gemacht und sehe meine Schuld an Dich nur als ein Kapital an, das ich mir selbst zurückzahle. Sterbe ich früher, ehe meine Kinder erzogen sind, so ist es für diese einerlei, ob sie aus meinem Nachlaß oder Deinem Entbehrlichen versorgt werden — daß Du Emiliens Angebot, ihre Erbschaft als Sicherheit Dir zu übertragen, nicht annimmst, ist gerecht. Was geerbt wird, gehört den Kindern.

In Finland ist es mir gut gegangen, ich habe in sechs Wochen nicht weniger als fünfundfünfzig Umrisse mit Fleiß und Treue kopiert, und es ist mir gelungen, alles Besondere, was die Gegenden charakterisiert, aufzufassen . . .“ Der Brief von Karl, der letzte nachgebliebene an seinen Bruder, ist zu lang zur Wiedergabe — am Schluß heißt es: „Des Lebens Gaben freudig genießen, hilfreich verspenden, das Fehlende genügsam entbehren — so wandle man voll Vertrauen und sei so gefaßt, daß man sich jeden Augenblick könne hängen lassen . . .“

Bruchstück eines Briefes von Lilla an ihre Schwester.

Heute ist unsrer Maria siebzehnter Geburtstag! Das liebe Himmelswesen! Siebzehn Jahre? sagte mein Mann — wo sind sie hin! Ach wohl uns, sagte ich, daß sie hinter uns sind, man übersieht nur mit Ruhe und Freudigkeit die Vergangenheit als sein Eigentum, die Zukunft bleibt uns verdeckt, und wenn überstandene Schmerzen sich für uns oft in himmlische Freuden verwandeln, so erfüllen zu erwartende Schmerzen unsre ganze Natur schon mit Grauen. Sieht man den kommenden Feind doch mit andern Augen an als den besiegten. „Hast Du denn nichts als Schmerzen zu übersehen und zu erwarten?“ könntest Du fragen. Nein, gewiß, so meinte ich es nicht. Gott der Allmächtige hat mir mein bescheiden Teil an Schmerz und Freude zugemessen wie allen Menschen und gewiß zehn Freuden gegen einen Schmerz. In der Erwartung und in der Gegenwart waren diese Schmerzen aber sehr wehthuend und werden in der Vergangenheit nur als Segnungen empfunden. Was habe ich gelitten, ehe Maria zur Welt kam — nun war sie da, und ich segnete die Schmerzen, die sie mir

nur teurer machten. Da nahm Gott sie mir — und hier kannst Du nicht nachempfinden, was ich gelitten, als ich das Einzige hingeben mußte — da Du Deine fünf Kinder, Gott sei Dank, noch beisammen hast. Und doch, wenn sie heute, völlig erzogen mir von Gott wieder zugeführt würde mit der Frage: willst du sie zurücknehmen? ich spräche, nein, ich will sie nicht wieder, denn sie ist besser aufgehoben bei Dir. Welchen Ersatz könnte ich dem schon längst vollendeten Engel geben? Einen guten Mann, gute Kinder? der Erde höchstes Glück? Ich müßte mich ja schämen, die damit verbundenen Schmerzen Leibes und der Seele mit aufbürden zu wollen, ihr, die schmerzlos und selig ist. So ist aus meinem Körperschmerz ihr Leben, aus meinem Seelenjammer ihre Seligkeit erwachsen — und ich empfinde etwas Unnennbares, wenn ich bedenke, daß ich aus Staub Geborne, Mutter eines seligen Geistes bin, der jetzt so weit über mir steht, als ich einst über dem unbewußten Säugling. . . .

Gerhards nächster Brief ist aus Bacharach datiert. Kügelgens hatten eine junge rheinländische Verwandte ins Haus genommen, fanden es aber nach einiger Zeit ratsam, sie den Eltern wiederzugeben, und Gerhard übernahm es, das Kind selbst in die alte Heimat zurückzuführen. Aus Bacharach schrieb er seinem Bruder am 14. Febr. 1819: „Wie kommt es mir doch vor, daß ich hier in Bacharach sitze und an Dich, meinen geliebten Bruder schreibe! O selige Wehmut in der Erinnerung einer glücklichen Jugend und in der Gegenwart so viel stummer und noch einiger redenden Zeugen unsrer Kindheit. Ich komme eben aus der Kirche, wo wir so oft die Messe bedient, vor dem Hochaltare die geweihte Fahne geschwenkt haben, und wo der Same des Christentums Wurzel gefaßt hat in den zarten Kinderseelen, so tief, daß auch die stolz alles verwerfende und zerstörende Aufklärung sie nicht ganz auszureißen vermochte. Mit jugendlichem Triebe brachen aus diesen alten Wurzeln neue Keime, Knospen und Blüten, und im gereiften Alter fühle ich noch eben wie damals die Jugend meiner ewigen Seele. Ich kniete, wo ich als Kind, als Jüngling so fromme, unschuldige Gebete zum Himmel schickte, ich kniete, wo der selige Vater in heiliger Einfalt die Versöhnung fühlte, welche die Philosophen im stolzen Selbstbewußtsein ihrer Vernunft in unserer auf- und abgeklärten Zeit hinweg philosophiert haben. O mein Bruder! hättest Du gesehen unsern ehrwürdigen Pater Landulf in der Schwäche seines Alters, von Brustkrämpfen ganz zusammengezogen, sich stützend auf die die Messe administrierenden Knaben, den Gottesdienst halten, wo die deutsche auch Dir bekannte Messe gesungen wurde und mir mit einer magischen Kraft die Vergangenheit vergegenwärtigte —

so daß alle die Gestalten aus der Jugend, Vater, Mutter und Verwandte wie lebendig vor meinem geistigen Auge standen . . . O mein Gott, mein Gott, was war das für ein Gefühl! Und nun sah ich in die Gegenwart mit körperlichen Augen — alles, alles wie verändert! Ach, wie schneidet die Zeit, die Sünde der Welt mit ihren fürchterlichen Zerstörungen so gräßlich in den nach Versöhnung dürstenden, als ewig empfundenen Geist unsres Wesens! — Wie ist alles anders geworden und wie weniges besser.

Wie hat der schon lange vorbereitete und von den Franzosen gebilligte Weltsinn allenthalben die Spuren des Todes und der Verwesung zurückgelassen! Wie morsch und modrig liegen Tempel und Altäre und alles, was als heilig den Menschen mit dem Himmel befreundet, in Trümmer und Ruinen — nur die ewig jugendliche Natur, die Berge und Felsen strecken noch wie ehemals ihre kecken wunderlichen Gesichter in die vorübereilenden Wolken und baden ruhig ihre Füße in dem nie versiegenden Quell des Rheins. Wie schön wiegen und krümmen sich die Rücken der alten Gebirge in den herrlichsten, mannigfachsten Formen und geben willig ihre Kraft dem fleißigen Winzer. O Gott! wie schön ist doch die von Dir verfluchte Erde, welche durch die Versöhnung dem wirklich mit Dir Versöhnten wieder ein Paradies erscheint. Alles, was ich in Italien und irgendwo gesehen habe, scheint mir keinen Vorrang behaupten zu können gegen unseren Rhein, dessen Ufer mir noch nie so herrlich erschienen. Von der Kirche, vom alten Bacharacher Schloß, wie ahnungsvoll blickt man in die sich hintereinander schiebenden Berge, welche mehr erraten lassen, als sie zeigen. Mit heißem Verlangen sehnte sich da meine Seele nach Dir, mein Bruder, um mich mit Dir zu verständigen über all das, was mir fast die Brust zersprengen will.

Wie rätselhaft lag damals, da wir als Kinder die Berge erstiegen und doch nicht über sie hinweg sehen konnten, die Welt und das Schicksal vor uns. Halte ich meine Jugendträume gegen die Wirklichkeit, so finde ich Enttäuschung, und halte ich die Wirklichkeit gegen jene Träume, so finde ich wieder mehr, als meine Jugend zu ahnen und zu träumen vermögend war.

Seit vorgestern bin ich hier; was das für eine Sensation macht in Bacharach, daß einer von den Zwillingen wieder da ist, kannst Du Dir wohl denken. Alle Vettern und alten Bekannten, die mich mit patriarchalischer Innigkeit aufnehmen und bewirten, bedauern einmütig, daß Du nicht auch da bist. Alle, alle grüßen Dich mit der freundlichsten Liebe."

Nach ausführlichen Mitteilungen über die Verhältnisse und das Ergehen der Rheinischen Verwandten kommt Gerhard noch einmal auf

den alten Pater Landulf zurück: „Daß ich ihn noch am Leben fand, achte ich als eine große Gnade von Gott — er erkannte mich nicht und mußte weinen, als ich mich ihm nannte. Er faßte dann meine Hand, und als er sie fest an seine Brust drückte, sagte er unaufhörlich: o Gott, o mein Herr und Gott! was hast Du mich noch erleben lassen! — und sein letzter Wunsch war, daß er nun den Karl auch noch sehen möchte. Ich habe viel mit ihm gesprochen und in ihm den erleuchtesten Christen gefunden, welchen der Katholicismus nur aufweisen kann, dessen Form, Zusammenhang und Einheit im päpstlichen Stuhl er so einsichtsvoll erkennt, ohne dem Pfaffentum nebst manchen veralteten, abenteuerlichen Gebräuchen zu huldigen und über andere Konfessionen und Sitten abzusprechen."

Hieran knüpfen sich eingehende Erörterungen über Glaubensfragen. Gerhard selbst legte nicht das Hauptgewicht auf die konfessionelle Form — so sagt er: „Für mein Teil halte ich mich an das, was ich als wahr, als heilig und dem Geiste gemäß noch im Katholicismus erkenne. Andere mögen es anders halten. Vor Gott können wir nur verantwortlich werden nach der Ehrlichkeit unsres Gewissens."

Wie echt evangelisch seine Herzensstellung zum Herren, wie in der Liebe thätig sein Glaube, mögen noch einige Stellen aus diesen Briefen an den Bruder beweisen.

„X. habe ich in seinem Gefängnis besucht und ihn aufmerksam machen wollen, wie solche Resultate die natürlichen Folgen seiner Grundsätze wären. „Gott bewahre — ich bin stolz auf meine Grundsätze", sagte er, „diese sind edel und gut, nur darin habe ich gefehlt, daß ich zu gut und nicht klug genug war." Dasselbe Lied singt auch Napoleon. Ich sprach von der Sündhaftigkeit der sinnlichen Menschennatur, welche den Versöhner, Erlöser, Befreier nötig habe und allein in Christo Jesu, der ewigen Liebe, das Heil suchen müsse und nicht in der Klugheit der Welt. — Da lachte er, meinte, dies wäre die Stimme der Schwachen; die Starken, die Geistreichen, Weltklugen wären erhaben über diese Dürftigkeit. O arme Menschen! lieber stehen sie bei verschlossenen Läden und picken und picken mit Stahl auf Stein und freuen sich ihrer Schöpferkraft, wenn der Funken zum Licht, das Licht zum Feuer wird und ihre Haut erwärmt und das dunkle Haus erleuchtet. Sie könnten es leichter haben, wenn sie nur den Laden öffnen und Gottes leuchtende, wärmende, befruchtende und belebende Sonne wollten herein scheinen lassen. Armer X., könnte ich ihm helfen! Gott selbst kann ihm nicht helfen; wie denn die Sonne den nicht erwärmen kann, welcher sich ihrem Schein nicht willig hingiebt. Zweimal war ich

bei X. und sprach jedesmal wohl eine Stunde mit ihm, was doch soviel bewirkte, daß ich ihm einen Strahl Sonnenschein, das Neue Testament, aufnötigte. Vielleicht giebt Gott Gnade." —

In einem späteren Brief an Karl schreibt Gerhard: „Du meinst von X., wenn er rechtschaffener wäre, so würde er auch frömmer sein, und wir meinen, wenn er frömmer wäre, so würde die Rechtschaffenheit von selbst kommen. Ich kenne viele rechtschaffene Menschen, welche ich außerordentlich achte, ohne sie als fromm zu erkennen, wie denn so viele Heiden solche Christen beschämen, die es nur dem Namen und der Form nach sind. Die Losung der Christen ist Gehorsam, diese führt zur Demut, Demut zum Glauben, zur Hoffnung und Liebe. Glaube ist freilich eine Gnadengabe Gottes, und was wäre dem Christen nicht Gnade — doch nicht so, daß sie dem Unthätigen in den Schoß regnete. Gebet und Arbeit sind die Jakobsleiter, auf welcher die Engel der Gnade und Heiligkeit Gottes zu dem Menschen hinabsteigen. Dies zu erkennen, ist auch Gnade Gottes — uns aber dieser Gnade würdig zu machen, giebt es nur eins, und das ist Gehorsam. Liebe Gott über alles, Deinen Nächsten als Dich selbst — dies ist der Inbegriff aller göttlichen Gesetze, denen wir Gehorsam schuldig sind. Wenn man nun bei seinem besten Bestreben, Gott nicht ungehorsam zu sein, dennoch gestehen muß, daß man ein Sünder sei, so wird man zerknirscht und demütig — deswegen aber doch nicht mutlos, da wir einen Mittler haben, welcher unsre Gerechtigkeit sein will, wenn wir an ihn glauben, ihm vertrauen und das Geheimnis seiner Erlösung mit einfältig frommen und demütigen Gemüt auf uns wirken lassen, ohne es mit stolzem Verstande ergrübeln und begreifen zu wollen, denn solche Grübler entfernen sich immer mehr vom Ziele, kommen auf sich selbst und können sich selbst doch nicht helfen . . .

Daher spricht Jesus Luk. 10, 20: „Ich preise Dich Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß Du solches den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen geoffenbaret hast — ja Vater, so gefiel es Dir! . . ."

Siehe mein Bruder, so meinen wir, daß man nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachte . . ."

Man fühlt sich versucht noch manches gute Wort aus diesen Briefen anzuführen, welches den Blick in ein reiches, sich mehr und mehr vertiefendes Glaubensleben erschließt — doch muß es hiermit genug sein, nur zum Schluß noch einige Zeilen.

„Was Du von diesem allen und von mir denken wirst, weiß ich nicht und lasse es über mich ergehen, wenn man mich für einen Schwärmer oder Mystiker hält, ob ich gleich nur danach strebe, der

verheißenen Seligkeiten der Religion Jesu Christi teilhaftig zu werden und nicht nach meiner individuellen Weise, sondern ganz nach dem Evangelium im Gehorsam der Kirche . . .

Alles, was ich gesagt habe, glaubt auch Lilla und glauben unsre Kinder, bis auf das, daß sie kein sichtbares Oberhaupt der Kirche für nötig achten . . ."

In einem gleichzeitigen Brief aus Bacharach an Lilla, schildert Gerhard in ähnlicher Weise seine Eindrücke und sagt zum Schluß:

„Landulfs letzte Worte waren freundliche Grüße für Dich: „Grüßen Sie mir ihre liebe Frau, das herrliche, vernünftige, goldene Weibchen." Als er mich hinausbegleiten wollte und ich es nicht litt, hörte ich ihn noch laut weinen, als ich die Thür schloß. Ihn so verändert zu sehn durch Kummer, Alter und Krankheit griff mir ans Herz.

. . . Ich grüße und küsse Dich, meine einzige Lilla, die mir das Leben lieb macht und als unverdiente Gnade Gottes seine Heiligung fördert. O, wie ganz anders liebe ich Dich nun, da meine Liebe vom Sonnenglanz der ewigen Liebe erwärmt ist. Und meine lieben Kinder! Gott schütze und segne Euch alle!"

Und Lilla schreibt an ihre Mutter: „Nie fühlte ich mich glücklicher als eben jetzt, wo die Kinder herangewachsen, mir wenig Sorge machen und mein geliebter Mann täglich mehr mein eigen wird; denn bei der großen Verschiedenheit unsrer Individualität sind wir in beinah allen ernsten Ansichten ein Herz und eine Seele, und es scheint mir, als verschmölze meine Seele immer mehr mit der seinigen, je älter wir werden."

Gerhard an Karl.

Dresden, im April 1819.

. . . Unter den Meinigen bin ich am glücklichsten und bin nur äußerst selten außer dem Hause. Du mußt aber nicht denken, daß wir immer so ernsthaft wie meine Briefe sind. Wenn Lilla wohl ist, so ist sie mit uns allen so munter wie eine Frühlingslerche, und die Kinder hören garnicht auf sich zu necken, versteht sich, im gutmütigsten Scherz. An lustigen Anekdoten fehlt es auch nicht, und wir sind eben fröhlich und wohlgemut.

Die Kinder, obgleich nur ein viertel Dutzend, machen uns große Freude. Mit dem Ältesten kann man über die erhabensten Gegenstände, Religion, Kunst und sogar über Geschichte sprechen. Er ist bescheiden, nicht vorlaut in seinen Äußerungen, fromm und reinen Herzens, dabei noch so spielig wie ein junger Hund. Er ist so lang wie ich, nur breiter, voll im Gesicht und hat gute Farbe; sein blondes Haar spielt in Wellenform, ohne Locken zu schlagen.

Gerhard ist schlanker, sehr adrett, mit sehr roten Backen und schwarzen Augen, munter von Geist, sogar witzig, aber besonnen und sehr fromm. Lebhaft sind beide wie Schießpulver und Adelheid giebt ihnen, bei allem tragischen Ernst, darin nichts nach; sie ist übrigens talentvoll und in ihren Schulaufsätzen so originell, daß ihre Briefe und Geschichten, welche sie erfindet, in Empfindung und Erfindung ganz über ihre Jahre sind.

Zur Musik haben alle keine ausgezeichneten Anlagen, mehr zum Zeichnen.

Aus dem Sommer 1819 finden sich keine brieflichen Aufzeichnungen. Gerhard malte immer in unermüdetem Fleiß und hatte sich in Loschwitz auf dem Weinberge ein Häuschen gekauft, das er noch ausbauen ließ. Auch ein Malzimmer mit einem großen Fenster richtete er sich ein, um dort zunächst ein großes, für eine Kirche in Riga bestimmtes Altarbild zu malen, worauf er sich freute. Über seinen neuen Besitz schrieb er dem Bruder:

„Mein Häuschen soll uns „das goldne Haus“ werden, von dem wir immer träumten, bis die Zeit kommt, wo wir durch ein noch engeres kleines Haus die Thür finden zu dem großen Hause unsres himmlischen Vaters, wo viele Wohnungen sind, in denen wir uns, will's Gott, einmal alle werden zusammenfinden.

Sollte es Gott gefallen, mich bald nach Hause zu rufen, so hat Lilla einen Witwensitz, von wo sie die Erziehung der Kinder gut vollenden kann, denn die Stadt ist nur eine Stunde Wegs entfernt. Sollte ich allein übrig bleiben, so wäre es meine Klause, wo ich als Einsiedler der besseren Erkenntnis meiner selbst leben würde, in Thätigkeit und Frömmigkeit bis an mein Ende!“

Neunter Abschnitt.

Die ersten Jahre im Witwenstande.

Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen" schließen mit den ergreifenden Worten:

„Auf halbem Wege zum Waldschlößchen stand plötzlich der mir zunächst laufende Hund. Ich sprang herzu: da lag mein Vater mit dem Gesicht auf nackter Erde, erschlagen und entkleidet in einer Ackerfurche. Über mich aber und die Meinigen ging der Grimm des Höchsten und seine Schrecken drückten uns, sie umgaben uns wie Wasser und umringten uns miteinander.

Und hiermit mag ein Schleier auf mein weiteres Ergehen fallen."

Ist es erlaubt, diesen Schleier zu heben? so fragten wir uns wieder und wieder. Aber könnte nicht manchem ein Wort der nun längst Heimgegangenen, die aus diesen Blättern zu uns reden, zu Trost und Segen gereichen?

So wollen wir denn nicht länger zögern und die so schwer Geschlagenen, aber auch reich Getrösteten weiter reden lassen. —

Lilla an ihre Mutter.

Dresden, den 28. April 1820.

Meine verehrte, liebe Mutter!

Ach, könnte ich nur einen einzigen Blick zu Ihnen allen hinthun, mir ist so bange für Sie, für den teuren Zwillingsbruder, für die jungen lieben Mütter, denn ich weiß, daß Sie jetzt meinen Schmerz mit mir teilen und alle schmerzlich mit mir weinen. So eile ich denn, Sie wenigstens in Hinsicht meines Lebens zu beruhigen; ich lebe und es scheint, ich soll leben, sonst wäre es wohl nicht möglich, daß ich lebe. Ach, meine Mutter, nur Gott konnte mir Arzt, Helfer

und Retter sein. Er allein konnte mich vor Wahnsinn und Verzweiflung bewahren — auch hat er mir fühlbar den brennenden Schmerz geheilt und es still gemacht in meiner Seele, der er den Frieden wieder gegeben. Ich konnte wie bewußtlos nur nach Ihm schreien: „O Herr, erbarme Dich meiner! O Gott, stärke mich!" und Er erbarmte sich meiner, wie noch keine sorgende Mutter sich ihres kranken Kindes erbarmen konnte — Er stärkte meine ermattete Seele mit Mutterliebe, ja mit Mutterliebe! wie Er es verheißen hat, dessen Mund nie gelogen — Er ließ uns nicht von Seiner Hand, Er, der Vater der Witwen und Waisen. Ich habe dem Namen nach hier zwei Vormünder für die Kinder ernennen müssen, doch ich weiß, daß Er allein ihr Vormund sein wird, wie Er es ja schon war und sein wollte, als ihr irdischer Vater noch für sie sorgte. Also beruhigen Sie sich, teure Mutter, tröstet Euch alle, die Ihr uns liebt; der Herr hat mich mit starker Hand erhoben und hat mir die Kinder — mir zum Segen — wunderbar erhalten. Wilhelm, der siebzehnjährige Wilhelm, ging um halb neun seinem Vater entgegen — also auch den Mördern entgegen — er ging bis Loschwitz, kam zurück — eilte wieder hin — nahm nun Leute, der ganze Wald wurde durchstreift, — ich glaubte auch den Sohn verloren, der mir nicht wiederkehrte, weil man mir nicht sagen wollte, daß er zurückgekehrt sei, um mich glauben zu machen, der Vater hätte Kopfweh bekommen und wollte ihn deswegen in Loschwitz bei sich behalten, — ich, sehr krank im Bette, brachte eine Nacht durch — ach, laßt mich ewig schweigen von dieser Nacht! — Gegen Morgen war der arme Junge wieder mit Leuten, Hunden und Polizeidienern ausgegangen — sie hatten sich verteilt — und er, der arme Sohn, mußte den Vater finden, von Mörderhand getötet und aller Kleider beraubt. Auf eine solche Nacht konnte nur ein solcher Tag folgen, der an Schrecknissen seines gleichen nicht hatte. — Ich saß indes schweigend wie ein Lamm, das den Todesstreich erwartet, — und so erfuhr ich den Tod des Geliebten, aber nicht seine Todesart, — acht Tage später erst wurde mir entdeckt, was nicht länger vor mir zu verbergen war.

Ach, meine Mutter, ich glaubte ihn schnell, schmerzlos, selbst ohne sorgenden Rückblick auf uns, sanft, wie an Gottes Munde gestorben — und nun! Abel nannte ich ihn am liebsten als Braut, wenn ich mir die Reinheit seines Gemütes versinnlichen wollte — meinen Abel! — ach! und nun schreit sein von Mörderhand vergossenes Blut laut zum Himmel, wie des ersten Abels Blut laut zum Himmel schrie! — ach ich sank leblos zusammen und erwachte nur, um irre zu reden und dem Tode entgegen zu gehen. Doch mein Gott

und mein Helfer stand mir auch hier zur Seite, Er errettete mich von Wahnsinn und Verzweiflung, Er bewachte meine Seele, daß sie selbst im sinnlosen Schmerz sich nicht auflehnte gegen ihren Gott, Er legte mir fühlbar seine Hand auf mein zerrissenes Herz, — es flatterte, wie ein verschüchterter Vogel, angstvoll hin und her in meiner gequälten Brust, — so aber ward alles stille darin, und der Friede Gottes blieb ihm mit seiner Nähe. Auch meiner Kinder hat er sich erbarmt, — sie alle leben, und selbst die jetzt so reizbar schwächliche Adelheid hat den Mut gehabt, mir alles Gräßliche acht Tage lang zu verbergen, ohne sich einmal zu verraten und ohne selbst zu erliegen. Gerhard war auf dem Lande und gerade den Palmsonntag in Beisein seines Vaters von Pastor Roller mit vielen andern Kindern vor dem Altar eingesegnet worden. Ich konnte nicht mit, weil ich, wie gesagt, sehr krank war; so brachte er mir denn Gerhard abends mit, damit auch ich ihn segnen möchte, — das arme Kind sollte also noch eine Nacht mit dem besten Vater schlafen. — Morgens um sechs Uhr am Montag wanderte er nach Lausa, weil er am grünen Donnerstag zum heiligen Abendmahl gehen sollte — und mein Mann, der den Montag Vormittag die Gräfin Stolberg-Wernigerode malte, — konnte erst ruhig mit mir sprechen, als er nachmittags nach einem langen, süßen Schlaf, den Kaffee vor meinem Bette trinkend, mir nun vom gestrigen Tage erzählen mußte. — „Ach, sagte er, „so werde ich es im Himmel wiederfinden, wie wir den Nachmittag alle in Pastor Rollers Stube Kaffee tranken und ein Pfeifchen dazu rauchten: der Fürst Reuß mit seiner Gemahlin, der regierende Graf Stolberg mit der seinigen, der Minister Graf von Einsiedel, und dazu der alte fromme Schulmeister und die Gutsbesitzer, auch Graf und Gräfin Dohna; — in der Unterstube sangen die Kinder, die unsern, die gräflichen und die Bauernkinder gemeinschaftlich Choräle, so schön, daß es beinah nicht auszuhalten war, ja so finde ich's im Himmel wieder! Fürsten, Grafen, Minister, Schulmeister, Künstler und Prediger, alle in einem Geiste versammelt, und dazu der Gesang der seligen Engel."

Er wandelte auch das letzte Jahr wie im Himmel, seine Gesundheit war nicht mehr angegriffen, seine irdischen Sorgen hörten auf, — sein Herz war ganz Liebe, und seine Seele war ganz Heiterkeit. — Nach dem Kaffee sagte er: „nun will ich noch etwas malen und dann nach meinem lieben Berge wandern, um mir Bewegung zu machen". So eilte er hinaus, und ich Arme dachte wenig — für mich auf immer! —

Nach einer Stunde hörte ich ihn leise im Nebenzimmer sprechen — man sagte ihm, ich schliefe. — „Ich schlafe nicht, lieber Gerhard",

sagte ich; doch meine Stimme war zu schwach, niemand hörte sie und er eilte hinaus — ich rief so laut ich konnte, ich klingelte — „Adelheid sage dem Vater, ich schliefe nicht, er solle mir noch einmal die Hand geben, er wollte ja zu mir!“ Adelheid lief ihm nach und holte ihn auf der Treppe mit meiner Bitte ein. „Ach, liebes Kind, es möchte spät werden! ich muß eilen, sage der guten Mutter, um sieben Uhr wäre ich wieder bei ihr, und dann wollten wir auch gleich essen (wir aßen sonst um acht) denn ich werde hungrig sein.“

Adelheid kehrte mit diesem Bescheid zurück, und durch meine Seele fuhr ein schneidender Schmerz — ach, dachte ich, so müßte man sich nie trennen — man weiß ja nicht, ob man sich wiedersieht. Um sechs Uhr fragte ich unaufhörlich: „Du hast wohl den Vater nicht recht gebeten? Ach! hätte er mir doch noch einmal die Hand gereicht, wie er sonst immer that!“ „Aber liebe Mutter, um sieben Uhr ist der gute Vater ja wieder da!“ Ich schwieg beschämt, aber die Angst meines Herzens war nicht gestillt.

Um sieben Uhr schlief ich auf eine unbegreifliche Weise gegen meine Gewohnheit ein und erwachte um halb acht in Todesangst. „Ist mein Mann da?“ war mein erstes Wort. „Nein, er ist wohl etwas aufgehalten worden.“ Um halb neun war ich schon mehr tot als lebendig, und der Ausgang belehrte mich über die Natur meiner ungewöhnlichen Angst — es war Ahnung — es war das Grauenvolle der That, was meine Seele mir unbewußt schaudern machte! — Als er da lag im Sarge, weiß mit Blumen bestreut, durfte ich ihn sehen, wenn ich versprach, sein Angesicht nicht aufzudecken; — ich versprach alles, und auf meinen Knieen mußte ich um Stärkung beten, als ich die weißverhüllte Engelsgestalt so unter Blumen erblickte, zu seinen Häupten ein großes Kruzifix und rings mit Wachslichten umgeben. Als ich aber mich erhob und seine lieben Hände auf der reinen Brust erblickte — da konnte ich mich nicht halten — ich stürzte auf sie los — wonach ich mich so lang gesehnt hatte — die Hand wollte ich ihm noch einmal geben, die teure Hand noch einmal erfassen, die mich so sanft durchs Leben geleitet, für mich gearbeitet und gewirkt hatte, aber da fielen sie alle über mich her, rangen mit mir und schleppten mich hinaus mit Gewalt, die Frau vom Mann. Abends spät ward er begraben — so ist noch kein König begraben worden — sechzehn Fackelträger um den Wagen — achtzig Akademiker mit Fackeln, die ihm folgten, denn sie wollten sich's nicht nehmen lassen, ihren geliebtesten Meister zu Grabe zu geleiten, — dann der Rat, der sich anschloß — ein großer Teil des Militärs und eine zahllose Menge Menschen, man sagt, über zehntausend Menschen. Niemand hat hier

dergleichen erlebt, dabei eine Stille, eine anständige Ruhe; der trübe Himmel klärte sich auf, der Vollmond und die stillen Sterne überleuchteten die Fackeln — ich durfte nicht mit, aber vom Fenster brachte mich keine Macht. —

Das war der grüne Donnerstag, der arme Gerhard hatte den Vormittag in Lausa mit seinem Bruder und den andern Kindern Mut und Stärke im Genuß des heiligen Abendmahls erhalten, und abends begleiteten diese armen Kinder die teure Hülle ihres doppelt unsterblichen Vaters zu Grabe. Auf Wunsch des Königs mußte der Zug an seinem Schloß vorbei und dadurch hernach einen Umweg durch die ganze Altstadt, man könnte sagen, wie einen Triumphzug machen.

Den andern Tag, nachmittags, fühlte ich mich sehr müde — legte mich also zu Bette und hoffte zu schlafen; endlich war es mir aber, als wollte mein Leben aus allen Poren mir entfliehen, und als preßte ein Anderer dieses Leben gewaltsam in mich zurück, was mir einen namenlosen Schmerz machte, und dieser Schmerz war es, der mich erweckte — man eilte mir zu Hilfe, fand mich mit kaltem Schweiß überdeckt, mit weißen Lippen und eingesunkenen Augen — kurz, der Arzt und Marianne Tieroff behaupteten, ich hätte, statt zu schlafen, eine dreistündige Ohnmacht gehabt und machten sich Vorwürfe, nicht hereingekommen zu sein, denn sie hatten geglaubt, ich schliefe sanft; alle Glieder waren mir gebrochen von diesem Schlaf. Ich glaube gewiß, ich war schon tot, und das Leben wurde mir gewaltsam wiedergegeben, denn mein erstes Wort war: nun weiß ich alles! was alle erstarren machte, die die wahre Todesart noch vor mir verbergen zu müssen glaubten, aber indem ich meine Gedanken sammeln und ihnen mitteilen wollte, was ich wußte, entflatterten sie mir wie ein Nebel, und mir blieb von allem nichts zurück in der Erinnerung, als der Befehl meines geliebten Verklärten, sein Atelier dem Wilhelm zu erhalten, weil er im Geiste ihn da fortleiten wolle. Es war die Rede davon gewesen, daß ich nun wohl eine Seite des Hauses vermieten müsse, aber welche? Da beide mir so lieb und wert waren — die Sonnenseite — unsre Wohnstube voll lieber Erinnerungen, wollte der Arzt erhalten wissen meiner Gesundheit wegen; die Abendseite, wo das Atelier ist, war mir beinah noch teurer.

Wilhelm bekam plötzlich die Idee, Vaters Bild zu zeichnen, in Stein drucken zu lassen und von dem Gewinn sich das Atelier künftig zu mieten. Er zeichnete das Bild zu meinem Erstaunen mit fester Hand und so ähnlich und überhaupt so gelungen, daß ich nun blindlings an den Einfluß glaube, den sein Vater noch auf ihn, den jungen Künstler, behalten. Der arme Junge, diese Ostern sollte er anfangen in Öl zu malen, er und

drei junge Künstler, wozu ich die Zimmer schon hatte bereiten lassen, und der Vater wollte diesen Monat ganz ihnen widmen, um sie unter seinen Augen arbeiten zu sehen. Jetzt sitzt er allein und quält sich, doch sagte mir gestern der Professor Hartmann, es ginge gut. Ach, alles wäre gut, wenn die beständigen Verhöre meine Seele nicht immer von neuem zurückwürfen in die Schrecknisse jener Nacht. Vorgestern wollte der Oberamtmann aus Schonung zu mir kommen, ich sollte den Mantel untersuchen und beeidigen, daß es der Mantel meines Mannes wäre — ich ward, bei der bloßen Idee, den blutbefleckten Mantel meines Geliebten zu sehn und berühren zu müssen, wie ohnmächtig und in der Erwartung dieses Anblickes schon halbtot; — aus Erbarmen erließ man mir auch dieses, weil nun auch der Oberrock gefunden war und legte mir einen Schlüssel in die Hand; wie mir ward, als ich seinen Stubenschlüssel erkannte und berührte! O Gott, stärke mich ferner! — Gestern mußte ich mit der Madame Schönberg nach dem großen Garten fahren — wir gingen die einsamen Gänge, und ich fühlte mich wahrhaft gestärkt in der Luft und dankte ihr, daß sie mich beinah zu der Fahrt gezwungen hatte. Als wir zurückkehrten, war schon die Brücke bedeckt mit Menschen; „es ist wieder etwas geschehen!" rief der Bediente (denn seitdem sind alle Tage neue Greuel von Wahnsinn, Selbstmorden, Muttermord und Kindermord gewesen, daß man glauben mußte, die Hölle hätte sich aufgethan). Ich schauderte und fürchtete einen Verunglückten in der sehr unruhigen Elbe zu erblicken; doch in der Neustadt stand die Volksmasse noch gedrängter, und als wir in der Allee vor unserm Hause hielten, fragte der Kutscher, „was giebt es denn wieder?" „Dort bringen sie ihn, den Totschläger!" rief ein Schiebebäcker uns gräßlich in den Wagen. Ich schrie laut auf und strebte mit ausgestreckten Armen angstvoll aus dem Wagen, der aber ungeöffnet blieb, weil der Bediente sich in der Menge verloren hatte; — endlich ward der Wagen aufgerissen und ich die Treppe halb sterbend hinaufgeschleppt; — O Gott, o Gott auch da erbarmtest Du Dich meiner, daß ich das Angesicht des Unglücklichen nicht sehen mußte, der mir eben vorbei gebracht wurde — mir vorüber — der zerbrochenen Frau des unschuldig Erschlagenen — o barmherzige Vorsicht!

Ja, dort werden wir im Lichte erkennen, was uns hier dunkel erscheint! — Gegen welch teures Haupt erhob er die Hand! ach er ist viel, viel unglücklicher als ich, denn er ist sündenbeladen von Gott gewichen und den er traf, den konnte er nicht verderben, nur schneller und schmerzloser in die Arme seines himmlischen Vaters befördern konnte und durfte er ihn.

Es sind zwei Artilleristen, die jetzt beide den Mord eingestehen, beide ihn allein gethan haben wollen, beide ihn nicht gekannt zu haben eingestehen, und beide aussagen, er hätte seinen Tod nicht empfunden, denn ein einziger Schlag hätte ihm das Bewußtsein geraubt. Das sagen auch alle Ärzte, die ihn öffneten — ein furchtbarer Schlag zerstörte sein Leben — er hat also den Tod nicht gesehen, aber den Himmel hat er gesehen, denn er wandelte heiter und fromm, wie in Gesellschaft der Engel, sein Gebetbuch in der Brusttasche. O Du seliger, seliger Mann, wie gönne ich Dir den Himmel, den Du hast! Uns blieb das Martertum, in Schmerz und Angst und Thränen zu leben. Doch wir wollen es tragen, was uns auferlegt ward, denn, soll ich nicht den Kelch trinken, den mir mein Vater reicht? Wir wollen leben und hoffen, glauben und lieben!

Lilla an ihren Schwager Karl.

Dresden, den 17. Mai 1820.

Ach lieber Karl, ich habe Deinen Brief gestern erhalten und auch die Zeilen von unsrer teuren Mutter und Emilie. Ihr hattet da noch keine Zeile von mir, sondern erst die Nachricht von Loewenstern erhalten, den ich bat, vorläufig an unsern Heinrich zu schreiben, um Euch vorzubereiten auf den harten Schlag. Mein armer lieber Bruder, wie hat Dein Brief mich erschüttert — ach hättest Du mehr geklagt — geweint, diese Ruhe ist mir fürchterlich gewesen, fürchterlich, so oft ich den Brief überlese, denn er ist mir der beste Beweis, daß Du selbst wie vernichtet warst. Ihr wünscht mich bald in Livland zu sehen, und doch schreibst Du: „doch Du wirst fühlen wie ich, daß uns ferner wenig Zeit mehr bleiben wird, also laß uns beraten, was zum Wohl der Kinder am besten zu beginnen ist.“ Mein Bruder ich lebe, und daß ich noch lebe, sehen alle, selbst mein Arzt, für ein Wunder an, nachdem ich den Winter dem Tode immer nah war, und jede Gemütserschütterung diesen nach menschlichen Ansichten herbeiführen mußte. Wenn Gott also mein Leben durch ein Wunder erhielt und noch erhält, so mußte mein Leben zum Wohl der Kinder notwendig sein, und so nehme ich es an und will auch gern für sie ferner leben, wie ich früher auch nur für den Gatten und die Kinder lebte.

Wilhelm hat hier freilich seinen besten und treuesten Meister in der Kunst verloren, doch der Professor Hartmann, hier der beste Freund des Vaters, liebt auch den Sohn und leitet jetzt seine Studien. Mein einziger Gerhard wollte diese Ostern das Ölmalen mit Wilhelm anfangen. — Das konnte nun nicht sein — doch folgt er streng

dem Plane seines verewigten Vaters, und dessen ältester und bester Schüler, Herr Dräger aus Trier, sucht dem Sohne wiederzugeben, was er vom Vater empfangen, den ersten Unterricht im Ölmalen. Dies alles ist sehr mangelhaft, doch hat er hier die Akademie, die Bildergalerie, die Antiken seines Vaters, sehr viele Gipse — seine letzten Bilder — seine besten Kupferstiche, meistens Raphaele, Michel Angelos, Rembrandts und Poussins — und vor allem sein Atelier. Du glaubst nicht, mein Bruder, wie das gewohnte Atelier des verehrten Vaters Wilhelm arbeiten hilft, und ich bin überzeugt, daß eine geistige Einwirkung hier stattfindet, so gelingt dem gänzlich Unerfahrenen nun alles. Gerhard ist hier in einer ganz vortrefflichen Schule — ich brauche die Geschwister nicht zu trennen und die Kinder nicht von mir zu geben, was mir jetzt ganz unmöglich wäre. Auch für Adelheid kann ich hier noch Lehrer haben, da ich selbst nicht auf eine so feste Gesundheit rechnen darf, sie ganz allein unterrichten zu können. Dies alles sind Gründe zum Hierbleiben, die wohl meine Sehnsucht nach Hause überwiegen könnten, wenn ich auch nur diese zu berücksichtigen hätte u. s. w. u. s. w.

An denselben.

Radeberg, den 23. Mai, am dritten Pfingsttage 1820.

Nach den allerunruhigsten Tagen bin ich hier in meinem alten Radeberger Bade angekommen; der Arzt wollte es so, auch war es vielleicht nötig, aus diesem Getreibe zu kommen, da meine Kräfte schon ziemlich erschöpft waren. Gestern kam Dein zweiter Brief an, der meinem Herzen unaussprechlich wohlgethan hat, weil Dein Schmerz sich darin in Worte und Thränen ergießt. Armer Bruder! Arme Lilla!!

Meine Kinder haben diese Woche Ferien, so habe ich sie denn mit hergenommen, denn ich fürchtete mich sehr vor dem Aufenthalt hier. Nach Tisch ging ich mit ihnen in ein nahes Dorf — wo wir früher sehr glückliche Tage verlebt hatten. Die guten Leute, bei denen wir sonst dort gewohnt, schwammen in Thränen, da sie uns erblickten, und ich konnte mich in dieser stillen Bauernstube recht satt weinen. Aus dem Fenster gebogen, an dem mein Mann so manches Bild gemalt, tropften meine Thränen auf die Narcissen und Schwertlilien unter dem niedrigen Fenster, und die einfachen, herzlichen Worte dieser guten Leute, die ihn alle so lieb hatten, thaten meinem Herzen unbeschreiblich wohl.

Ach verzeih, mein guter Bruder, Du hast mich nicht recht verstanden, wenn Du glaubst, ich hätte gewünscht, Du möchtest herkommen,

blos um diesen Unglückseligsten zum Geständnis zu bringen. Nein, ich glaubte damals, Du würdest es nicht lassen können, uns zu Hilfe zu eilen, und da meldete ich Dir den Wunsch des Oberamtmanns nebenbei, aber gewiß mit widerstrebendem Herzen und zitternder Hand — denn ich fühlte ja, Du würdest umsinken, wenn man Dir den Mantel des Geliebten um die Schultern legte, wenn Du das Angesicht des Verruchten erblicktest, wie ich umsank, da man mich aufforderte, den Mantel, den Rock, ach, die Weste des Geliebten zu sehen und mit meinem Eide anzuerkennen — und wie ich so plötzlich den Mörder an meiner Seite wußte, da man mich zum erstenmal spazieren fuhr, und er durch die Straße geführt wurde. Ach Karl! gewiß ist es, der Mensch stirbt nicht vor Schmerz! — Noch kann kein Mensch hier die Möglichkeit der That begreifen — wenn Du die Straße kenntest, wie besucht sie von Menschen ist, wie frei und offen die Gegend, wie im Angesicht der Stadt, so würdest Du auch sagen, es gehörte ein größeres Wunder dazu, daß die That gelang, als wenn sie gestört worden wäre. Auch hat mein teurer Gerhard sich keine einzige Unvorsichtigkeit zu schulden kommen lassen, denn es war noch früh und der Weg bedeckt mit Menschen, die friedlich nach Hause wandelten. Es ist und bleibt unbegreiflich, und ich weiß nur das mit Überzeugung, daß der Allmächtige die That nicht würde zugelassen haben, wenn sie dem Unvergeßlichen Schaden gebracht hätte. Ich ahne, daß der barmherzige Gott ihn eines großen und vielleicht nahen Leidens dadurch überhob — er hat nicht gelitten, das versichern mir alle.

Wer kennt wohl die Fügungen Gottes und wird fragen, warum solches Leid über uns Unschuldige gebracht wurde!

Gottlob, daß mein Glaube nie war, Schmerzen, die Gott sendet oder zuläßt — als Strafe anzusehen — sondern als Liebe und den lautesten Zuruf seines Segens und jener Worte: Nimm Dein Kreuz auf Dich und folge mir nach! — Ja Herr, wir folgen Dir, die Mutter mit den Kindern; nur laß uns nicht von Deiner Hand — wir folgen Dir den Weg, der unsre Herzen blutig reißt — aber er führt zu Dir! —

Denke ich an die Seligkeit meines geliebten Mannes, so wage ich nicht die leiseste Klage — nein, mir ists oft, ich teile seine Seligkeit und hüte mich dann sehr, sein Glück, seinen Frieden durch zu großen Schmerz um ihn zu trüben — denn ich weiß es, ein unmäßiger Schmerz von mir könnte selbst seinen Frieden stören, weil er ungöttlich wäre. Ach wie bald, wie bald, so sehen wir alle, die wir jetzt um ihn weinen, uns bei ihm wieder, um nie wieder zu weinen. — Deine Lilla.

Da Gerhard kein Testament hinterlassen hatte, mußte Lilla unendlich viel Geschäftliches ordnen, worunter Leib und Seele schmerzlich litt — sie schreibt:

„Hätte mein teurer Gerhard diese meine Lage ahnen können, er hätte gewiß gern ein Testament hinterlassen! Denke Dir, mein Bruder, meine Lage, wenn fremde Menschen unter den Kleidern, den Sachen, den Papieren, der Wäsche wühlten — wenn alles aufgeschrieben wurde, und meine Hand die aufschreibende war, nun mehrere Taxatoren, Männer, die alles taxieren mußten — ach, was hat mein armes Herz gelitten! . . .

Wie angreifend sind mir alle diese Erörterungen und doch muß ich jetzt Tage hindurch und Wochen nichts anderes thun und vornehmen — oft bin ich so betäubt von all diesem, daß mein Schmerz mir wie ein fremder Schmerz erscheint und mein Leiden wie ein fremdes Leiden, so daß ich oft heftig erschrecke, wenn ich mich in der tiefen Trauer im Spiegel erblicke und daran erinnert werde, daß ichs ja selbst bin, die Unglückliche, die ich so bedauerte . . ."

Aus einem Briefe an Cordula vom 18. Juni 1820.

. . . Zu allem diesen gesellte sich noch im Bade, wohin der Arzt mich sandte, ein Augenübel, daß ich fürchten mußte, blind zu werden — drei Wochen habe ich keine Zeile schreiben dürfen oder auch nur können. Der barmherzige Gott scheint mir die Augen erhalten zu wollen; sie sind jetzt ungleich besser, doch empfinde ich's wohl, daß sie noch nicht sind, wie sie waren . . .

Ach meine liebe Cordula! wie gern wäre ich bei Dir, statt dieses alles zu schreiben! wie gern redete ich mein armes, volles Herz gegen Dich aus und legte mich an Eure verwandte Brust, Ihr lieben Schwestern!

Über meinen Zustand ist garnichts zu sagen, denn es giebt keine Worte für eine solche jammervolle Lage — nur der Herr kennt sie, und nur Er kann mir Arzt und Helfer sein und Tröster — mir und meinen Kindern. Diese sind jetzt mein Segen, wie sie früher meine Freude waren, und nicht umsonst hatte ich für sie gelebt . . .

Meine Schwestern nennen mich heldenmütig, mutvoll in diesem Leiden. Ach wenn Du wüßtest, wie mutlos ich oft bin — wie so ganz zerbrochen in meiner Kraft! — Das Einzige, was mich aufrecht erhält, ist der feste Glaube, daß uns Nichts geschehen kann, ohne den Willen und die Zulassung unsres Gottes — und daß nur ich weine, mein ewig teurer Gerhard aber den ewigen Frieden genießt schon

jetzt, nach dem wir alle ja so sehnlich verlangen. Er veredelte sich mit jedem Jahre, und besonders in dem letzten Lebensjahre machte er Riesenschritte dem Himmel entgegen. Er wollte nur, was Gott wollte. Seine Seele ward ganz Heiterkeit und sein Herz ganz Liebe — er erblickte das Christentum in seiner höchsten Reinheit, gleich entfernt von Aberglauben, wie von Unglauben, und ich bin überzeugt, er hat den Tod nicht gesehen — Engel entführten ihn uns — er ist jetzt bei seinem Heiland und meinem Heiland und Erlöser in ewiger Seligkeit und betet an dessen Thron für uns alle, die wir hienieden die Schauer seines Todes empfanden und in den allerschmerzlichsten Thränen zurückbleiben mußten! Ach wohl zurückbleiben mußten, da doch der mörderische Schlag uns doppelt, zehn- und tausendfach traf, ohne uns zu töten.

Liebe Cordula, Marianne, Holthoff mein teurer Bruder! und Ihr andern lieben Geschwister alle — laßt mich Eure Schwester bleiben, wenn auch das Bindungsband uns scheinbar fehlt. Glaubt mir, ich habe ihn treulich begleitet und geleitet auf seiner oft mühseligen Bahn, mein Herz giebt mir das Zeugnis, ich war und blieb seine beste Freundin, und nur in unsres Gottes Hand weiß ich ihn jetzt besser und sichrer aufgehoben, als an meinem Herzen, das, so lange ich ihn kannte, nur für ihn schlug, wie ich nur für ihn und die Kinder lebte.

Denke Dir jetzt meinen Zustand; wie oft springe ich noch auf und will für ihn sorgen, will ihm etwas mitteilen — ach und besinne mich dann, daß er nie wiederkehrt! — Einmal habe ich drei Stunden in Ohnmacht gelegen, als ich so aufsprang, um ihm den Kaffee zu bringen und mich plötzlich besann, daß er nicht da war. Mache ich eine Speise, die er liebte, so weine ich am Tisch, statt zu essen und kann mein Leid nicht verbergen — er fehlt mir überall — er wird mir fehlen, so lange ich lebe!

Und nun noch der Weinberg, den er kaufte, und der seine letzten Tage so wunderbar erfreute — jeder Baum dort machte ihn glücklich wie ein Kind — ich aber muß nun diesen Berg verwalten, das Häuschen fertig ausbauen lassen, und jede Wand und jeder Baum dort zerreißen mein Herz aufs grausamste. Verkaufen kann ichs erst, wenn sich ein Käufer findet, und bis dahin ist es mir Pflicht, das Ganze treulich zu verwalten, als wäre er selbst noch da, wenn es auch alle Wunden immer wieder aufreißt, die ohnehin sobald nicht heilen werden. Nur danke ich Gott, daß es nie mein Wunsch war, diesen Weinberg zu besitzen — im Gegenteil, eine unerklärliche Furcht überfiel mich, als der Kauf dennoch geschlossen wurde, und als mein teurer Gerhard wünschte, ich möchte sorgen, daß wir den Gründonnerstag schon

draußen sein könnten, so brachen meine Thränen hervor, die ich jedoch so wenig begriff, wie meine Angst bei diesem Gedanken. „Ach", sagte ich meinen Bekannten, „was soll mein Mann denken, daß ich so säumig bin, seinen Wunsch hierin zu erfüllen — ich begreife ja selbst meine Angst nicht; aber geben Sie acht, mir steht dort ein großes Unglück bevor — der Weinberg ist noch mein Tod." Sie trösteten mich, alle nannten meine Angst Krankheit, und — am grünen Donnerstag begruben sie ihn! —

In einem späteren Brief von Lilla an Cordula vom 1. August 1826 heißt es:

... „Doch wieder zu unsrer lieben kranken Schwester — (Marianne war vom Schlage gerührt und in einem hilflosen, traurigen Zustande). — Weißt Du, was mich bei der Nachricht noch außer meiner Teilnahme für sie so herzlich rührte? Als mein armer Gerhard mir vor sechs Jahren so schmerzlich genommen wurde, weinte ich eines Tages nach seiner Beerdigung und dachte: ach! wäre er nur seinem Versprechen nach um sieben zu Hause gewesen, so konnte ihm das nicht geschehen! Darauf sah ich ihn — vielleicht im Traum — meine Umgebung hielt mich für tot — er sagte mir: „Du hast recht, war ich um sieben zu Haus, so konnte dies nicht geschehen, doch in jener Stunde traf mich der Schlag, und ich ward gelähmt mitten unter Euch und mußte so gelähmt und sprachlos zwei Jahre noch leben zu meiner Qual wie zu Eurem Schmerz — darum klage nicht und lobe Gott unsern Herrn mit mir!"

Nie werde ich diese Worte vergessen und nie sein verklärtes, freudiges Aussehen! —

Eine ganze Sammlung köstlicher, meist an Wilhelm gerichteter Briefe von den Freunden des Hauses, die aufs liebevollste Trost spenden und Hilfe anbieten, ist noch vorhanden; so von Roller, Krummacher, Beckedorff, C. von Raumer ꝛc. Doch mögen hier nur einige von G. H. von Schubert Platz finden.

G. H. Schubert an Wilhelm.

Erlangen, am 30. Juni 1820.

Mein teurer, lieber Bruder Wilhelm!

Hab Du herzlichen Dank für Deinen lieben, lieben Brief und für die meinem Herzen teure, liebe Beilage, das gute, edle Bild des Bruders, der, seitdem ihn Gott selig vollendet hat, mir auch in seinem Bilde ein guter, lieber Schutzengel geworden ist, den ich zu meiner

Stärkung im Guten ansehe, und der mir ein täglich lieber Umgang und Erwecker zum Gebet ist. Nun kann ich das liebe Bild doch auch ins andre Zimmer hängen und es überall im Haus vor Augen haben. Ich habe eben schon an meinen Buchhändler Reclam in Leipzig geschrieben; er soll 50 Thaler an Dich schicken, dafür sende Du denn, mein guter Wilhelm, 50 Exemplare von dem Bild Deines seligen Vaters, die ich hier herum alle absetzen will, und hoffe bald noch eine ebenso große Zahl nachkommen lassen zu können. Auf Deine Arbeit, mein lieber Wilhelm, hat der liebe Gott einen recht sichtbaren Segen gelegt, und Du hast, das fühlt man wohl, noch ein anderes höheres Licht dabei gehabt, als das gewöhnliche der Sonne.

Ich habe rechte Sehnsucht nach Dir, Du guter Wilhelm, und möchte Dich gern einmal an mein Herz drücken, und so Gott will, ist mir auch diese Freude bald wieder einmal beschieden. Daß der traurige Fall, der entsetzliche, Dein junges Herz aus seiner Fassung gebracht und Dir die Meinung beigebracht habe, er sei Dir auch auf Deinem Glaubenswege nicht förderlich gewesen, glaube ich Dir gar wohl. Bedurften doch die, welche der Umgang des Herrn täglich mit Kraft und Licht von oben erfüllte, ja reichlich erfüllte, des Zurufs: „euer Herz erschrecke nicht" — und als das, wovor alle sich entsetzten und erschreckten, eintrat, ärgerten sich alle für den Anfang daran. Aber siehe, es war ihnen doch allen gut gewesen, daß er hinging, sonst wäre der Tröster, der Geist der Gnade, der seitdem tausend Segensströme durch ihren Mund auf die Völker ergossen, nicht zu ihnen gekommen.

Sieh mein Bruder! Das ist Dir eine ernste Zeit, in der wir jetzt leben. Dein seliger, lieber, teurer Vater war eines der ersten Opfer, das dem Mordgeist dieser Zeit fiel; es werden aber viele fallen, und so das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden. Glaub Du mir, mein in dem Herrn geliebter Bruder, Dein seliger Vater hat durch seinen schmerzlichen Tod Tausenden gepredigt, Tausende geweckt und erschüttert. Du weißt das garnicht so, wie weit das gegangen ist; ich weiß es aus sehr entfernten Gegenden von Deutschland. Ja, Dein seliger Vater hat lauter, kräftiger, eindrücklicher gepredigt, als es wohl ein jetzt lebender Prediger kann, besonders allen denen, die es wußten, daß Dein seliger Vater den Herrn Jesum von Herzen lieb hatte. Sieh, der Vater unsers Herrn Jesu Christi zieht die Herzen der Leute in unserer Zeit mächtig zu seinem Sohne hin. Dazu hat er sich von alten Zeiten an und noch jetzt seine Knechte und lieben Kinder zu Werkzeugen und Botschaftern erwählt. Den einen legt ers in den Mund, das sie reden sollen, und weißt Du aber

wohl, jene Propheten, seine Knechte, mußten auch an ihrem Leibe, durch mannigfaltige Leiden dem Volk, zu dem sie sprachen, ein Schauspiel, ein lebendiges Wort werden, was kräftiger wirkte, als das aus dem Munde gehörte Wort. Die Schläge, die Wunden, der Schmerzenstod der Knechte Gottes, die sonderbaren, dem unreinen Geist der Welt als Wahnsinn erscheinenden Handlungen, wozu sie der Geist Gottes, dessen liebend heiligem Walten sie sich ganz hingegeben, trieb (z. B. Hesekiel u. a.) waren eine unendlich kräftige Weckstimme und Predigt an das Volk. Auch Du mein guter Wilhelm, Du und ich, wir haben uns auch ganz und gar dem liebend seligen Walten des Geistes Gottes übergeben. Er brauche uns ganz zu Werkzeugen seiner Gnade. Wir möchten auch gern seine Knechte und arme Apostel an die Menschen werden. Will er nun durch unsre Zunge, durch unsre Hand zu den Menschen predigen, wohl gut, hier sind wir. Will er uns den Menschen auf andere Weise zu Merkzeichen, auch wohl der Welt zu Narren machen, will er durch unser Blut, durch den Tod unseres Leibes zu den Leuten reden, auch gut — hier hat er unsern Leib und Leben, er brauche alles zu seinem heiligen Dienst. Nur halte er uns fest in seiner treuen lieben Hand.

Sieh, dein Vater ist durch seinen Schmerzenstod ein Prediger und Apostel geworden, ein Werkzeug in der Hand seines Gottes. Das wollte er ja immer gern sein und war es auch schon in seinem Leben. In dem alten Lied: „So giebst Du nun, mein Jesu, gute Nacht" — heißt es:

„Weicht Schmerz und Weh, die ihr mich in der Zeit
So hart gedrückt, habt Dank für eure Plagen;
Ihr habt gemacht, daß ich in Ewigkeit
Darf desto schönre Ehrenkronen tragen."

Nun, mein Herzens-Bruder, dahin führe uns alle, durch Leid und Freud Gottes guter Geist. „Zeuch uns Dir nach, so laufen wir". In seiner Liebe ewig

Dein treuer Bruder Schubert.

Derselbe an denselben.

Ich habe Dir, Du teurer Bruder Wilhelm, schon wieder so lange nicht geschrieben und war überhaupt durch anhaltende dringende Arbeit in so tiefe Briefschuld geraten, daß ich nun schon seit fast drei Wochen sonst nichts gethan habe, als Briefe schreiben. Vergieb Du mir das, lieber Wilhelm, Du begreifst ja wohl, daß es immer zunächst unsre Pflicht ist, das zu thun und zu schaffen, was im unmittelbaren Kreise unseres inneren und äußeren Berufes liegt, das andere dann, sowie

der liebe Gott Zeit giebt. Ich war Dir, solange ich hier bin, nun zwar schon recht fleißig, habe aber auch, sobald mein Buch fertig war, eine naturwissenschaftliche Reise in die Schweiz gemacht, denn als Lehrer der Gebirgskunde mußt' ich doch auch endlich einmal ein ordentliches Gebirge sehen. Diese Reise, zu der ich mich ganz zuletzt erst noch gewiß entschloß, ist mir nicht bloß für meine Wissenschaft, für die ich sie zunächst machen mußte, sondern vor allem für mein Herz gar sehr zum Segen gewesen, denn ich habe auf dieser Reise reichlich das gefunden, um was ich Gott beim Antritt derselben bat, Gelegenheit, mich im Umgang mit guten, frommgesinnten, die Wahrheit von oben liebenden Menschen für Zeit und Ewigkeit zu stärken und zu kräftigen. Wenn ich Dich und Deine gute Mutter, was ja, so Gott will, im nächsten Jahre gewiß geschieht, sehe und spreche, dann will ich Euch gar vielerlei, hoch Bedeutungsvolles erzählen. In Zürich traf ich mit dem geistlichen Vater der erweckten Gemeinde zu Buch bei Schaffhausen, mit Professor und Pfarrer Spleiß zusammen, mit dem ich dann die unvergeßliche Gnade hatte, vierzehn Tage lang zusammen zu reisen. Dieser hat mir auch aus seiner Gemeinde wundervolle Dinge erzählt, welche an die Zeit der ersten Apostel erinnern. Auch den hochwürdigen, hochbejahrten und ganz im Dienst des Herrn grau gewordenen Antistes Heß lernte ich in Zürich kennen und danke Gott für die herzergreifenden, salbungsvollen Worte, die er mir aus dem Munde jenes frommen Mannes gewährt hat. Unter anderem äußerte er mit glaubensvoller, fester Zuversicht die Hoffnung, daß die Kirche Jesu Christi bald wieder einer reichen Gnadenausgießung und einer Zeit entgegenginge, wo ihr die Gabe der Wunder von neuem gewährt werden würde. Und dann würde das Werk der Bekehrung der Völker einen schnelleren Flug nehmen, als jetzt. In Basel habe ich die jungen Streiter Jesu Christi, die Zöglinge des Missionsinstituts gesehen und gesprochen, war auch so glücklich, einer Missionsbetstunde beizuwohnen. O mein lieber Wilhelm, gebe Dir doch Gott das Glück, Dich auch einmal durch einen solchen Anblick zu stärken. Sieh, das sind Menschen, die ihr Leben, die ihre ganzen Kräfte und alles, was sie sind, so ganz ihrem Herrn geopfert und gereicht haben zu reinem Opfer; Menschen, die dem Lamm überall nachfolgen, wohin es geht (Offenb. 14, v. 4). Den ehrwürdigen Vater von Brunn hörte ich zweimal predigen.

In Straßburg traf ich den alten Freund des seligen Stilling, Salzmann (ja nicht zu verwechseln mit dem Schnepfenthaler Salzmann, mit welchem er auf keine Weise verwandt ist), in einem Zustand der seligen Kindheit an. In Heidelberg und Weinheim an der Bergstraße lernte ich die Hinterlassenen des seligen Vater Stilling kennen. Unter

den Enkeln hat mir der Julius Schwarz am besten gefallen, der in Deinem Alter ist und in Weinheim die Apothekerskunst erlernt. Das ist ein gar frommer, tiefer Mensch, auf dem der Geist seines Großvaters sichtlich ruht. Unter den Kindern, die ich sah, ist die begnadigtste die Tochter der Selma, die bei der Kirchenrätin Münz in Heidelberg wohnt.

Nun mein teurer, lieber Wilhelm, ich erzähle Dir einmal das und vieles andere, so Gott will, mündlich. Besuch Du uns nur einmal auf den Sommer, Du kannst bei mir recht bequem wohnen. Und darüber schreib mir mehr, mein lieber Wilhelm, was es denn ist, daß Dich in Deinem Glauben an Deinen lieben Herrn und Heiland stören und irren kann. Fühlst Du denn nicht alle Tage im Umgang mit ihm, daß er Dich lieber hat, als eine Mutter ihr Kind haben kann, daß er Dir täglich alle Sünden reichlich vergiebt, daß er Dich trägt auf seinen liebenden Armen, daß er Dich in seine Hände gezeichnet hat, der getreue und wahrhaftige Gott? Was kann Dich denn irre machen an Deinem lieben Heiland, mein guter Wilhelm?

„Er hat noch niemals was versehn in seinem Regiment
Nein, was er thut und läßt geschehn, das nimmt ein gutes End."

Nun, mein guter Wilhelm, wir wollen ihn immer recht, ja recht von Herzen lieb behalten und ihm nachfolgen unverrückt, wohin er geht. In ihm Dein verbundener

G. H. Schubert.

Lilla an die Mutter.

Dresden, 20. Juni 1820.

Meine teure, verehrte Mutter!

Ich war diese Tage über in einem Abgrund von Unruhe! Wohl hat unser Luther recht, wenn er sagt: „Im Schmerz finden wir den Himmel wieder, aber in der Unruhe ist die Hölle."

Die Briefe, die alle so liebevoll mich zu Euch zurückriefen, stürzten mich in diesen Zustand; zum Teil aber auch mein eignes, schwaches Herz, ich wollte vereinigen, was nicht immer vereinbar ist, wollte meinem Herzen folgen und auch meiner Pflicht, und so habe ich mich nutzlos abgemartert in diesem Kampf.

(Abermalige Auseinandersetzung ihrer sie an Dresden bindenden Mutterpflichten.)

Nur mit Thränen werde ich diese Berge, diese Höhen hier ganz verlassen — mit Thränen das Grab meines Gerhards! Auch würde Marie weinen, wenn ich ganz wegginge, das weiß ich — und schwer wird sich mein Herz los reißen von Menschen, die mir viel Gutes und Liebes erwiesen haben. Wo man beinahe zwanzig Jahre gelebt,

wo man teure, unschätzbare Freunde lieb gewonnen, wo man, ach — das Grab seines anderen Ich weiß, da sind einem Fesseln um das Herz gelegt, die schmerzen, wenn man sich abwenden will. Bleibe ich aber hier, so winken Mutterland, die Mutter selbst, Schwestern, Brüder, Verwandte, Freunde der Kindheit, und die älteren Bande mahnen, die neuen zu zerreißen. Gefühllos müßte ich sein oder undankbar, fühlte ich mein Inneres nicht zerrissen in diesem Streit; auch finde ich nur Beruhigung in dem Gedanken, weder hier noch dort ist dein wahres Vaterland — die rechte Heimat wird alles Zerrissene wieder vereinigen und alle Sehnsucht stillen.

Dieselbe an dieselbe.

Dresden, den 1. Januar 1821.

Ich schreibe mit Schaudern dies neue Jahr hin, das ihn nie unter uns sah — ach meine Mutter! was giebt es doch für traurige Tage und Zeiten durch die Erinnerung! Dieses Jahr blickt mich so ganz fremd an, und mir ist es, als träte ich es nur zur Hälfte lebend an. Ich Arme habe den Tag mit Thränen begrüßt! — Nun kommt bald sein Geburtstag und dann — sein Sterbetag! Ach Gott verlaß mich nicht an solchen Tagen — sende mir Deine, meine Engel zur Hilfe, wenn mir der Mut sinkt, wenn die Kraft mich verläßt, wie heute! — Ach teure Mutter, der Schmerz der Erinnerung macht mich so selbstsüchtig, daß ich nur an mich denke, wo alles sich anderen hingiebt und sich in Wünschen für deren Wohl erschöpft. Heute vor einem Jahr sagte ich noch zu meinem Gerhard: „alle Menschen wünschen sich einander an dem heutigen Tage so viel Glück, Gesundheit, Wohlhabenheit, Ehre und Freude, daß es mich heimlich erschreckt. Sollte man Gott an solchem Tage nicht lieber um Mut, Kraft und Ergebung bitten, für Schmerzen, die uns ebenso wahrscheinlich bevorstehen könnten, denn hat nicht jedes Jahr seine Schmerzen und Plagen mitgebracht, wie seine Freuden?“ Ach wie wenig dachte ich damals, welch ein Schmerz mir bevorstand, als meine Seele sich so sträubte, die oft nicht ganz bescheidenen Wünsche der Gratulanten anzunehmen. Aber Friede und Freude soll dieses Jahr, das ich mit solcher Wehmut niederschreibe — Friede und Freude soll es mir bringen durch tausend Thränen — denn soll ich in diesem Jahr nicht Sie, meine Mutter, meine Geschwister, mein Vaterland wiedersehn? wenn auch als eine Verarmte, Verwaiste, ohne Schmuck und Krone! . . .

Ich lege hier einen Brief von Wilhelm an seinen Onkel bei — ich sollte ihn bestellen, und er blieb leider lange bei mir liegen. Ich

öffnete ihn, teils um dieses Blatt dazu zu legen, teils aus Sorge, weil Wilhelm jetzt oft so am Gemüte leidet, daß mir für seinen Kopf bange wurde. Die Briefe, die er schrieb, waren verworren, und ich erfuhr, daß er oft ganz allein, ganze Stunden im Schnee auf dem Grabe seines Vaters wie leblos lag und abwechselnd betete und verzweifelte, weil er den kindischen Einfall hatte, zu beten, sein Vater möchte ihm erscheinen und ihm Frieden geben. Als ich das alles erst entdeckte, ward es mir leicht, seiner Seele den Frieden anderswo zu erbitten und ihn zu überzeugen, daß ein Christ so nicht beten dürfe. Jetzt habe ich ihn in den Ferien zu einer Reise nach Bernburg zu Krummachers vermocht, die er großenteils zu Fuß macht, was ihm in doppelter Hinsicht heilsam sein wird . . .

Wilhelm hat mir zu meinem Geburtstag eine Musik gebracht — Text und Musik von ihm, der nie Musik studiert hat. Die Kinder beten für ihre Mutter — eine Engelsstimme ruft ihnen Erhörung zu — sie sammeln sich in einem freudigen Chor und schließen mit dem vollstimmigen Amen. Die Baßstimme hält allein aus im Amen (Wilhelm) und plötzlich ruft die Engelsstimme in der Höhe: Amen, Amen! und so verhallt das Amen wie in der Luft. Sie, meine Mutter können mitempfinden, was mein armes Mutterherz empfunden. Gerhard fragte immer: „aber kannst Du begreifen Mutter, wie Wilhelm das gemacht hat? —“ Bis Nachts um zwei Uhr hat er aufgesessen, da er am Tage bis abends spät keine Zeit hat. Arme gute Kinder! Es ist ihnen gelungen, mein Trauern in andächtige Freude zu verwandeln. Von meiner lieben Gräfin Dohna erhielt ich eine Tasse, darauf die liebe Landkirche gemalt ist, in der meine Kinder eingesegnet sind, und wo mein seliger Gerhard an dem letzten Palmsonntag schon wie verklärt war in himmlischer Freude. Dazu folgendes Briefchen, das ich Ihnen abschreiben muß, damit Sie sehen, meine Mutter, wie Gott ihr Kind selbst in der Fremde gesegnet hat.

„Zwar dem sichtbaren Menschen nach entfernt, aber innig nahe vor dem Herren, der Sie, Seine Begnadigte, wohl kennt und liebt und segnet, lassen Sie mich an dem morgenden Tage nicht in Ihrem Herzen fehlen, meine teure, innig verehrte Freundin! und vergessen Sie es nicht, daß mein Herz Ihnen angehört und das Ihrige hinträgt dem, der gekommen ist, Leben und Gnade auszuteilen allen, die Seiner bedürfen. Er erfülle Sie mit seiner Liebe — mit der Liebe, die nur Ihm lebt und auch unter dem Kreuze selig ist und fahre fort, Sie mit unauflöslichen Banden an Sich zu binden! Ich drücke Ihre liebe Hand an meinen Mund und lobe den Herren, der mich zu Ihnen gebracht und mir Anteil an Ihnen gegeben hat auf wundervolle Weise.

Ihre treue Geburtstagsschwester Luise (ihre Schwester, die Präsidentin von Schönberg) hat mir bei ihrer letzten Durchreise des lieben Paul Gerhards herzliche Liedersammlung für den morgenden Tag zurückgelassen, sowie ein Buch von St. für Ihren Wilhelm, das neue Testament für Gerhard und die Memorabilien für Adelheid. Wie wird die Geliebte Ihrer morgen so innig gedenken.

Die Tasse nehmen Sie von Ihrer Friederike Dohna liebreich an als Andenken vielen gemeinschaftlich genossenen Segens und der unzertrennlichen Verbindung mit der oberen Gemeine.

Der Herr erquicke Ihre Seele und spreche selbst zu Ihnen: Friede sei mit dir!"

An den Senator Doktor Volkmann in Leipzig.

Hermsdorf, den 1. April 1822.

Nur zwei Worte, mein teurer Bruder, auf Deinen so lieben Brief. Gestern am Palmsonntag ward unsre Adelheid hier konfirmiert und eingesegnet mit Karoline Stolberg, jüngster Tochter des Erbgrafen von Wernigerode und mit Auguste Schönberg, Schwestertochter unsrer lieben Gräfin Dohna, in Gesellschaft von sechsundzwanzig Bauernkindern. Gott gab mir Kraft, diesen angreifenden Tag zu überleben, da Zeit und Ort und Menschen so schmerzlich feierliche Erinnerungen wach in mir erhielten, und ich wohl kaum selbst glaubte, es ertragen zu können. Und nicht allein habe ich es ertragen, sondern ein heftiges Herzensweh, das mich schon am vorigen Mittwoch befiel, hat mich zu meinem eigenen Erstaunen verlassen, da ich eher vermuten konnte, tot und leblos in der Kirche zusammen zu sinken. Gottlob, mein lieber Bruder, daß Du noch einmal nach Dresden kommen willst — so verspare ich das Übrige auf mündliche Unterredung. Ich habe wieder viel Schmerzen leiden müssen, und manches Geschäft die letzte Zeit über war kein Heilpflaster für mich. Es giebt nur ein Heilpflaster für all unser Weh — und wohl ists ewig wahr, daß der Herr selbst die Wunden heilt, die er uns schlägt oder schlagen läßt — denn Er schlägt wohl niemandem Wunden!

Die Kirche war mit grünen Zweigen von Nadelholz dekoriert, das Geländer um den Altar mit Zweigen vom Lebensbaum durchflochten, und auf dem Altare lagen zwei große Palmen kreuzweise übereinander. Die drei Mädchen aber, einfach weiß gekleidet, standen in ihrer Demut wie Tauben davor, und des guten Pastor Rollers ehrwürdiges Angesicht schwamm in Thränen, als eine nach der andern vor ihm hinkniete und mit dem Handschlag gelobte, dem Herrn zu

leben und zu sterben und nun von ihm eingesegnet wurde zu einem neuen Leben im Namen des besten und mächtigsten Herrn. Daß ich nicht gänzlich vergangen bin in meinen Thränen begreife ich selbst nicht — o welche Gedanken — welche Erinnerungen durchschnitten mein Herz! aber gelobt sei Gott! ich bin heute so wohl, daß ich einen langen Brief an meine Mutter geschrieben habe und nun auch noch diese armen Zeilen an Dich schreiben konnte.

Den Gründonnerstag gehen wir alle mit den Kinderu zum heiligen Abendmahle und dann zur Trennung von so liebenswürdigen Menschen. Auch das muß noch überstanden werden, und Gott wird meine Kraft nicht sinken lassen. Ich umarme herzlichst Dich und meine liebe Antonie im Geist und bin, wie immer, Deine treue Schwester

Helene Kügelgen.

Nicht lange nachher reiste Lilla mit ihren Kindern nach Livland, da sie nun den richtigen Zeitpunkt gekommen glaubte, und schrieb von da aus an Krummacher.

Poll, 14. Mai 1822.

Mein verehrter lieber Freund, unser lieber Aetty!

Auch mir ist es unbegreiflich, daß ich erst heute an Sie schreibe, da Ihr und der Ihren Andenken nie aus meinem Herzen gewichen ist, und ich es überdem versprochen hatte, bald zu schreiben. Aber Gott weiß es auch, welch eine Menge Geschäftsbriefe ich zu schreiben bekam ... Das Wiedersehn meiner Mutter und Geschwister hatte mich angegriffen, besonders das Wiedersehn meines Schwagers, des Zwillingsbruders meines lieben Mannes. Der Laut seiner Stimme hatte mich in einen Zustand versetzt, der wirklich dem Wahnwitz ähnelte, als mein Schwager, mit meines Mannes Blick, mit meines Mannes Stimme, mit seinen offenen Armen mich begrüßte, daß ichs noch heute für eine Gnade Gottes halte, daß mein Verstand nicht zerrüttet wurde, und der Schreck meine verehrte Mutter nicht tötete. Unser lieber Herr, der dies Wiedersehn nicht zum Trauerfest machen wollte, erhielt uns beide wunderbar, aber noch heute stürzen große, heiße Thränen aus meinen Augen, da ich des Tages nur gedenke, und nie, nie werde ich mich daran gewöhnen, diesen Schwager zu sehen und zu hören, ohne einen inneren Schmerz und Schauder zu empfinden. Dieser Zustand aber machte mir das Schreiben zur Pein und schädlich — ich hoffte viel von dem ruhigeren Leben hier, aber seit

Weihnachten bin ich nicht mehr gesund gewesen, und meine Kraft ist wie gebrochen. Nur ein eiserner Glaube an die Stimme des Herrn und Seine Hilfe kann mir den Mut geben, an eine Rückreise nach Dresden zu denken, wo ich, wills Gott, zu Michaelis einzutreffen denke. Da Wilhelms Bericht etwas unvollständig ist, so will ich noch einiges hinzusetzen, z. B. warum ich nicht bei meiner Mutter lebe? Sie selbst ist mit einer Pflegetochter im Hause meines zweiten Bruders, der selbst schon drei Kinder hat, überdem hat sie aber noch meine jüngste Schwester, eben die Frau meines Zwillingsschwagers mit sieben Kindern bei sich, was denn schon ein sehr gefülltes Haus und eine der glücklichsten, einigsten Haushaltungen macht.*)

Auch bleibt es immer das Versammlungshaus der ganzen Familie, und ich bin oft da mit meinen Kindern, würde aber andern Hinkommenden den Raum nehmen, wäre ich immer da. So entschloß ich mich denn, zwei Stunden von meiner Mutter zu meinem Schwager, Baron Stackelberg in Poll, zu ziehen, weil ich auch diese Schwester sehr liebe, die uns überdem gemächlich unterbringen konnte — hier leben wir Alten denn so geschwisterlich, wie auch unsere Kinder miteinander.

Nun bleibt mir noch, Ihnen zu sagen, was aus unserem Gerhard geworden. Er ist in Dorpat, im Hause eines alten Freundes von mir und meinem Manne; er ist so wohl aufgehoben in dieser Familie, als Wilhelm es bei Ihnen war, und das ist für mich viel gesagt! . . . Wir ließen ihn als Student der Philosophie einschreiben. Unter diesem Namen hört er nun die Wissenschaften lesen, die für ihn, als künftigen Landwirt, nützlich und angenehm sein können, als Mathematik, Geometrie, Mineralogie, Chemie. Dabei setzt er sein Latein fort, geht in die Fechtstunde, hat aber gottlob! Friede mit allen Menschen. Sein Inneres entwickelt sich sehr erfreulich für mich, und ich habe die gewisse Hoffnung, den Glauben, unser lieber Herr werde ihn an Seiner Hand behalten und ihn nie seinen eigenen Weg gehen lassen. Überdem giebt sein Pflegevater, der Professor Moritz von Engelhardt, nicht allein seiner Sittlichkeit, sondern auch seiner Unschuld die besten Zeugnisse, sowie seinem Fleiß, und er studiert mit solcher Freudigkeit, daß er mir noch mit der letzten Post schreibt: alle Tage wären ihm Festtage, weil er alle Tage seiner Lieblingswissenschaft nachjagen könne und ihren Besitz mit Mühe erringen müsse, was den Reiz noch erhöhe.

---

*) Karl Kügelgen war derzeit fast immer abwesend auf Kunstreisen, daher hatte seine Familie kein eigenes Heim.

Wüßte ich ihn nicht so einzig gut bei Engelhardt aufgehoben, der eine häusliche, liebe Frau und gute Kinder hat, so würde ich ihn nicht zurücklassen, doch jetzt lasse ich ihn mit ruhigerem Herzen hier; er wird uns zur Zeit nachfolgen und, wie ich hoffe, in sicherem Geleit. Vorgestern wurde er erst siebzehn Jahre alt.

Adelheid hat hier gar keine Lehrer haben können auf dem Lande, doch übt sie sich in allem fleißig selbst, und macht mir viel Freude. Sie ist meine beständige Gesellschaft und meine Pflegerin bei diesem langen Unwohlsein.

Für Wilhelm soll dies versäumte Jahr, denke ich, auch nicht viel Schaden bringen. Er hat hier an den Bildern seines Vaters eine gute Galerie und Schule, hat auch einiges fleißig kopiert und dabei nach der Natur gearbeitet. Er hat doch nun auch die Mutter, die Schwestern und Brüder seiner Mutter mit deren Familien kennen gelernt, hat viel Liebe und Freude genossen und wird nun gewiß mit doppeltem Eifer seine Akademie in Dresden besuchen.

Sie unser geliebter Aletty! beten Sie für uns — nie bedurften wir es mehr, als da wir den Gedanken einer Rückreise notwendig gefaßt haben. Dresden ist für mich ein freundliches, liebes Grab, so werde ich es wieder betreten, so bewahren!

Wilhelm an denselben.

Poll, am 14. Mai.

... Das Leben ist mir hier fremd und neu, aber deswegen desto anziehender und interessanter ... Die Tage sind jetzt schon so lang, daß ich um zehn Uhr ohne Licht schlafen gehe, und doch schneit es noch beinah jede Nacht, und am Tage sind nie mehr als fünf Grad Wärme; da fühl' ich Versuchung zu summen: komm lieber Mai und mache ꝛc. — Sie hätten im Winter meinen Aufzug sehen sollen, wenn ich spazieren ging. Ich hatte einen großen, grünen Pelz mit einem weit zurückfallenden Pelzkragen; um den Leib eine breite rote Schärpe mit langen Quasten, dabei eine sehr phantastische Mütze und ein breites Schwert, so daß ich wenigstens aussah wie der Seekönig Reyner Lotbrock. So ging ich durch den tiefbeschneiten Forst und summte Lieder, mit gezücktem Schwert, um mich im Notfall gegen das Ungeziefer des Waldes zu verteidigen. Mit der Wolfsjagd, auf die ich mich so gefreut hatte, wars nichts, weil mein Onkel Stackelberg zu unlustig war, mit mir zu ziehen, und ich allein nichts ausrichten konnte. Die gewöhnliche Wolfsjagd ist sehr amüsant; es setzen sich zwei Männer in einen kleinen Rennschlitten; der eine kutscht und kneift dabei ein kleines Schwein, so daß es schreit. Da kommen dann

die Wölfe und verfolgen den Schlitten, und dann schießt der andre. Es ist aber doch sehr selten, daß ein Wolf geschossen wird, denn es sind unglaublich listige Tiere. Bären sind hier auch zu Hause; ich habe aber noch keinen gesehen, auch giebt sich keiner meiner Verwandten mit der Jagd dieser monstrorum ab, was mir sehr leid thut. Auch ohne Wolfsjagd habe ich den Winter höchst angenehm zugebracht, und Sie werden erlauben, daß ich Ihnen unsre dabei verfolgte Tagesordnung hersetze. (Folgt die Schilderung eines sehr traulichen, heitern Familienlebens im großen Verwandtenkreise. Zum Schluß heißt es): So sehr wohl es mir hier auch geht, so sehne ich mich doch oft nach Deutschland und freue mich besonders auf einen Spaziergang nach Bernburg, um bei Ihnen wieder recht einheimisch zu werden, denn fremd werden dürfen wir uns ja nicht unser ganzes Leben lang. Ich bin hier öfter gebeten worden, besonders von meinen Cousinen Stackelberg, die Sie aus Ihren Schriften schon kannten und liebten, von Ihnen zu erzählen, und dann wurde es mir erst recht wohl ums Herz, wenn ich so von Ihnen und meinem alten Roller plaudern konnte, und es ging mir wie Wasser vom Munde ...

Auch einige von Wilhelms Gedichten aus dieser und späterer Zeit, die einen Blick in sein äußeres und inneres Erleben in der mütterlichen Heimat gewähren, mögen diese Episode beschließen.

Schlittenfahrt in Estland.

Hui! wie mein Schlitten über das Land
Über Feld, über Haide hinrast!
Der hat noch keinen rechten Verstand,
Der nie mit dem Sturm um die Wette gerannt
Und dennoch zu leben sich anmaßt.

Die Nacht wohl schon in den Wäldern graut,
Die stehen in weißen Perrücken —
Wer nie diese uralten Wälder geschaut,
Bei Nacht und bei Nebel sich durchgetraut,
Mag hinter dem Ofen ersticken.

Drei zottige Wölfe am Wege stehn,
Zwei Junge mit der Alten!
Wer nie drei zottige Wölfe gesehn,
Der mag nur wieder nach Hause gehn
Und sein Geheimnis behalten.

Mein flüchtiges Tier durch den endlosen Wald
Hat balde hindurch mich gerissen.
Da, wo das letzte Echo verhallt,
Da, wackerer Renner, da halten wir bald,
Um Pflege und Gunst zu genießen.

Auf den erratischen Block bei Sackhoff in Estland.

Am Ostseestrande da liegt ein Stein,
Der schauet weit in die See hinein
Und schauet bei Tage und schauet bei Nacht,
Was Gott für gewaltige Wellen gemacht.

Doch wie die Woge sich bäumet und bricht,
Der Stein macht immer dasselbe Gesicht
Seit vielen tausend Jahren schon —
Des Meergrundes uralter Heldensohn.

Die Wogen die stürmen den Stein hinauf
Und kommen doch nimmermehr obendrauf.
Sein Scheitel steht heiter in freier Luft,
Umweht von der Küste balsamischem Duft.

Und oben auf diesem Felsenstein
Da steh ich und schau in die See hinein.
Und wie die Welle am Steine erklingt
Die Stimme des Liedes im Herzen mir singt:

Herr Gott! mein Herrscher in Ewigkeit,
Wie sind Deine Werke so groß und weit!
Und wie allgewaltig ist Deine Kraft,
Die alle Gestaltung durchdringet und schafft.

Sei Du im Leben mein Felsgrund o Herr!
So stehe ich sicher im schäumenden Meer.
Dann weich ich und wank' nicht, erzittere nicht,
Wie wild auch die donnernde Woge sich bricht.

Und stürmten auch Kummer und Sorge und Not
Mir bis an die Seele, so bleibst Du, mein Gott,
Doch meine Hilfe und feste Burg
Und hilfst mir gar herrlich mit Ehren hindurch.

Erinnerung an Poll.

Im fernen nord'schen Lande
Da liegt, von Wies' und Bach
Umsäumt am Waldesrande
Ein gastfreundliches Dach.

Dort weilt Erinnerung immer,
Und stets und jederzeit
Steht's da im Rosenschimmer
Heil'ger Vergangenheit.

Du ferne Friedenshütte!
Verlornes Paradies,
Das in der Jugendblüte
Sich mir so hold erwies!

Mit Deinem stillen Frieden
Und Deinem süßen Trost,
Wärst Du wohl für die Müden
Die rechte Krankenkost.

Ich denke Dein mit Thränen,
Wenn meine Seele bangt,
Die oft mit heißem Sehnen
Nach Dir zurückverlangt.

Zehnter Abschnitt.

Rom.

Nach der Rückkehr aus Estland vollendete der junge Wilhelm Kügelgen seine Studien an der Akademie in Dresden. Der Onkel Karl, der sich der Kinder seines Bruders beratend und liebevoll annahm, wünschte, daß Wilhelm ganz zu ihm kommen möchte, um sich unter seiner Anleitung weiter in seiner Kunst auszubilden. Im Begriff, ein schönes, kleines Gut zu kaufen, schildert er dasselbe und das gemeinsame Leben dort dem Neffen in lockenden Farben.

„Es ist wirklich lieblich und sogar erhaben schön," schreibt er. „Ein wasserreicher Bach stürzt sich über vier Boden in die Tiefe und rauscht durch ein bewaldetes, tiefes Thal in das anderthalb Werst entfernte Meer. Das Wohnhaus, ganz nahe bei dem Fall, lehnt sich an einen Tannenwald, der sich ebenfalls zur Meeresbucht hinunterstreckt. Da will ich meinen Malturm bauen, von dem man die ganze Gegend mit dem blauen Meereshorizont übersehen kann. Du kommst dann zu mir, und wir türmen uns ein Museum in die hohe Luft nach beiderseitigem Wohlgefallen — einen Himmel in Himmelshöhe.

Ich werde Dich immer als meinen Sohn betrachten, und überdem bleibst Du durch die Kunst an mich gebunden. Fürchte aber nicht, daß ich je Dein Kunsttreiben hindern werde, wenn unsre Ansichten verschieden sein mögen. Jeder muß den eigenen Genius walten lassen, und das eben ist das Schöne an der Kunst, daß sie einer so unendlichen Mannigfaltigkeit fähig ist . . .

Den Winter wirst Du größtenteils in Petersburg oder Moskau zubringen; aber den Sommer wirst Du in der freien Natur verleben, bei mir."

Doch konnte sich Wilhelm zu einer völligen Uebersiedlung nach Rußland und zu einer Trennung von der Mutter noch nicht entschließen; so wurde beschlossen, daß er seine weitere Ausbildung zunächst in Deutschland und in Rom suchen sollte, und die Reise nach Rußland bis auf weiteres hinausgeschoben.

Aus dem Jahr 23 findet sich nur ein Brief von Wilhelm, vom 13. Juni aus Mainz datiert. Er besuchte damals die rheinischen Verwandten und schreibt, nachdem er mancherlei erzählt hat:

„Denk Dir, liebe Mutter, ich bin, um den Cornelius kennen zu lernen, bis Düsseldorf gegangen. Der Mann hat mir außerordentlich gefallen, und seine Schüler sind allesamt verliebt in ihn; er giebt sich ihnen aber auch ganz hin und ist ihnen alles in allem. Er hat mich eingeladen, ich solle zu ihm kommen und Fresco malen lernen; ich will mir aber die Sache erst mit Dir überlegen. Ich habe wunderschöne Zeichnungen von ihm gesehen, und das ganze Wesen in Düsseldorf hat mir den Kopf schier verrückt. Ich bin gewiß auf dieser Reise weiter gekommen in meiner Kunst und werde nun mit ganz andrer Lust an die Arbeit gehn ... Die Schüler von Cornelius haben mich bestürmt, nach Düsseldorf zu kommen, und vielleicht thu' ich's auch später, anstatt nach Rom zu gehen. Cornelius vertraut seinen Schülern die größten Wandgemälde an und geht ihnen nur manchmal ein bischen zur Hand mit seinem Rate. Der junge Hermann aus Dresden hat jetzt einen Karton gezeichnet von sechzig lebensgroßen Gestalten und wird ihn diesen Sommer auch selbst mit Hilfe von einigen andern jungen Leuten in Bonn auf die Wand malen. Dieser Hermann hatte eine solche Freude, als ich eintrat, daß er beinah von seinem Gerüst gestürzt wäre. Er sagte, es wären so viel große Bestellungen da, daß mir Cornelius gewiß auch eine übertragen würde, wenn ich nur ein halb Jahr erst mit ihm gearbeitet hätte. Ich wollte aber diese großen Bilder gern den Ärmeren überlassen, wenn ich nur mit so vielen anderen braven jungen Leuten gemeinschaftlich studieren könnte. Ja, liebe Mutter, ich habe ein Leben gesehn, wie es unter Raphael in Rom gewesen sein muß; ich werde jetzt in einem ganz andern Geiste arbeiten und freue mich auf meine Kompositionen in Dresden, wie ein toller Mensch. Diese Reise ist mir doch sehr nützlich geworden, in vielerlei Hinsicht; ich habe jetzt eine weit freiere Kunstansicht als früher. Wenn ich meine angefangenen Arbeiten fertig habe, will ich anfangen Fresco zu malen, ich habe mir alles dazu nötige aufgeschrieben und freue mich wie ein Kind darauf ..."

Drei Jahre lang trug Wilhelm still eine tiefe Liebe zu Krummachers jüngster Tochter im Herzen und offenbarte sich endlich dem Aetty.

Dresden, den 2. Osterfeiertag 1824.

... Die Sache, die ich Ihnen vorzutragen habe, ist reiflich durchdacht von der klügsten und frömmsten Frau, die ich kenne, von meiner Mutter, und von mir selber mit der größten Kälte und Unbefangenheit geprüft und jetzt erwünscht und ersehnt mit dem heißesten Herzen. Ja, mein lieber Aetty, ich habe die Perle gefunden und Gott gab mir die Augen, sie zu erkennen. Wenn nun einer eine Perle findet, so streckt er seine Hand aus, hebt sie auf und hält sie fest, und wenn er auch in drei bis vier Jahren erst die Krone erhoffen darf, deren Zierde sie werden soll. Julchen ist meine Perle, meine liebe, gefundene Perle, und ich befrage in Ihnen, mein lieber Aetty, jetzt den Willen Gottes — Ihr Ja oder Nein soll ein Befehl des höchsten Fürsten der Fürsten sein! ... Julchen ahnt nichts, und wenn Sie Nein sagen, so wird ihre Ruhe nicht gestört werden, und was mich anbelangt, so würde mich Gott dann auch schon halten. Sind Sie es zufrieden und zufrieden mit Freudigkeit, so sagen Sie das bloß mir und nicht Julchen, damit sie ungestört in ihrer Kindlichkeit bleibt, und ich werde dann zu meiner Zeit schon erscheinen und sehen, ob sie mich auch lieben kann ... Meine Mutter läßt Ihnen sagen, daß sie mich in keine Familie lieber hätte heiraten sehen, als in die Ihrige, und daß sie Julchen schon liebt mit mütterlicher Zärtlichkeit ...

Ach könnte Julchen diesen Sommer bei meiner Mutter auf dem Weinberge wohnen, in dem stillen Häuschen des Friedens, ich käme dann wöchentlich einmal hinaus und tränke Leben und Liebe aus ihrem Auge. Meine Mutter holte sie selbst noch ab von Bernburg. Doch, das wird wohl nicht angehen, und wir hängen alle drei die Köpfe, wenn wir denken, daß es wohl nicht angehen wird.

Gestern abend ging ich hinaus in den hohen Wald und beredete mich ernstlich mit Gott, aber der Name Julchen tönte laut aus meinem Herzen, wie Glockenton. Und in dem Brüllen des Sturms und in dem Chorgesang der alten Tannen hörte ich nur den Namen des lieben Kindes.

Der Du in finstern Wäldern thronst
Wie in der Wolke des Lichtes,
Der Du in sanften Wehen wohnst
Wie in dem Zorn des Gerichtes,

Der Du Jahrhunderte unter Dir
Wälzest im Fluge vorüber,
Der Du die Härlein am Haupte mir
Zählst und den Blick hinüber

Tief in mein Auge gepflanzt, das Dich liebt
Und nach den Sternen blicket;
Wische hinweg, was mein Auge mir trübt,
Lichte die Nacht, die mich drücket,

Lichte mein Aug' mit des Himmels Licht,
Laß Dein Gebot mich erfüllen
Und verbirg, o mein Gott, mir nicht
Deinen hochheiligen Willen.

Wilhelm.

Darunter die Mutter:

Meine verehrten, lieben Freunde! Mit gerührtem und sehr freudigem Herzen unterschreibe ich die gewiß frommen Wünsche meines Sohnes! Wollen Sie ihn nicht verwerfen, so erziehen Sie selbst ihn vollends sich und dem lieben Kinde, das ich so gerne Tochter nennen und an mein Herz legen möchte. Ach warum gehen Sie noch ferner — wie soll ich Sie in Bremen finden? Nun alles dieses sei den Händen und der Führung unsres lieben Herrn übergeben. Er wird es wohl machen mit Ihnen und mit uns! Amen.

Ihre aufrichtige und dankbarste Freundin

Helene Kügelgen.

Der Aetty aber wollte das ersehnte Ja so schnell nicht geben, fand beide noch zu jung, um schon über diese wichtigste Lebensfrage zu entscheiden, und Wilhelm reiste tief traurig nach Rom ab, in Begleitung des nachmals so berühmten Petersburger Malers Timoleon Neff.

Die Mutter rief dem fernen Sohn am Schluß eines längeren Briefes nach:

„Nun noch einmal, lebe wohl — bleibe der Sohn meines Herzens, bleibt alle drei die Kinder meines Herzens, wie die würdigen, gesegneten Kinder eines verklärten Vaters — die Geschwister eines verklärten Engels. Wie die erwählten Kinder eures himmlischen Vaters! Amen! Amen! —"

Lilla an Krummacher.

Dresden, 3. Nov. 1825.

Der scheidende Wilhelm trug mir auf, Ihnen einliegendes Briefchen zu übersenden, Sie unser aller lieber Aetty! Er ist jetzt fort nach Rom und Gerhard wieder bei mir. Lange war ich wie betäubt von

beiden Ereignissen — die Unruhe um Gerhard, das freudige Wiedersehn mit ihm, so kurz vor der Trennung vom andern. Die Nachricht seiner Todesgefahr bei den Masern, die ihn unterwegs überfielen, verbunden mit der andern Nachricht seiner Brautwerbung und dabei Wilhelms schleunige Abreise — dies alles hatte mich, wie gesagt, betäubt, betrübt, geängstet und erfreut. Aus dieser Ursache auch sende ich Ihnen so spät die Einlage . . . Wilhelm schrieb diese Zeilen damals nachts und in sehr großer Unruhe, die ihm tausend Gänge und die Reiseanstalten machten — auch schien die Nachricht von dem Glücke seines jüngeren Bruders ihn ebenso zu rühren als zu erfreuen. (Gerhard hatte sich mit seiner Cousine Elmine, Karls und Emiliens ältester Tochter, verlobt.)

Ach lieber Freund, ich habe bis jetzt immer geschwiegen, aber erlauben Sie mir heute die Frage: Warum durfte Ihr liebes Kind Wilhelms aufrichtige Wünsche nicht einmal erfahren? Sie wollten ihre Ruhe nicht gestört wissen. Sie handelten als zärtlicher, vorsichtiger Vater für Julchen — aber auch für Wilhelm? Sie hatten auch Wilhelm erlaubt, Sie Vater „Aetty" zu nennen — aber wie anders! Und wohin hätte der arme Junge geraten können auf der Reise nach dieser Fremde mit dem Schmerz im Herzen und der Angst, Sie beleidigt zu haben durch seine Wünsche, hätte unser Herr sich nicht seiner erbarmt und ihn dadurch nur fester an sich gezogen. Denn die Kälte, mit der Sie ihn empfingen, hatte ihn so betrübt, daß er Ihnen das Versprechen, nie wieder um Julchen zu werben, geben zu müssen glaubte. Nun sind die geforderten zwei Jahre bald vorüber, und ich möchte weinen, wenn ich bedenke, wie glücklich auch Wilhelm jetzt sein könnte, wenn er im Herzen beruhigt wie Gerhard hätte abreisen können. Er hätte das Vertrauen keines Menschen mißbraucht! — Denn auch jetzt, bei dieser Hoffnungslosigkeit vermied er alle Mädchen, und keine einzige hat nur einen Augenblick seine Augen beschäftigt, ob er gleich hier allgemein für einen fleißigen, sittsamen Jüngling anerkannt und überall gern gesehen war. Aber noch einmal, warum durfte sie nicht einmal wissen, daß sie unser aller Wunsch und Liebe war? . . .

. . . Armer Junge! er wird kein zweites solches Mädchen finden, die so ganz für ihn und für uns geschaffen zu sein scheint. Wird sie denn nun wählen, und wen hat sie gewählt? Wilhelm glaubt, Sie wollten durchaus wieder einen Prediger zum Schwiegersohn, und schon um deswillen ist ihm aller Mut ausgegangen. Nun, alles wie Gott will, bleiben Sie ihm nur gut! Die Liebe eines leiblichen Vaters vermag auch nur ein leiblicher Vater zu geben, es müßte denn unser

himmlischer Vater sein, der ist allen und jedem mehr noch als ein leiblicher Vater. Und so helfen Sie mir thun und beten, daß Wilhelm ewig bei diesem bleibe!

Ich habe nun schon zwei Briefe von ihm aus München und aus Innsbruck ... Er fordert mich auf, für ihn zu beten, daß der Herr ihn ungefährdet zu mir zurückführen möge und bittet mich, alles, was er liebt, von ihm zu grüßen. — Da ich nun weiß, wie sehr er seinen Aetty und die Seinigen liebt, so bestelle ich den Gruß und noch mehr als den Gruß, ich teile Ihnen sein freudiges Erstaunen über die Größe und Schönheit jener Gegenden mit ...

Hier folgt die teilweise Abschrift der Reisebeschreibung voll lebendiger und humoristischer Schilderungen der mancherlei kleinen Abenteuer.

Über Italiens Naturschönheit und seine Kunstschätze ist von reiferen Federn so vieles geschrieben, daß wir Wilhelms begeisterte Ergüsse ebenfalls bei Seite legen. Von seinem Leben in Rom mag er aber einiges erzählen.

Rom, 7. November 1825.

... Als wir nun hier mit unserm Gastwirt für eine Nacht akkordiert hatten, gingen wir in das Café Graeco in der Hoffnung, vielleicht Deutsche da zu treffen. Wir hatten kaum ein paar Schluck Kaffee gethan, so fand sich auch schon ein deutscher Maler zu uns, der alle meine hiesigen Freunde kannte, und der uns nachher eine Kneipe zeigte, wo sie gewöhnlich des Abends speisen, und wo wir auch hineingingen in der Hoffnung, einen oder den anderen zu finden. Es dauerte auch nicht lange, so lag Koopmann in meinen Armen und in Zeit von einer halben Stunde hatten sich Dräger, Stölzel, Richter und viele andere von meinen alten Freunden um mich versammelt; ich rauchte meine Pfeife, und es war mir ganz, als wenn ich im alten Dresdener Verein säße. Den andern Morgen ging ich gleich zu Senff*); er kannte mich durchaus nicht, als ich ihm aber meinen Namen sagte, empfing er mich, wie man einen Freund nur empfangen konnte. Er hatte meinen Brief erhalten und mir gleich ein eben freigewordenes Quartier in seinem Hause gemietet, was mich ganz glücklich machte. Ich habe ein Malzimmer gegen Norden mit einem herrlichen Malfenster und einem Ofen, was in Rom eine ungeheure Seltenheit ist, eine Wohnstube mit zwei Fenstern ...

*) Der frühere Hauslehrer, welcher sich schon unter Gerhard Kügelgens Anleitung zum Maler ausgebildet hatte.

Es wohnen hier im Hause noch mehrere Künstler und unter andern auch Thorwaldsen, der mich mit väterlicher Freundlichkeit als einen Hausgenossen willkommen hieß. Der erste Anblick von ihm war mir sehr ehrfurchtgebietend. Ich war nämlich gleich den ersten Abend hinunter zu meiner Wirtin, Frau Batti, gegangen, um mich ihr und ihrer Familie vorzustellen. Sie saß mit ihren Töchtern um einen runden Tisch und nähte, und wir unterhielten uns italienisch auf eine sehr lächerliche Weise, da trat auf einmal Thorwaldsen herein in seinem schwarzen Staatskleide mit grüner Stickerei, den Degen an der Seite, so daß er mir bei seiner schönen, hohen Gestalt wie ein König erschien. Senff stellte mich ihm gleich vor als einen neuen Hausgenossen, und er reichte mir die Hand und war sehr freundlich. Darauf setzte er sich an den Tisch und ließ sich von der Signora Batti und ihren Töchtern vier bis fünf große Orden auf die Brust nähen, wobei er ganz gerade saß und nur manchmal mit der ihm eigenen Genialität das Gespräch unterstützte. Es ist mir unschätzbar, mit einem so großen Manne in einem Hause zu wohnen; ich darf in sein Atelier kommen, wenn ich will, und mir immer seinen Rat ausbitten. Senff, der mich nun schon mit vielen Männern bekannt gemacht hat, wird mich auch noch in einige italienische Familien einführen, damit ich die Sprache schneller erlernen soll. Gestern abend führte er mich in dem Hause des berühmten Malers Catel ein, welcher eine, dem Anschein nach recht gute, junge italienische Frau hat. Catell benahm sich sehr liebenswürdig gegen mich und auch seine Frau, mit der ich französisch sprach, während sie mir immer italienisch antwortete. Ich fand auch da den Doktor Müller, welcher in Neapel wohnt, und der vorgab, er hätte mich auf seinen Armen herumgetragen und den seligen Vater sehr wohl gekannt bei einem früheren Aufenthalt in Dresden. Wenn ich nach Neapel komme, will er mich überall herumführen und in der Stadt bekannt machen. Man wird auch nun recht sicher nach Neapel reisen können, indem der gefährlichste Räuberhauptmann sich mit seiner Bande freiwillig dem Papste ausgeliefert hat und jetzt auf der Engelsburg festsitzt. Heute mittag hat mich Catel zu Tisch gebeten und nach dem Essen werden wir eine Spazierfahrt nach der Grotte der Nymphe Egeria machen, wo Romulus und Remus als Kinder mit der Wölfin gefunden wurden, und wo Numa Pompilius sich verschloß und seine Weisheit holte. Ich habe sonst von den Schönheiten Roms noch nichts sehen können, weil ich noch zu sehr mit meiner Einrichtung beschäftigt bin.

... Unglaublich habe ich mich gefreut, Remi und Maidell wiederzusehen, aber ich bin in dem Trubel noch nicht dazu gekommen, ein

vernünftiges Wort mit ihnen zu sprechen. Allen meinen Freunden gefällt es hier so wohl, daß sie am liebsten nie wieder fort gingen, außer Maidell, dem es zwar auch sehr, sehr hier gefällt, der sich aber natürlicher Weise doch auch wieder nach Hause sehnt. Er wird mich mit dem hiesigen protestantischen Prediger bekannt machen, der ein herrlicher Mann sein soll. Er soll besonders die vielen katholischen Proselitenmacher, die hier sind, sehr gut widerlegen, weil er gründliche Kenntnisse in der Religionsgeschichte hat, und an einen solchen muß man sich doch halten, da das Proselitenmachen hier immer noch sehr stark fortgetrieben wird, aber doch jetzt lange nicht mehr mit dem Erfolg wie vordem; doch wird nächstens wahrscheinlich einer meiner alten Freunde übertreten, den ich aber jetzt nicht nennen will, da es noch nicht geschehen ist.

... Nun kann ich heute nicht einmal den Brief fortschicken, denn der alte Maler Koch, dieser berühmte Mann, der hier meinen Vater und besonders Onkel Karl sehr wohl gekannt hat, kam zu mir und hielt sich über zwei Stunden auf, so daß es nun zu spät ist, den Brief noch auf die Post zu geben. Man geht hier mit den ältesten und berühmtesten Malern um wie mit seinesgleichen, und ich kann mit Thorwaldsen ebenso lustig und frei sprechen und mit ihm umgehen, wie mit Remi und Maidell, und das ist der größte Vorteil für die jungen Künstler hier ...

Rom, 13. November 1825.

... Wenn Du wüßtest, Herzensmutter, mit welcher Liebe und Sorgfalt der liebe Gott mich hier pflegt und mich weidet und hütet, so würdest Du weinen müssen aus Freude. Nicht allein, daß ich in dem schönsten und gesundesten Teile der Stadt bei sorglichen und ehrlichen Leuten ein gutes und wohlfeiles Quartier gefunden habe; sondern auch für meine Seele hat der Herr gesorgt, daß sie hier Nahrung und Erquickung findet, wie ich's nicht erwartet hätte. Erstlich habe ich Maidell, der hier ein völlig gläubiger Christ geworden ist, was er früher nicht ganz war, und mit dem ich so recht von Herzen reden kann, und der hat mich und Timmo bei dem Pastor Rothe eingeführt, der wöchentlich zweimal Versammlungen hält, wo Kirchengeschichte gelesen wird. Wir gingen Freitag Abend nach dem Aktsaal hin, und als mich der liebe, freundliche Mann auf seine schlichte christliche Weise willkommen hieß, so wehte es mich an wie Heimatluft; es war mir, als wenn ich die Schwelle von alten lieben Freunden betreten hätte. Ach in der Fremde, wo man so verlassen

steht, weiß man es erst zu schätzen, wenn Gott einem christliche Seelen zuführt, und findet einen ungemeinen Trost darin. Nachdem der Pastor uns willkommen geheißen hatte, setzten wir uns zu den Übrigen um einen traulichen runden Theetisch. Die kleine Versammlung bestand aus dem Pastor, seiner jungen Frau, dem Maler Schnorr, Herrn Simon, der Hauslehrer bei Bunsen, dem preußischen Gesandten, ist, und den mir der Graf Recke so empfahl, als er den Abend bei uns war, dem jungen Richter, aus Maidell, Timo und mir. Nun wurde Thee getrunken, und ein sehr gemütliches Gespräch geführt, wo ich erzählen mußte, wie es bei uns ums Reich Gottes stände, und da interessierte sich denn Rothe besonders für Stephan, den er zwar nicht persönlich kannte, von dem er aber viel und viel Widersprechendes gehört hatte. Später wurde eine Stunde lang Kirchengeschichte gelesen, und dann mit einem Kapitel aus der heiligen Schrift der Beschluß gemacht. Der junge Richter ist ein sehr lieber Mensch, er hat erst hier in Rom sein Seelenheil gefunden und freute sich sehr über das, was ich ihm von Stephan erzählte und wünscht nun sehr, wenn er wieder nach Dresden zurückkommt, an ihm einen Anhalt zu haben. Unsre kleine Gemeinde hier kommt mir vor, wie die erste christliche Gemeinde, die sich hier bildete, und an die Paulus seine Epistel schrieb, und ich lese jetzt den Brief an die Römer mit ganz besonderem Interesse und in Bezug auf unsre kleine Kirche. Heute werde ich zum erstenmal dem evangelischen Gottesdienst beiwohnen, zu dem mich Maidell abholen wird, und ich denke, von nun an ihn regelmäßig alle Sonntag zu besuchen. Wie soll ich Gott genugsam danken, daß ich mich so wohl befinde, und daß ich so heiter bin; aber wahrlich, hätte ich diese christlichen Männer hier nicht gefunden, so würde das Heimweh mich erdrücken.

Abends.

Ich hatte die letzten Worte kaum ausgeschrieben, so kam Maidell, um mich zur Kirche abzuholen. Wir hatten einen weiten Weg bis zum Kapitol. Hier im Herzen Roms ist unsre Kirche eingerichtet, zu der ein gewölbter Saal im Hause des Gesandten benutzt wird. Es wurde erst ein Psalm gelesen und zwar so, daß der Prediger immer eine Strophe las und dann die Gemeinde die andre; dann kamen Gebete, die der Prediger knieend sprach, und bei denen die Gemeinde, die auch auf den Knieen lag, ein paarmal mit lauter Stimme einfiel. Nachher betete die Gemeinde mit dem Pastor zusammen laut das Vaterunser, kurz die Gemeinde hatte sehr viel mitzuthun, und gerade

das gefiel mir sehr wohl. Als aber hernach gesungen wurde, und ich nach so langer Zeit wieder die alten bekannten evangelischen Kirchenmelodien hörte, wollte mir ein paarmal die Stimme versagen. Ach, wenn man hier das Wesen so mit angesehen hat, dann fühlt man sich erst glücklich, einer Kirche anzugehören, in der das Evangelium noch rein gepredigt wird. Die Predigt, die unser lieber Rothe hielt, war herrlich, wahrhaft herzergreifend; das ist auch einer von den Männern, die zum Prediger geboren sind. O wie bin ich glücklich, daß ich diesen Apostel hier gefunden habe und mit ihm umgehen darf. Nach der Kirche gingen wir drei: Maidell, Richter und ich, in ein ganz verlassenes, schlechtes Speisehaus, um unter uns zu bleiben; wir waren auch beinah ganz allein da und konnten ungestört und von den wenigen Italienern, die um uns waren, unverstanden, uns über geistliche Dinge und über unsern lieben evangelischen Glauben besprechen. Nachher kamen die beiden zu mir, zum Kaffee und einer Pfeife Tabak; da las ich ihnen aus meinem lieben, alten Dresdner Gesangbuch vor, über welches sie wie hungrige Wölfe herfielen, denn so etwas ist hier in Rom geradezu ein Schatz zu nennen, und so verging uns eine Stunde überaus angenehm. Nachher machten wir einen weiten Spaziergang in die Campagna und zogen da eine große Strecke unter den Ruinen einer alten römischen Wasserleitung hin; in der Ferne erhoben sich die Sabiner-Gebirge mit ihren schneeweißen Gipfeln in unbeschreiblicher Schönheit. Aber wir bekamen alle drei Heimweh und sehnten uns nach einem deutschen Tannenwalde, nach deutschen Gegenden und Leuten, so daß wir ganz wehmütig wurden. Ich mußte beinah den ganzen Weg über vom alten Roller erzählen, für den sich beide sehr interessierten. O, was ist es doch für ein köstlich Ding, den Herrn lieb haben und sein Erbteil zu sein. Wir drei Jungens waren heute so recht in unserm Gott vergnügt über diesen Gedanken.

Ich glaube, mein Aufenthalt hier in Rom wird mir als Künstler sehr vorteilhaft sein, aber ich denke mich doch so bald als möglich zu expedieren und den vaterländischen Gefilden zuzueilen, denn, so wunderschön es hier auch ist, so freue ich mich doch darauf, alle diese Herrlichkeit wieder zu verlassen und zu Euch zu kommen. Die meisten Deutschen, die sich hier aufhalten, sind so eingenommen von Rom und den Römern, daß man Deutschland garnicht nennen kann, ohne sie böse zu machen, und da lasse ich's mir denn immer recht angelegen sein, des Abends in der Kneipe Deutschland und die deutsche Sitte recht herauszustreichen, wodurch ich alle diese elenden, unwürdigen Söhne Tuiskos gewaltig in Harnisch bringe. Rührend war es, als heute Rothe in der Kirche auf den Knieen so herzlich für die Wohl-

fahrt Deutschlands und unsrer verbündeten Fürsten betete. Das ist ein Mann, der nie seine Vaterlandsliebe verleugnen wird, wäre er auch noch so lange hier. Ich muß Rom die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich sage: es ist hier so schön, wie es nur sein kann, dafür müssen sich die Leute dann aber auch gefallen lassen, wenn ich hinzu setze: aber es gefällt mir doch nicht.

... Dies Land ist mir zu fremd, als daß mir es jemals hier wohlgefallen könnte und ich sage Dir, in einer Kürze werde ich mich wieder fort machen. Es ist recht gut, daß man herkommt, um sich selbst zu überzeugen, daß man aller Orten ebensogut ein Maler werden kann, als hier. Aber wie deutsche Maler jahrelang hier bleiben können und sogar den Wunsch äußern, bis an ihren Tod hier zu leben, das ist mir ganz unbegreiflich ...

Den 19. November.

Morgen ist mein Geburtstag und fällt so herrlich gerade auf einen Sonntag, und ich denke mir da in der Kirche Trost und wenn auch nur einen geringen Ersatz für die Entbehrung meiner Mutter und Geschwister zu holen. Gott zieht mich hier recht bei den Haaren zu sich hin, und in dieser Hinsicht glaube ich, werde ich einst Rom viel zu danken haben. Es thut mir gar so wohl, wenn ich denke, daß Ihr morgen alle im Geiste bei mir sein werdet, auch ich werde mehr bei Euch sein als hier und einen recht gesegneten Geburtstag feiern, wie ich hoffe ...

Nachdem Wilhelm am Geburtstag im Gottesdienst, wo Rothe ganz für ihn zu predigen schien, Stärkung für sein heimwehkrankes Herz gefunden hatte, verlebte er den Tag mit seinen Freunden und lud sie dann zum Abend zu sich ein. Er erzählt:

Da wir alle weidlich froren, kam ich auf den glücklichen Gedanken, Feuer zu machen. Diese Idee wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, besonders von Richter, der in Zeit von zwei Jahren keinen Ofen hatte singen hören. Wir fielen also über meine Kiste her, rissen eine Planke herunter und fingen nun an, selbige mit Messer und Genickfänger zu spalten. In kurzer Zeit knisterte und tobte ein lustiges Feuer in meinem kleinen Windofen; nun brachte ich die Lampe ins Nebenzimmer und wir setzten uns mit unsern Pfeifen um den Ofen herum und sahen dem unstäten Scheine des Feuers zu, der an der Wand spielte. Bald verbreitete sich eine wohlthätige Wärme, und wir plauderten von heimatlichen Fluren und tranken uns aus meinem silbernen Becher einander den römischen Wein zu, den wir jedoch

klüglich mit Wasser halbiert hatten. Um zehn schieden die Freunde von mir, und mir war wieder wohl ums Herz.

Aus einem gleichzeitigen Brief an die Schwester.

... Als ich gestern zur Kirche ging, kam ich etwas zu früh an und spazierte also noch auf dem Kapitolium herum, um mir das Ding ein wenig zu betrachten. Ich stellte mich dahin, wo der alte Weg vom Forum heraufkommt, und wo die Kaiser beim Triumph heraufführen, um dem Jupiter zu opfern und schaute die Straße hinunter über den Triumphbogen des Constantin hinweg auf die Trümmer der alten Kaiserpaläste, da bemerkte ich neben mir einen Jungen mit einem mageren, gelben Gesicht und großen, rabenschwarzen Augen, welcher der Kälte wegen einen Kohlentopf zwischen seinen Knieen hielt, indem er auf einer Stufe saß und unaufhörlich schrie: „bel orazione per i poveri animi nel purgatorio (schöne Gebete für die armen Seelen im Fegfeuer)." Dabei schwang er mit gierigen Blicken eine Sparbüchse über dem Kopfe. Endlich kam auch eine Frau und bezahlte ihm einen Bajock, und nun fing der Junge übermäßig laut an zu beten, indem er sich mit einem ganz gleichgültigen Gesicht die Gegenstände um sich herum betrachtete und sich mit einem Lappen, den er sich von seinen Hosen abgerissen hatte, Kühlung zuwehte, denn sein Kohlentopf und sein Geschrei hitzten ihn ganz unvernünftig. Die Frau blieb solange stehen, bis das Gebet fertig war, und dann nahm sie ihr Bündel und ging beruhigt weiter; und so kam einer nach dem andern und ließ sich da für ein paar Pfennige vorbeten, so daß ich wohl glaube, daß der Junge gegen Mittag mit einem hübschen Säckel Geldes nach Hause geschoben sein mag. Solche Dinge ärgern einen fast. So sah ich auch eine Frau, die mit ihrer Tochter in die Peterskirche ging. Sie selbst kniete vor der Statue des heiligen Petrus nieder und reichte nun ihrer Tochter eine Perlenschnur und ein Halsband nach dem andern, welches diese dann immer zwischen den Fußzehen des Heiligen durchzog und es dann ihrer Mutter zurückgab, welche es küßte und wieder zu sich steckte. Was aber rührend und herzergreifend aussieht, ist, wenn das Volk auf seinen Knieen unter Gebet, Seufzen und Thränen die hohe Treppe nach dem St. Peter hinaufrutscht; das ist ein Anblick, der mich wahrhaft erschütterte, als ich es das erste Mal sah, denn diese armen Leute wollen ja mit dieser großen Plage nichts als Gott versöhnen und wissen nicht, daß sie es so leicht haben könnten, wenn sie ihre Schuld auf Christus würfen ...

Die Mutter an Wilhelm.

Dresden, 20. November 1825.

Der Herr des Friedens gebe Dir Friede und Freude mein lieber Sohn! Als man Dich heute vor dreiundzwanzig Jahren mir Ermatteten in die Arme legte, da glaubte ich nicht zu erleben, was ich erlebt habe — meine Kinder erwachsen zu sehen, ohne von ihnen betrübt worden zu sein; und so hoffe ich denn auf Gottes fernere Gnade, dieser Schmerz soll mir ewig fern bleiben, und Freude an meinen Kindern mein jetzt so schnell eintretendes Alter erhellen und verklären — ja verklären; denn was könnte mich mehr an Euch erfreuen, als die Zuversicht, daß Ihr Gottes sein und bleiben wollt ... Wir sehnen uns nach Dir, und doch finden unsre Herzen Freude in dem Gedanken, Dich jetzt in Rom, Deinem nächsten Ziel angekommen zu wissen, wo der Herr und seine Engel Dich doppelt umlagern mögen ...

Eben ward mir ein Brief von der Gräfin Dohna gebracht, lies was sie mir schreibt, wie eine göttliche Antwort auf meine Bitte: „Unser Wilhelm ruht unter dem Schatten des Allmächtigen und bleibt unter dem Schirm des Höchsten, darum kann er auch zum Herrn sprechen: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe! Der ganze einundneunzigste Psalm ist mir wie namentlich für ihn geweissagt, und ich lege ihn recht als Amulet des geliebten Sohnes an Ihr Herz. Das mütterliche Gebet wird eine Mauer um ihn bauen, daß dem Feinde wohl dafür grauen soll." —

Ich will Dir diesen Psalm mitsenden, weil ich weiß, daß Du kein altes Testament mit hast — behalte ihn als Andenken der lieben Gräfin und schreibe Dir ihn ins Herz ...

Wilhelm an die Mutter.

Am 27. November 1825.

... Am Abend vor Deinem Geburtstage führte mich Senff nach der Akademie in einem italienischen Hause ein, wo ich mich, ob ich gleich mit den Leuten wenig sprechen konnte, recht gut amüsierte.

Man bewegt sich äußerst frei in solch einer römischen Gesellschaft; es wird garnichts gereicht, man unterhält sich, mit wem man Lust hat und drückt sich, wenn man es überdrüssig ist, ohne jemanden Lebewohl zu sagen, unbemerkt wieder zur Thür hinaus. Man geht in eine solche Gesellschaft, wie man bei uns in einen öffentlichen Garten geht, um dort mit andern Bekannten zusammen zu treffen. Als ich halb elf Uhr mit Senff und Thorwaldsen nach Hause kam,

setzte ich mich, da sie noch essen wollten mit ihnen zu Tisch und nahm es an, daß mir der alte Thorwaldsen aus seiner Flasche ein Glas Wein einschenkte. Der Alte wollte mir durchaus auch von seinem Bohnensalat aufdringen, was ich aber, da ich mich hier furchtbar mäßig halte, nicht annahm, sondern mich nur mit einem Brodrindlein begnügte. Senff hob sein Glas und brachte Deine Gesundheit aus, und als Thorwaldsen das seine füllte und auch mit anstieß, so dankte ich beiden, indem ich ihnen sagte, daß die Gesundheit heute, als am Vorabende Deines Geburtstags sehr gut angebracht sei, und nun tranken wir mit doppelten Zügen, und Senff lud mich ein, den folgenden Abend bei ihnen unten zu essen, damit wir gemeinschaftlich Deinen Ehrentag feierten, den ich im Grunde lieber mit meinen besten Freunden still in meiner Stube zugebracht hätte.

Der folgende Tag, Dein Geburtstag, war für mich ein sehr schwerer Tag voll Sehnsucht nach Euch. Zum Abendessen ging ich hinunter zu Battis, wo ich denn mit den übrigen Hausgenossen speiste, die alles mögliche thaten, mich aufzuheitern. Senff hatte Bischoff machen lassen, welcher hier übrigens, von frischen Apfelsinen bereitet, ganz köstlich schmeckt, und Thorwaldsen brachte nun zuerst Deine Gesundheit aus. Die gute Signora Batti erkundigte sich sehr genau nach Dir und sagte mir, wenn ich schriebe, so sollte ich Dich herzlich von ihr grüßen, und wenn mir etwas fehle, oder ich etwas brauche, so solle ich sie nur ganz wie meine Mutter ansehen und von ihr fordern und verlangen, was ich von meiner Mutter fordern würde. Trotz alledem legte ich mich doch betrübt nieder, erwachte aber am andern Morgen zeitig, frisch und gesund. So — nun hab ich doch das Vergnügen gehabt, Dir etwas vorplaudern zu können und will nun hingehen und mir in der Kirche etwas Gescheutes vorpredigen lassen von meinem lieben Pastor Rothe.

... Wir hörten eine herrliche Predigt; es war eine wahrhaft göttliche Begeisterung über unsern lieben Pastor gekommen, indem er mit gewaltiger Kraft die Göttlichkeit des Evangeliums darthat und uns aufrief, fest und treu an Christo zu halten und nicht von ihm zu lassen. Wir kamen, Maidell, Richter, Timo*) und ich mit einem Freudigkeitsgefühl aus der Kirche, das unbeschreiblich war und gingen in einer Kolonne Arm in Arm den Kapitolsberg hinunter, so freudig und munter, als sollten wir gerade in den Thoren des himmlischen Jerusalems einziehen — langten aber statt dessen in einer Kneipe an und erquickten uns an einem einfachen, mäßigen Mahl. Es ist

*) Timoleon Neff.

unglaublich, wie mäßig man hier in Rom lebt, und das garnicht aus Tugend, sondern aus Angst krank zu werden, denn sobald man nur etwas über die Schnur haut, muß man's hernach tüchtig büßen. Besonders in den letzten acht Tagen, wo ein anhaltender Sirocco geweht hat, der immer wie ein dicker Dunst über das Albaner Gebirge herüber kommt, habe ich fast garnichts genießen dürfen, um nur wohl zu bleiben. Alle Welt sehnt sich nach einem frischen Nordwinde, der wohl auch nicht mehr lange ausbleiben wird, da der Sirocco heute schon etwas nachgelassen hat, und wir heiteres Wetter bekommen haben.

Wilhelms Plan, sich nur sechs Monate in Rom aufzuhalten, befestigte sich mehr und mehr. Danach, dachte er, noch etwa ein Vierteljahr im nördlichen Italien zu verweilen, und erschiene es dem Onkel noch zu früh, wenn er zum Winter schon nach Rußland käme, würde er gern noch ein Jahr in Dresden bleiben oder in Erlangen bei Schubert, „um mich", schreibt er, „in meinem Glauben recht zu befestigen, was jetzt auch schon hier mein Hauptstudium ist, da ich immer mehr einsehe, wie nichtig alles andre gegen dies einige große Studium ist."

Wilhelms Briefe geben lebendiges Zeugnis, wie der heilige Geist an seinem innern Menschen arbeitete, und im Pastor Rothe erkannte er das Werkzeug in Gottes Hand, wodurch ihm so reicher Segen zugeführt ward. Seine Feder fließt über von Lob und Dank für die beseligenden Erfahrungen dieser Zeit.

In einem Brief an die Mutter vom 5. Dezember schreibt er:

„Wenn wir doch manchmal zusammen könnten in Rothes Kirche gehen, ich wünsche Euch jedesmal, wenn ich da bin, recht sehnlich herbei. Gestern, wo unser gewöhnlicher Orgelspieler fehlte und Schnorr spielen mußte, bat er mich, an seiner Stelle den Kantor zu machen, denn er ist sonst immer Vorsänger, und weil es nun sein mußte, so habe ich auch wirklich gesungen, wie ein Löwe, und künftig werde ich immer dies Amt mit Schnorr teilen, weil er allein garnicht imstande ist, diesen konfusen Gemeindegesang zu halten, indem die meisten auch nicht halb so viel Begriff vom Singen haben, als ein Lausaer Bauernjunge.

Schnorr wird mir immer lieber, je näher ich ihn kennen lerne. Vergangenen Sonnabend hielten wir unsern ersten Kompositionsverein bei mir. Da kam auch Schnorr und belebte unsre kleine Gesellschaft mit seinem Witz und seiner Munterkeit. Als die Kompositionen durchgesehen waren, und Schnorr sie alle gehörig rezensiert hatte, machte ich, ob es gleich garnicht kalt war, der Geselligkeit wegen wieder ein

Feuer in meinem Öfchen, und so plauderten wir sehr gemütlich, bis wir um zehn Uhr die Sitzung mit einem Kapitel aus der Bibel und einigen Seiten vom alten Luther beschlossen. Schnorr ist, wenn er als Künstler nicht ebenso hoch wie Overbeck steht, doch wenigstens der erste nach ihm."

Endlich gab der Aetty seinen Segen zu Wilhelms Verlobung mit Julie und überwand seine Bedenken, welche die Mutter dann noch völlig zu zerstreuen wußte.

Dresden, 9. Januar 1826.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich kann Ihnen auf Ihren lieben, reichen Brief, den ich gestern so ganz unerwartet erhielt, nichts antworten, als daß derselbe schon auf dem Wege nach Rom ist, und daß ich ebenso eile, Ihnen Wilhelms letzte Briefe von dorther beizulegen, damit Sie seine Seelenstimmung daraus erkennen und mit mir den gnadenvollen Herrn preisen mögen, der ihm auch dort schon die Stätte scheint bereitet zu haben, noch ehe er hingelangte; denn sichtbar leitet und führt er ihn, dem ich ihn so ganz übergeben habe. —

Sie werden in diesen Briefen nichts von Julchen finden, denn da er so ganz davon überzeugt war, daß Sie ihn auf immer abgewiesen, so hatte er sichs zur strengen Pflicht gemacht, die ganze Sache als abgebrochen anzusehn . . . was Sie von den zwei Jahren gemeint, hielt er bloß für eine schonende Abweisung, um dem Stein die Härte zu benehmen. Aber lieber Freund, warum kam dieser Brief nicht etwas früher — er hätte dann noch vor seiner Reise zu Ihnen eilen können und die lieben Kinder hätten sich erst näher kennen gelernt — wie viel ruhiger wären beide dann gewesen . . .

. . . Doch darüber mag Wilhelm selbst sich erklären, ich will ihm nicht vorgreifen; ich will jetzt nur noch auf Ihre Bedenken wegen des Hoflebens und wegen meiner Familie eingehen. Ich selbst habe mit meinem Manne drei Jahre in St. Petersburg gelebt, doch eben so still wie hier, nur für Mann und Kinder und fürs Haus. Überdem sagte mir Goßner, er habe nirgends so viel wahre Christen gefunden, als eben in jener Residenz, und er sehne sich täglich zurück dahin. Doch wünsche auch ich Wilhelm nicht dorthin. Die Stadt ist zu groß, und er liebt das Land und den Wald zu sehr, um es dort lange auszuhalten. Er wird wahrscheinlich einige Jahre Porträts malen müssen, um sich ein Vermögen zu erwerben, das er dann ver-

zehren kann, wo er will — wie sein Vater es gemacht. Wie schmerzt mich aber Ihr Schmerz, ein so geliebtes Kind so weit weg ziehen zu lassen! Doch das ist ja alles des Herren Leitung übergeben! — Wilhelm ist mir, wie alle meine Kinder, ans Herz gewachsen, und die Trennung von ihm wird mir sehr schwer; doch ich wünsche ihn vor allen Dingen glücklich und will ihn gerne missen, weiß ich ihn nur in einer christlichen Familie — bei solchen Eltern und Geschwistern, die sein Herz verehrt und liebt und mit solch einer Gefährtin auf dem rechten Wege Hand in Hand bei unserm Herrn — mag dann der Weg auch eng und steil sein, und er nicht mehr neben mir ihn gehen, dort zu den Füßen unsres guten Hirten finden wir alle uns doch einst wieder, um nie wieder getrennt zu werden. Daß wir alle nur dahin gelangen, das ist die Hauptsache . . .

— Meine Mutter ist eine Christin — mehr sage ich nicht, die meisten meiner Geschwister sind es auch mit ihrem ganzen Hause, und alle haben meine Kinder mit einer Liebe aufgenommen, die man nur von Vätern und Müttern erwarten dürfte. Überhaupt ist Einigkeit und Liebe ein Grundzug meiner Familie. (Schilderung des schönen Beisammenlebens der Mutter und Kinder.) . . . Überdem versammeln sich die andern Kinder und Kindeskinder noch bei manchen Anlässen alle um die Mutter, und ich habe oft zweiundzwanzig unmündige Kinder dort beisammen gezählt. Oft werden drei bis vier neugeborne Säuglinge, Enkel und Urenkel meiner Mutter aus der Ferne von ihren Müttern gebracht, damit sie sie segne. Wie würde diese fromme, sanfte Mutter Julchen still und liebend an ihr Herz drücken — mit welcher Bruder- und Schwesterliebe alle sie dort empfangen.

. . . Danke, danke für den Segen und die Wünsche, mit denen Ihr Brief beginnt. Gerhard ist in Hermsdorf in der Wirtschaft beschäftigt. Seine kleine Braut ist erst siebzehn Jahre alt, in der größten Einfachheit erzogen, aber ganz wie für ihn erzogen — christlich und still und immer bereit zu jedem Opfer, damit sie Menschen beglücken kann. Ich liebe dies Kind ganz wie mein eigenes. Gerhard ist immer noch der blühende, rotbäckige, doch nicht mehr der dicke, denn er ist schlank wie eine Palme und einen halben Kopf länger als Wilhelm. Er ist ein guter Junge und so unverdorben zurückgekehrt, als er hinging. Auch ihn hat der Herr bewahrt — o möge Er immer seine Engel wie eine Wagenburg um ihn stellen, wo für ihn Gefahr ist. Er wird es thun! Er hat es immer gethan, und unaufhörlich muß ich mit dem königlichen Sänger ausrufen: Lobe den Herrn meine Seele und was in mir ist seinen heiligen Namen!

An denselben.

Dresden, am 10. Januar 1826.

Gestern als ich meinen langen Brief an Sie abgesandt hatte, teurer Freund! erhielt ich noch wichtige Nachrichten aus Rom, die ich nur Ihnen mitteile. Wilhelm hatte mir es aus Schonung verschwiegen, daß die Luft in Rom bei der ängstlichsten Diät und Mäßigkeit ihm immer weniger zusagte. Doch ein sieben Wochen lang währender Sirocco-Wind hatte ihn endlich gefährlich niedergeworfen; er ist seit beinah vier Wochen sehr krank und hat aus dem Bette, sowie ins Bett gehoben werden müssen. Der liebe Pastor Rothe sitzt täglich mehrere Stunden an seinem Lager, seine jungen Freunde pflegen ihn abwechselnd wie Brüder, besonders verläßt Timoleon Neff ihn weder tags noch nachts. Seine Kräfte fangen an wiederzukehren, seitdem der Morgenwind weht, doch verlangt sein dortiger Arzt, daß er sobald als möglich Rom verlassen soll, weil er rettungslos ein Opfer des römischen Klimas sein würde, kehrte der Sirocco zurück. Zwei seiner Freunde wollen ihn also nach Neapel geleiten, sobald seine Kräfte eine Fahrt zulassen, und ich komme eben vom Banquier, um ihm das Reisegeld zu senden, da er entschlossen ist, Italien im Frühjahr zu verlassen, wenn der Herr ihm das Leben erhält, um nach Deutschland zurückzukehren. Wenn nur der Brief, den ich ihm mit voriger Post so eilig zusandte, ihn nicht zu heftig erschüttert und ihm einen Rückfall herbeibringt!

Doch — er ist ja in seines Herren Hand und ihm näher als noch jemals in seinem Leben zuvor — und will der treue Herr ihn schon ganz bei sich haben, so wird diese Überzeugung mir Trost und Hilfe geben — denn ich habe Beweise, daß sein Glaube kein toter Glaube mehr ist — sondern daß er seinen Herrn erkannt hat, daß er Ihn mit Entzücken nennt und Ihn herzlich lieb hat. Aber der Gedanke an Julchen beunruhigt mich doppelt. Helfen Sie mir beten, Freund! daß die Ruhe dieses teuren Kindes nicht mit gestört werde! —

Sobald mir Nachricht wird, teile ich sie Ihnen mit. Der Herr sei mit uns allen! — Mir giebt Er gnadenvoll eine große Zuversicht! —

Die Mutter an Wilhelm.

Dresden, 16. Januar 1826.

... Ja wohl ist unser geliebter Kaiser uns entnommen, und mich tröstet nur, daß er in den Armen seiner immer so liebenden Gemahlin gestorben ist, den Frieden im Herzen. Du weißt doch, daß die liebe Kaiserin Elisabeth einer Krankheit am Herzen wegen in ein wärmeres Klima gehen mußte, indem Stoffregen sie ganz aufgegeben und ihr

nur Linderung wünschte. Sie wählte ein wärmeres Klima in Rußland, und so begleitete der Kaiser sie aus Vorsorge nach Taganrock, wo er selbst sie pflegte und seinen Arbeitstisch oft an ihr Bett setzte, um ihr nah zu bleiben. Da machte er eine Reise von vierzig Werften zu Pferde, gegen den Rat der Ärzte (in einem Tage), und als er heimkehrte, sank er wie tot vom Pferde und blieb drei Tage ohne Bewußtsein. Darauf gab der Arzt alle Hoffnung auf Genesung auf, und als die ganze kaiserliche Familie in St. Petersburg versammelt war auf diese Nachricht, traf ein andrer Kourier ein, der schon die Nachricht seines Todes brachte. Die liebe Kaiserin hat noch mit dem Sterbenden gebetet — ihm dann die Hände ins Kreuz über die Brust gelegt und so lange mit ihren eignen Händen gehalten, bis sie erkaltet waren. (Alle diese Nachrichten sind vom Onkel Berg und gewiß wahr.) Ich erhielt einige kleine Auszüge aus zwei Briefen oder gar Abschriften von Briefen, die die Kaiserin Elisabeth an die Kaiserin Mutter geschrieben.

Daraus nur die Schlußworte:

„Maman ! notre ange est au ciel! et moi je végète encore pour la terre. Qui aurait pensé, que moi faible, malade je pourrais jamais lui survivre — Maman! ne m'abandonnez pas, car je suis absolument seule dans ce monde de douleurs! —"

Der Kaiser soll kurz vor seinem Verscheiden ausgerufen haben: „o schöner Tag!" vielleicht dachte er dabei an das Lied in Goßners Büchlein, das mit denselben Worten anfängt nnd so endet: „Dort, dort ist unser Vaterland, — Du hältst die Pforten offen — Dorthin führt Herr uns Deine Hand — wie viel ist da zu hoffen! Zwar Majestät und Himmelsglanz, umgiebt Dich dort, o Jesus ganz — doch schaust Du auf uns nieder — Du kennst uns — möcht auf Dich allein in Freude und in Schmerzen, stets unser Sein gerichtet sein. Auf! auf! zu ihm die Herzen! Dahin gestrebt, wo Jesus Christ, wo euer Haupt und König ist, das Heil der Ewigkeiten!—"

Und nun denke Dir, diese selbst leidende Frau, die das wärmere Klima suchen mußte — den Leichenwagen des Gemahls begleitend und bei dieser Kälte! wir hatten hier schon 17 Grad Kälte, und die Elbe ist ganz zu. Taganrock aber ist so weit von St. Petersburg, daß sie zwei Monat auf dieser Reise zubringen muß, mit der Leiche. Ach könnte ich sie knieend bedienen auf dieser Reise, wie gern thät' ichs! . . .

— Dein Onkel Karl wollte mit dem ersten Schnee nach Petersburg eilen, sowohl um seinet- als um Deinetwillen. Ich habe ihm

Deine Krankheit und Deines Arztes Willen gemeldet. Kehre, ach kehre zurück und warte nicht erst einen neuen Sirocco dort ab. In Florenz soll die Luft gut sein, wenn Du doch bald dahin gingst. Mir ist es, als stände des Herrn Engel selbst da mit dem Schwert und triebe Dich aus jenem Lande, das so viele ein Paradies nennen — ich aber habe es nie so genannt!

Wilhelms Brief an die Mutter, nachdem er die Nachricht empfangen, daß sein heißester Herzenswunsch ihm gewährt sei, ist der Erguß eines von Glückseligkeit und Dank zu Gott überströmenden Herzens. Er sagt u. a.:

„O wie danke ich Gott, daß er mich nicht nehmen ließ, sondern daß er mir selbst gegeben hat, was ich nicht einmal mehr zu erbitten wagte. Unmittelbar aus seiner Hand habe ich eine Braut empfangen wie Adam das erste der Weiber, und allein schon als Pfand seiner Gnade will ich sie hoch und teuer halten, lieb und wert und meinem Herzen als beständige Mahnung zum Vertrauen auf Ihn.

Vorgestern am Sonntag Morgen erhielt ich Deinen Brief, und heute sind meine Briefe an Krummacher und Julie abgegangen. Ich hatte gerade einen Brief an den Aetty angefangen und eben geschrieben: „O daß mein liebster Traum mir nicht zerstoben wäre, doch ich darf nicht reden, darf garnichts sagen — ich habe Gott zwingen wollen und muß jetzt ganz geduldig abwarten, wozu er mich zwingen wird. Gott hat mich manchmal wider Willen Wege geführt, die mir zwecklos ja schädlich erschienen, und später habe ich eingesehen, daß diese Führungen im Zusammenhang mit nachherigen Ereignissen standen, in denen ich seinen Finger deutlich und segnend erkannte. Hingegen, wo ich selbst handelte, habe ich wohl voreilig mein Glück zerstört, deshalb habe ich nun die Segel gestrichen und das Steuer gekappt — willenlos mögen mich die Wellen seiner Vorsehung führen, wohin es ihm beliebt."

So weit war ich gekommen, da erhielt ich Deinen Brief mit dem Einschluß, und nun kannst Du denken, wie der Brief an Krummacher endete, obgleich ich mich zusammen nahm, so besonnen und kalt, als mir nur möglich war, zu schreiben, um mich nicht wieder einer unreifen Leidenschaftlichkeit beschuldigen zu lassen ...

Julie, das gute Kind, habe ich nicht zum Ehestand eingeladen als zu einer Freude, sondern als zu einer beschwerlichen Pilgerreise, die sie mit mir teilen, als zu einem beständigen Tode, den sie mit mir sterben sollte — jedoch mit andern Worten. Ich habe *sie* nicht zur Entscheidung und Gewährung meiner Wünsche aufgefordert, sondern Gott durch ihren Mund.

... O ich hätte es nie geglaubt, wenn mir jemand hätte sagen können, daß ich so glücklich werden sollte. Ich weiß, daß es nicht so bleiben kann, aber ich weiß auch, daß wir nicht geboren sind, um hier auf der Erde vollkommen glücklich zu sein; daß es uns aber erlaubt ist, uns über die Freude, wenn wir sie haben, recht von Herzen zu freuen, besonders wenn man, wie ich, vorher eine so ungeheure Qual ausgestanden hat, da ich ganze sechs Wochen lang so fortwährende Beängstigungen hatte, und mein Geist so beständig mit Zweifel und allerhand Todesfurcht, Angst und anderer Pein zerschlagen wurde, daß meine Freunde weder bei Tag noch Nacht in dieser ganzen Zeit mich nur einen Augenblick verlassen durften — ja noch länger, denn erst seit dem Tage, wo ich die überaus köstliche Nachricht erhielt, schläft der treue Timmo nicht mehr bei mir. Gott befohlen meine süße Herzensmutter, Du hast mir immer treu und gut geraten, so auch hier, nimm meinen heißen Dank und die Gebete hin, die ein Sohn für seine Mutter beten kann.

Wilhelm.

Die Mutter an Krummacher.

Dresden, Februar 1826.

Mein lieber brüderlicher Freund! Ich sende Ihnen diesen eben erhaltenen Brief von unserm Wilhelm, ob Sie gleich die Ihrigen schon lange in den Händen haben werden.

Ich sende Ihnen diesen verworrenen, wunderlichen Brief, der wohl aus einem freudetrunkenen Herzen strömte und bitte mir dagegen, wenn es möglich ist, eine Abschrift der Ihrigen aus — denn ich fürchte, wir müssen manchen exaltierten Ausdruck in diesem, sowie das gemessen und bedächtig sein sollende in den Ihrigen wohl noch seiner Krankheit zuschreiben. Werden Sie darum nicht irre an dem armen kranken Jungen, wenn er seine Geliebte zu einem gemeinsamen Sterben einladet. Ich empfinde, wie er es meint. Ich bin heute zu bewegt, um an das liebe Kind zu schreiben, umarmen Sie sie für mich, samt der lieben, genesenden Mutter, und unser ewig treuer Herr segne selbst den Bund der Kinder, der mich so beglückt. ... Wann aber werden meine Augen dieses mir vom Herrn neu geschenkte Kind sehen? — Nun bald mehr davon, und dann überlasse ich das Schreiben meinem glücklichen, genesenden Wilhelm. Mein ehrlicher guter Gerhard und Adelheid, die ihren Bruder auf seltene Weise lieben, grüßen Sie, alle beide Eltern mit ehrerbietigster Liebe und umarmen die Schwester, die der geliebte Bruder ihnen ganz eigens ans Herz gelegt hat — mit gerührtem, dankbarem Herzen und mit

großer Freudigkeit. Mit einem Herzen voll Dank und Liebe unterschreibt sich mit Geschwisterliebe Ihre Freundin

Helene Kügelgen.

Mein liebes, liebes Kind! lasse Dich im Geist umarmen und an ein zweites treues Mutterherz drücken.

Aus einem späteren Brief an Krummacher:

. . . Mein Wunsch ist es nicht, daß Wilhelm jetzt nach St. Petersburg geht — seine Studienzeit ist noch nicht um — lieber möchte ich diese hier zu verlängern suchen, da es in Italien nicht sein kann. Tritt er einmal als Künstler auf, so fordert man auch viel mehr von ihm, als er jetzt noch leisten könnte. Die Akademie hat er verlassen, aber die Galerie hat er noch wenig benutzt, und mein Wunsch wäre, er heiratete nach vollkommener Genesung seine Julie und arbeitete dabei fleißig; denn so wie ich ihn kenne, würde eine lange Brautzeit ihn auf alle Weise zurücksetzen in seinen Arbeiten, und die Sehnsucht ihn aufzehren. Wählte er zu diesem Zwecke Dresden, so bliebe ich noch ein Jahr mit diesen lieben Kindern zusammen, und wir alle würden hoffentlich sehr glücklich sein. Ein phantasiereicher Künstler muß Ruhe der Seele haben, wenn er etwas Bedeutendes leisten soll — er muß nicht mit dem einen Fuße in Bremen stehen und mit dem andern Gott weiß wo! —

An Wilhelm.

Dresden, den 13. März 1826.

Gottlob! daß Du gesund bist, mein lieber Wilhelm! Vorgestern erhielt ich Deinen letzten Brief vom 25. Februar, und heute soll diese meine Antwort, wills Gott! fort, damit sie Dich noch in Rom trifft. Es beglückt auch mich, Dich so zufrieden mit Deiner Wahl zu wissen, und so hoffe ich denn auch, Du werdest Deiner Phantasie die Zügel nicht schießen lassen, Dir kein Ideal in Deiner Julie träumen, sondern ein frommes, gottesfürchtiges Weib in ihr finden und zu erhalten wissen; die Trübsale werden auch bei Euch nicht ausbleiben — doch wenn Ihr den Herrn einladet zu Eurer Verbindung, wie jene Hochzeitsleute in Kana, so wird Er auch bei Euch das Wasser in köstlichen Wein verwandeln. Das heißt, sagt unser alter Luther, er wird das Wasser der Trübsal in süßen Wein umwandeln — Er wird Euch die Trübsal nicht abnehmen, Er wird sie Euch vielleicht recht voll einschenken, doch sie Euch versüßen und Euch dabei stärken und

kräftigen — damit Ihr es recht inne werdet, daß Er Euer Gast war und bei Euch bleiben will. Und so segne dieser gute, freundliche Herr denn täglich diesen Bund, der im Glauben an Ihn geschlossen wurde . . .

. . . In mir sieh künftig die wahrste und uneigennützigste Freundin, die auch entfernt für Dich beten kann, und deren warnende Mutterstimme Du auch aus weiter Ferne kindlich anhören wirst. Denn, wie gesagt, mein Tagewerk bei Dir ist vollendet von dem Tage an, da ich Deine Hand in Juliens legen werde. Sie wird dann Deine Freundin, Deine Gattin, ja Deine verpflegende Mutter sein — wie auch abwechselnd Dein Dir gehorchendes Kind — nie Deine Magd, Deine Sklavin. Ich aber verliere darum als Mutter nichts, und Du bist und bleibst mein Sohn, mein lieber gewünschter Sohn . . .

Aus Wilhelms Brief an Krummacher.

Rom, 3. März 1826.

Lieber köstlicher Vater!

O wie wohl thut meinem Munde diese Benennung, und wie lange habe ich das große Glück entbehren müssen, einen Vater zu haben. — Dank sei es dem Herrn, daß er Dich mir als solchen giebt, denn nach dem herrlichen Vater, den ich für diese Welt verloren habe, und der jetzt wohl unmittelbar am Throne Gottes für mich und Julie bittet, hätte ich nur mit blutendem Herzen einem andern als Dir den süßen Vaternamen geben können; Dir, den ich ja schon bei seinen Lebzeiten mit vollem Herzen meinen Aetty nennen konnte. . . . So sei denn nun mein Vater ganz und von Herzen und halte mich wie Deine andern Kinder und glaube nur fest und sicherlich, daß ich auch Dein Kind sein werde . . .

Wie freut sich meine Mutter, diese hohe, herrliche Frau, ihres neuen Töchterleins! Sie ist der Schutzengel unsrer Liebe gewesen, und durch sie hat Gott uns zusammen gebracht. O meine Mutter hat eine unbegreifliche Klarheit und Festigkeit des Gemütes, sie durchschaut einen Menschen den Augenblick, und es wäre vergebens, sich vor ihr verstellen zu wollen. Aus dem Wenigen, was ich ihr von Julchen erzählte, erkannte sie dies liebe Mädchen durch und durch und riet mir gleich mit der größten Zuversicht, um ihre Hand anzusprechen. Doch mußten wir beide erst diese wunderbare Schule durchgehen, um recht gewiß zu werden, daß Gott es sei, der uns für einander bestimmt habe . . .

In seinen Briefen an die Braut schildert Wilhelm allerlei muntre Scenen, gelegentliche Berührungen mit Leuten aus dem Volk, Erlebnisse beim Karneval u. s. w.

„Ich kann die Italiener nicht leiden," sagt er, „und werde mich freuen, wenn ich fern von ihnen bin, aber daß sie in einem hohen Grade liebenswürdig sind, das muß man ihnen zugestehen, und das ist etwas, was unsern geliebten Deutschen fast durchgängig abgeht, ist aber auch die niedrigste von allen Tugenden und kann gegen die übrigen Vorzüge, die die Deutschen haben, garnicht in Betracht kommen. Ein treues, schlichtes Herz ist vor Gott immer das Liebenswürdigste, und ich will lieber mit einem Groben umgehen, dem ich's an den Augen ansehe, wie er's meint, als mit einer so versteckten, äußerlich glatten, liebenswürdigen Kanaille . . .

. . . Du schriebst mir, Ihr habet in Bremen das Mozartsche Requiem aufgeführt am Charfreitag, und Du hattest mitgesungen.

Wenn ich etwas gern gehört hätte, so wäre es das gewesen, weil besagtes Requiem gerade meine liebste Musik ist, die mir noch mit jedem Mal, daß ich sie hörte, lieber wurde — ach wenn die Musik auftritt und dem Herrn jauchzt oder ihm weint, dann ist es wohl eine herrliche, ganz köstliche Sache darum, und sie hat da eine Kraft, wie keine andre Kunst; nur muß man sich nicht verleiten lassen, das durch sie aufgeregte Gefühl für inneres Leben zu halten, für eine Erweckung, die hernach im Leben Früchte bringen soll, denn sonst könnte man am Ende hernach gar Kunst und Evangelium Gottes miteinander verwechseln, wie mir's einmal früher gegangen ist, und wie es hier in Rom, der unheiligen Stadt, fast den meisten Malern geht. Sie denken durch ihre Kunst und Pinselei ein ganz neues Herz und neues Leben in den Leuten zu wecken, die Welt zu bessern, selig zu machen, und was weiß ich alles! . . .

Meinetwegen könnte die Kunst beim Gottesdienst ganz wegbleiben, es würde gewiß keiner Christenseele Schaden bringen, nicht aber darf der Gottesdienst bei der Kunst fehlen; dem Herrn soll sie geheiligt sein, da sie nun einmal da ist, und da Du nun einmal eine schöne Stimme hast, so sollst Du dem Herrn damit Loblieder singen — hörst Du?" —

Nach dem Ostergottesdienst in der kleinen evangelischen Kapelle schreibt Wilhelm: „Wenn man dann nach einem so einfachen Gottesdienste noch in den St. Peter geht und sieht den Papst, umringt von seiner geharnischten Leibgarde, herum hantieren, so kann man sich durchaus nicht vorstellen, daß man auch in einer christlichen Kirche sei. Unser Bischof hatte uns am Ostertage den alten aaronischen

Segen gegeben mit der Hand und mit stillen Worten; gleich darauf sah ich ihn von einem hohen Balkon austeilen, unter Kanonendonner, Glockengeläut und dem Trommel- und Paukenwirbel des Militärs und ich muß gestehen, obgleich dies die schönere, äußere Feier war, die ich da mit ansah, so erinnerte es mich doch an einen beim Festgelage ausgebrachten Toast. Ich glaube, der Gottesdienst kann gar nicht einfach genug sein, damit man nicht dabei an die Herrlichkeit der Welt und an das Triumphieren ihrer Großen erinnert wird.

Wilhelm an seine Braut.

Venedig, 1. Juni 1826.

Ich sehe mich genötigt, Dir von hier aus noch einmal zu schreiben, damit Du Dich wegen meines langen Außenbleibens nicht ängstigst. Ich könnte jetzt schon in Deutschland sein und bald bei Dir, wenn ich mich nicht, einem Freunde zu Liebe, fast einen ganzen Monat lang in Florenz aufgehalten hätte.

Du siehst also, daß ich mein Versprechen, zur Kirschenzeit in Bremen zu sein, nicht werde halten können. Doch werde ich von hier aus sehr schnell reisen und die französische Schweiz aufgeben ꝛc.

Venedig hat einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht und ich konnte mich garnicht satt sehen am Meere, an den Schiffen und an der Stadt, die sich, wie von Feenhänden gebaut, aus dem Meere zu erheben schien, als ich gestern heranruderte. Du kannst Dir garnicht vorstellen, was es für einen Reiz hat, in so einer kleinen schwarzen Gondel, die wie ein Bett eingerichtet ist, zu liegen und nun in den Kanälen herumzukreuzen und die herrlichen Paläste zu betrachten, die ich weder in Rom, Florenz noch St. Petersburg so schön gesehen habe . . .

Heute morgen nahm ich mir eine Gondel und fuhr hinaus nach einer türkischen Kanonen-Brigg aus der Armada des Großsultans. Als wir uns dem Schiffe näherten, erschien ein greulicher Türke auf dem Verdeck und fragte nach unserm Begehren; ich bat um Erlaubnis an Bord zu kommen und befand mich auch bald unter einer Schar von Sarazenen, die auf ihren Kanonen herum saßen, rauchten und mich keines Blickes würdigten; jedoch ließ sich der eine bewegen, den Kapitän um Erlaubnis zu bitten, mich in die Kajüte führen zu dürfen. Der Kapitän saß auf einem prächtigen Teppich auf der Erde und schrieb mühsam und langsam in einem ungeheuren Buche, der andere warf sich vor ihm nieder und redete ihn türkisch an, worauf der Kapitän seine großen, schwarzen Augen aufschlug, ihn stumm ansah und dann

weiter schrieb. Nun stand der Diener wieder auf, kam zu mir und sagte: „Vorwärts, er hat's erlaubt." Diese Türken gefielen mir ungeheuer mit ihren wilden Gesichtern, geschorenen Köpfen und gewaltigen Schnurbärten. Sie gaben mir eine prächtige Pfeife, daß ich mit ihnen rauchen konnte und zeigten mir das ganze Schiff, welches sehr schön und so reinlich gehalten war, wie ein englisches. Morgen werde ich mit einem jungen Griechen wieder an Bord der Brigg gehen; sie werden ihn für einen Franken halten, und er will sie in ein Gespräch verwickeln, um bei der Gelegenheit, da er fertig türkisch spricht, etwas auf die Bemerkungen zu horchen, die sie untereinander machen werden. Hernach wird er mir alles wieder erzählen, und wir hoffen interessante Sachen zu hören . . .

Folgen begeisterte Schilderungen von Venedigs zaubrischer Herrlichkeit . . .

In Mailand denke ich mich höchstens einen Tag aufzuhalten, und hernach will ich weiter nichts mehr sehen als Stuttgart; so denke ich denn von hier aus recht schnell zu reisen.

Als wir uns Venedig nahten, erblickte ich auf einmal die Tiroler Alpen, die in unglaublicher Ferne, wie eine Reihe von Riesen dastanden, um Wache zu halten an der deutschen Grenze. Ich konnte nur meiner Reisegesellschaft zurufen: „ecco i montagni della Germania!" und damit flog ich auch zum Wagen hinaus und wußte meine Freude nicht anders zu bändigen, als durch Laufen und Jubeln. Die Italiener sahen mir erstaunt nach, und als ich wieder in den Wagen kam, sagten sie: solche Teufel von Bergen hätten sie in ihrem Leben nicht gesehen . . .

Schaffhausen, 13. Juli 26.

. . . Hier endlich in der Berg- und Schneeluft fand ich zu meiner Freude meine alten Kräfte wieder, die mich in Italien doch gänzlich verlassen hatten; ich sprang an meinem Stabe und freute mich alle Abend meiner zerissenen Sohlen. Nachdem ich acht Tage so in den Bergen herum gekrebst war, marschierte ich auch unter anderm auf den Rigi hinauf und fand da oben zu meiner größten Freude meinen Freund Richter aus Rom mit seinem Hündlein. Wir glaubten uns beiderseits schon in Dresden und waren daher einer über den andern überrascht; auch stellte sich das Hündlein gar freundlich mit Wedeln und Springen und unsäglichem Schnaufen. Da R. auch ganz allein reiste, so schlossen wir uns einander an und marschierten vier Tage miteinander; als wir uns aber dann umschauten, so hatten wir in all dieser Zeit gerade

acht Stunden zurückgelegt, dafür waren wir aber auch in jeder Schenke eingekehrt und hatten Honig geschmaust, welches Bärengelüsten uns ziemlich teuer zu stehen kam, ob der Honig gleich hier zu Lande sehr wohlfeil ist. Zu Zürich also, wo wir nach dem vierten Tage auf dem geradesten Wege angelangt waren, wollte ich die Diligence abwarten, und Richter zog sogleich ab. Doch traf ich ihn hier in Schaffhausen wieder, und er sitzt eben jetzt hier an meiner Seite und schreibt an seine Teuren. Die Diligence erklärte mir hier, sie führe erst in acht Tagen weiter, und ich habe mich daher entschlossen, mit Richter zu Fuß nach Stuttgart zu laufen, sobald ich nur erst einen Fuhrmann ausgestöbert habe, der mir mein Köfferli mitnimmt. Vom Rheinfall kann ich Dir vermelden, daß man eine halbe Stunde vom Gasthaus „Zum Schwert" dahin zu wandeln hat, drei Stunden aber, wenn man enge Stiefel hat, wie es z. B. Deinem Wilhelm geht, daher ich denn auch noch nicht hingegangen bin, doch zweifle ich nicht, daß er einen großen Eindruck auf mich gemacht haben würde, und daher werde ich denn vielleicht heute abend Schuhe anziehen, um das Werk zu beginnen. Ich bin übrigens so abgerissen, daß ich wie ein doppelter Knote aussehe und mein lieber Richter auch, daher machen wir alle solche Partien bei Abend, dessen dunkles Licht unserm Aussehen sehr günstig ist. Wenn wir in ein Gasthaus kommen, so muß ich immer voraus, weil ich ein hübsches Stöckchen mit einem Stahlknopf habe, und weil der Zuschnitt meines Rockes ehemaligen Glanz ahnen läßt; das macht denn immer einen besseren Eindruck, als wenn Richter mit seinem armdicken, unbeschlagenen Knüttel und seinem Rock, den er nun sieben Jahr tragen soll, und dessen Zuschnitt noch aus der Großvaterzeit ist, zuerst auftritt. Der Hund kommt ganz zuletzt, weil er auf der Reise ziemlich alle seine Haare verloren hat und daher einem neugeborenen Büffelkalb nicht ganz unähnlich sieht.

In Küßnacht fand ich in einem Fremdenbuch Emil Krummacher aus Bernburg und freute mich so, als hätte ich ihn von weitem gehen sehn. Wann werde ich doch endlich u. s. w.

Erst muß ich in Stuttgart ein paar Tage bleiben, wegen der Galerie, dann in Frankfurt wegen einiger berühmter Künstler und Kleiderreparatur, dann in Düsseldorf wegen meinem Freunde Hermann, der Engels und dem Grafen Reck, den ich persönlich kennen zu lernen noch in Dresden das Glück hatte. Dann muß ich doch Gustav, Emil und Fritz*) besuchen, und dann erst kann ich nach Bremen kommen. Bremen kommt mir jetzt viel weiter vor, als es mir von Rom aus

*) Juliens Schwager und Brüder.

erschien, und ich kann mir überhaupt gar nicht mehr recht denken, daß ich auch einmal da ankommen werde, und daß diese Reise, an die ich mich nun schon ganz gewöhnt habe, doch auch einmal ein Ende nehmen wird — doch wünsche ich nichts sehnlicher, da ich nichts für so unvorteilhaft halte, als lange zu reisen, es ist der allerversteckteste und geschäftigste Müßiggang. Ich bin schon ganz abgestumpft und betrachte die merkwürdigsten Dinge ohne alles Interesse, und schnell weiterzureisen habe ich auch immer keinen Mut, weil ich weiß, ich komme doch nicht nach Bremen, sondern bleibe erst noch an hundert Orten kleben ... In Neufchatel habe ich Bekanntschaften gemacht, die mir sehr lieb sind. Es giebt sehr viel christlichen Sinn in diesem Städtchen, sowie überhaupt in der Schweiz neben großer Verderbnis das Reich Gottes herrlich heranwächst. Man findet doch meistenteils, daß gerade an Orten, wo das Laster seine Stirn am frechsten erhebt, auch auf der andern Seite der Garten Gottes am schönsten blüht, an andern Orten wieder, wo man keinen dunklen Schatten gewahrt, will auch kein rechtes Licht bemerkbar werden ...

Fernere Beschreibung der Reise und dann nach einem schönen Beisammensein von fünf Wochen in Bremen folgt der erste Brief aus Braunschweig, der allerlei Reiseabenteuer schildert. Die Fortsetzung aus

Bernburg, 10. September 1826, abends 11 Uhr.

... Fast noch nie ist mir der Wechsel der Zeit auf eine so wunderlich ergreifende Weise anschaulich geworden, als bei meinem diesmaligen Hiersein. Ein Gemisch von Freude und Trauer erfüllt meine Brust. Ich kann Euch nirgends hier finden, ob ich gleich nach Euren Fenstern blicke und alle Straßen durchlaufe. Es freut mich, alle die Orte wiederzusehn, wo ich mit Euch so glücklich und froh war und schmerzt mich, Eure Spur nicht mehr zu finden. Ich sitze, spreche und scherze mit Euren Bekannten, will dann nach Hause gehn und finde den stillen, dunklen Kirchhof und Euer Haus, aus dem mir kein wirtliches Licht mehr entgegenleuchtet, öde, verlassen und stumm. — Da sitze ich nun wieder in meinem Futteral, „der Kugel," und ist mir, als sollte morgen früh Dein Vater kommen und mein Schicksal entscheiden, und ich müßte dann Hals über Kopf mit gespaltenem Herzen hinaus in die Welt!

Halle, 11. September 1826.

Der Abschied von Bernburg war mir ein neuer Abschied von Dir, denn ich habe einen Teil meiner Liebe zu Dir auf die Stadt

übertragen, wo Du so lange wohntest, wo ich Dich kennen lernte und lieben. Ich habe eine große Gutheit für Bernburg und freue mich, mit Dir zusammen einmal wieder hinzukommen ... Ich ging langsam durch das Krumpholz nach der Stadt. Wie wunderschön erhob sich das Schloß im Feuer der Abendsonne aus dem grünen Wald empor. Ich trat seitwärts auf die Wiese, um eine ganz freie Ansicht davon zu gewinnen und stand lange, in Gedanken versunken. Ich war noch zuletzt diesen Weg mit Dir und Vater spaziert, damals in der schönen Zeit, als unsre junge Liebe, noch verschlossen in eines jeden Herzen, zu einer stillen, heiligen Flamme heranwuchs — o wie unbeschreiblich bangte es mir nach Dir, als ich auf der Wiese stand und nach dem alten Schloß schaute und nach der Stadt, wo Ihr sonst lebtet — und nach meiner Knabenzeit! So durchaus malerisch und schön war mir Bernburg noch nie erschienen, ich konnte mich nicht satt sehen, nicht losreißen ...

Dies alles schreibe ich Dir, geliebte Julie, nun aus Leipzig, obgleich ich heute Mittag in Halle angefangen habe. Ich habe eine sehr angenehme Fahrt hierher gehabt, da ich allein und ganz bei mir selber war und obendrein durch Fragen an den Kutscher noch entdeckte, daß ich in demselben Wagen und in derselben Ecke saß, in der Du gewacht, geschlummert, gesungen, gelacht und auch wohl meiner gedacht hast, als Du nach Bremen fuhrest. Jetzt hören nun die letzten Erinnerungen an Dich, die sich an meine Umgebung knüpfen, gänzlich auf, bis auf den Ring an meinem Finger und das Tabaksbeutelchen, und das ist mir auch recht lieb, denn die zu lebendigen Erinnerungen in Bernburg machten mir doch mehr Schmerz als Freude. Übermorgen nachmittag kann ich in Dresden sein, werde aber wohl in Meißen bleiben, wo einer meiner besten Freunde, ein Herr von Löben, der auch von Roller erzogen ist, und der während meiner Abwesenheit geheiratet hat, jetzt als Dompredigter angestellt ist. Kurz ehe ich nach Rom ging, malte ich ihm ein Ölbild seiner Braut und hätte nicht gedacht, sie nun so bald als Frau wiederzusehn. Es ist vielleicht das einzige Paar aus dem geistlichen Stande in ganz Deutschland, die beide von uraltem, probefähigem Adel sind und daher den Rang vor den meisten Grafen in Sachsen haben — dabei mit fünfhundert Thaler jährlicher Einnahme trefflich auskommen. —

Augustusbad, den 15. September 1826.

Nun bin ich endlich bei den Meinigen angelangt und danke Gott. Er hat mich auf meiner Reise durch alle Gefahren hindurchgerissen

und mich mit viel reicherem Herzen an den heimischen Herd zurückgeführt, als ich ihn verlassen habe. Ich kam vorgestern in Meißen an, und mein Freund Löben und sein Frauchen empfingen mich wie einen Bruder. (Schilderung dieses gottseligen Ehepaares.)

Durch die Nacht fuhr ich nach Dresden, doch fand ich statt der geliebten Meinen nur ein Briefchen aus Loschwitz, welches mir sagte, sie hätten in Dresden nicht länger auf mich warten können, wären nun ins Bad gereist, ich solle nur gleich nachkommen.

Als ich im Badehof einfuhr, kam von der andern Seite auch eben eine große bepackte Kutsche an, wir hielten vor einer Thür, und denke Dir mein Erstaunen, als Mutter und Adelheid herausstiegen. Adelheid flog mir um den Hals, und die gute Mutter hatte tausend Freude und dankte Gott. Sie hatten sich in Loschwitz nur ein paar Tage verspätet und kamen nun von dort her.

O hätte ich Dich hier in dieser ungestörten Einsamkeit und friedlichen Ruhe. Die übrigen Badegäste sind alle fort, und Haus, Wald, Thäler und Gründe mit den munteren Bächen, die sie durchrauschen, sind unser und zu unserer alleinigen Freude. Wir wandern traulich durch die Fluren hin und erwecken einer in dem andern je mehr und mehr das Heimweh nach dem Lande der eigentlichen Bestimmung aller Menschen oder freuen uns mit harmlosem Scherz dieser fidelen Körperwelt — ungestört durch den Schwarm unnatürlich geputzter Badegäste . . .

Dresden, am 24. September.

. . . Nun muß ich Dir weiter erzählen, wie ich meine Zeit hingebracht habe seit den ersten Tagen im Augustusbade.

. . . Ich hatte so viel Briefe zu schreiben und meiner Mutter so über alle Maßen viel zu erzählen, daß ich damit fünf Tage bequem ausfüllte; dann hing ich meinen schönen Tabaksbeutel um den Hals, nahm meine Pfeife in die Hand und spazierte gemächlich über Felder und durch Wälder, über Berge und tiefe Felsengründe hinaus nach Lausa zu meinem alten Roller. Ich fand diesen Mann nicht zu Hause, da er gerade mit seinen zwei kleinen Zöglingen über Land gefahren war; seine Schwestern aber empfingen mich mit großem Jubel, und ich bestellte mir sogleich bei ihnen ein köstliches Abendessen, aus Kartoffeln mit der Schale bestehend, die nirgends so delikat sind, als in Lausa, allwo sie schmecken wie welsche Nüsse. Nun ging ich in die Küche und unterhielt mich mit den Marthas aufs beste, bis wir Rollers kleinen Leiterwagen heranrollen hörten. Es war schon dunkle Nacht, ich sprang gleich an den Wagen und stellte mich auf,

wie einen bleiernen Soldaten, während die Schwestern das Gepäck abnahmen. Roller fragte: „wer ist denn das?“ ich sagte: „Guten Abend, lieber Herr Pastor“ — „Guten Abend, Gott grüße Sie — wer ist es denn aber?“ — nun sprang ich auf das Wagenrad und sagte: Wilhelm! Der Alte packte mich sogleich unter dem größten Jubel mit beiden Armen, und ich weiß noch diese Stunde nicht, wie wir beide vom Wagen herunter kamen, ohne den Hals zu brechen. Die Kinder hingen sich wie Gewichte an meine Beine, und der kleine Benno (von Zezschwitz) schrie einmal über das andre: Nun hab ich meinen Freund Wilhelm wieder! — So schleppten wir uns wie ein schwerer Kloß die Treppe hinauf, in Rollers Studierzimmer. Hier schickte der Alte die Kindlein fort, schloß mich nochmals in die Arme und segnete mich mit den herzlichsten Worten, und dann sagte er: „Nun habe ich noch eine große Bitte an Dich, mein lieber Sohn, nämlich, daß Du mich, wenn Du Dich anders noch daran gewöhnen kannst — Du nennst.“ — Ich hatte eine ungeheure Freude, da das bei Roller sehr viel sagen will, sagte ihm, ich nähme dies von ihm an als ein rechtes großes Geschenk, und von Stund an nenne ich ihn Du und er mich seinen lieben Bruder. Ich blieb mehrere Tage bei ihm und sah in dieser ganzen Zeit recht deutlich, wie lieb er mich hat. Auffallend war mir, daß er sich beständig mit großer Teilnahme nach Dir erkundigte, da es ihm sonst immer verdrießlich war, wenn seine Söhne heiraten wollten, so daß sie in seiner Gegenwart sogar die Verlobungsringe abnahmen. Den meinigen hingegen zog er mir vom Finger, betrachtete ihn genau und steckte mir ihn dann wieder an mit den Worten: „Nun das ist gut.“ Er fragte mich nach Deinem Temperament; ich sagte: „sie ist wie ein Kind, unbefangen, freundlich, ohne Arg.“ „Nun,“ sagte er, „wenn ich mich nun vergäße und sagte ihr etwas, da würde sie wohl sehr empfindlich?“ „O nein, wenn Du sie auch einmal recht erschreckteſt, so würde sie sich doch nicht fürchten und Dich nicht verkennen, da sie weiß, wie ich Dich lieb habe.“ „Nun,“ sagte er, „das ist gut, das freut mich doch, daß sie so ein festes Herz hat.“

... Vorgestern kam ich hier in meiner alten Malstube wieder an. Da fand ich denn meine alte Aufwärterin, die mich erwartet hatte und mich mit lauter Freude empfing. Sie bereitete mir etwas zu essen, und da ich mich dazu hinsetzte, kam sie heran und sagte: „ich wünsche Ihnen auch zu Ihrem wichtigen Vorhaben recht viel Glück und Segen, gnädiger Herr. Ich kann nicht viel Worte machen und kanns nicht so sagen, wie ich's fühle, aber ich habe schon viel gebetet, daß unser Herr Sie segnen wolle, und daß es Ihnen immer recht gut gehen möge.“ Da stürzten dem ehrlichen Weibe die Thränen aus

den Augen, und ich gab ihr die Hand und sagte ihr, das wäre mir das liebste, was sie mir thun könne, daß sie für mich bete und auch für meine Braut. Die gute Alte hatte mich sehr gerührt, und ich brauchte eine kleine Weile, ehe ich weiter essen konnte.

So ist auch in der Nähe des Augustusbades ein kleines Dörfchen, Namens Lotzdorf, wo meine Eltern vor sechzehn Jahren einen Sommer mit Volkmanns zusammen sehr glücklich verlebten. Wenn nun Mutter im Bade ist, so spaziert sie häufig des Nachmittags nach diesem Dörfchen hin, besucht die gutherzigen Bauersleute, bei denen sie früher gewohnt und trinkt bei ihnen in ihrer geräumigen, stets weißgescheuerten Unterstube den Kaffee.

Das geschah denn diesmal auch. Die ehrliche Bauerfrau sagte nur trocken: „Gott grüße“ und setzte ihre Arbeit fort. Ich setzte mich vor die Hausthür auf einen Balken und rauchte mein Pfeifchen, indem ich dem emsigen Grasen der Gänse zusah. Da kam auf einmal das rüstige Bauernweib aus der Thür. In der linken Hand hatte sie ein Faß zum Waschen und mit der rechten fiel sie mir plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, um den Hals und gab mir einen derben Schmatz auf den Mund — dann lief sie nach dem Bach, scheuerte ihr Faß und ließ mich im größten Erstaunen sitzen. Endlich kam sie wieder und sagte: „Nehmen Sie es nur ja nicht für ungut, gnädiger Herr, aber wie ich Sie so auf dem Balken sitzen sah, da freute ich mich so, daß Sie wieder da sind.“

Wo man es so garnicht verkennen kann, daß dergleichen Äußerungen von Teilnahme und Anhänglichkeit aus dem Herzen kommen, da thun sie dem Herzen doch wieder recht wohl ...

Zu ihrem Geburtstag schreibt Wilhelm u. a. an Julie:

Laßt uns dem Herrn danken und Ihn loben, daß Er uns hat geboren werden lassen, zu so unaussprechlicher Seligkeit dereinst mit Ihm verklärt zu werden, mit Ihm zu leben zu immer lebendigerem Leben! — Und daß Er auch uns hat für einander lassen geboren werden, damit wir durch dieses Vorbereitungsleben nicht ohne Stütze und Freude hindurch gingen.

... Ich schicke Dir hier ein feines, güldenes Ringlein zum Wahrzeichen meiner Liebe und Treue. Erschrick nicht vor dem Schlangenbilde; auch aus Johannis Kelche kostet die Schlange und Moses richtete sie auf als Zeichen des Heils. Seid klug wie die Schlangen! — und hat sie nicht kleine rote Taubenaugen? — Bei den Alten ist die Schlange Bild des Heils, der Weisheit, der Heilung

und Gesundheit, und wenn sie in den Schwanz beißt, Bild der Ewigkeit. Bild der Treue ist der Ring an und für sich selbst. Laß uns treu halten aneinander und treulich beide am Herrn, auf Seinem Wege gerade zu Ihm stets hinwallen, und wenden wir uns einmal rechts ab oder links in die Irre, und der Herr sieht uns an und fragt uns: Wollt Ihr auch weggehen? daß wir erschrocken rufen: Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens!

Meine Mutter schenkt Dir das liebste Kleinod, das sie hat, ein goldenes Kreuz mit einem Diamanten in der Mitte. Sie bekam es vom Vater und trug es lange. Dann schenkte sie es der Gräfin Dohna als ihr Liebstes. Diese trug es mehrere Jahre täglich und schenkte es meiner Mutter dann wieder. Wie teuer dieses Kreuz meiner Mutter ist, kannst Du denken und eben deswegen schenkt sie es Dir, ihrer lieben Tochter. Sie will Dir's aber selbst umhängen, weil sie es der Post nicht anvertrauen mag.

Gott segne Dich Du teures Geburtstagskind, Er mehre Deinen Glauben und mehre die Liebe in Dir zu Ihm, die offenbar wird in der Liebe zu Menschen. Gott hat Dir gegeben, daß Du freundlich von Gemüt bist; mögest Du diese Gabe immermehr ausbilden. Was ist lieblicher, was köstlicher als Freundlichkeit und Leutseligkeit der Seele? . . .

Mit uns ist's noch nicht Tag geworden, meine gute Julie, in keiner Art und im trügerischen Lichte der Dämmerung erscheinen uns die Bilder des Lebens noch in verworrener Gestalt. Der Herr kann uns das Leben leicht machen, aber auch recht schwer — gebe Gott, daß wir der Hitze des Tages, auf den wir uns freuen, nicht erliegen mögen. Wirst Du nicht erschrecken, meine liebe Julie, wenn einmal die Hiobsboten mit erhitzter Stirne vor unsern Herd treten? Was auch die Zukunft bringen mag, jetzt müssen wir die Dämme bauen — nachher, wenn die Flut schon da ist, möchte es zu spät sein. Ist es unrecht, daß ich einer Braut so schreibe — sie vielleicht ängstige? o nein! wir wollen uns nicht selbst täuschen, dann werden wir nicht erschrecken, wenn Trübsal kommt, die wir erwarten. Wird aber Gutes uns zuteil, mehr als wir erhofft, so wird die Freude uns keinen Nachteil bringen . . .

Hier ist schon Schnee gefallen, und die weite Ferne, aus meinem Fenster gesehen, ist ganz weiß. Das macht mir das Herz recht froh, und wenn die Luft voll weißer Flocken tanzt und der Schnee still auf den Boden niederrieselt, dann ist's mir, als sei der Weihnachtsbaum mit seinen hundert Lichterchen in meinem Herzen angezündet und jubelnde Kinder tanzten darum.

Ach wie das weiße Kleid der Erde wohl ansteht; ich freue mich über bunte Blumen und grüne Gefilde, aber so läuternd rühren sie mir nicht ans Herz wie dieses weiße Kleid. Laß uns Gott danken, daß wir Nordländer sind, und daß er uns gnädigst verschont hat mit des Südens ewigem Frühling, der die Herzen krank, elend und leidenschaftlich macht, welches alles dem deutschen Herzen nicht geziemt. —

Heute nachmittag erhielt ich Eure Briefe und bin Dir sehr dankbar, daß Du mir so schleunig geantwortet hast. Ich bin gerührt von der Eltern Güte, daß sie meinen Bitten um unsre baldige Vereinigung nachgegeben haben, da ich einen ganz andern Inhalt des Briefes erwartet hatte. Nun wird aber alles seinen Gang gehen, wie es der Onkel vorgezeichnet hat, es sei denn, daß meine Mutter krank werden sollte, und wir dadurch verhindert würden, im Mai nach Rußland zu reisen. Deine Traurigkeit kann ich begreifen, ja ich würde es nicht begreifen können, wenn Dich der Inhalt meines letzten Briefes ausschließlich mit Freudigkeit erfüllt hätte. Ich predige Dir weiter nichts von Gemütskraft und Fassung vor, denn meine Julie hat beides. Ich bitte Dich im Gegenteil, mache mich immer zum Vertrauten Deiner Thränen, sage es mir immer, wenn die Sehnsucht nach den Deinigen Dir zu stark wird und fürchte nicht, daß mir dies in irgend einer Art kränkend sein könnte u. s. w. . . .

Dresden, im Dezember 1826.

Vor zwei Stunden kam ich von Lausa zurück, wo ich den gestrigen Tag, Rollers Geburtstag, verlebt habe. Seine Schwestern hatten mich heimlich eingeladen, und ich spazierte schon vorgestern abend, mein Pfeifchen im Schnabel, hinaus und traf das Altchen bei der besten Laune. An seinem Geburtstag in der Frühe ward ich durch das Tapsen großer Stiefel in der Nebenstube geweckt; es war Roller, der im Stockfinstern, halb angekleidet, zu mir herüber trampelte, mich vom Schlaf Halbtoten herzlich embrassierte und mir zu seinem Geburtstage gratulierte. Ehe ich mich besinnen konnte, war er schon wieder weg, und ich konnte ihn nun erst nach der Nachmittagskirche, abends vier Uhr, recht sehen und genießen. Nun versammelten sich sehr viele Menschen um ihn. Heinitz kam von Hermsdorf mit allen seinen Damen, und wir saßen in seiner Studierstube, acht Herren und acht Damen dicht beisammen, unter mancherlei Gesprächen, bis den Abend um neun Uhr. Da die Herren alle rauchten, so mag es wohl für die Damen ein mäßiges Vergnügen gewesen sein, indessen hatten sie doch alle brillant freundliche Gesichter, und der alte Roller war von

Herzensgrunde fidel. Nachdem die Fremden alle fort waren, versammelte er seine Schwestern und Mägde, (Hauskinder, wie er diese nennt) um sich, und nun wurde noch bis die Nacht elf Uhr um Haselnüsse gewürfelt, was wieder für mich ein sehr mäßiges Vergnügen abwarf. Interessant war mir der Wechsel der Gesellschaft, indem zuerst lauter Edelleute, unter denen recht vornehme, und dann auf einmal lauter Bauernmägde, Rollers Schwestern ausgenommen, die jedoch in ihrer Kleidung von diesen nichts verschieden sind, die Stube füllten. Der zweite Teil der Gesellschaft führte sich aber sehr bescheiden auf, und ich konnte Roller mehr genießen, weil ich ihn ganz für mich allein hatte.

Von einem andern Besuch bei Roller heißt es:

Es wurde ein Faß Apfelmost gepreßt, was ein großes Vergnügen bereitete, obgleich es bis zwölf Uhr in der Nacht dauerte, und wir alle angestrengt an der Presse arbeiten mußten. Wir hatten alle Schürzen vor und besudelten uns über und über, der Herr von Heinitz nicht ausgenommen, der sich zu diesem Behuf von Hermsdorf eingestellt hatte. Die Kinder hatten Mönchskutten an mit Kapuzen über dem Kopf, und da ihnen besondre Erlaubnis erteilt war, Unfug zu treiben, so schrien sie wie die Löwen. Ich trank wie ein Trichter und versüßte mir mein Blut dadurch von Grund aus . . .

. . . Der alte Roller ist ein Werk vom lieben Gott, betitelt: „Unbegreifliche Rebellion auf rechtlichem Wege gegen die gewöhnliche Art aufzufassen und zu fühlen. Prachtausgabe in groß Menschenquart." Deswegen empöre Dich nicht gegen dies Werk, denn man würde es vernichten, wenn man ihm das Revolutionäre rauben wollte. Er ist ein Meisterstück und verdient in vieler Art die größte Be- und Verwunderung. Roller hat große Achtung vor Vater und wünscht sehr, seine Bekanntschaft zu machen — o, wenn ich mit diesen beiden einmal zusammen in Rollers Studierstube eine Pfeife rauchen könnte, das wäre mir die höchsterdenklichste Freude. Denn wenn man Roller sehen will, so muß man ihn besuchen. Ist er selbst der besuchende Teil, so sieht man nicht ihn, sondern ein total schroffes, fremdes Wesen, während er in seinem Hause, wo er wie ein König herrscht, ein prachtvolles Ganze ausmacht . . .

den 31. oder letzten Tag des Jahres.

Ich werde der Jahreszahl 26 immer gut bleiben. Es war dies das reichste Jahr in meinem Leben, ob es mir gleich eine böse Sieben zugeführt,

als Du bist. Ich bin am Sylvester immer etwas zur Trauer geneigt und finde, daß der Neujahrstag, als Festtag, zu schnell darauf folgt; indem man mit Dank und Trauer dem alten Jahr nachblickt, soll man auf der andern Seite schon jubelnd das neue empfangen — das geht doch nicht an. Ich scheide mit wirklichem Schmerz von diesem lieben Jahre, was die 27 mir bringt, das weiß ich noch nicht, aber Gott gebe, daß der nächste Wechsel der Zahl mich ebenso traurig machen möge . . .

. . . Ich bin heute abend, was, da man mich als Misanthropen kennt, selten passiert, auf einen großen Ball geladen, habe aber aus zwei Ursachen abgelehnt. Erstens mache ich es mir an diesem Abend gern ein bischen gemütlich und gehe ohne Not nicht aus dem Hause. Zweitens aber habe ich so lange nicht getanzt, daß ich es nun nicht wage, weil ich fürchte, die andern durch zu freie Touren zu stören. Auch ist mir der Gedanke, einzig und allein bloß des Tanzes wegen zusammen zu kommen, gesetzt auch ich tanzte wie ein Gott, in der innersten Seele zuwider, während ich mit Vergnügen getanzt habe, wenn die schon versammelte fröhliche Gesellschaft einstimmig aus Mutwillen und innerem Haferstich darauf verfiel . . .

Ich freue mich, daß Euch Schuberts Wanderbüchel wohlgefallen hat. Im allgemeinen hat dies Büchlein nicht gefallen. Es soll jetzt alles so edel sein und erhaben, d. h. so klingen, denn nach dem Klang richten die Leute. Wenn Schiller einen Pferdeapfel besingt mit seiner brillanten Sprache, so wird man sein Lied edeler und erhabener finden als einen Lobgesang zum Ruhme Gottes, etwa von Claudius. Aber der deutsche Stil muß wieder zurück, sonst ist mir der französische lieber, denn er ist echter. Dein Vater ist jetzt der einzige Dichter, der deutsch schreibt. Claudius hat auch deutsch geschrieben, Bürger vorzüglich und die Dichter aus der goldenen Zeit: Gleim, Hagedorn u. s. w. Goethe schrieb schön, aber er übertrieb den deutschen Stil und wurde dadurch manchmal undeutsch. Schiller ist ein Franzose in seiner ganzen Art, hol' der Henker seine Gedichte, ihm selber aber möge Gott gnädig sein. Aber Schuberts Büchlein ist köstlich, er spricht sich darin rein menschlich aus und kann auch nur von Menschen verstanden werden, deswegen verstehen ihn so wenige, denn die meisten Menschen dünken sich jetzt Götter zu sein, so sprechen sie denn auch Götterssprache, die einem geringen menschlichen Wesen wie unsereinem zu hoch dünkt.

. . . Verlange nicht, daß ich Dir von meiner Arbeit schreibe; wenn ich die Palette weglege und des Abends das Bild an die Wand stelle, so denke ich nicht mehr gern daran, denn der Gedanke macht mich unruhig, weil die Arbeiten mir stets mißlingen. Eine Freude

habe ich doch gehabt. Ein Bräutigam ließ sich bei mir für seine Braut malen, das Bild hatte die größte Eile, ich übereilte mich, es ward schlecht; ich fand es unähnlich, häßlicher als das Original und nicht hübsch gemalt. Doch lieferte ich's zur bestimmten Zeit ab, ging dann aufs Feld, weinte und dachte: was soll aus dir werden? Als ich nach Hause kam, fand ich jemand, der sich grade in jener Familie befunden hatte, als das Bild ankam, und der mir sagte, sie wären alle, Vater, Mutter und Angehörige, halb verrückt vor Freude über das Bild. Ich staunte. Es dauerte nicht lange, so kam die Mutter des jungen Mannes und ergoß sich in Lob und Dank gegen mich, konnte das Bild nicht genug loben und meinte, ich hätte gerade seinen schönsten Augenblick aufgefaßt, sein Sonntagsgesicht auf die Leinwand gebracht. Sie sagte, sie könne ohne Thränen dies Bild ihres Sohnes nicht ansehen und weinte, als sie es sagte. Ich war wie versteinert und rieb mir die Augen, denn ich glaubte wirklich, es wäre ein Traum. Aber des andern Tages kam die Braut selbst und machte großen Lärm. Sie fand das Bild sehr ähnlich, den Ausdruck aber angenehmer, als den ihres Bräutigams (kannst Du das begreifen?) und sagte, sie würde ihn nun immer auf das Bild aufmerksam machen, daß er diesem Ausdruck nacheifere. Ich war im Himmel und so froh über die Verblendung dieser Leute, daß ich sogleich alle Bezahlung ausschlug. Jetzt hat mich ein fünfundsechzigjähriger Greis, in den Frau und Kinder zeitlebens gedrungen sind, er sollte sich malen lassen, und der es immer ausgeschlagen und mit Abscheu verworfen hat, nachdem er dies Bild gesehen, bitten lassen, ob ich ihn nicht malen wolle, was ich nächstens thun werde. Über kein Bild habe ich noch so viel Freude eingeerntet, und über keins bin ich der Verzweiflung so nahe gekommen.

In der Neujahrsnacht war es Brauch bei den Kügelgens, für jedes Familienglied und die nächsten Freunde kleine, selbstgemalte Bildchen mit Bibelsprüchen durch die jüngsten Anwesenden ziehen zu lassen, die meistens ganz wunderbar für den Empfänger paßten. So erhielt Wilhelm diesmal die Worte: „Sei getrost und arbeite, spricht der Herr, denn ich bin mit Dir" — „und Amen!" sag ich dazu, „ich will getrost sein — dieser Spruch fiel mir nicht von ungefähr zu," schreibt er, „denn wie ein Goldtropfen schwer und gewichtig fiel er in mein Herz. Ich richte mein Vertrauen daran auf und Dank, Dank Dir, lieber, freundlicher Vater im Himmel."

Folgt Schilderung einer Tierbude. ... Die meisten standen bei den Affen, einige vor einem großen Löwen; dieser zog auch meine Auf-

merksamkeit auf sich. Ein solches Ungeheuer von Löwen sah ich noch nie, er stand und war so hoch wie ein Mann, sein großes Königsauge ruhte fest auf der Versammlung, dann wandte er es, drehte den Kopf und legte sich; er verachtete die Halbgötter um ihn herum und schien sich bewußt, daß er wenigstens ganz Tier war. So steht ein Held in Ketten vor dem gaffenden Pöbel, legt sich dann und schläft ruhig unter seinen Feinden, währenddem das Volk den schlafenden Gefangenen doch nur mit Zittern betrachtet. Ich konnte mich nicht wieder los machen, und mein Auge ruhte mit Enthusiasmus auf der stillen, ruhigen Kraft, die sich aus allen Gliedern kund that. Mein Blick glitt an einem großen Bären vorüber, einer Hyäne und andern Bestien, die die Zähne fletschten, da war auch Kraft und Mut im Blick, aber es war der Mut eines Straßenräubers im Gegensatz mit dem des edlen Helden, der in offener Schlacht steht. Siehe da, eine Menge Affen, die in wunderlichen Sprüngen durcheinander schaukelten, wie Hirngespinste einer nächtlichen kranken Phantasie! Wunderbare Idee des großen Schöpfers, daß er auch Affen schuf, oder sind sie nur mißglückte Versuche des Teufels, Menschen zu machen, wo er wohlfeiler schon fertige rauben konnte? — hat er nicht die meisten am Ring durch die Nase und dünkt nicht das Joch des Teufels dem Menschen süß? — Am Affen können wir sehen, wie häßlich es ist, wenn die Leidenschaft in jeder Geberde sich kund thut. Die Größe ist ruhig, die Kraft ist still, und die Ausbrüche der Kraft spart der Adel, bis es Entscheidung gilt — die Gemeinheit ist leidenschaftlich, verschwenderisch mit der Kraft, darum schwach; die Schwäche ist unruhig und lärmend. Du wirst bemerken, daß kleine, schwache, magere Männer in der Gesellschaft das größte Getöse verursachen, die Thüren werfen und hart auftreten, sowie auch dergleichen Weiber in immerwährender Bewegung anzutreffen sind. Da wendet sich der Blick hinweg. Von der großen Masse der Papageien erwähne ich nichts. Sie gleichen häßlichen Weibern, die in buntem Staat sich schön dünken und die da glauben, sie können ihr Maul in das Gespräch vernünftiger Leute mischen, weil sie bunte Lappen tragen. Ein schön und elegant gestreiftes Zebra zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Da war keine Größe, die imponiert hätte, und doch das Bild munterer Kraft, da war nichts Hohes, und doch keine Gemeinheit, ein Bild des Gewerbestandes, wie er sein soll u. s. w.

Dresden, den 6. Februar 1827.

Heute ging ein Brieflein an Dich ab und heute sitze ich, Dir schon wieder emsig schreibend. Aber ich bin so froh, und wenn ich

Dir's erzähle, so ist mir, als wärst Du's mit mir. Warum ist denn der Herr Unnütz so froh? hör ich Dich fragen. Sieh kleines Kindchen, es schrieb mir heute Freund Löben aus Meißen, er sei Vater geworden eines gesunden Töchterleins und bittet und entbietet mich als Paten nächstens hinzukommen. Des freut sich nun mein Herz. Ich habe ihm geschrieben, ich lebte des frohen Glaubens und hätte die Überzeugung, daß wahrscheinlich dieses erstgeborne Töchterlein um zwanzig Jahr älter sein würde, nämlich dereinst, als seine jüngsten Geschwister, daß ihm aber der liebe Gott die Kinder gewiß nicht in den Sorgensack stecken würde, sondern im Gegenteil, wie ich hoffte, bei jeder Geburt ihm etwas Last aus dem Sorgensäcklein herauslangen. Denn ich war leider dabei, als ihm ein altes Weib, da wir beide vom Heiraten noch nichts wußten, mehr Kinder als Brod aus der innern Hand prophezeihte. Mir prophezeihte sie eine liebenswürdige, hübsche Frau; bevor ich sie kriegte, müßte ich aber über einen breiten Strom. War das die Weser? Oder waren es die beiden dunklen Jahre der Ungewißheit, wo ich nicht einmal hoffte? Ihm prophezeihte sie Ehre, mir aber den höchsten Gipfel menschlicher Ehre — dies jagte mir damals das Blut in die Backen — jetzt aber, wenn ichs auch erlangen könnte, so möchte ichs nicht — mein täglich Brod aber möcht' ich immer haben, und darum bitte ich Gott. Nun so freue Dich denn mit, daß die liebe Schwester Löben, oder unsre liebe Löwin eines gesunden Mägdleins genesen ist . . .

An dieselbe.

Dresden, den 15. Februar 1827.

Gestern kam ich spät von meinem Ausfluge nach Meißen zurück. Ich habe zwei Tage verlebt, die wie Sternlein in meinem künftigen Leben glänzen und leuchten werden. Vorgestern, als der Tag graute, zog ich mich warm an und ging durch die stillen, dunklen Gassen zum Thor hinaus, nach dem mir bestimmten Gasthof, wo ich Heinitz erwarten sollte. Hier war es herrlich. Ich ließ mir Kaffee machen und blickte hinaus auf die Schneeflur, in den fernen schwarzen Wald. Meine Gedanken waren Gebet und meine Empfindung Liebe zu Dir. Endlich kamen Roller und Heinitz ankutschiert mit klingendem Geläut. Ich setzte mich zu ihnen in den Schlitten, wir hüllten uns alle in Heinitzens Wolfsschur, und flink sprangen die muntern Schimmel über den weißen Schnee. Da wir wie die Schneider froren, so proponierte ich, im nächsten Gasthofe Bischoff zu trinken, welches mit Freuden angenommen wurde. Roller war herrlich, und der sonst so

widerspenstige Mann war diese Tage wie Wachs und ließ sich von uns pflegen wie ein Kind. Der Bischoff, den ich machte von Wein und Zucker, reüssierte ungemein, und wir wurden alle über die Maßen fröhlich und hatten auf der weiteren Fahrt vom Frost nichts mehr auszustehn wegen der inneren Wärme. Auch Erdmann, der edle Rossebändiger, wurde von unsrer Freude angesteckt und zeigte uns den Bloßen (einen schönen Berg bei Meißen) und konnte nicht genug rühmen, wie er daselbst fröhlich gewesen in den Tagen seiner Jugend. Er wurde jedoch von Roller überschrieen, der Rätsel aufgab: „In welchem Lande langen die Leute an den Himmel? — In Ingermannland oder Himmellangerland! Ha ha ha ha!" Auch deklamierte er sein Lieblingslied von ihm selbst gedichtet: „Die Welt ist rund" u. s. w.

In Meißen fanden wir die meisten Verwandten von Otto versammelt, und da sie alle dienen, so wimmelte die Stube von glänzenden Uniformen. In der Mitte stand das Taufbecken, und wir zehn Paten setzten uns ringsherum. Otto hielt eine schöne Rede seinem eignen Kinde. Dann wurde das Kind von der Wärterin mir in die Arme gelegt — ich war erstaunt und wußte nicht, was ich mit dem Kinde beginnen sollte u. s. w. Folgt die Schilderung einer fröhlichen, herzerquicklichen Feier in christlicher Gemeinschaft.

Später.

... Ich ging an meine Arbeit und malte emsig, es schien gut zu gehen und ging mir von der Hand wie Butterbrotschmieren. Siehe da, großer Lärm in der Nebenstube und gewaltiger Spektakel. Ich wurde abgerufen und erblickte Rollers kräftige Gestalt, stürmte gegen seine Brust, gab ihm einen Schmatz. Nun fing er an, in der Stube umher zu schreiten, besah die Bilder und war bei der besten Laune — ich freute mich aufrichtig seiner, aber ich mußte malen — was war zu thun? seine gute Laune kippt leicht um, und man verdirbt es schnell mit ihm — doch kündigte ich ihm an, ich müßte malen, er sollte nachkommen und bei mir rauchen, wenn's ihm beliebte. Nachdem ich ein Stündlein gemalt, kam er auch angestiegen und entzündete seine Pfeife. Ich zeigte ihm meine Bilder und vergnügte ihn dadurch ungemein, denn kein Mensch auf Erden hat solche Freude an Bildern, wie Roller. Auch Dein Bild kam heran, ich habe Dich nämlich groß in Öl gemalt — nun wurde er ganz wohlgemut, sagte einmal über das andere: „Nein, das gute Kind, nein, das liebe Kind! Nein, höre, das ist doch gut, das liebe, liebe Kind!" Du kannst denken, wie mich dies erquickte. „Aber höre," sagte er, „nein das Näschen!" Er lachte: „das Näschen ist doch herrlich, ja das kannst Du glauben,

das ist ein gutes Näschen — wenn ich nur das Kind einmal sehen sollte!" — Da fuhr die Gräfin Dohna vor, durch sie lud mich der Minister Einsiedel zum Mittagessen, ich erschrak, ich dachte an mein Bild und an die Versäumnis durch Roller — „und wenn meine Braut eben ankäme," sagte ich — „ich ließe sie sitzen bis zum Abend, ich muß arbeiten." Nun rechnete mir's der Alte hoch an, daß ich ihm noch so viel Zeit gewidmet hatte. Aber Du siehst, welch ein Sklave seiner Arbeit ein Maler bisweilen ist. Roller blieb zu Mittag und aß, trotzdem er beim Minister speisen sollte, noch recht tüchtig, kündigte uns auch dabei an, ein gesunder Mensch würde nie satt. Als er fort war, brachte ich meine angefangene Arbeit noch zustande, und siehe da — es gelang. —

Wilhelm glaubte, durch die Zerstreuung der Reise und mancherlei, was ihn sonst abzog, in der Sorge um sein Seelenheil lässig geworden zu sein, spricht sich darüber gegen seine Braut aus und fährt dann fort:

Ich kam nach Dresden und verblieb in meiner Sicherheit. Meinen Glauben verlor ich nicht, sondern habe ihn allezeit gepredigt, wo ich dachte, es wäre die Gelegenheit da, aber ich war ein tönendes Erz und eine klingende Schelle . . .

In dieser Zeit kam eine bedrängte Seele zu mir, ein Maler, und klagte, er sei so leer in seinem Innern, er wisse nichts von Gott, er kenne nicht die heilige Schrift. Ich riet ihm, er solle sie lesen. Des andern Tages kam er und klagte, dies und das habe er gelesen, aber er verstehe es nicht. Ich erklärte es ihm und sagte: er solle nicht so in den Tag hinein lesen und nicht gleich mit dem Brief an die Römer anfangen, er solle mit den Evangelien anfangen oder besser beim ersten Buch Mosis und immer vorher beten, daß Gott ihn möge verstehen lassen, was er lese. Und wenn er nicht verstehe, so solle er denken, es sei Gottes Wort und sich nicht vermessen, daran zu deuteln. Nun gelang es mir auch, ihm zu beweisen, die Bibel sei von Anfang bis zu Ende wirklich unter Gottes Einfluß geschrieben. Er bat mich, ob er nicht ein paarmal in der Woche zu mir kommen dürfe, daß wir zusammen läsen, und ich ihm erklärte. Ich sagte, er solle kommen, ich wüßte aber nichts, hätte jedoch gute Bücher, und wenn uns etwas dunkel wäre, könnten wir darin vielleicht Licht finden. Als er fort war, dachte ich: Wie? Du willst ein Blindenleiter sein und bist selbst blind. Ich bat Gott um Augensalbe, daß ich meine Blöße selbst erst recht erkennte, daß ich nicht mit dem Verstande zu jenem Manne redete, wie ein totes Buch, sondern mit vollem Herzen. Wir lasen den bestimmten Abend mit-

einander und fingen bei der Schöpfung an. Das Neue Testament aber führte ich immer mit an, und bei Adams Geschichte gab's viel Anlaß, von Christo zu reden. Wir hatten aber als Kommentar Stolbergs Kirchengeschichte. Sehr befriedigt ging mein Maler von dannen. Das folgende Mal brachte er einen andern mit, Namens Reichel, einen Mann von fünfzig Jahren. Nun wurde der Abend lebendiger und auch für mich belehrender. Reichel brachte das nächste Mal wieder einen jungen Maler mit, der nichts von Gottes Wort wußte. Dieser fühlte sich sehr angezogen und bat mich mit leuchtenden Augen, wiederkommen zu dürfen. Jetzt hat sich nun auch Richter, mein Reisegefährte in der Schweiz gemeldet, dem ich nichts gesagt hatte und wird das nächste Mal kommen. Ich habe die Gesellschaft nicht begründet und keinen Finger dazu gerührt, obgleich ich immer so etwas wünschte, und ich werde auch niemand dazu einladen, dies habe ich mir zum Gesetz gemacht. Wen mir aber der Herr herführt, den nehme ich mit offnen Armen auf, er sei wer er wolle, denn diese Gesellschaft ist ganz des Herrn Werk, das merke ich wohl. Diese Abende gereichen uns allen zum Segen.

Ehe sie kommen freue ich mich wie ein Kind, scheure den Tisch und stelle ihn mitten in die Stube und darauf die reingeputzte Lampe. Dann mache ich jedem eine Pfeife rein, stopfe sie und stelle sie an die Wand. Dann kommen meine Gäste, und ich empfange sie so freudig, wie ich nie zuvor Gäste empfing, denn ich weiß, wer sie schickt, und was sie suchen. Wenn sie alle mit ihren Pfeifen behaglich um den Tisch sitzen, und der Fallschirm an der Lampe ihre Augen beschattet und nur die heilige Schrift hell erleuchtet ist, dann wird mir's gar wohl im Herzen, und ich muß Gott danken, daß ich es bin, der diese Gäste, die zu Ihm kommen wollen, empfangen kann.

An dieselbe.

Dresden, am 22. März.

Ich erzählte Dir neulich, ich sei in Klipphausen beim Fürsten Reuß gewesen, und wenn ich nicht irre, erzählte ich auch von seiner jungen, schönen und guten Frau, die eine Stolberg war. Diese starb plötzlich vor einigen Tagen in den Wochen, und ich erhielt einen Boten vom Fürsten früh um sieben Uhr und einen Brief, ich sollte doch kommen und die Leiche zeichnen. Ich fuhr schnell hinaus, aber die Leiche hatte schon drei Tage gelegen und war sehr verändert. Sie lag noch im Bette, und in der Stube sah es öde aus. Man ließ mich allein, da kam ein solches Grausen über mich, daß ich nicht viel

zeichnen konnte und dem Fürsten erklärte, es ginge nicht, und ich wollte sehen, was ich zu Hause aus der Erinnerung machen könnte, zu dem Endzweck sollte er mich ziehen lassen. Er aber umarmte mich und bat mich, ich sollte bei ihm bleiben zu seinem Trost — so blieb ich denn zwei Tage, weil er mich nicht fortließ und wohnte noch der Beerdigung bei. Diese zwei Tage sind mir mehr wert als alle Schätze. Es waren mehrere Stolberge da, auch Hohenthal, und die Gräfin Dohna erschien in diesem Trauerzirkel wie ein Engel des Lichts, ich werde den Augenblick nie vergessen, als sie zwei hohe Palmen ergriff, um damit zum erstenmale die liebe Tote zu begrüßen. Da ich zu wiederholten Malen fort wollte, weil ich glaubte, als ein Fremder die Familie zu stören, sagte mir der Fürst, ich gehöre ja zu ihnen, und unter Christen sei ich nirgends fremd, so blieb ich immer. Ich habe Scenen erlebt und gesehen, deren Ergreifendes keine Feder zu beschreiben imstande ist. Die sechsundzwanzigjährige Fürstin hat fünf kleine Kinder zurückgelassen und einen Mann, der sie wahrhaft geliebt hat; da kannst Du denken, daß es Auftritte gab. Als aber die Gräfin Dohna kam, war es, als sei der Friede des Himmels im Hause eingezogen. Sie war so freundlich, wie ich sie nie gesehen hatte — und — sie hat eine Tochter verloren, denn sie hatte die Fürstin von Kindheit an ganz allein bei sich in Hermsdorf erzogen. — Christen aber muß man sehen, wenn sie gebeugt sind, dann leuchten sie schon in diesem Leibe des Todes wie die Sonne. Der Fürst frug nach Dir und segnete unsre Verbindung mit erstickter Stimme. Er sagte mir viel und ließ mich seinen ganzen Schmerz sehen, den er kaum zu tragen imstande war. Ich konnte und mochte nicht trösten, aber weinen konnte ich mit ihm. Als die Gräfin kam, redete sie ihm Trost zu; die konnte es, denn sie hatte selbst viel verloren; so wurde er auch ruhiger. Graf Dohna war wie immer. Er zog mich beiseite, von den andern weg und fing an zu reden vom Reich Gottes mit einer Freudigkeit, daß ihm die Augen glänzten, und ich hätte springen und jubeln mögen — o könnt ich einmal werden, wie dieser Mann!

Nun, das kannst Du glauben, es waren recht gesegnete Tage, deren Spur ich nimmer verwischen möchte in meinem Andenken. Ich bin aber so schreibmüde, daß ich Dir lieber mündlich erzählen will und Dir davon mitteilen, wie von einem geistigen Schatz. Sollten es die Umstände erlauben, so führe ich Dich auch nach Klipphausen, daß Du nur die Kinderchen siehst, wenn anders der Fürst sie um sich behalten kann.

... Bitte Vaterchen nochmals, daß er mit uns nach Rußland reise ... Der Pollsche Bach mit seinem kristallhellen Wasser, die

herrlichen blumenreichen Wiesen mit den schönsten Birkengruppen, unter denen an schönen Sommerabenden auf bunten Teppichen das Mahl genossen wird — wie würde es ihm gefallen! Der Garten ist groß und frei, und der Kegelschub unter freiem Himmel belustigt nach Tisch auf ein Stündchen die Herren, während ihre Frauen unter einem großen Zelt mit ihren kleinen Arbeiten sitzen und zusehen und den Kaffee bereiten. Die zahlreichsten Gesellschaften bleiben immer ganz ungenierte Familienkreise, von Menschen gebildet, die alle meine Großmutter Mutter nennen, und Aetty wäre unter lauter Vettern und Basen und hätte auch eine alte Mutter wieder, denn Deine und meine Großmutter ist seine Mama.

Die Pollschen wären außer sich vor Freude, wenn Vaterchen käme, denn sie lieben ihn sehr. Am Geburtstag der einen Cousine gab ich ihnen einmal auf ihre Bitte einen Brief vom Aetty. Sie gingen damit in den Wald; mit einer Art von Triumph setzten sie sich in die gelben und blauen Waldblumen eng zusammen und lasen. Seit der Zeit haben sie ihn sehr lieb.

Der alte Onkel Stackelberg würde seinen Leib aufs beste pflegen. Er ist ein stattlicher, äußerst gutmütiger, lebensfroher Mann; ich war sein großer Liebling. Abends kam er noch manchmal im Schlafrock aus dem Bette mit seiner Pfeife zu mir herauf, legte sich, wenn ich noch nicht drin war, auf mein Bett und erzählte mit glänzenden Augen aus seiner Jugendzeit.

Viel bedeutender ist seine Frau; sie ist durch und durch Adel und Freundlichkeit, und wenn sie spricht, wirds jedem wohl ums Herz. Sie ist die Leutseligkeit, die Liebe selbst und hat ein sehr interessantes, angenehmes Gesicht, während er durchaus nicht schön ist, obwohl man sein freundliches Gesicht auch gern ansieht.

Onkel hat sieben Kutschpferde, daher kannst Du Dir denken, was für köstliche Spazierfahrten wir mit Aetty machen könnten. Man besucht dann niemand, sondern fährt in die wilde Natur hinein an irgend einen romantischen Platz und führt alle Viktualien mit sich. Dann wird ein großes Feuer angezündet, und es freut sich daran Alt und Jung mit unbeschreiblicher Lust. Ich nahm manchmal eine Axt mit, und Onkel erlaubte mir Durchhaue zu machen und Bäume zu fällen, wie und wo ich wollte, und das ist ein Hauptvergnügen.

Im Juni wird es garnicht Nacht und man spaziert bis zwölf Uhr im Garten umher, wo die Siringen köstlich blühen und duften.

O wenn doch Vaterchen mit uns ging!

Elfter Abschnitt.

Poll und Petersburg.

Lilla an Krummacher und dessen Frau.

Dresden, am 20. Juli 1827.

Mein sehr geliebter Bruder, meine teure, liebe Schwester!

Ich setze mich hin zum Schreiben und weiß es nicht, wie ich beginnen soll, denn ach! das schwere Stündlein, das Sie vor sich sahen, ist nun bereits vorüber, und Sie sind getrennt von dem lieben, lieben Kinde, das der Herr aus Ihrer Hand in unsre Hände giebt! Als ein Kleinod, uns von Gott und Ihnen geschenkt, werde ich die Tochter empfangen, das Kind meines Herzens, an deren Hand mein Wilhelm seinen vielleicht mühseligen Weg durchs Leben gehen wird. — Doch, mag er mühevoll sein, ist er nur dabei selig, so ist es gewiß der rechte Weg, den der Herr ihm selbst vorgezeichnet hat, und den er an seiner Hand sicher und ohne Wanken gehen darf, begleitet von seinem Lebensengel.

Möchte nur aller Trost, alle Freude von oben herab Sie erquicken, Sie lieben Eltern! Der Gedanke schlägt mich nieder, daß Sie weinen, indes mein Herz vor freudiger Erwartung bebt, und meine Loblieder möchten sich oft in Klagelieder verwandeln, gedenke ich Ihrer dabei, und ich gedenke Ihrer als der Trauernden öfter als der Reisenden, die ich so sehnlich erwarte.

Die Sendung mit der Post ist unbeschädigt angekommen, aber lächeln mußte ich über die Schönheit und Pracht dieser Sachen (besonders bei den freudigen Ausrufungen der Herren auf der Post), die wahrscheinlich Hochzeitsgeschenke von Freundinnen sind, bei Wilhelms bescheidenem Anfang. Und doch freute mich's, denn nur die Liebe der Freunde leuchtete mir daraus hervor — nicht die Prachtliebe —

die auch übel angewendet wäre bei unsern Kindern, die als wandernde Pilgrime durch die Welt eilen müssen, leicht geschürzt und ohne Gepäck.

Wissen Sie auch, lieber Aetty, daß ich immer lachen muß, wenn Sie in Sorgen sind wegen der großen Welt, in der Julie nun auftreten soll — bei meiner Mutter, Brüdern und Schwestern findet sie nichts als ländliche Einfachheit, in Sitten sowohl, als in der Kleidung und Worten und Werken, und in St. Petersburg wird sie mehr die Burg des heiligen Apostels als die große Kaiserstadt sehen, und als eine arme Malerfrau fürs erste still leben und mit der großen Welt gar nichts zu thun haben, wenn sie selbst sie nicht sucht . . .

Ja, sie sind nun beide nicht mehr in unsern Händen — sie sind in Gottes Hand! Er, der bessere Leiter, halte, schütze und leite sie — da mögen wir Eltern ruhig sein und freudig, denn unser Tagewerk mit ihnen ist vollendet, und sie sind nun unsresgleichen geworden, unsere Freunde und Mitpilgrime, die nun die Mühen und Sorgen, die wir für sie hatten, uns abnehmen und sich aufladen, damit wir leichter mit fortwandern können . . .

Der Aetty ging nicht mit nach Estland, doch begleiteten Vater und Mutter das junge Paar nach der Hochzeit, die am 18. Juni 1827 in Bremen stattfand, auf einer Rundreise zu den in Rheinland und Westfalen verheirateten Geschwistern. Nach einer weiteren Hochzeitsreise und einem Aufenthalt in Loschwitz, traten Wilhelm und Julie im Oktober mit Mutter und Schwester die große Reise an. Ein Brief von Julie an die Eltern erzählt von der beschwerlichen Fahrt, die im eigenen Wagen zurückgelegt wurde. Am 23. Oktober, ihrem Geburtstage schreibt sie von Memel aus:

. . . Ich schreibe Euch heute noch, so ermüdet ich auch von den Strapazen des heutigen Tages bin, um meine Geburtstagsfeier dadurch noch zu erhöhen. Ich habe diesen Tag am Strande der Ostsee, am Kurischen Haff und sogar auf demselben gefeiert und durchlebt. Wir fuhren heute Morgen um drei Uhr aus, nachdem wir die Nacht in einem öden, zwischen Kurischem Haff und Meer gelegenen Posthause zugebracht hatten, um erst abends hier anzukommen. Unser Weg führte anfangs durch dicken Sand, bis sich uns das Meer in seiner Pracht zeigte, und wir uns, obgleich es noch dunkel war, dem Strande zuwandten und den größten Teil des Tages dicht an demselben hinfuhren, so daß unsre Räder oft von den Meereswellen bespült wurden. Ich kann wohl sagen, daß ich anfangs nicht ohne Furcht war, doch gab sich dies bald, und ich konnte mich am Anblick

des Meeres ungestört und von Herzen freuen. Das Meer war, obgleich die Luft keineswegs still war, dennoch zu unsrer Freude recht ruhig, wie Mutter und Wilhelm sich nicht erinnerten, es früher gesehen zu haben. An ein Haus und warme Gaststube war nicht zu denken, wir hatten uns daher mit Speise und Trank versehen und ließen es uns in den Sandwüsten und am Meeresstrande ganz herrlich schmecken in der Zeit, da unser Wagen von Pferden und Menschen verlassen war, und wir aus der entfernt gelegenen Station neues Gespann erwarteten. Das Ende unsrer heutigen Tour war, daß wir hier vor Memel, am Haff, wieder unsrer Pferde beraubt und den Menschenhänden mit Wagen und Gepäck übergeben wurden. Sie hoben unsern unerhört schweren Wagen mit lautem Geschrei in einen großen Kahn, und so fuhren wir über das Haff hierher nach Memel und endlich, von fünf Schiffsknechten gezogen, in dies Wirtshaus, nachdem wir in diesem Aufzuge beinah alle Straßen Memels durchfahren hatten. Mir erschien dieser Triumphzug als etwas ganz Neues und nie Erlebtes, höchst wunderbar und komisch, vorzüglich wenn bei Abhängen die baumstarken Männer mit dem schweren Wagen, an dem sich kurz vorher im Sande sieben Pferde müde gezogen, in Galopp gerieten oder in einer Straßenrinne stecken blieben. Wie glücklich wir uns heute Abend hier in dem Wirtshause beim warmen Thee und in der geheizten Stube fühlen, nachdem wir den ganzen Tag am Meeresufer jämmerlich gefroren und nichts Warmes genossen hatten, kann ich Euch gar nicht beschreiben. Da haben wir denn auch mit Gemütlichkeit meinen Geburtstag gefeiert . . .

Was ich Euch von der übrigen Zeit, die wir unterwegs sind' erzählen könnte, ist auch nur Gutes und Erfreuliches. Der Herr war uns von der ersten Stunde unsrer Abreise väterlich und sichtbar nahe; er gab uns freundlichen Sonnenschein und sorgte, daß uns kein Unfall, weder bei Tag noch bei Nacht, begegnete . . .

Das Wetter hat sich sehr verändert, die Kälte zugenommen . . . wir haben uns indessen mit warmer Kleidung versehen und haben einen Wagen, so warm und heimlich, wie ein kleines Stübchen, in Gestalt der Bremer Staatskutschen. Ich bewundre recht die Mutter, wie sie bei ihrer schwächlichen Gesundheit alle die Strapazen der Reise, das Fahren durch Tag und Nacht so sehr gut übersteht und verträgt und sogar bei dem allem immer noch die Munterste und Regsamste von uns allen ist. Ihre außerordentliche Lebhaftigkeit, ihre Sorgsamkeit für alles wird durch nichts gestört und geschwächt und bleibt sich immer gleich. Der Mutter Sorgfalt und Pünktlichkeit erinnert mich sehr oft an Dich, mein liebes Mutterchen, was mir

immer große Freude macht. Sie liest auch so gern wie Du im Jesus Sirach und in den Sprüchen Salomonis, woraus sie uns in Loschwitz fast jeden Morgen vorlas . . .

In Poll aufs liebevollste aufgenommen, weilte das junge Paar nebst Mutter und Schwester fast zwei Jahre im dortigen großen Familienkreise. Es war ein ideales Leben in ländlicher Freiheit und inniger Freundschaft. Aber auch diese schönen Tage wurden durch großes Leid getrübt. Die liebe Hausfrau, Lillas Schwester, Wilhelms so hoch verehrte und warm geliebte Tante Sophie Stackelberg ging heim und ließ das ganze Haus, vor allen ihre drei Töchter, in tiefster Betrübnis zurück. Bald nach diesem Todesfall, im Januar 1828, ging durch die Geburt von Wilhelms erstem Kindchen den Trauernden wieder ein Freudensternchen auf. Doch nach einem sehr anmutig verlebten Sommer mußte das junge Elternpaar sich trennen, da Wilhelm nach Petersburg ging, um dort Arbeit und eine bleibende Stätte für seine Zukunft zu suchen.

Die Mutter schreibt ihm vor seiner Abreise aus Friedheim, dem ländlichen Besitz Karl Kügelgens bei Reval, im August 1828:

„Wenn der Mutter Segen den Kindern Häuser erbauen hilft, so muß Dein Haus fest erbaut werden im Glauben und im Segen, denn zwei Mütter, dazu noch eine Mutter Emilie und eine fromme Großmutter helfen daran bauen, und ihr Segen muß wirksam sein, da er im Namen des besten Herrn und in seinem Geist erteilt wird. Nun sorge Du dafür, daß weder der Hochmut noch der Eigenwille mit in dieses Haus ziehen — sondern neben dem Mut die Demut und neben dem Fleiß der Glaube an eine höhere Hilfe — wie neben dem Ernst die freundliche Güte. Denn dann wird Dein Haus so fest stehen, daß selbst ein Simson Dir es nicht einreißen kann." —

Der furchtbare Eindruck beim gewaltsamen Tode seines Vaters hatte Wilhelms weiches Gemüt dergestalt erschüttert, daß er sich in Jahren nicht davon erholen konnte, ja man kann wohl sagen, daß ein Nachhall dieses heißen Weh's durch sein ganzes Leben zog.

Daher ist es zu erklären, daß er in St. Petersburg wie schon in Rom an einem fast krankhaften Heimweh litt, während man ihn durch das liebreichste Entgegenkommen verwöhnte. Hätte er an Leib und Seele gesund, mutig und freudig ans Werk gehen können, so würde es ihm ohne Zweifel ebenso wie seinem Vater gelungen sein, sich schnell Namen und Vermögen zu erwerben. Aber schon die Reise von Poll nach Petersburg war durch besondre Umstände so anstrengend, daß seine Nerven sehr litten; so kam er sehr angegriffen in der Kaiserstadt an, deren ungesunde Luft auch ungünstig auf sein Befinden

wirkte. Daneben war das glänzenden Leben der großen Welt, in das er sogleich hineingezogen wurde, seiner innersten Neigung zu sehr entgegen. Zwar fand er daneben Umgang und Freundschaft mit ausgezeichneten Menschen, lebendig gläubigen Christen, und darin viel Genuß und Gewinn, aber dennoch — er hielt nicht aus und erkannte es dankbar, daß die Umstände ihm zu Hilfe kamen, so daß aus der dauernden Ansiedlung in Petersburg nichts wurde.

In Gesellschaft zeigte er sich zwar stets unterhaltend, heiter und voller Humor, doch die Briefe an seine Frau und Mutter sind durchzogen von tiefer Melancholie und heißer Sehnsucht.

Seine Wohnung schildert Wilhelm sehr reizend: „Dicht vor meinen Fenstern vorbei strömt die kaiserliche Newa, und gegenüber sehe ich eine prachtvolle Front Häuser, so weit das Auge reicht — die Kunstkammer, die Akademie, das Kadettenkorps und Seekadettenkorps wo Krusenstern wohnt. Für zehn Kopeken fahre ich mit dem Kahn hinüber und bin also ganz nah von meinen Freunden in Wasili-Ostrow. Gerade zu meinen Füßen liegt das große englische Dampfboot, welches zwischen hier und Lübeck geht. Du kannst Dir denken, mit welchen Gefühlen ich dies Dampfschiff betrachte — vierhundert Rubel aus meiner Brieftasche genommen, drei Schritt ins Schiff und in vier Tagen steige ich in Deutschland ans Land!"

Wilhelms Hauswirt war ein Engländer, Herr Venning, ein weitgeförderter Christ, und seine Frau eine fromme Seele „mit einer stillen, freundlichen Würde wie die Gräfin Dohna" — sagt er von ihr, die ihn bat, sich mit all seinen Anliegen vertrauend an sie zu wenden, wie an eine Mutter. Nachdem er hierüber den Seinigen geschrieben, antwortet er der Schwester auf ihren darauf bezüglichen Brief: „Du bist ein geistreiches Mädchen, nur schade, daß Du die Engländer so liebst. O Adelheid, Adelheid! — ich freue mich, daß mir fromme Christen ihr Haus aufthun und Du — freust Dich vor allem, daß es Engländer sind!" —

Und nun denk Dir, liebe Julie, — schreibt er weiter an diese — welche Freude mir wurde. Ein freundlicher junger Mann trat plötzlich zu mir ein, sagte, er wär ein Freund von Treviranus, heiße Sengbusch, sei drei Jahre in Bremen gewesen und wünsche mich kennen zu lernen.

Da der Mensch wirklich so gut wie ein Engel aussah, nahm ich ihn gleich bei der Hand, zog ihn ins Malzimmer, gab ihm eine Pfeife und zeigte ihm meine Bilder, die er über die Maßen lobte. Wir setzten uns, fingen an zu reden, ein Wort gab das andre, und bald hatten wir uns als Christen erkannt. Ich kann Dir garnicht sagen,

wie wohl mir wurde, ich konnte mein Herz ausschütten, wir umarmten und küßten uns brüderlich. So hatte mir der liebe Gott einen christlichen Bruder ins Zimmer geführt, da ich versäumt hatte, die Leute aufzusuchen. Vor ein paar Tagen war ich zwar bei Sch. und fand in ihm auch einen gläubigen Mann und einen Verehrer Deines Vaters, und nun schickt mir Gott diese liebe freundliche, jungfräuliche Seele, einen Freund, der noch dazu in einem Hause mit mir wohnt! Nun denke Dir Julchen — grade in ein Nest von Christen setzt mich Gott hinein — o welche Treue!

Heute morgen ging ich mit Sengbusch in die Kirche; wir halten uns zur Herrenhuter Gemeinde, welche einen gläubigen Prediger hat. Der erste volle protestantische Kirchengesang, den ich seit Dresden hörte, und die Gemeinschaft mit so vielen gläubigen Seelen erbaute mich sehr. Die Predigt war für mich gemacht, tröstend und stärkend. Zu Haus fand ich Deinen Brief, er paßte zur Predigt, ja er war noch besser als diese und erquickte mich recht. O Julie, Gott sei Dank, daß Du mein Weib wardst — du kräftige, herrliche Seele. —

Wenn Du nur hier wärst, daß ich Dir erzählen könnte. Sengbusch ist mir auf meinem Lebenspfade eine höchst merkwürdige Erscheinung. Er sagt, wie er mich gesehen hätte, habe er gleich Gott gedankt und gedacht: Das ist der Freund der dir immer gefehlt hat. Er ist von der Liebe zum Herren durchglüht, es ist eine Freude, ihm in die Augen zu blicken. Dabei ist er so bescheiden und demütig wie ein Kind, all sein Hab und Gut wollte er mir zur Verfügung stellen, im Fall ich einmal in Verlegenheit käme!

Mir ist es, als wenn Gott mir seinen Engel gesandt hätte, denn er sorgt für mich, wie der Engel für den jungen Tobias. Das muß ich aber auch noch sagen, daß er sehr schön und groß und grade ist und die Uniform des Regierungsbeamten ihm trefflich steht.

Dennoch schreibt Wilhelm etwas später:

„Sengbusch hat mir eigentlich eine sehr fremde Natur, aber die aufrichtige Liebe zum Herrn, die wir beide gemein haben, bürgt mir für unsre Freundschaft. Das Fremdartige besteht bei ihm in einem Mangel an Genialität und hat also bloß den Nachteil für mich, daß ich mich über manche Dinge nicht verständlich machen kann, sonst hat der Mann mir etwas sehr Anziehendes."

Darauf schreibt die Mutter, nachdem sie ihn sanft zurecht gewiesen wegen des versäumten Tischgebets:

„Ich weiß es, Du wirst Deiner Mutter nicht übel nehmen, was einem Tadel sehr ähnlich sehen könnte, auch war es kein Tadel, sondern eitel Mutterliebe, die aus mir sprach. Mußte ja selbst ein

David um ein neues Herz und einen gewissen Geist bitten; er, der schon als Jüngling erwählt und gewiß ein Liebling des Herren war, da man ihn einen Mann nach dem Herzen Gottes nannte. Du bist genial und poetischer Natur, wie meist alle wirklichen Künstler waren und sind, d. h. du hast ein bewegliches Gemüt, einen feurigen Geist, der im siebenten Himmel unter Engeln schweben, aber auch bald in Trübe und Finsternis versenkt werden kann — ich danke also Gott, daß der liebe Freund, den Er selbst Dir sandte, ein ruhigeres Gleichgewicht hat, nicht mit Dir fliegen, aber auch nicht mit Dir versinken wird — sondern in immer gleicher, lebendiger Liebe mit Dir zu den Füßen Jesu sitzen wird, denn nicht allein für Maria, auch für die Männer schickt es sich, zu diesen heiligen Füßen zu sitzen. Eure Freundschaft, lieben jungen Männer, die der Herr lieb hat, wird um so dauerhafter sein. Denke an David und Jonathan, wo gab es eine innigere Freundschaft! David war der feurige Dichter und der Jüngling, der schon Bären, Löwen und Riesen bekämpft hatte — von Jonathan weiß man keine genialen Gedanken, aber nicht geringer, sondern wahrhaft göttlich war die Seele zu nennen, die den Freund so lieben, verteidigen, bewahren konnte, auf dessen gesalbtem Haupt einst, wie er wußte, die Krone seines Vaters ruhen sollte, die eigentlich Jonathan selbst hätte erben sollen. Und so nur konnten diese Jünglinge ein Herz und eine Seele werden."

Bei Erwähnung der geistlichen und geistigen Dürre, in der ein Verwandter lebte, schreibt sie weiter:

„O Ihr glücklichen, glücklichen Kinder, wie seid Ihr schon in früher Jugend gelabt und genährt worden. War das Euer Verdienst? — Nein! — Aber Eure große Verdammnis würde es sein, könntet Ihr, möchtet Ihr jemals den schmalen Weg des Kreuzes verlassen, um den breiten, lustigen und doch so schrecklichen der Welt zu wandeln.

Nein, das werdet Ihr nicht; der tröstende, aber auch strafende Geist wird Euch liebend und gewaltsam zurückhalten vom Verderben; denn seid Ihr nicht sein Eigentum von Mutterleibe an gewesen? und wird Eure Mutter je aufhören, für Euch zu beten — und Roller, die Gräfin Dohna, Schubert und so viele — werden sie je aufhören?" —

Neben Wilhelms eigner Persönlichkeit war es wohl das seinem Vater noch lebendig bewahrte Andenken, was ihm schnell die Thüren und Herzen öffnete. Einflußreiche Männer, wie Pessarowius, Beck, Krusenstern, Aderkas, Parrot ꝛc. ꝛc. hießen ihn ein für alle Mal willkommen, und in deren Häusern knüpfte er immer neue Bekanntschaften an. „Jetzt habe ich mich schon gehörig entwickelt", schreibt er, „von einem Ende der Stadt bis zum andern, und es fehlt mir nun so

wenig an Bekannten, daß ich sechs Mittage in der Woche außer dem Hause speisen kann, wenn ich will.

Verschiedene Fürstinnen gaben ihm Audienz, bestellten ihre Bilder, luden ihn zur Tafel. — Einiges davon mag seine eigene Feder schildern:

„Bei der Fürstin Potemkin, von der mir Pessarowius gesagt hatte, sie sei eine sehr christliche Frau und interessiere sich für mich, fand ich einen Hofstaat nach der altrussischen Art mit einem Zwerge und ungeheurer Dienerschaft. ... Ich zeigte ihr Großmutters und Dein Bild als Probe meiner Arbeit. Zuerst als ich Deins vorzeigte, rief sie aus: „Ah comme ello est jolie!“ Du kannst denken, wie mir das schmeichelhaft war — als sie aber Großmutter sah, war sie ganz entzückt, und alle ihre sie umgebenden Damen strömten herbei und lobten gewaltig. Die Potemkin sagte, sie würde mich bei allen ihren Bekannten empfehlen und gab mir ein kleines Aquarellbild zu kopieren, was ich auch übernahm, nur um Gelegenheit zu haben, wieder hinzukommen.

Gestern Abend war bei Mayers*) Konzert. Denke Dir, zwanzig Musiker, die lauter klassische Sachen aufführten, als von Spohr, Beethoven und Mozart, auch von Mayer trugen sie einige recht gefällige Sachen vor. Der Guitarrenspieler Stohl aus Wien gab auch etwas zum besten mit Begleitung des vollen Orchesters — denke dir die arme Guitarre mit Pauken und Trompeten. Die Pauke schlug Mayer selbst sehr con amore. Mitten in die Musik kam plötzlich die Fürstin Kurakin hereingerauscht in feuerroter und gelber Seide, einer Haube, deren Schleifen fast bis zur Decke gingen, einer armesdicken goldnen Kette und einer Miene voll Huld und Gnade. Alles beugte sich bis zur Erde, und die Fürstin begab sich ins Nebenzimmer, wo sie die Musik mit anhörte. Sie hatte der Mayern einen echten türkischen Shwal mitgebracht, welche außer sich vor Freude geriet und der Fürstin Hände aus Dankbarkeit fast auffaß. Nun quälte mich die junge Mayer aufs dringenste, ich sollte hineingehen und der Fürstin etwas die Kur machen — aber, da diese Dame kein Wort Deutsch versteht, so kannst Du Dir denken, wie ich mit meinem mangelhaften Französisch verlegen war — endlich entschloß ich mich keck, ging zu ihr hinein und fing an von der Guitarre und Musik und von meinen Bildern, und die Mayer half mir immerfort, so ging es prächtig, daß das Ende vom Liede war, daß die Fürstin mich zu sich zu Mittag einlud — „nun,“ sagte die Mayer, „sehen Sie, das

*) Charles Mayer, Komponist und Klaviervirtuose.

hab ich gewollt, nun ist alles gut, nun können Sie hingehen, so oft und viel Sie wollen, und ist Ihnen der Weg in die vornehmsten Häuser gebahnt." — Ich bedankte mich mit allen französischen Worten, die ich wußte und zog mich, um den guten Eindruck nicht wieder zu verderben, in den Saal zurück, wo viele recht angenehme Leute zusammen waren. Mayer spielte himmlisch gestern Abend, und ich fand, daß das Pianoforte sich ganz köstlich mit vollem Orchester ausnahm. Erst gegen zwei Uhr kam ich zu Bett.

Denk nur, eben, indem ich an Dich schreibe, stürzt Mamsell Mayer zu mir herein und sagt mir, sie sei eben bei der Oberstin Lichardoff gewesen, und diese wolle sich von mir malen lassen mit allen ihren Kindern. Mittwoch will sie selbst zu mir kommen, das Nähere zu besprechen.

Ich hoffe, daß alles gut gehen wird, nur selten befällt mich ein kleines Zagen. Es thut mir aber wohl, daß ich weiß, ich befinde mich hier auf dem Tummelplatze, ich kann hier etwas leisten, und somit bin ich hier auch viel vergnügter anzuschauen, als ich es in Reval war und auch in Poll — mit der Aussicht auf Petersburg! —

Und doch — du liebes altes Poll! ist mir's doch, als wär' ich ein Jahr weg . . .

Ich bin sehr verwöhnt, mich unter Menschen zu bewegen, die ich liebe und die mich wieder lieben. Die Tage in Poll waren doch schön, es war geistig und leiblich eine Art von Himmelreich.

Hätte mir damals Petersburg nicht vorgeschwebt, so wäre ich glücklicher gewesen, als ein sterblicher Mensch es verdient. Weihnachten können wir wieder recht vergnügt sein, wenn alles gut geht — ich freue mich so, daß mir das Herz brennt; wie wollen wir um den Lichterbaum spazieren mit Pfeifen und Müttern und Kindern und Frauen und Onkels! —

Eine Aussicht hat sich mir wieder gezeigt:

Mein Hauswirt Venning hat sein Handlungsgeschäft niedergelegt und widmet all seine Kräfte allein dem Herrn. Die Kaiserin-Mutter schätzte ihn sehr, und er fuhr oft an den Hof, um sich über dies und jenes mit ihr zu besprechen. Sie hatte ihm die Aufsicht über das Abuchowsche Narrenhaus, über die Gefängnisse, und ich glaube, auch noch über andere Institute, die unter ihr standen, gegeben.

Nun hatte die Kaiserin-Mutter im Irrenhause eine arme Wahnsinnige bemerkt, die ihr ganzes Mitleiden erregte. Eine Frau, die in der Schlacht von Borodino ihre beiden Söhne verlor, und als sie die Nachricht empfing, in den bewußtlosen Zustand verfiel, in welchem sie noch verharrt. Sie sitzt immer so da, als lese sie einen

Brief. Die Kaiserin besuchte sie selbst, brachte ihr einen Lehnstuhl, neue Kleider, denn sie ging halb nackend, ein Service mit allerlei Fleischspeisen und Früchten, sprach freundlich mit ihr und suchte sie auf alle Weise zu trösten. Venning, der gerade zugegen war, wurde durch diesen Zug ihres guten Herzens so gerührt, daß er nun wünscht, eine Zeichnung von dieser Scene zu haben, um sie dem Kaiser zu überreichen als Andenken an die wohlthätige Wirksamkeit seiner Mutter und hat mich gebeten, dies Bildchen zu machen. In sechs Wochen wird es dann dem Kaiser überreicht, nach dem Begräbnisse. Ist das nicht schön für mich? (Die Kaiserin-Mutter war kürzlich gestorben.) Ich habe nun, Chambeaus persönliche Bekanntschaft gemacht (er ist der Sekretär der Kaiserin), und er hat mir gesagt, wenn ich ihn brauchen könnte, so wäre er zu meinen Diensten. So hoffe ich denn nächstens durch ihn der Kaiserin ein Bild zu überreichen. In vierzehn Tagen giebt Venning die Zeichnung an den Kaiser ab, und zu gleicher Zeit möchte ich mein Bild auch an die Kaiserin bringen, so daß auf einmal von mir geredet wird, und dann wage ich vielleicht meine Bitte um eine Anstellung."

Darauf antwortet die Mutter:

„Möchte Dir Deine Arbeit gelingen und dem Kaiser das Herz bewegen, daß sein Auge auf Dir ruhen bliebe! Keines meiner Kinder darf ja reich werden, dazu hat Gott sie zu lieb. Aber so wie Er, der immer Gnadenvolle, Dir auch in Petersburg erst das geistige Brod in christlichen Freunden und in der reinen evangelischeu Lehre gereicht, so wird er Dir zu Seiner Zeit auch das irdische Brod geben, wie er es ja sogar hier diesen Winter Vögeln giebt, die Nahrung suchen unter meinem Fenster und sie finden."

„Vergangenen Sonntag," schreibt Wilhelm, „machte ich mit Sengbusch, Zweidinger und Collins eine Fahrt nach Peterhof, auf der Straße nach Poll. O wie ging mir das Herz auf in der freien Natur Gottes, es war ein schöner Tag, und ich war Dir sechsundzwanzig Werst näher — wir tranken die frische Luft in uns mit vollen Zügen und rannten und sprangen wie die Kälber, und ich befand mich so wohl, daß ich mir ein Riese schien. Das war der schönste Tag, den ich erlebte seit meiner Trennung von Dir und für meinen Körper wie für mein Gemüt höchst wohlthätig. Könnt ich mir doch alle Sonntage so ein Vergnügen machen; da fühlt man, daß man ein Mensch ist. Wie schön ist doch auch die flachste Gegend gegen solch ein Häusermeer wie Petersburg."

Die Fürstin Jussapow gab Kügelgen mehrere Sitzungen. „Sie bat mich" schreibt er, ich solle Sonntag früh kommen, um ihr Kind

zu zeichnen. Ich sagte, Sonntag ging ich in die Kirche und par consequence nicht zu ihr. Dies fand sie sehr schön, denn Du mußt wissen, daß auf ihrem Tisch wenigstens zwanzig kleine Christusbilder, eins accurat wie das andre, standen; sie meinte aber, ich sollte doch wenigstens nach der Kirche kommen, indem ihr Bruder bei ihr sein würde, welcher, da er im Kadettenkorps wäre, nur Sonntags abkommen könnte, und sie wollte gern, daß ich ihn sähe, damit ich eine Skizze zu seinem Porträt machen könnte, welches in Öl ausgeführt werden sollte. Nun denke Dir, wie angenehm; wenn sie selbst ähnlich wird, so habe ich ihren Bruder gewiß, und überhaupt so denke ich, werde ich sehr viel Bestellungen kriegen."

Eines Tages ließ der Finanzminister Kankrin den jungen Künstler zu sich rufen. „Halb zehn", heißt es, „stand ich schon im Vorzimmer mit einer großen Menge Herren, die alle mit dem Minister zu sprechen hatten. Bald trat er heraus mit seiner Tabakspfeife, sah sich im Kreise um, und so wie er mich erblickte, winke er mir und sagte: „Kommen Sie herein," worauf ich ihm mit der gespanntesten Erwartung in sein Kabinett folgte. Hier sagte er mir: „Ich habe Ihnen einen kleinen Vorschlag zu thun, der, wenn er Ihnen auch nichts einträgt, doch dazu dienen kann, den Kaiser aufmerksam auf Sie zu machen. Ich habe eine kleine Konkurrenz eröffnet, von mehreren Künstlern Zeichnungen zu einer Medaille zum Andenken der seligen Kaiserin-Mutter machen zu lassen. Wenn Sie nun etwas machen, was dem Kaiser gefällt, so werden Sie wohl ein kleines Geschenk bekommen, aber die Hauptsache ist, daß Sie dem Kaiser bekannt werden." Ich frug den Minister, ob er vielleicht schon eine Idee hätte? „Ach nein," sagte er, „ich habe keine Zeit, an so etwas zu denken, wenn ich mich nur damit beschäftigen könnte, so wollte ich am Ende etwas Gescheuteres machen, als alle die, die da Skizzen eingereicht haben, da liegt ein ganzer Pack." Nun sahen wir sie miteinander an, und es war allerdings solcher Schund, daß meine Zeichnungen, wenn sie auch ganz schlecht werden, doch immer besser werden müssen, als die andern, denn ich kann garnichts so schlechtes machen. Ich nahm also mit vielem Dank die Bestellung an und zeichne jetzt Medaillen, daß mir der Kopf brummt. Möchte mir's doch gelingen!

... Der Kaiser war neulich zwei Tage nacheinander im Seekadettenkorps und ist so zufrieden gewesen, daß Krusensterns höchst glücklich sind — bei der Gelegenheit lief ein kleiner Kadett dem Kaiser zwischen den Beinen durch. Kotzebue hat seinen Abschied eingereicht, und als er nun neulich im Admiralitätshof stand, wo sein Schiff gebaut wird, trat plötzlich der Kaiser herein, und Kotzebue warf seinen

Mantel ab und stand in der Uniform vor ihm. „Du bist krank," sagte der Kaiser, „reise nach Hause aufs Land und kuriere dich erst aus, deinen Abschied aber gebe ich dir auf keinen Fall, und nun nimm gleich deinen Mantel um, damit du dir nicht schadest." Kotzebue wollte noch was sagen, der Kaiser aber drang darauf, daß er erst seinen Mantel umnahm, und dann redeten sie über das Schiff . . .

Gestern ließ mich die Gesellschafterin der Fürstin Potemkin, welche auch, ganz wie ihre Herrin, meine Beschützerin spielen will, zu sich rufen und frug mich, ob ich wohl ein Ölbild in Aquarell kopieren wollte, ich müßte es aber im Hause machen, weil man das Bild nicht fortgebe. Sie meinte, ich könne bei der Gelegenheit recht bekannt in dem Hause werden, es sei beim Fürsten Galizin. Ich nahm es sogleich an, und sie schrieb mir einen Brief an Galizin, um mir die entrée zu erleichtern; ich werde nun hingehen, sobald meine Zeit es erlaubt, mit der ich bei den kurzen Tagen jetzt sehr beschränkt bin.

Jetzt stockt hier alles, indem die Newa nicht passierbar ist, da wir wieder Tauwetter bekommen haben; so bin ich von meinen thätigsten Freunden ganz abgeschnitten . . .

Stoffregen hat sein und seiner Frau Bild bei mir bestellt, aber die Tage sind so finster, daß man nichts machen kann; wenn nur Schnee käme und heitrer Himmel . . .

Auf einen in gedrückter, verzagter Stimmung geschriebenen Brief antwortet die Mutter: „Der alte Oberlin sagte: Alle Dinge müssen zum besten dienen, denen die Gott lieben — ja alle Dinge und Begebenheiten, traurige wie fröhliche, süße wie bittere — selbst die schweren Trübsale müssen denen zum besten dienen, die Gott lieben; zu ihrem wahren, ewigen Heil. Sie alle diese Leiden, und zwar die bittersten am meisten, sind uns Staffeln, auf denen wir von einer Stufe göttlicher Vollkommenheit zur andern emporsteigen, näher kommen der Vollbereitung im Glauben und Vertrauen zu Gott, im kindlichen und freudigen Gehorsam gegen seine Gebote, in der Demut, Sanftmut, Lauterkeit der Gesinnung, in der Freude am Wohlthun, in der Liebe und Reinheit des Herzens — mit einem Wort, in allen himmlischen Tugenden."

Du findest das Leben bitter, Wilhelm, und voller Täuschung — kannst Du Dich darüber wundern? Höre was auch hierüber Oberlin sagt: „Gleich mit der Geburt treten wir in den Tod ein, denn so hat unser Schöpfer und Vater unser jetziges Leben genannt, dies arme Leben des Scheines, voller Dornen, Qualen und Thränen. Gott hat dasselbe den Tod genannt und dieser ist es auch, seitdem die Menschen

von ihrem früheren herrlichen Zustand herabgesunken sind; seitdem sie ihr Herz von Gott hinweg zur Vergänglichkeit gewendet haben."

So sprach der herrliche alte Mann, als er eben seinen ganz apostolischen Sohn Heinrich begraben hatte. Und so wollen wir weder leichtsinnig darüber hinweghüpfen, daß wir im Thal des Todes sind, noch bis zur Ermattung darüber jammern, daß wir noch da und nicht schon im Himmel sind — sondern folgen wollen wir der freundlichen Stimme des Hirten, der uns zu sich ruft und alle Hindernisse niederkämpfen, die uns von Ihm entfernen — nicht weinen — nicht murren, sondern kämpfen — kämpfen bis in den Tod, das ist unsre Aufgabe. Und haben wir etwa etwas besseres verdient, als Kampf und Streit mit den Mächten des Verderbens? Wie freudig kämpfte Napoleons alte Garde, wenn er sie anführte, und sollten wir nicht vielmehr freudig kämpfen, da nicht ein sterblicher Mensch, ein Sünder uns anführt, sondern Jesus Christus in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit für uns streitet, wenn wir ihm folgen. Darum erheitre Deine Stirn und sei dankbar, sei fröhlich, mein armer guter Sohn und komm bald zu Deiner Mutter.

Wilhelm an Julie.

Donnerstag vor acht Tagen war mein Geburtstag, ein Tag, vor dem ich mich diesmal gefürchtet hatte, der mir aber durch Gottes Gnade recht gut und angenehm vorüber ging.

Den Abend vorher hatte ich Sengbusch und Collins zum Frühstück eingeladen. Als ich nun an meinem Geburtstag früh aufgestanden war, sagte ich zu Alexander (dem Diener), er solle zum Bäcker laufen und Zwieback kaufen und zusehen, daß er auch Kringel bekämen.

Indem ging die Thür auf, und ein Bedienter brachte einen herrlichen großen Butterkringel, mit Blättern und Blumen recht geburtstaglich verziert. Alexander war darüber garnicht erstaunt, sondern legte gleich seine Mütze weg und sagte ganz naiv: „Da kommt schon der Kringel." Diese freundliche Überraschung kam von Sengbusch, der immer darauf bedacht ist, mich zu erheitern und mir Freude zu machen. Nach einer Weile, es war noch dunkel, kamen auch die beiden Freunde in mein Zimmer, das sich mit dem Kuchen und den beiden Lichtern, die ich ihm zur Seite gestellt hatte, ganz vortrefflich geburtstagsmäßig ausnahm. Die Fensterladen waren noch zu, und es war sehr heimlich im Stübchen. Wir setzten uns nun an den Tisch, und Collins las auf meine Bitte erst das Lied: „Wach auf mein Herz und singe" und dann die Losung: „Der Herr ist meine Kraft." Darauf bedeckte er das Gesicht mit der Hand und

betete laut sehr herzlich und mit vieler Salbung. Bald, nachdem er ziemlich allgemein gesprochen hatte, ging er auf mich über und machte mein Heil und Wohlergehn zum Gegenstand seines Gebets und zuletzt betete er mit besonderer Herzlichkeit auch für Dich und unsre kleine Bertha, was mich so bewegte, daß ich die Thränen nicht länger zurückzuhalten imstande war. Als er Amen gesagt, fielen wir uns um den Hals und mir war sehr wohl, denn ich hatte Gottes Frieden. Darauf frühstückten wir bei angenehmer Unterhaltung — nun machte ich die Fensterladen auf, und das Zimmer wurde festlich vom Frührot beschienen, der geforene Fluß lag unter uns wie ein großer Gletscher, und die gegenüberliegende Seite glänzte rötlich im Schein der eben aufgehenden Sonne. Wir entzündeten unsre Pfeifen, traten ans Fenster und schwatzten noch eine Stunde, worauf jeder an seine Arbeit ging.

Die Trauer (um die Kaiserin-Mutter) kommt mir so in die Quere, daß ich ziemlich unnütz hier bin. Die Trauer-Etiquette füllt den Leuten hier die Zeit so aus, daß sie an garnichts anderes denken können, am allerwenigsten an einen Maler; so hatte ich neulich schon die Idee auf sechs Wochen nach Poll zu kommen und da die schwerste Trauer abzuwarten und freute mich ungeheuer über den Gedanken. Aber es ist doch klüger, ich benutze die Zeit hier, wenn auch zu weiter nichts, als immer bekannter zu werden und verspare mir die Freude auf Weihnachten — und wenn's dann auch nicht zu Weihnachten wär — was ich nicht hoffen will — so wird's doch bald danach sein, denn ich will erst abwarten, daß der Kaiser mein Wahnsinnigen-Bildchen erhalten hat, weil ich immer hoffe, er wird mir dann doch irgend ein Zeichen seiner Gnade gewähren. Wenigstens kann ich dann doch eher um eine Anstellung bitten, wenn mein Name ihm bekannt ist, und die erste Arbeit, die er von mir gesehen, ihm gefallen hat.

Ein Maurermeister, wird erzählt, habe den Kaiser gebeten, ihm zu erlauben, das Grab der seligen Kaiserin-Mutter, die er so sehr geliebt, auf seine Kosten zurechtmachen zu dürfen. Als dies dem Kaiser unterlegt wurde, war er sehr gerührt und verlangte den Mann selbst zu sehen, den man dann auch vor ihn führte. Als er vom Kaiser wieder herauskam, frug man ihn, was der Zar mit ihm geredet habe. „Das weiß ich nicht" sagte er, „denn ich war so benommen, daß ich von Himmel und Erde nichts wußte, als der Kaiser zu mir trat; aber das weiß ich, daß er mich dreimal geküßt hat, und das werde ich im Leben nicht vergessen."

Von der Kaiserin-Mutter erzählt man herrliche Dinge, sie muß eine vortreffliche Frau gewesen sein. Sie hat den Kaiser sterbend

gebeten, er möge sich doch ihrer Anstalten annehmen und ihre Stelle vertreten, was der Kaiser auch versprochen haben soll.

Er ist auch schon im Hospital gewesen, hat sich alles genau angesehen und dem Inspektor befohlen, wenn Verbesserungen zu machen wären, ihn gleich davon zu unterrichten — sonst sollten sie aber alles in dem Stand und der Ordnung lassen, wie seine Mutter es eingerichtet hätte. Die Kaiserin hatte eine Million Einkünfte und verwandte davon neunhunderttausend jährlich zu wohltätigen Zwecken, so wird wenigstens hier allgemein behauptet.

Die letzten Briefe aus Petersburg fehlen; man sieht aber aus den angeführten Bruchstücken, daß Wilhelm alle Chancen gegeben waren, zum Ziel zu gelangen. Zuweilen war er auch voll bester Zuversicht, dann wieder ganz mutlos, namentlich als es den so vielvermögenden und ihn so lebhaft protegierenden Freunden vor der Hand unmöglich wurde, Audienz beim Kaiser und der Kaiserin zu erlangen, um Wilhelms Zeichnungen vorzulegen. Er setzt seine Hoffnung nun allein auf den Herrn und sagt:

„Gott führt die Seinen wunderbare Wege, er schlägt die wund, die an ihm hangen und auf ihn hoffen, aber des Lebens Entwickelung liegt jenseit des Grabes. „Seid ihr doch darum nicht hier, daß ihr Erden haben sollt" sagt Paul Gerhard. Ich meinerseits befehle dem Herrn meine Wege, er wird's wohl machen — er ist ja reich und kann wohl helfen, wenn die Seinen wirklich der Hilfe bedürfen."

Jakobs Kampf.

Petersburg 1829.

Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn,
Denn ich will ungesegnet nicht weiter gehn.
Und ich kämpfe mit Gott und mit Menschen aufs Blut
Um den Segen, das höchste und herrlichste Gut,
Und ich muß überwinden und siegend stehn
Denn ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.

Ich rang bei der Nacht wohl mit einem Mann,
Bis endlich der Morgen zu grauen begann,
Ich kämpfte bei Nacht in dunklem Gericht
Hart gegen ein himmlisches Angesicht —
In nächtlichem Dunkel, in Todesnot
Mit dem Engel des Herrn, dem starken Gott.

Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn,
Denn ich hab' in das Auge des Himmels gesehn,
Und ich halte den Engel des Lichts mit der Hand
Und habe das Antlitz des Herrn erkannt.
Und soll meine Kraft und mein Wesen vergehn,
Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.

Zwölfter Abschnitt.

Wieder Daheim.

Nach drei bis vier Monaten kehrte Wilhelm nach Poll zurück, um einige angefangene Bilder zu vollenden, ging aber nicht wieder nach Petersburg, sondern trat im Frühjahr mit den Seinigen die Heimreise nach Dresden an.

Ein Ausspruch des Arztes, daß die bedenklich leidende Mutter einen weiteren Winter in Estland nicht würde überleben können, machte allen Fragen und Zweifeln, ob man bleiben oder in die deutsche Heimat zurückkehren solle, ein Ende.

Nach einem tiefschmerzlichen Abschied von den teuren Verwandten, einer beschwerlichen Reise zur See und einem Besuch bei den Bremer Eltern langten Kügelgens glücklich in Dresden an, zu allgemeiner freudiger Überraschung; denn es war ein Gerücht verbreitet worden, sie wären alle im Meer ertrunken, und dieses hatte ihren Freunden viel Jammer und Herzeleid bereitet.

Zunächst zogen sie nach Loschwitz, wo die schon in Poll vielfach leidende, jetzt durch ihr Befinden Besorgnis erregende Adelheid sich erholen sollte.

Die Mutter schreibt ihren Kindern Gerhard und Elmine in Bezug darauf:

Loschwitz, am 19. September 1829.

Doch hoffe ich immer noch, ihre Jugend, ärztliche Hilfe und Pflege werden sie mit Gottes Beistand erhalten, denn mein armes, übriges, mir vielleicht von Gott geschenktes Leben wäre doch sehr verödet ohne dies Kind. Sollte aber der Herr es anders mit ihr vorhaben und mir auch den Schmerz noch auferlegen, sie voran gehen zu sehn — so schweige ich, denn immer weiß doch nur Er am besten, was ihr gut ist und mir heilsam. Ihre Seele ist frei von

jeder Leidenschaft und hängt kindlich am Herrn, und so möge denn sein Wille an ihr auf die eine oder andere Weise erfüllt werden ...

Adelheid an ihre Schwägerin Elmine in Friedheim-Reval.

Dresden, den 10. November 1829.

... Es war doch eine schöne Zeit; besonders beglückt es mich, daß ich Dir zuletzt noch so viel näher gekommen bin; so erkenne ich mit Dank, daß Gott uns diese wenigen Tage in Friedheim schenkte, die in meiner Erinnerung lange nachleben werden.

Das war besonders herrlich, daß Ihr uns den Abschied nicht erschwertet, sondern uns getrost und freudig ziehen ließet. War doch kein andres Auskunftsmittel zu finden, und nun alles überstanden ist, müssen wir Gott loben und preisen für alles, was er an uns gethan hat. Könntet Ihr, lieben Geschwister, doch einen Blick zu uns hinüber thun in das ferne und doch so heimische Land! Ach — mir ist ganz unaussprechlich wohl, an der Mutter Herde, an der Mutter Brust. Wer dies so lange entbehrt hat, wie ich, kann mein Entzücken erst begreifen. Ihr lieben Geschwister müßt mir das nicht für Liebloſigkeit gegen Euer Land auslegen; ich hätte mich ja da eben so heimisch gefühlt, wäre ich glücklicher gewesen, und das konnte ich ja nicht sein, wenn ich sah, wie meine Mutter ihre Gesundheit hinopferte und ich selbst krank an Leib und Seele meine Tage träumend zubrachte.

Mit Mutter ist wahrlich ein Wunder geschehn, und ihr Wohlsein sei Euch Belohnung für Euer großmütiges Entsagen ihrer Nähe. Sie hat nicht allein die furchtbar angreifende Reise, wo wir gegen alle Elemente zu kämpfen hatten und den bösen Abschied, sondern auch alle Unruhe, die ihrer hier wartete, glücklich überstanden. Meine Krankheit hatte der lieben Mutter nicht wenig Unruhe und Not gemacht. Sie hat, wie sie hernach gestand, gefürchtet, ein Nervenfieber zu bekommen, so erschöpft fühlte sie sich, und das war wohl kein Wunder. In Loschwitz ward uns beiden wohl, nach der vielen äußern und innern Unruhe war die heilige Stille, die in diesen friedlichen Bergen herrscht, wie ein Vorschmack des Himmels. Mir war wie einem Hündlein zu Mute, dem der Herr nach der Jagd ein still Plätzchen anweist, wo es sich verpusten kann, bis ihm das Herz nicht mehr so gewaltsam schlägt. Wirklich war ich so matt, als hätte ich eine große Jagd überstanden, dachte wohl nie wieder zu Kräften zu kommen, hatte auch bisweilen einige Todesgedanken, mein Herzchen, die aber bald verschwanden, als mein unmäßiger Appetit mich überzeugte, daß es mit dem Tode wohl noch kein rechter Ernst sein

mochte. Ich weinte vor Hunger, wenn Minchen nicht sogleich mit der Griessuppe fertig war und verwandelte mich so in kurzem aus einem Gerippe in einen Nußwurm. Ach und meine süße Mutter — wie hat sie mich gepflegt. O Elmine, es ist himmlisch, sich von einer Mutter pflegen zu lassen; das hast Du auch empfunden; diese Liebe, die wir da empfangen, muß allein schon heilen. —

Ihr lieben Geschwister entwerft mir ein so liebliches Bild von Eurem Leben, das durch die willkommene Ankunft des kleinen Wilhelm so sehr an Reiz gewonnen hat, daß ich mich gedrungen fühle, ein gleiches zu thun, so viel sich sagen läßt von einem so jungen, eben begonnenen Leben. Es ist so unbeschreiblich lachend, so himmlisch selig, daß ich zittere für seine Dauer. Es ist fast zu schön für diese Erde. Doch Er, der Regen giebt und Sonnenschein, weiß auch, wann Schmerz und wann Freude dem Herzen gut ist. Er, der das Unwetter über unsre Häupter ziehen ließ, hat nun seinen Friedensbogen über uns ausgespannt, Er decket uns mit seinen Flügeln, und wir ruhen unter seinem Schatten. Doch es ist unmöglich, alles zu beschreiben, darum will ich von dem innern Glücke schweigen, wovon Dir die Gefühle Deiner eignen Brust erzählen mögen und will mich begnügen, ein Bild des äußeren zu entwerfen. Dicht neben Mutters Wohnzimmer ist mein reizendes Stübchen, das die Krone aller übrigen ist, an Geschmack sowohl, als an Wohnlichkeit. Hier schlafe und arbeite ich, doch steht die Thür immer offen, so daß ich mit Mutter reden kann. Der Vormittag geht unter allerlei, bald ruhigen, bald unruhigen häuslichen Verrichtungen hin; ist es Sonntag, so kommen Julchen, Wilhelm und Berthali zu Mittag, die ich mir immer ein Vergnügen mache, recht zu traktieren; das sind dann immer gar frohe Tage. — Nach Tisch lauf ich oft auf einen Sprung zu Julchen, die reizend mitten in einem Garten lebt; hier empfängt mich allezeit die Freude, und ich komme vor dem Tändeln mit Bertha, die mir dann garnicht vom Schoße will, fast nicht zu einem vernünftigen Wort. Der Segen Gottes ruht sichtbar auf unserem lieben Wilhelm, seit er den Fuß auf vaterländischen Boden setzte. Er hat Arbeit vollauf, ist heiter und fröhlich und ein sehr liebenswürdiger Hausvater und Bruder. (Nun, nun Gerhardchen, werde nur nicht eifersüchtig, Du warst es zu Deiner Zeit ja auch, als ich das Glück hatte, in Deinem Hause zu sein. O, ich habe ausnehmend liebe Brüder!) So — nun wieder zu unserm Tageslauf. Der Abend findet mich gewöhnlich mit Mutterchen allein, wo wir sehr vergnügt sind und bereden, was wir den Tag über erlebten oder am morgenden zu erwarten haben. Manchmal lese ich ihr auch vor, seitdem ich wieder Atem habe, oder

es kommen auch liebe Menschen zu uns. Neulich überraschte uns sogar Pastor Roller, der sehr an Eurer Freude teilnimmt. Gleich nach dem Abendessen geht Mutterchen schlafen. Was sie eben so gesund erhält, ist, daß sie so ganz nach ihrem Gefallen leben kann, ohne sich nach irgend jemand zu genieren. Bis jetzt schlief sie im allergrößten Zimmer des Hauses, das wie ein großer Tanzsaal ist, da hat sich ihre Brust recht erholt; ihr Husten hat sich fast ganz verloren, Gott erhalte es so; sie ist so munter, so kräftig, daß sie weite Gänge über die Brücke unternimmt. Dabei hat sie ganz ihre alte Ruhe und Heiterkeit wieder erlangt, und oft ertappe ich sie, daß sie alte vergessene Melodieen aus meinen Harfenstücken für sich im Auf- und Niedergehen singt, auch wohl den Jungfernkranz. Ist das nicht niedlich, allerliebst? Wenn sie nun schlafen gegangen ist, fängt mein Leben erst recht an. Ich gehe dann in mein Stübchen, öffne mein Pult, und eine Welt von Gedanken geht in mir auf, die ich entweder in Briefen an meine lieben Freunde äußere oder für mich selbst niederschreibe. Jetzt eben, da ich Dir schreibe, ist eine dieser stillen, heimlichen Stunden, mein Endchen Licht ist schon weit herunter gebrannt und mahnt mich, schlafen zu gehn. Habe Dir aber noch so gar viel zu sagen, Du meine Schwester! Alles, was ich bis jetzt geschrieben habe, kommt mir so arm und kalt vor, daß es Dir unmöglich einen Begriff geben kann von unserm Leben. Man muß den ganzen vorigen Winter miterlebt haben, um zu begreifen, was ich jetzt empfinde. Gott hat mein Gebet erhört, meine Mutter ist nicht gestorben, alles ist in Erfüllung gegangen, wovon wir sprachen, als wir am letzten Abend im Park spazieren gingen. Was damals noch dunkel und verworren vor uns lag, wovon ich in der tiefen Bewegung meines Herzens mit Dir sprach, als wir die Ringe wechselten, und ich zum erstenmal fühlte, wie lieb ich Dich hatte — das ist nun alles teils überstanden, teils sonnenklar geworden. Ja, die Freude hat mein Leben gerettet und mich wieder frisch und jung gemacht, wie einen Adler. Ja, Er sättigt uns mit Freude und hat das Licht seines Angesichts wieder zu uns gewendet. Ach, Ihr lieben Geschwister, ist es nun nicht gut, wie Gott es gemacht hat? ist es nicht besser, Ihr hört von uns aus Dresden immer gute Nachricht, als aus Poll von so viel Krankheitsnot? — und an ein Nie-Wiedersehen wollen wir nie denken; Gott ist alles möglich. Wie schön, daß Ihr unter dem harten Klima in Eurem Eislande nicht so leidet, wie wir. Während Ihr schon mit Schnee und Frost zu kämpfen habt, erfreuen wir uns noch der schönsten Tage, und meine Mutter atmet noch Lebensluft und Kraft zum kurzen Winter ein . . .

Nun mein süßes Schwesterchen habe ich Dir genug vorgeschwatzt. Ich kann mir ein recht deutliches Bild von Deinem Leben machen und freue mich, daß es nicht minder glücklich ist, als das unsre .... Küsse Dein Kind für mich auf die Stirn und mach, daß es dick werde. Unsre Bertha gedeiht herrlich.

Deine Schwester Adelheid.

In einem Brief der Mutter an ihre Kinder in Estland vom 17. Novbr. heißt's: „Mit welcher Sehnsucht erwartete ich neuere Nachrichten von Elmine, die mir, Gott sei Dank, nun geworden sind. Ja, Elmine ist wie eine Blume des Herrn! Du kannst sie nie zärtlich genug lieben — je größer ihre bescheidne Demut, desto natürlicher Deine gesteigerte Liebe und Verehrung. — Könnte ich Euch alle drei jetzt an meine Brust drücken und die andre Großmutter und teure Elternmutter dazu. Ich sehe es für ein Glück, das erste Glück seines kleinen Lebens an, daß auch die Elternmutter ihn gleich sehen und segnen konnte, wie sie Bertha gleich sah und segnete. Und so brachte dieser kleine Engel auch gleich die erste Freude in das trauernde Herz der guten Großmutter und wandte ihr Auge von Tante Anettens Grabe grade auf diese ihr neu geschenkte Blume — gerade wie Bertha damals zwischen uns und der ewig teuren Tante Sophie Grab uns wie eine Frühlingsblume, wie das zarteste Schneeglöckchen vom Herrn herabgesandt wurde . . ."

Wilhelm an Krummacher.

Dresden, den 27. November 1829.

. . . Es dauerte lange, ehe ich wieder in ein ernstes Arbeiten hinein kam, und ehe wir unser Quartier bezogen, war an garnichts Vernünftiges zu denken und ein elendes, zerrissnes Leben. Nun aber bin ich in ein solches Kunstleben hineingeraten, wie noch nie, und meine Phantasie ist mir so erfüllt von meinen Arbeiten, daß ich des Nachts davon träume und überhaupt mir beständig die verschiedensten Gestalten und Gruppen vor den Augen schweben. So soll es aber sein — man muß von der Fülle der Ideen, denen man Form und Leben geben möchte, so bedrängt werden, daß einen immer angst und bange wird, wie den übergroßen Stoff zu bewältigen.

So gut wurde es mir noch nie, und ich fühle nun recht mit Freude, daß ich Maler bin, eine Thatsache, die mich sonst immer geärgert hat. Von jetzt an will ich auch erst meine Künstlerlaufbahn datieren und nun meine Zeit nützen, so gut es gehen will.

Wir leben hier in unserm Landhäuschen so glücklich, daß ich manchmal denke, ich muß meinen Ring oder mein Kind oder sonst was Liebes, wie weiland der selige Polikrates in die Elbe werfen, um den schändlichen Neid der Götter zu bezähmen, die gerne allein glücklich wären. Ja, wenn wir noch von solch liederlichem, schuftigem Göttergesindel tyrannisiert würden, wie die lieben Altväter, so wollt ich ihnen recht nach Noten fluchen — wir aber können uns getrost freuen, wenn der Herr uns segnet, weil wir wissen, er gönnt uns unsre Freude von Herzen, und nimmt er uns unsern Schatz, nun so wissen wir, er nimmt nichts unbezahlt und giebt uns Höheres und Besseres dafür.

Wenn man aber lange unwohl war und ist plötzlich genesen und thut einem kein Finger mehr weh, so traut man der Sache nicht ganz und denkt, man kann mit jedem Augenblick wieder in den vorigen Zustand zurückfallen; oder, wenn man lange auf Steindamm gefahren und kommt dann auf die glatte Chaussee, so biegt man sich immer noch vor, um den Stößen auszuweichen und kann es garnicht begreifen, daß es so glatt weggeht. Ich hätte es mir wirklich nicht träumen lassen, daß ich bloß darum nach Rußland mußte, um in Deutschland ruhig sitzen bleiben zu können.

Daß Du uns besuchen willst, Herzens-Papachen und es so gewiß versprichst, das macht uns nun besonders glücklich, und ich will versuchen, ob ich mich mit meiner Arbeit so einrichten kann, daß ich alsdann doch wenigstens acht Tage ganz frei bin, damit wir Excursionen machen können. Dann siehst Du auch den Karton von meinem großen Bilde schon fertig und vielleicht das Bild schon angefangen. (Wilhelm hatte den Auftrag für die Olai-Kirche in Reval ein Altarbild zu malen).

Du wirst auch Deine Lust haben, zu sehen, wie Julchen im Hause herum ravagiert und Kind und Teller und Strickstrumpf mit gleicher Behändigkeit und immer gefördert durch ihre Hände gehen und gleiten läßt. Wir haben ein ungeheures Dienstmädchen mit feuerroten Backen und mächtigen Gliedmaßen, die aber weidlich von ihrer kleinen runden Despotin getummelt wird. Ich will Julchen nicht beschreien, aber sie ist so gesund wie ein junger Kürbis, mit dem man ein Loch in eine Ziegelwand schmeißen kann. Wir haben schon ein paarmal kleine Diners gegeben, wo man recht Julchens Geschmack und Anordnung der Speisen bewundern mußte, z. B: erst Suppe, dann Schöpsenstoß, dann Äpfel, und dann war's aus. Oder: erst gebratne Hühner mit Salat, dann Käse und Butterbrot, und dann war's aus. Aber wer einmal bei uns gegessen hat, wird gewiß auf das zweite Mal lüstern

und lecker sein! Nun verzeih mir mein unnötiges Geschwätz, lieber Vater u. s. w.

Wilhelm an Gerhard.

Dresden, den 26. Dezember 1829.

Heute, am zweiten Weihnachtstage setze ich mich hin, mit Dir zu plaudern, mein lieber Bruder. An solchen besondern Tagen wird die Sehnsucht nach getrennten Lieben, die früher die Feier solcher Tage mit uns teilten, ganz besonders merklich. Erinnerst Du Dich, wie wir früher mit dem seligen Vater am heiligen Abende in der Dämmerstunde nach der katholischen Kirche zogen und hernach beim Zuhausekommen den schönen Lichterbaum vorfanden? Diesmal ging ich mit meiner Frau nach der Kirche, und Mutter besorgte, wie sonst, die Bescherung für uns alle. Es fand jeder sein Tischchen und strich seine Sachen mit Vergnügen ein, besonders Bertha, welche beim Anblick des Lichterbaumes in ein lautes: Ei! Ei! Ei! und Händeklatschen ausbrach. Wie lange ist's wohl her, alter Junge, daß wir keinen Weihnachten miteinander verlebt haben ...

Heinitz tritt mir immer näher, und ich glaube, wir werden rechte Freunde werden. Er hat mir jetzt ein großes Quartier in Hermsdorf zu meiner Disposition geradezu aufgezwungen, weil er sieht, daß ich in Dresden kein Lokal finden kann, um mein großes Bild zu malen. Ich bekomme ein Quartier mit sieben großen Zimmern und einigen Kammern, Küche und allem möglichen Zubehör und überdem ein hohes Malzimmer im Schloß und ziehe mit Frau und Kind zu Anfang Frühling hinaus, werde aber selbst schon früher ab und zu gehen, weil ich den Karton nun bald zu zeichnen anfangen werde. So ein großes Bild macht enorm viel Arbeit ...

... Ich lebe hier unbeschreiblich glücklich; ich habe mehrere echte Herzensfreunde, und wir teilen uns untereinander alles mit, was uns bekümmert und erfreut; es sind Leute, mit denen ich auf einerlei Grunde gewurzelt bin, und mit denen ich die Hände erhebe zum gemeinschaftlichen Gebet. Das ist Roller, Heinitz, der Landschafter Richter, der lahme Berthold und der kleine Pöschel — unter diesen allen ist, wenn ich eben Roller ausnehme, Berthold der ausgezeichnetste und vielleicht der, der unter uns allen dem Herrn am nächsten steht, doch das kann man nicht wissen. Mit Pöschel und Berthold komme ich sehr häufig zusammen und lerne viel von ihnen an gottergebenem, stillem und heiterem Sinn; ich lerne immer mehr und mehr nur einen Hauptfeind in der Welt bekämpfen, nur einen Hauptsünder hassen, und

das ist das eigene Ich. Ich habe aber auch eine ausgezeichnet böse Natur und kann es recht begreifen, warum mich Gott so in der Welt herumscheuert und mir so viel Angst und Not geben mußte, damit ich mich immer an ihn, als an meine einzige Hilfe von neuem wieder anklammerte. Wenn ein andrer meinen Lebenslauf betrachtete, dem würde er vielleicht recht sanft und schön vorkommen; man kann eben das Ungemach in der Welt nicht nach seinem äußeren Schein und Ansehen, sondern nur nach dem Grade des subjektiven Empfindens schätzen. Wenn mich der Lehrer in der Schule unzufrieden anblickte, so machte mir dies eben den Schreck, als wenn ein andrer ein paar tüchtige Ohrfeigen gekriegt hätte. Doch ich will Dich nicht mit mir selber langweilen — jeder Mensch hat seine innere Lebensgeschichte, und wenn man die wüßte, würde man seine äußere ganz anders beurteilen — was außen gut scheint, kann innen böse sein, ebenso aber auch umgekehrt, und ich versichre Dich, wenn ich jemandem das Äußere meines Lebens mitteilen wollte, so würde er sagen: o du Überglücklicher! — und nach dem Innern habe ich recht schwer getragen mit unzähligen Thränen, die nur Gott sah; dafür danke ich aber Gott am allermeisten . . .

Nach Friedheim muß ich recht fleißig denken, und ich wollte wohl, ich könnte manchmal mit Dir da sein und im Saal eine Pfeife mit Dir rauchend zusehen, wie aus unseres geliebten Onkels Meisterhand und Pinsel die Bilder hervorquellen und die gottselige Tante Emilie, welche der Herr lieb hat, morgens ein Gebet lesen hören; es ist das doch etwas andres, als wenn so ein halber Mensch, wie wir sind, die Andacht leitet. Wenn ich's so weit bringen könnte, wie Tante Emilie, daß mich keine Form mehr störte, und daß ich mit so geringem, demütigem Wesen, fast ganz ohne Ich vor Gott und Menschen stehen könnte, dann wollte ich mich doch recht selig preisen; aber so ganz aus seiner Eigentümlichkeit tritt doch kein Mensch heraus, das ist nicht möglich . .

Ich denke oft mit vieler Rührung an Euch und Euer Haus — Gott grüße Dich, Herzensjüngelchen, mein kleines Patchen. Frag doch Elmine, ob sie ihn mir schenken und herschicken will, dann will ich Euch meinen Jungen schicken, den ich nun bald erwarte, dann werden sie beide nicht verzogen werden und wachsen in der Fremde auf, stark und rüstig. Besonders freut es mich, daß der kleine Wilhelm so ein hypochondrisches Gesicht haben soll — aber sage mir, was soll er werden? Ich zerbreche mir den Kopf, was mein Junge werden soll und wünschte lieber, es würde wieder ein Mägdlein.

Doch bald darauf heißt's in einem Brief an die Bremer Eltern: „Freudiger Dank und herzliche Trauer wechseln in meiner Seele, wie

an manchen Frühlingstagen Sonnenschein und Regen wechseln, und solches Wetter nennt man fruchtbar. Es ist meine geliebte Frau Dienstag, den 2. März, nachdem sie Tags vorher noch Euch geschrieben, mit Gottes Hilfe entbunden worden — das Söhnlein aber hatte der Herr des Lebens nicht für uns bestimmt, sondern es zu sich genommen und will es selbst erziehen und seine Freude daran haben, wie es spielt und lächelt — er hatte es lieb und wollte es nicht frieren lassen auf dieser kalten Erde — auch wollen die Engel gerne Kindlein unter sich haben, und da sie selbst nicht freien und sich freien lassen, nehmen sie solche von den Menschen. Soeben komm' ich von der Beerdigung zurück — die Lerchen sangen, und die Frühlingssonne lächelte freundlich meines Söhnchens kleine Leiche an, die mit Blumen bestreut, im offnen Sarge auf dem Grabe stand, indem wir darumher standen und still beteten. Kein Lüftchen regte sich, und der Rauch stieg in die heitere Bläue wie eine grade Säule und wie Abels Opfer . . ."

Nachdem Julie genesen, zog die kleine Familie nach Hermsdorf, und die Mutter mit Adelheid für den Sommer nach Loschwitz. Man besuchte sich so viel als möglich und half sich gegenseitig in Krankheits- und Leidenszeiten, die während dieser, im wesentlichen sehr glücklichen Zeit, auch nicht ausblieben. Mutter und Tochter fühlten sich sehr wohl in ihrem Begerhäuschen. Adelheid sagt: „Ich habe wieder gesäet und gepflanzt, wie ich in meiner Kinderzeit mit Gerhard hier that, und jeder Stein im Sande trägt hier eine Erinnerung. O schöne Zeit, da das ganze Nestchen noch beisammen war, und wir uns alle so lieb hatten."

Selten wurde das Häuschen leer von lieben Gästen, darunter auch die von allen so hochverehrte Gräfin Dohna, von der die Mutter sagt: „Ich habe nach langer, langer Zeit die liebe Gräfin Dohna wiedergesehn; sie kam in den wenigen Tagen ihres Hierseins dreimal zu mir und brachte mir einmal auch ihren Gemahl mit. Der Herr scheint ihr so nach und nach alle irdischen Güter nehmen zu wollen — aber in ihrem lieben Angesicht herrscht Friede und Freude, und ihre Augen, die immer Trostaugen konnten genannt werden, leuchten jetzt mehr als jemals gleich warmen, milden Sonnen. Sie läßt Dich und Deine Elmine und Euer Kind grüßen und segnet Euch alle in ihrem Herzen mit der gewohnten Liebe — so auch der gute alte Graf, dessen Angesicht nur noch freundlicher geworden ist. Wunderbar sind Gottes Wege! denn in der Hand dieser Menschen scheinen selbst Macht und Reichtum so wohl aufgehoben, da sie beides nur für ihre Nebenmenschen zu benutzen wünschten, und nun muß die süße, liebe Gräfin dennoch den ihr fremden Schmerz kennen lernen, fremde Not

ansehen zu müssen, ohne mehr anders als durch Teilnahme und Trost helfen zu können." —

Oft klingt durch Lillas Briefe der Schmerz der Trennung recht wehmütig hindurch:

„Ach — daß ich so weit sein muß! daß die Geschwister so weit sein müssen! ich darf nicht klagen, aber oft ist es doch für ein Mutterherz, das zugleich noch ein Kindesherz ist, zu, zu schwer! — Doch, so lange ich höre, daß es Euch wohl geht, daß Eure Seelen dem Himmel entgegenreifen, daß Ihr Gottes Kinder sein und bleiben wollt — so lange ist es doch nicht zu schwer für ein Herz, das so früh schon an Entsagung und Verlust gewöhnt wurde. Gewiß ist es, daß ich diesen letzten Winter in Estland nicht mehr hätte erleben können, und jetzt kann ich ja doch noch an Euch schreiben, was ich in Poll so selten vermochte — ich kann noch für Euch beten, daß der Herr vollenden möge, was keine Mutter vollenden kann, wie auch kein Vater — die höhere Erziehung seiner Kinder."

Köstlich sind diese Briefe der Mutter an ihre Kinder, doch so umfangreich, daß nur einzelnes daraus mitgeteilt werden kann. Vielfach berichtet sie auch über ihre Lektüre, z. B. die Barmer Missionsblätter, die Beuggener Blätter, über Zellers Rettungsanstalt, Arndts wahres Christentum, Scriver u. s. w. und schöpft aus diesen Quellen lebendiges Wasser, so daß sie auch ihre Kinder damit erquicken kann.

Lange, natürlich wahre Lebensgeschichten, die sie gelesen, namentlich solche, die von der Bekehrung irrender Seelen handeln, erzählt sie in der ergreifendsten Weise in ihren oft viele Bogen langen Briefen.

Wie der treueste Seelsorger es nicht klarer und eindringlicher vermöchte, legt sie ihren Kindern die ewigen Wahrheiten ans Herz, die in ihrer eignen Seele so ganz Leben geworden sind und sagt am Schluß eines reichhaltigen Briefes:

„Wundert Euch, geliebte Kinder nur nicht, daß ich meine Briefe mit gar so ernsten Sachen fülle, ich habe aber mancherlei Veranlassung dazu — fürs erste muß ich bei meiner so schwankenden Gesundheit bei jedem Briefe vernünftigerweise denken, es könne mein letzter sein, und dann ist die Zeit, in der wir leben, eine so bewegte, unruhige, in bösen und guten Thaten sich so deutlich aussprechende Zeit, daß auch die sorgloseste Jugend erwachen und sich zu einer oder der andern Fahne erklären muß. Man sieht die Mächte des Himmels und die freche Macht der Hölle offenbar im Kampf, aber durch alle Greuel der Empörung, des Ungehorsams, des frechen Unglaubens, durch Krankheit, Mord und Tod und durch die aufgeregten Elemente hindurch

glaube ich oft die süße, heilige Stimme des Herrn rufen zu hören: Seid getrost! fürchtet euch nicht — Ich bin's!"

Auch las sie mit Interesse Rollins Weltgeschichte und sagt dazu: „So ist die alte Geschichte mir denn jetzt höchst genußreich zu lesen, diese Übersicht über eine längst vergangene Zeit, indem ich die kürzlich verlebte und die Gegenwart mit überblicke, wo ich auch nichts als Eitelkeit, Selbstsucht, Hochmut, Thorheit und Treulosigkeit bemerke, die immer noch die Welt beherrschen wollen, auch wirklich zu beherrschen scheinen, aber, Gott sei ewig gelobt! sie nicht beherrschen, nur beunruhigen können. Ich sehe aber auch tausend Kräfte zum Guten thätig und das in allen Weltteilen."

Wilhelm an Krummacher.

Dresden, den 25. Dezember 1829.

Heute, am ersten Weihnachtstage, mein geliebter Vater, setze ich mich gleich früh hin, Dich zu begrüßen und Dir die Wonne-Nachricht mitzuteilen, daß uns heute Christus geboren ist — Christus unsre Liebe und das Leben unsrer Seelen. Da wollte ich nun freilich wohl, Du wärest hier und hättest keine Predigt, und wir könnten zusammen über die Schneefläche schauen und eine Pfeife rauchen, und unsre Freude wäre dann wie das Schneelicht so rein und säuberlich, nicht selbstleuchtend, sondern nur das vom Himmel kommende Licht reflektierend ...

Vergangene Nacht schreckten Julchen und mich, wie wir glaubten, Blitz und Donnerschläge aus dem Schlaf. Aber bald fiel mir ein, es war ja die Weihnacht und was wir hörten und sahen, war das Leuchten und Donnern der Dresdner Kanonen.

Nun war es uns, als hätte der Engel, der zu den Hirten auf dem Felde sprach, an unser Fenster geklopft — Kinder wacht auf und freut Euch, denn Euch ist heute der Heiland geboren! Siehe da erfolgte wieder ein Blitz und der dritte Kanonenschlag, und nun erhob sich ein Geläute mit allen Glocken und von allen Türmen der Stadt, welches die feierliche Stille der Nacht plötzlich in den schönsten Lobgesang verwandelte, der hoch aus den Lüften erschallte — da gratulierten wir einander, Julchen und ich, und schliefen unter dem Geläut der Glocken wieder ein ...

Die Mutter an Gerhard und Elmine.

Loschwitz, den 27. Juni 1830.

Heute, meine lieben Kinder, geht hier ein Fest zu Ende, daß erst in hundert Jahren wieder gefeiert werden kann, nämlich das Jubiläum der Augsburgschen Konfession.

Den 24. feierten wir hier wie immer den Johannistag und doch auch nicht ganz wie immer, denn alle Kirchen des Landes waren schon ausgeschmückt zum morgenden Fest und geradezu in Gärten verwandelt. Birken und Eichenbäume und unzählige blühende Gesträuche und Blumen dekorierten die Wände der Kirchen, und der Altar war ganz umgeben von Gebüschen, Palmen, hohen Orangebäumen und Guirlanden. Am 25. ging dieses Fest an und dauerte bis heute abend, den 27., da alle Tage Gottesdienst war — abends auf den fernen Bergen himmelhohe Feuer, und Feuerwerke auf den näheren Bergen und in den Gärten, und das schönste Wetter hat bis jetzt diese Feier verherrlichen helfen; am Tage die freundlichste Sonne· und abends die Glühwürmer, die mit dem Monde und den Sternen um die Wette zu leuchten schienen. Es war dieses alles wohl recht schön und gut und wird den vielen tausend Kindern, die sich in besondern Aufzügen früh in den Kirchen versammeln mußten, wohl unvergeßlich bleiben. Doch ist seitdem die Gährung zwischen den zwei hier herrschenden Konfessionen dadurch nur heftiger geworden, und es hat in diesen Tagen an Unruhen, ja sogar Gewaltthaten von beiden Seiten nicht gefehlt, welches mir die Freude an der ganzen Feier so ziemlich verdorben hat, besonders da ich von Anfang an so etwas befürchten mußte, und ich vorgezogen haben würde, wenn jeder in seinem Hause und besonders in seinem Herzen diesen Tag recht gefeiert und die Prediger von der Kanzel, wie sie auch gethan, dem Volke die Augsburgsche Konfession verlesen und erklärt hätten, ohne Blumen, ohne Pomp und Feuerwerke und Schießen und Feuern von allen Bergen herab, was den Katholischen nicht anders, als ein Greuel, ein Trotz, ein Hohngelächter erscheinen mußte.

Der gute Prinz Max war indessen tötlich krank, und man sagt, er habe seine Umgebung gebeten, es zu verheimlichen, wenn er stürbe, damit dieses Volksfest durch nichts gestört und unterbrochen würde. Auch der König ist gewiß sehr gut, und ich wünschte wohl, dies schöne Fest wäre nicht durch einige Übelgesinnte von beiden Seiten verunehrt worden.

Wilhelm an Gerhard.

Hermsdorf, Juli 1830.

... Daß der Herr uns so auseinanderbringen würde, hatten wir das wohl gedacht, als wir mit einander zu Anger in die Schule liefen, und unser seliger Vater sein Brot mit uns brach?

Aber in Rußland fühlte ich mich zu sehr in der Fremde, bis ich wieder heimwärts zog, und hier ist mir wohl, hier habe ich Friede und Freude.

Und Dich litt es nicht in deutschen Landen, Du klebtest durch Deine Heirat fest in Estland, ehe man es hätte vermuten und erwarten können; es gefällt Dir wohl in Deinem neuen Vaterlande, und Gottes Segen ist über Dir.

Daß hier Gott für uns gewählt hat, ist mir ganz klar, er hat jeden auf seinen Platz gesetzt, zwar ganz anders, als wir dachten und wollten, aber gut, sehr gut — ihm sei Ehre und Dank. Im Herrn sind wir vereint und unsre Wege gehen auf einen Punkt wie die Wege aller Gläubigen aus allen Landen und aus allen Zeiten . . .

Nun folgen ausführliche Erörterungen über Glaubensfragen und dann heißt's weiter:

„Du wirst Dich vielleicht wundern, daß ich immer so viel grade über solche Dinge schreibe; wir sind aber doch Christen und ein priesterlich Volk Gottes und grade, wenn wir wenig mit einander reden können, so wollen wir uns doch vor allen Dingen solche Sachen mitteilen und solche Erfahrungen gegen einander austauschen, die uns fördern können in der Liebe Gottes und zum ewigen Leben, namentlich sollten Brüder gegen einander über dies Wesentlichste nicht schweigen."

Und so wurde es, die eifrige Korrespondenz der Brüder bewegte sich um alles, was das Leben mit sich brachte, aber vorzugsweise doch um das Eine, was Not ist und beiden das Höchste und Wichtigste war.

Gerhard verbrannte leider seine eignen Briefe, die ihm nach Wilhelms Tode, der am Geist und Witz des Bruders stets einen wahren Hochgenuß gehabt hatte, wieder zugestellt wurden. Hingegen schrieb er Wilhelms Briefe aufs sauberste ab und hinterließ sie, drei starke Bände füllend, als Zeugnis eines immer mehr reifenden, reichen und in den verschiedensten Lagen sich herrlich bewährenden Christenlebens.

Wilhelm an Krummacher.

Hermsdorf, 9. September 1830.

Die Bewegungen unsrer Zeit sind merkwürdig, die Leute denken, nachdem sie mit dem lieben Gott fertig geworden sind, wird es mit den Fürsten noch leichter gehen. Taugenichtse, die nichts zu verlieren haben, suchen einen Wechsel der Dinge herbeizuführen, bei dem sie allemal gewinnen müssen.

Vergangene Nacht haben unsre Dresdner Meerkatzen auch revoltiert. Gestern abend erschienen plötzlich fünfzig Mann mit Spießen auf dem Markte, zogen viel Gesindel an sich, stürmten das Rathaus,

trafen in demselben eine Auswahl von Akten, die sie beiseite legten und schmissen die übrigen zum Fenster hinaus und verbrannten sie auf dem Markte. Dann zündeten sie das Polizei-Gebäude an, welches sie mit allen Akten abbrannten, bis auf die Mauern — dann brachen sie in die Gefängnisse ein und ließen einige Gefangene heraus und sperrten die übrigen wieder ein. Ein Hauptmann Müller, der mit seinen Leuten die Ruhe wieder herstellen wollte, wurde auf der Stelle erschlagen, auch blieben einige Soldaten und Bürger auf dem Fleck. Nun hat man, um das Volk nicht noch mehr aufzubringen, alles Militär entfernt und den Bürgern die Wachen anvertraut. Ich will nur das einzige sagen, daß ich glaube, ein einziger Schuß mit Kartätschen ist wirksamer für die öffentliche Ruhe, als alle Güte und Nachsicht und alle Weisheit Salomonis. Bei den französischen Unruhen lag eine große Idee zu Grunde und nicht ein kleiner, augenblicklicher Vorteil — hier aber ist's nur Lust am Rumoren und Spektakeln, ein Affenwesen, welches den Deutschen Schande macht und sie dem Gelächter aller umliegenden Nationen preisgeben wird. Wir, die wir nach dem Reich Gottes trachten, können es doch nicht recht begreifen, warum die Leute im Reiche dieser Welt so viel Lärm machen, besonders warum sie den Popanz Freiheit so fetieren, der sie noch alle erwürgen wird.

Die Mutter und Adelheid wurden durch die Rebellion von Loschwitz vertrieben und flüchteten zunächst nach Dresden, von wo aus erstere an ihre Kinder in Estland schreibt:

am 8. Oktober 1830.

Gott erhalte nur die Ruhe in Liv- und Estland! Es ist offenbar, daß eine Anzahl Menschen in allen Ländern mit einem Male die Unzufriedenen aufwiegelt — ich hoffe aber, es soll ihnen nicht gelingen, noch mehr Böses zu unternehmen, da die eigentlichen Bürger nur Hilfe in ihrer Not, die wohl nicht abzuleugnen ist, verlangen und selbst Tag und Nacht wachen und sorgen, daß kein loses Gesindel die Stadt mit Unfug ärgerer Art bedrohe. Tag und Nacht gehen Patrouillen herum, die Wachen sind verzwanzigfacht, und es ist jetzt abends auf den Straßen ruhig und still. Es würde jetzt auch nicht an strengen Maßregeln fehlen, wenn es anders werden sollte. Aber auch in Hermsdorf werden wir unter Gottes Schutz stehn, auch ohne dergleichen Vorkehrungen, obgleich Pastor Roller seine kranken Schwestern nach Grünberg schicken und das Ärgste erwarten mußte. Er ist in diesen Wochen ganz grau geworden; in Neukirch

bei der Frau von Oppen haben sie so fürchterlich gehaust, daß die Besitzerin das Gut ganz verlassen hat.

Niemand hat diesem Zeitgeist so zu begegnen gewußt, wie unser Kaiser, den Gott doppelt und dreifach segnen wolle. Kraft, Liebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit — dabei doch auch die so nötige Strenge und Festigkeit. Ach, Gott segne ihn und sein Land und lasse ihn nicht ermatten! —

. . . Wenn Du, mein lieber Gerhard, also nun ein Gut besitzen wirst, mit allen den Annehmlichkeiten, Vorzügen, die Du in Deinem Briefe benannt hast — wenn vielleicht Hunderte von Menschenseelen Dir anvertraut werden, noch außer denen Deiner Frau, Kinder und des Hausgesindes, so bitte und beschwöre ich Dich nochmals, mein lieber, lieber Gerhard, werde um so aufmerksamer und strenger gegen Deine eigne Seele, denn Deine Verantwortung wird an jenem Tage größer sein. Sollte aber der Hochmut und eitler Selbstdünkel Deinen Geist verfinstern wollen, wenn Gott Deine Mühen segnet, und Du seinen Segen in Garten, Wiese, Feld und Wald um Dich her erblickst — so gedenke nur Deines Erlösers, der, um auch Deine Seele zu erretten, den Himmel verließ und nicht so viel Raumes auf Erden eigen hatte, daß er sein Haupt darauf hätte zur Ruhe legen können. Aus seiner Hand empfange alles und verwalte und verwende es in seinem Geiste, so wird er Dir nahe bleiben und Dich segnen. Oder wenn der Herr es nötig finden sollte, Dir noch mehr Plagen und Sorgen zuzusenden, so werde nicht mutlos, sondern stärke Deinen Glauben in der festen Überzeugung, er werde immer das Beste für Dich erwählen . . .

O sage nicht, Dein Glaube sei so gering und noch unbefestigt, Dein Leben zu unruhig, um ihn zum Wachstum zu bringen! — Vor einiger Zeit las ich in einem uralten Buch, wie jemand in seinem Garten junge Erbsen aufgehen sah, die kaum fingerlang, dennoch mit zarten Heftlein oder Gäbelein versehen waren, damit sie sich an den zugesteckten Stock heften und anhängen könnten, wie auch die an sich schwache Rebe sich an ihrem Stab aufzurichten vermag. Siehe, sagte er darauf, die Natur hat dieses Gewächs sehr schwach gemacht, doch nicht ohne Hilfsmittel gelassen, damit es sich durch fremde Kraft erheben und erhalten könne. Ein schönes Bild der Güte meines Gottes, der unsrer Schwachheit mit seiner Kraft zu Hilfe kommt. Ist mein Glaube schwach, so hat er doch durch des heiligen Geistes Trieb heimliche und unaussprechliche Kräfte, damit er sich an den Baum des Lebens anheftet und wider alle Stürme des Bösen in seiner Schwachheit besteht und aushält. Ich weiß nicht, warum dies einfältige Bild mich so rührte! — Ach freilich, meine Kinder sind auch noch so zarte,

schwankende Gewächse, und sollte der Herr weniger für ihre Befestigung, für ihr ewiges Anhalten an ihn gesorgt haben, als bei den jungen Erbsen, die unser Fuß dennoch nie zu zertreten wagt? Wolle nur ernstlich mein geliebter Sohn, den ich mit solchen Schmerzen geboren und — verlassen habe! Lasse mir den einzigen Trost, daß unsre Trennung, selbst im schlimmsten Falle, nicht ewig sein werde — daß Du die Hand festhalten willst, in deren Schutz allein ich Dich so ruhig weiß ꝛc. . . .

Im Februar 1831 wurde Wilhelm und Julie ein zweites Töchterchen geboren. Die kaum von schwerer Krankheit genesene Mutter pflegte die totkranke Wöchnerin und das schwache Kind mit größter Aufopferung.

Hier ist es wohl am Platz, die Abschrift eines Heftchens, betitelt: „Erinnerungen an merkwürdige Vorkommnisse in meinem Leben", einzufügen, die Wilhelm Jahre, nachdem er sie erlebte, aufzeichnete. Die erste dieser Gebetserhörungen bezieht sich gerade auf die Geburt dieses Kindes.

„Gebetserhörungen mit dem bestimmtesten Wissen um die Erhörung habe ich erlebt.

Als im Februar 1831 meine Tochter Anna nach ungewöhnlich schwerem Leiden ihrer Mutter geboren wurde, hing beider Leben an einem Haar. Die Mutter war aufs äußerste erschöpft, und das Kind konnte keine Luft kriegen. Alle Mittel waren umsonst angewendet. Der Arzt, Hofrat Haase, der zu unsrer Hilfe von Dresden heraus nach Hermsdorf gekommen war, verließ uns noch in derselben Nacht und sagte mir, Abschied nehmend: die Frau hoffe er zu erhalten, das Kind aber sei nicht lebensfähig. „Aber wie soll die Frau denn leben," sagte ich, „wenn sie jetzt den Schmerz hat, das Kind zu verlieren?" Haase zuckte die Achseln und stieg in seinen Wagen mit den Worten: „wir wollen das beste hoffen". Ich wanderte nun hinüber nach dem Pfarrdorf Lausa und holte den Pastor Roller aus dem Bette, der sogleich die Nottaufe vollzog. „Das Kind stirbt," sagte er mir, „ich kenne das."

Der Tag war angebrochen; ich sagte meiner Schwester: „Ich will beten, bete auch."

Damit lief ich in den Wald, Gott mein Herz auszuschütten — um das Leben meines Kindes zu bitten. In sehr großer Angst schrie ich zu Gott, meinem Helfer und ließ nicht ab bei einer vollen Stunde. Da brach ein Sonnenstrahl durch das winterliche Gewölk und vergoldete die Wipfel der Tannen, unter denen ich herumirrte. Die Angst schwand hin, und es kam ein himmlischer Friede über mich, und

mit Freudenthränen stürzte ich auf meine Kniee, für die wunderbare Hilfe dankend, die ich erfahren. Daß ich erhört war, wußte ich auf das bestimmteste und legte in der Freudigkeit meines Herzens den Rückweg im Galopp zurück. Auf der Treppe meines Hauses kam mir meine Schwester mit freudigem Gesicht entgegen. „Das Kind bleibt am Leben!“ rief ich, „ich habe die Zusicherung.“ „Ich auch!“ sagte die Schwester.

Mit dem Kinde hatte sich unterdessen nichts verändert, aber nach einem Stündchen wurde ich in die Wochenstube gerufen, um an der Freude, die dort herrschte, teilzunehmen.

Es war eine Krisis eingetreten — die Kleine atmete frei wie ein gesundes Kind, fing an zu schreien und nahm kräftig seine Nahrung zu sich.

Am Abend kam der Arzt wieder. Als er das Kind sah, schlug er die Hände in einander und sagte lachend: „Das haben meine Mittel nicht gethan.“

Nicht lange nach dieser Zeit streifte die asiatische Cholera zum erstenmal über die russische Grenze herüber und verbreitete eine wahre Panik durch ganz Deutschland. In Preußen wütete sie bereits, und in Sachsen wurde sie täglich erwartet. In jedem Ort, in jedem Hause wurden Vorbereitungen zu ihrem Empfange gemacht. So auch in Hermsdorf. Der Gutsherr richtete im Park ein Krankenhaus für seine Leute ein und bat mich, mich mit ihm bei Tag und Nacht in die Oberaufsicht zu teilen. Dem konnte ich mich nicht entziehen und sagte zu; aber der Gedanke, fremde Cholerakranke zu pflegen, war mir furchtbar; ich fühlte, daß ich nicht das Gemüt dazu hatte und bat Gott auf einem einsamen Spaziergange, daß er diesen Kelch an mir vorübergehen lassen wolle und wurde dringend und ließ nicht ab, bis jenes wunderbare, zu Lob und Dank auffordernde Bewußtsein der Erhörung wieder über mich kam. Ich wußte nun, daß die Cholera nicht nach Hermsdorf kommen würde und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß ich zu meinem Freunde Heinitz ging und ihm sagte: „Was Du da baust und einrichtest im Garten ist unnütz, die Cholera kommt nicht.“ Er sah mich groß an, und ich erzählte ihm, wie ich gebetet, und was mir da gewiß geworden sei. Da gab auch er sich der Hoffnung hin, daß wir verschont bleiben würden. Die Cholera überschritt damals nicht die sächsische Grenze.

Die übrigen, ähnlichen Erfahrungen fallen in eine frühere Zeit.

Ein visionärer Blick in die Natur.

Ich mochte dreizehn Jahre alt sein; wir lebten auf dem Poncet'schen Weinberge bei Loschwitz, und mein Vater, der auf einige Tage zur

Stadt gegangen war, wurde in der Frühe eines Sonntagmorgens zurück erwartet. Ihm entgegen zu gehn, machte ich mich auf den Weg.

Wenn man von Loschwitz kommend die Mordgrundbrücke überschritten hatte, zog sich die Bautzner Straße, vom weißen Hirsch herabkommend, zwischen Kiefernwald und hoher Weinbergsmauer hin, über welche letztere alte Linden und Akazien ragten. Es bot somit dieser Teil des Wegs dem Auge nichts, als ein gewisses Ausruhen von den hohen Schönheiten der umliegenden Gegend. Aber ein Sonntagmorgen im Freien hat für dreizehnjährige Knaben seinen Reiz an sich. Ich atmete mit vollen Zügen die balsamische Luft der Kiefern, erfreute mich am Gesang der Vögel und ließ es mir sehr wohl sein in meiner jungen Seele. Gesund und ohne Sorgen trabte ich vergnügt den Weg entlang, dem geliebten Vater entgegen, bis ich den sogenannten freundschaftlichen Weinberg erreichte. So nannte man diesen Landsitz, weil er von einer Anzahl Familien zu toter Hand besessen war, welche ihn vor langer Zeit bei Gelegenheit irgend eines freundschaftlichen Freudenrausches gemeinschaftlich gekauft hatten, um dort wechselsweise Villegiatur zu halten. Die Folge davon war, daß diese schöngelegene Besitzung das ganze Jahr über öde und leer stand. Das Haus mit vernagelten Fenstern und geschwärzten Wänden glich einem verwünschten Kastell; der Weinberg verwilderte, und der Wald drang in den Garten. Hier, des Laufens müde, übersprang ich den Chausseegraben, streckte mich ins Heidekraut, und gedankenlos, aber zum überfließen voll von sonntäglicher Frühlingsseligkeit, träumte ich die hohen Gartenmauern des freundschaftlichen Weinbergs an.

Daß ein Junge am freien Sonntagmorgen gedankenlos im Heidekraut oder sonst wo auf dem Rücken liegt, diese interessante Situation, die in ähnlicher Weise jedes Jugendleben reichlich schmückt, würde mir übrigens gewiß nicht im Gedächtnis geblieben sein, wenn sie nicht einem der höchsten Genüsse zum Rahmen gedient hätte, die mir je zuteil geworden.

Mein inhaltloses Träumen ging nämlich allgemach in einen ganz außergewöhnlichen Zustand über, den ich etwa dem des Hellsehens vergleichen möchte. Es war, als würde irgendwo ein Schleier abgezogen, und mein Blick begann das Innere der Gegenstände zu durchdringen, die mich umgaben. Der blaue Himmel über mir mit seinen Sommerwölkchen, die Bäume, Büsche, Gräser, die Vögel in den Zweigen, die kleinen Käfer, Ameisen und Spinnen am Boden, ja die anscheinend toten, an der Chaussee aufgehäuften Steine, das alles erschien mir in einem neuen, bis dahin nicht geahnten Werte. Die ganze Natur war durchsichtig geworden, sie hatte die Maske abgeworfen.

Alles Dunkle, Tote, Materielle war verschwunden, und die Dinge offenbarten ihren ewigen Gehalt, als lebendiges Licht und Leben und zwar als ganz dasselbe Licht und Leben, das auch in mir war; es war ein und dasselbe Bewußtsein, ein und dieselbe Substanz in mir und ihnen. Ein und dasselbe geistige Band verknüpfte mich mit ihnen, und sie mit mir, nichts Feindliches, nichts Fremdes mehr in der ganzen weiten Schöpfung. Mein Herz erglühte, und ich empfand etwas von dem Entzücken eines Menschen, der in fremden, ihm liebgewordenen Gestalten plötzlich seine leiblichen Geschwister erkennt. Was Adam fühlen mochte, als er ausrief: „Das ist Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Beine“ — ähnliches, nur auf ein höheres Gebiet übertragen, empfand auch ich jetzt. Ich hätte die ganze Natur an mein Herz drücken mögen und verlebte Momente höchsten Entzückens, das kein Wort aussprechen, und keine Feder beschreiben kann, bis ich durch das Erscheinen meines Vaters auf dem Wege gewissermaßen geweckt wurde, und die alte Decke mir wieder auf die Augen fiel.

Ich habe dieses kleine, immerhin merkwürdige Erlebnis eine Vision genannt, weil die Einsicht, die es mir gewährte, nicht Ergebnis irgend einer Art von Meditation war, sondern sehr ungerufen von selbst kam. Obschon ich ein nachdenklicher Junge war, so lag mir damals doch nichts ferner, als spekulative Fragen, und am allerwenigsten wäre es mir eingefallen, über die Natur der Dinge und mein Verhältnis zu ihnen, nachzudenken. Wohl aber war mein Nervenleben zeit meiner ganzen Jugend sehr erregt und gewiß nicht ungeeignet, dem Geiste ausnahmsweise einen Blick durch die Decke gröberer Leiblichkeit zu gestatten. Inzwischen mag die Sache zusammenhängen, wie sie wolle, immerhin hatte ich, ganz ohne mein Zuthun, eine Erkenntnis gewonnen (von der ich freilich gegen niemand sprechen konnte, weil mir die Worte fehlten), die aber fest in meinem Bewußtsein wurzelte, und als späterhin die Fragen wissenschaftlichen Denkens auch an mich herantraten, konnte ich die unleugbare Wahrheit, welche den pantheistischen Anschauungen ältester und modernster Philosophie zu Grunde liegt, als eine alte, liebe Jugendfreundin begrüßen. Überdem war mir von den Eindrücken jenes Sonntagmorgens ein gewisser Respekt vor allem Naturleben geblieben, der es mich bis heute nicht gleichgültig ansehen läßt, wenn Kinder, junge Mädchen oder sonst zerstreute und gelangweilte Personen, auch nur die geringsten seiner Gestaltungen unnützerweise verzetteln und vergeuden. Ich kann nun einmal die Kiefern an der Bautzner Straße nicht vergessen und die dunkeln Mauern des freundschaftlichen Weinbergs.

Offenbarung des lebendigen Gottes.

An einem schönen Sommermorgen, auf duftiger Haide gelagert, umklungen von lieblichen Vogelstimmen, umflattert und umspielt von bunten Schmetterlingen und lustigen Insekten, hatte sich mir etwas von der solidarischen Natur aller Wesen, oder besser, von ihrer Wesenseinheit offenbart.

Fünf Jahre später in dunkler Winternacht, auf die kalten Stufen einer steinernen Haustreppe hingestreckt, trug mich ein seltsames Entzücken weit über die Sphäre der Natur, bis an die Stufen des Thrones Gottes.

Mein Vater war schon tot, doch wohnten wir noch zu Dresden im von der Breling'schen Hause, als ich eines Abends, bald nach zehn Uhr aus einer musikalischen Gesellschaft heimkehrte und zwar in nichts weniger als gehobener oder gar gottseliger Stimmung. Es hatte mir die Laune verdorben, daß ein eben erst eingeführter Fremder, welcher zu allseitiger Überraschung in Frauenkleidern mit der großen Baßbravourarie aus der Zauberflöte debütierte, anstatt geohrfeigt zu werden, namentlich bei den Damen die lebhafteste Anerkennung seines geschmacklosen Auftretens fand. In meiner, durch vorhergehende kirchliche Motetten, die wir eben gesungen, erwärmten Stimmung, hatte ich diese Profanation fast als Beleidigung empfunden und die Gesellschaft sogleich verlassen.

Nun aber, auf dem langen Heimwege zu ruhigerer Erwägung gekommen, schämte ich mich freilich meiner krankhaften Empfindlichkeit und tappte endlich die hohen, dunklen Steintreppen zum zweiten Stockwerk unseres Hauses ziemlich ärgerlich hinauf. Oben angekommen, erwartete mich der schlimmste Verdruß; ich hatte den Vorhausschlüssel nicht bei mir. Da stand ich ratlos, denn weder mochte ich klingeln, um meine kranke Mutter, im Fall sie schliefe, nicht zu alarmieren, noch konnte ich meine Zuflucht zu einem Gasthaus nehmen, weil ich kein Geld hatte. Es blieb nichts übrig, als den Anbruch des fernen Morgens grade da zu erwarten, wo ich eben war.

So wickelte ich mich denn in meinen Mantel und streckte mich auf die Steinstufen der finstern Treppe nieder. In widerlicherer und unbequemerer Situation hatte ich mich noch nie befunden, aber die Notwendigkeit, auszuhalten, stärkte meine Kraft, und ich fand sogar Genuß in völliger Ergebung.

Von einer Seite mich auf die andere wendend, um meine Lage möglichst zu verbessern, ließ ich anfänglich die Bilder des verflossenen Abends an mir vorüber ziehen und fing endlich, da ich nicht schlafen konnte, vielleicht aus langer Weile an zu beten. Indem ich aber nun meine Gedanken zu Gott erhob, fand sich allgemach ein ganz abnormer

Zustand ein, dessen gleichen ich weder vorher noch nachher je wieder erlebt habe. Anfangs mochte es mein eigner freier Wille sein, der sich der Betrachtung göttlicher Dinge zuwandte, weil es ihm so beliebte; ich meine, ich hätte mich auch wieder abwenden und an was anderes denken können, wenn ich gewollt hätte, denn ich hatte keinen bestimmten Gegenstand, weder der Bitte, noch des Dankes, und doch hatte ich noch nie mit solcher Leichtigkeit gebetet, und bald quollen Gedanken und Worte mir mit so absoluter Notwendigkeit und so ganz ohne mein Zuthun aus der Seele, als hätte ein andrer aus mir herausgebetet, unaufhaltsam, kraftvoll.

Die Herrlichkeit meines Gottes erhob sich in mir wie eine Macht, welcher Widerstand zu leisten ich nicht imstande gewesen wäre. Es war auch kein Beten mit Worten mehr, sondern ein mächtiger Strom der ewigen Liebe, der sich in mein Herz ergießend, unaufhörlich wieder aufstieg und mein ganzes Wesen mit emporriß zu den seligen Höhen, von denen alles Leben stammt und zu denen es zurückkehrt.

Ich lag in dichter Finsternis sehr unbequem auf dem harten Sandstein einer luftlosen Treppe, wie man sie in den älteren Häusern Dresdens findet. Aber mein Herz war erfüllt mit paradiesischem Duft, mit Luft und entzückendem Wohllaut. Ich fühlte es, daß der Freund meiner Seele Herberge in mir machte und mich aus der Quelle tränkte, die ins ewige Leben quillt. O wie leicht müßte es sich sterben mit solchem Gast im Herzen!

Dieser merkwürdige Zustand, den ich mich noch viel weniger imstande fühle ausreichend zu beschreiben, als jenen, von dem das vorhergehende Kapitel handelte, währte ununterbrochen die ganze, lange Winternacht hindurch, bis der anbrechende Morgen Leben ins Haus brachte. Jetzt klingelte ich, das Mädchen ließ mich ein, und ich begab mich an meine Tagesgeschäfte so fröhlich und gestärkt, wie nach einer wohldurchschlafenen Nacht. Der beseligende Eindruck aber, den ich empfangen, tönte noch lange nach, und wenn auch das Herz in den mannigfachen Zerstreuungen und Untreuen späterer Zeiten wieder erkaltete, so verschwanden auftauchende Zweifel doch gewöhnlich und bis auf den heutigen Tag vor der Erinnerung an jenes seligste Ereignis meines Jugendlebens.

Diese mir so ungesucht und unverdient gewordene Offenbarung blieb übrigens nicht die einzige Glaubensstärkung ungewöhnlicher Art, deren ich in meiner Jugend gewürdigt worden. Noch andre und zwar psychologisch weit unerklärlichere Fälle, von denen ich in Folgendem noch zu berichten denke, stellten mir wenigstens so viel für alle

Zukunft fest, daß ich einen Gott habe, der sich um mich kümmere, mich höre und mir gewißlich helfen könne, wenn er wolle.

Merkwürdige Gebetserhörung.

Um eine kleine Erbschaft anzutreten, die mir von einem verstorbenen Jugendfreunde meines Vaters, dem Weinhändler Nebrich, zugefallen war, begab ich mich im Jahr 1823 von Dresden aus nach der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. und zwar mit der Absicht, nach beendigtem Geschäft, von hier aus meine rheinischen Verwandten aufzusuchen. Da die Art und Weise, wie ich fürs erste in Frankfurt zu meinem Zweck kam, für die damaligen Zustände bezeichnend ist, so will ich ihrer hier etwas ausführlicher gedenken. Die Behörde, bei welcher das mir zugefallene Kapital deponiert war (wenn ich nicht sehr irre, war es die Stadtvogtei) machte mir gleich von vorn herein mit Auszahlung des Geldes eine Schwierigkeit, die mich in große Verlegenheit brachte. Um die Identität meiner Person nachzuweisen, hatte ich außer einem eigenhändigen Schreiben des genannten Nebrich, in welchem er mich noch selbst von seiner Absicht, mich erben zu lassen, in Kenntnis gesetzt hatte, meine akademischen Matrikel vorgelegt, desgleichen meine mir vom Dresdner Oberamt ausgestellte Mündigkeitserklärung, meinen Paß, mein Konfirmations- und mein Taufzeugnis. Letzteres nun, das von Petersburg datiert war, ward beanstandet, weil die Unterschrift des Pastors von keiner Behörde testiert war. Diese fehlende, gewichtige Bescheinigung ward mir aufgegeben zu beschaffen, da mir außerdem mein Geld nicht verabfolgt werden könne. Ich wandte ein, daß Petersburg dreihundert Meilen weit entfernt sei, wie auch, daß meine Konfirmation und Mündigsprechung in Dresden ja nur auf Grund der Anerkennung des beanstandeten Zeugnisses habe erfolgen können. Vergebens — entweder ein korrektes Taufzeugnis, oder kein Geld. Da ich nun sehr wenig Neigung empfand, der Petersburger Antwort wegen drei bis vier Wochen in meinem teuren Frankfurter Hotel zu liegen und sehr überzeugt war, daß man mich bloß schikaniere, so wandte ich mich an einen Advokaten. Dieser sagte mir, daß, wenn ich das Zeugnis eines Frankfurter Bürgers erlangen könne, so wolle er versuchen, was sich damit ausrichten ließe, immer aber würde der Erfolg etwas zweifelhaft bleiben, da die Behörde, wenn sie pointilleus sein wolle, allerdings ein Recht zu ihrem Verlangen habe.

Mir fiel Rat Schlosser, Goethes Schwager, ein, der vor nicht langer Zeit unser Haus besucht und meine Dienste als Führer durch die Museen Dresdens gar sehr in Anspruch genommen hatte. Ich

ging zu ihm. Schlosser empfing mich freundlich und hörte mich an. Dann aber erklärte er, er wolle gern bezeugen, daß ich ein Sohn Gerhards von Kügelgen sei, ob aber der ältere in Nebrichs Testament genannte, oder der jüngere, dafür habe er nur sein moralisches Bewußtsein, das bekanntlich vor Gericht nichts gelte. Er riete mir daher, nach Petersburg zu schreiben und bis ich Antwort hätte, sein Haus recht viel zu besuchen. Schlosser hätte um so eher für mich zeugen können, als ihn der Erblasser Nebrich selbst mit mir bekannt gemacht hatte, im übrigen schon die Einsicht in meine Papiere ihn vollständig beruhigen konnte. Ich war sehr ärgerlich, antwortete ihm kein Wort und verließ ihn mit einer kurzen Verbeugung. Was aber nun?

Da schoß mir plötzlich noch auf der Treppe ein rettender Gedanke durch den Sinn. Ich eilte ins Hotel zurück, ließ anspannen und fuhr mit einem Lohnbedienten zum russischen Gesandten, damals einem Herrn von Arnstetten. Dieser, ein mittelgroßer Mann von angehender Korpulenz, im bloßen Halse und einer runden Piqué-Jacke, empfing mich mit den Worten: „Ihre Mutter ist eine Zöge von Manteuffel?“ Ich bejahte. „Ich habe sie wohl gekannt,“ sagte er, „zu Kaiser Pauls Zeiten, auch Ihren Vater habe ich gekannt, freut mich, wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann.“

Hierdurch ermutigt, setzte ich dem wohlwollenden Manne die Verlegenheit auseinander, in der ich mich befand, ihn schließlich ersuchend, mir mein Taufzeugnis zu fidimieren. Arnstetten lachte. „Solche Ehre,“ sagte er, „wollen wir diesen schafsköpfigen Pedanten doch nicht anthun,“ setzte sich darauf an seinen Schreibtisch und schrieb einige Worte auf einen offenen Streifen Papier, den er mir dann mit den Worten überreichte: „Gehen Sie mit Gott, mein junger Freund, man wird Ihnen hierauf Ihr Geld nicht länger vorenthalten.“

Der Gesandte hatte mir außerordentlich gefallen, ein jovialer, frischer Mann, ein Gott im Vergleich zu alle den Steckenpferden, mit denen ich bis dahin in Frankfurt zu schaffen gehabt. Ich dankte ihm freudig und fuhr sofort von ihm zur Stadtvogtei, indem ich unterwegs meinen Zettel durchlas. Da stand denn mit sehr leserlicher Hand etwa folgendes geschrieben: „Ich erwarte, daß dem Vorzeiger dieses, Herrn Wilhelm von Kügelgen aus St. Petersburg, keine weiteren Schwierigkeiten gemacht und demselben die für ihn deponierten Kapitalien ohne Verzug ausgezahlt werden. v. Arnstetten.“

Ich zeigte meinen Talisman vor. Die Herren steckten die Köpfe zusammen, und ich hörte die Worte: „Das ist echt russisch!“ Man

beriet sich ein Weilchen; darauf ward ich gefragt, wann ich mein Geld verlange? Ich bat um sofortige Zahlung, und nach viertelstündigem Warten war ich befriedigt.

Es war allerdings ein trauriges Zeichen für unsere deutschen Zustände, daß der Gesandte einer fremden Macht, und noch dazu am Vororte des deutschen Bundes, mit Erfolg so auftreten konnte, wie Herr v. Arnstetten es für mich gethan; ich aber hatte den Vorteil davon, verzieh es daher großmütig und begab mich nun mit frohem Herzen auf die Reise zu den rheinischen Verwandten.

Von Mainz aus gelangte ich mit einem Paketboote stromabwärts zuerst nach Rhens, allwo auf altem Familiensitze, in der sogenannten Wackelburg, die Witwe des ältesten Bruders meines Vaters mit einigen Töchtern hauste. Das Schiff legte hier nicht bei, signalisierte aber einen Kahn, der mich an's Land brachte. Ich frug den Ruderer nach dem besten Gasthaus. Der sagte: was vornehme Leute wären die fänden bei der Madame Kügelgen Quartier, dort in dem großen Hause am Wasser.

Die alte Wackelburg war also zum Gasthause herabgesunken! Das hatte ich nicht gewußt. Es war ein Schreck für mich, und doch kam es mir auch nicht ganz ungelegen, denn so konnte ich mich ohne Umstände hineinquartieren. Als der Schiffer, mein Gepäck tragend, mich eingeführt und ein schönes, junges Mädchen, das ich der Familienähnlichkeit nach sogleich für eine Cousine erkannte, mir mein Zimmer angewiesen hatte, kleidete ich mich fürs erste um und ging dann brennenden Herzens hinunter.

Eine ältliche, wohlkonservierte Frau, mit einnehmenden Gesichtszügen saß arbeitend am Fenster, umgeben von ihren Kindern, zwei blühenden jungen Mädchen, Mine-Bas und Lise-Bas, wie sie von den rheinischen Vettern genannt wurden und einem auffallend schönen jungen Menschen in studentischer Kleidung, ihrem einzigen Sohn, dem Vetter Joseph. „Ich wünsche Madame Kügelgen zu sprechen," sagte ich. Die alte Dame erhob sich und trat mir freundlich entgegen. Mein Gefühl überwältigte mich — mit den Worten: „Meine liebe, liebe Tante!" umarmte und küßte ich sie. Erschrocken taumelte sie in ihren Stuhl zurück und sah mich zweifelnd an. Joseph aber rief: „Das ist gewiß der Vetter Wilhelm aus Dresden!" und der war es auch und leugnete nicht und fiel allen um den Hals, und die Tante weinte und streichelte mir Gesicht und Haare und: „Bist Du's denn auch wirklich lieber Wilhelm?" — „Nun ja, wer sonst."

Es wurde Wein gebracht vom besten, selbstgezogenen Gewächs und brauner Tabak; ich mußte rauchen, trinken und erzählen und

erzählen hören, daß die Stunden bis zum Abendessen wie Minuten hinflogen. Im Laufe des Gesprächs entfuhr mir die Bemerkung, es habe mir geschienen, als wenn die Tante mich anfänglich für einen Wechselbalg gehalten und mit einigem Mißtrauen angesehen hätte Da erfuhr ich als Erklärung die folgende, allerdings recht sonderbare Geschichte.

Die Tante hatte einen Bruder Namens Braun, der in frühster Jugend nach Rußland ausgewandert, dort geheiratet hatte und seit einer sehr langen Reihe von Jahren als Baumeister in Reval domiziliert war. Die Geschwister hatten sich nicht wiedergesehen und nur spärliche Nachrichten von einander gegeben.

Nun war, etwa ein Jahr vor meiner Ankunft ein fremder Herr mit einem leichten Reisetäschchen in der Wackelburg abgetreten, hatte sich ein Zimmer geben lassen, sich dort gesäubert und war dann, in der Küche erscheinend, mit verschränkten Armen vor die dort beschäftigte Tante hingetreten. Diese sah ihn befremdet an und frug, ob sie dem Herrn mit etwas dienen könne? Da breitete jener plötzlich seine Arme aus, fiel (wie auch ich es gemacht hatte) der erschrockenen Frau, sie mit Küssen bedeckend, um den Hals, indem er weinend ausrief: „Aber Lottchen, kennst Du denn Deinen einzigen Bruder nicht mehr? Jawohl, die Zeit verändert die Leute, und auch Du bist nicht mehr das kleine muntre Lottchen, das ich verließ. Arme Schwester! Ich weiß es, es ist seither ja manches bittre Herzeleid über Dich weggegangen!“

Lottchen brach nun auch in Thränen aus, erwiderte die Zärtlichkeit des Bruders, und es dauerte eine Weile, bis beide Worte für nähere Erklärung fanden. Da zeigte es sich denn, daß der arme Bruder ein Pechvogel gewesen; durch angestrengte Arbeit war seine Gesundheit in die Wicken gegangen; er hatte sich deshalb zu einer Ausreise bequemen müssen, um Wiesbaden zu brauchen und bei dieser Gelegenheit die teure Schwester überraschen wollen. In Köln aber sei ihm (ich weiß nicht mehr, durch welchen Zufall) sein Koffer abhanden gekommen, was um so schmerzlicher, als dieser Koffer, neben allen nötigsten Effekten und Wertpapieren auch die sämtlichen, zum Teil sehr kostbaren Geschenke enthalten habe, welche für die Schwester und deren Kinder bestimmt gewesen waren. Jetzt müsse er den Verwandten schon zur Last fallen, bis der Schade repariert, d. h. der Koffer aufgefunden, oder neue Geldmittel von Rußland bezogen seien. Es hätte dies allerdings etwas auffällig klingen können, allein Herr Braun erging sich gleichzeitig in so reichen, stets zutreffenden Jugendreminiscenzen und war so vertraut mit allen Verhältnissen, daß Bedenken nicht auf-

kamen, und die ganze Familie sich unbefangen der Freude hingab, endlich einmal den fernen, geliebten Onkel in ihrer Mitte zu sehen.

Während nun die nötigen Schritte wegen des verlorenen Koffers gethan wurden, lebte das geliebte Brüderchen in Herrlichkeit und Freuden bei der entzückten Schwester.

Durch das Gerücht seiner Anwesenheit wurden nun aber auch andre Verwandte, die ihn früher gekannt hatten, nach Rhens gezogen und unter diesen, deren Erinnerungen mit denen Brauns nicht immer stimmen wollten, entstand Verdacht. Man unterzog den Fremden allerlei Proben, die er schlecht bestand und gewann bald die Überzeugung, daß man es mit einem wildfremden Gauner zu thun habe.

Jetzt wurde polizeiliche Hilfe in Anspruch genommen, und in einer schönen Nacht drangen plötzlich zwei bis an die Zähne bewaffnete Gensdarmen in das Zimmer des Verdächtigen, um ihn festzunehmen.

Aber siehe da! das Nest war leer; der Verdächtige, der ebenfalls Verdacht geschöpft haben mochte, war verschwunden samt seiner Reisetasche. Steckbriefe flogen jetzt nach allen Seiten und nicht ohne Erfolg, denn schon nach acht Tagen fand man den Verschwundenen zu Köln in den Armen einer Frau, für deren in Amerika verschollenen Ehemann er sich ausgegeben hatte.

Nach solchen Erfahrungen war es der armen Tante freilich nicht zu verdenken, wenn es ihr anfänglich bei meiner Umarmung etwas zweifelhaft zu Mute geworden.

Inzwischen müssen doch meine Jugend und mein ehrliches Gesicht ausreichend für mich gezeugt haben, denn man frug mich, ebensowenig als der russische Gesandte in Frankfurt dies gethan hatte, weder nach Paß noch sonstiger Legitimation, erkannte mich schnell und vollständig als vollberechtigten Vetter an und fetierte mich wie einen Prinzen.

In dieser schönen Zeit nun hörte ich ab und zu eines gewissen Herrn Sommer Erwähnung thun, eines reichen, aber ausschweifenden jungen Ackerbürgers, welcher kürzlich von einer der Cousinen einen Korb bekommen hatte und seitdem nicht aufhörte, die Familie in aller Weise zu necken und zu schikanieren. Als wir nun eines Mittags bei Tische saßen, fiel plötzlich ein Schuß dicht unter den Fenstern. Die Tante fuhr heftig zusammeu und verfärbte sich. „Das ist der Sommer wieder", sagte Lise-Bas, „und das thut er nur aus Bosheit, weil er weiß, daß er die Mutter damit erschreckt". Paff! fiel der zweite Schuß.

„Dem wollen wir bald abhelfen", sagte ich und eilte ans Fenster. Die Cousinen wollten mich zurückhalten: „er schießt Dir grade ins Gesicht! so ein gottvergessener Mensch, wie er ist".

Ich aber hatte schon das Fenster aufgestoßen und schrie hinunter: „Wer unterfteht sich da zu schießen!“ — Aus einer Gruppe von Schiffern trat ein junger Mann mit der rauchenden Flinte: „Ich,“ sagte er, „unterstehe michs,“ und dabei lud er das Gewehr von neuem. Es entspann sich nun ein Wortwechsel. Sommer behauptete, er sei Jagdpächter, und kein Teufel solle ihn hindern, hier wie überall nach Schwalben und wonach er sonst wolle, zu schießen.

Ich dagegen erklärte ihm, daß, wenn er es sich weiter beikommen ließe, die Jagd hier unter den Fenstern auszuüben, ich Sorge tragen würde, daß er beides, Jagd und Gewehr, verlöre.

Als Antwort folgte ein dritter Schuß. Ich schlug das Fenster zu und proponierte meinem Vetter Joseph, gemeinschaftlich mit mir den Schlingel abzuprügeln. Der aber meinte, er würde alle Schiffer für sich und überdem für jeden von uns einen Lauf haben, er habe schon einmal auf der Jagd nach ihm geschossen; eine Klage würde wirksamer sein. So schrieb ich denn einige Zeilen an den Bürgermeister des Ortes, einen Herrn von Brüncken, ihn ersuchend, meine Tante vor weiterer Ungebühr zu schützen.

Darauf erschien denn auch ein ansehnlich breitspuriger Ratsdiener mit dem Magistratsbefehle, das Schießen bei den Häusern sofort einzustellen.

Sommers Antwort war eine höchst ungezogene, und er fuhr fort zu schießen.

Ich ging nun in Begleitung Vetter Josephs persönlich zum Bürgermeister, teilte ihm den Effekt seines Verfahrens mit und forderte ihn auf, seiner Würde Geltung zu verschaffen.

Der aber sagte lächelnd, wenn der Sommer den Weisungen des Magistrats nicht nachkommen wolle, so seien seine Mittel erschöpft und bleibe nichts weiter übrig, als ihn höheren Orts zu verklagen, ein weitläufiges und in solchen Fällen gewöhnlich fruchtloses Bemühen. Er riete mir daher, die Sache fallen zu lassen; ich würde mit einer gerichtlichen Verfolgung nur Zeitverlust, Unkosten und Ärger haben und den Sommer immer geneigter machen, die Familie, die ich schützen wolle, zu beleidigen. Ich solle ihm den Handel überlassen, er werde den jungen, etwas wilden Menschen gewiß in guter Stunde zur Einsicht bringen u. s. w. Sich vertragen, sei immer besser, als sich schlagen.

Ich war aufs äußerste empört. „Herr Bürgermeister!“ sagte ich endlich — „ich sehe nur zwei Wege, entweder ich verklage Sommer, oder ich wende mich morgenden Tages nach Koblenz und verklage Sie“. — „Sie wollen mich also zwingen?“ — „So wenig,“ er-

widerte ich, „als Sie den Sommer zwingen wollen, aber was ich thun will, habe ich Ihnen soeben gesagt, und nun ersuche ich Sie zum letzten Male, meine Klage zu Protokoll zu nehmen.

Da langte der schwache Beamte zu Feder und Papier, schrieb nieder, was ich ihm erzählte und durfte nichts auslassen, selbst nicht die Antwort, die der geistvolle Schwalbenschütze dem Amtsboten gegeben. Endlich Punktum und Streusand darauf. Das Protokoll wurde vorgelesen, genehmigt und unterschrieben. Inzwischen hielt der Bürgermeister, wahrscheinlich in der wohlmeinenden Absicht, noch einen letzten Sühneversuch zu machen, es für wünschenswert, daß Sommer von der Klage unterrichtet werde und citierte ihn aufs Rathaus. Ob er kommen werde, mußte freilich abgewartet werden; aber siehe da — nach Verlauf einer Viertelstunde trat der Friedensstörer wirklich im Amtslokale ein, in einer runden Stalljacke und Reiterstiefeln, die Peitsche in der Hand; er sah trotzig und verbissen aus.

Der Bürgermeister redete ihn an. Es sei, sagte er, soeben eine Klage wider ihn zu Protokoll gegeben worden, ehe sie aber ihren Weg nach Koblenz fände, wäre es wünschenswert, zu erfahren, ob er, Sommer, die Wahrheit ihrer Aussage in allen Punkten anerkenne. Das Schriftstück ward nun noch einmal verlesen, und Sommer hatte nicht das Geringste einzuwenden. Der Bürgermeister reichte ihm die Feder: „So unterzeichnen auch Sie," sagte er, und zu unser aller Erstaunen setzte Sommer seinen Namen unter die unsrigen.

Jetzt wandte ich mich an ihn: Es thäte mir aufrichtig leid, sagte ich ihm etwa, nicht in der Lage gewesen zu sein, seine Bekanntschaft auf angenehmere Weise zu machen. Meiner Meinung nach hätten wir beide gefehlt; er hätte nicht schießen und ich ihn auf höflichere Weise ersuchen sollen, das Schießen einzustellen. Er möge mir meine Aufwallung verzeihen, so wie ich erbötig wäre, die Klage gegen ihn fallen zu lassen, wenn er hier, in Gegenwart des Herrn Bürgermeisters, auf Ehrenwort erklären wolle, daß er sich in Zukunft ähnlicher Neckereien gegen das Haus meiner Tante enthalten wolle. Darauf erwiderte er, es sei ihm nicht entfernt eingefallen, meine Verwandten, die ihm herzlich gleichgiltig seien, necken oder beleidigen zu wollen; es hätte ihm nur Vergnügen gemacht, nach den dort so zahlreichen Schwalben zu schießen, und gern würde er daher das gewünschte Versprechen geben, wenn nicht eine Drohung damit verbunden wäre. So aber würden die Leute sagen: nun hat der Sommer doch zu Kreuze kriechen müssen, und solchen Reden sich auszusetzen sei er nicht der Mann.

Die Leute, fiel ich ihm ins Wort, würden vielmehr sagen: Der Sommer hat sich wie ein Ehrenmann betragen, und unterstützt vom Bürgermeister, bemühte ich mich nun weiter, meinen Gegner auf freundlichste Weise von seinem Trotz abzubringen. Der aber blieb ganz unerschütterlich bei seiner Negation. „Nun," sagte ich, „so geht morgen der Bericht nach Koblenz ab." — „Mir ganz egal," erwiderte Sommer, „ich habe Geld, und die Herren in Koblenz thun mir nichts, das weiß auch der Bürgermeister aus Erfahrung; die Sache kann mich nur aufs angenehmste unterhalten."

Da vermaß ich mich zu sagen: an Geld fehle es mir auch nicht, und was gute Freunde anlange, so schmeichle ich mir, deren einflußreichere zu haben, als Herr Sommer. Meine Verwandten vor Beleidigungen zu schützen, sei ich fest entschlossen und verpfände hiermit mein Ehrenwort, daß ich nicht eher ruhen würde, bis die Jagdgerechtigkeit einem Menschen genommen wäre, der sie so arg mißbrauche. Ich würde nötigenfalls zu diesem Zweck bis an den König gehen und schlüge auch das wider Erwarten fehl, so blieben noch persönliche Mittel, die endlich sicher zum Ziel führen würden; — jetzt aber sei der friedliche Weg noch nicht verschlossen, und damit reichte ich meine Hand hin und bat den Flegel einzuschlagen. Mein Gegner aber trat einen Schritt zurück und erwiderte kurz: „Der Sommer kriecht nicht zu Kreuze." — „So geht morgen früh die Klage ab, Herr Bürgermeister," sagte ich und verließ das Rathaus mit meinem Vetter.

So standen nun die Sachen, und ich war ganz zufrieden mit mir selber. Als ich aber des Abends zehn Uhr auf mein Zimmer kam, um mich zu Bett zu legen, fiel mir das Verrückte meines Benehmens wie eine Last aufs Herz. Ich hatte mich in einen ärgerlichen, vielleicht sehr kostspieligen Handel eingelassen, der lange Zeit andauern, mich an der Weiterreise hindern und unterdeß die Lage meiner schutzlosen Tante nur verschlimmern konnte; hatte sogar mein Wort gegeben, nicht nachzulassen, bis jenem die Jagd genommen sei. Und wenn nun die Behörden mich mit solcher, wie mir nun klar ward, ganz unbefugten Forderung abwiesen, was blieb dann anders übrig, als eine verbrecherische Selbsthilfe, d. h. ein Zweikampf, der bei der Hartnäckigkeit meines Gegners sehr wahrscheinlich so lange fortgesetzt werden mußte, bis einer von uns ins Gras biß. Und wenn ich nun weiter dachte, wie ein solcher Ausgang das ganze fernere Leben meiner gottseligen Mutter verbittern müßte, so fühlte ich mich so schuldbeladen, daß ichs nicht tragen konnte. Hatte ich mich nicht so zweckwidrig betragen, wie ein rechter Dummkopf? Warum war

ich, statt jenem hanebüchnen Flegel, dem ich nicht das Geringste zu befehlen hatte, so großprotzig anzuherrschen, nicht lieber zu ihm hinunter gegangen, um ihn auf freundliche Weise von seinem Unfug abzubringen? Er würde einem vernünftigen Wort nicht widerstanden haben, und nötigte er mich wirklich zur Klage, hätte ich es dann nicht ruhig der öffentlichen Gerechtigkeit überlassen können, auf welche Weise sie ihn zur Ordnung führen wollte, ohne ihm eine ganz bestimmte, von mir selbst dekretierte Strafe im voraus zu sichern.

Doch alle diese Erwägungen kamen nun zu spät; ich mußte die Suppe ausessen, die ich mir eingebrockt, und keine Macht der Erde konnte, ohne meine Ehre zu verletzen, wieder gut machen, was ich verdorben.

Morgen, dachte ich, wird der freche Schlingel wieder kommen und wieder schießen — und was wird dann sein?

Ratlos ging ich im Zimmer auf nieder. Gab es denn niemand, der mir helfen konnte, die Sache auch jetzt noch zu einem gedeihlichen Ausgang zu führen? Aber nein — hier war kein russischer Gesandter und Zettelschreiber, und wenn auch einer dagewesen wäre, so war mein Ehrenwort verpfändet und mußte eingelöst werden, so oder so.

Trotz allen Connaissancen, deren ich mich gerühmt hatte, kam ich mir unbeschreiblich hilflos vor.

Aber siehe da! — eine wichtige Connaissance hatte ich bis dahin gänzlich außer acht gelassen, einen Freund, der mächtiger als der russische Gesandte war und noch dazu mein nächster Verwandter. Das Schriftwort trat mir ins Gedächtnis: „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten!“ und damit warf ich mich auf meine Kniee und schrie zu Gott mit einer Glaubenskraft und Inbrunst, die sein heiliger Geist selbst in mir gewirkt haben mußte.

Die Worte schlugen mir wie Flammen aus dem Herzen, und ich rang wie Jacob mit dem Herrn, die halbe Nacht.

Endlich ward ich ruhiger; ja die Angst, die mich ins Gebet getrieben, ging in Freude über, denn plötzlich fühlte ich die göttliche Gewährung so deutlich in meiner Seele, als stände der Herr leibhaftig vor mir und sagte: „Du hast mit Gott gerungen und obgesiegt, dein Glaube hat dir geholfen.“

Da riß ich das Fenster auf, unter welchem in nächster Nähe der Rhein vorüberrauschte, und meine jubelnde Seele ergoß sich in heißem Danke gegen ihren himmlischen Vater. Es war eine selige Stunde! Ich hatte nicht allein Hilfe gefunden, sondern den Helfer selbst, dessen ich in den Zerstreuungen der letzten Zeit nur zu wenig gedacht hatte.

Als ich nun am andern Morgen, nachdem ich noch einige Stunden süß geschlafen, mich eben fertig machte, um mich, wohlgemut und mit der festen Zuversicht, daß mir bereits geholfen sei, beim Familienfrühstück einzufinden, klopfte es an meine Thür, und ein freundlicher alter Herr trat ein, der sich mir als der Ortsgeistliche vorstellte. „Ich möge entschuldigen," sagte er, „daß er zu so ungehöriger Stunde beschwerlich falle, aber es führe ihn eine Mission zu mir, die keinen Aufschub gestatte. Wir setzten uns, und nun erfuhr ich folgendes:

Sommers Mutter hatte gestern abend zufällig etwas von meinem Handel mit ihrem Sohn erfahren, hatte diesem Vorstellungen gemacht und war, da sie ihn nicht bewegen konnte, nachzugeben, die ganze Nacht in ihrem Herzen in solchem Maße geängstigt worden, daß sie schon am frühsten Morgen nach ihrem Beichtvater geschickt und diesen beschworen hatte, ehe denn die Klage abgehe, den Frieden zwischen mir und ihrem Sohne herzustellen. Es sei eine liebe, gute, alte Frau, die Madame Sommer, schaltete der Pfarrer ein, aber sie habe ihren Sohn die Rute zu wenig fühlen lassen und ernte jetzt die Früchte ihrer Schwäche in mannigfachem Verdruß, den er ihr mache. Diese Sache aber habe sie ganz besonders angegriffen, wie er vermute, weil ich vom Könige gesprochen, von dessen Einmischung sie die entsetzlichsten Folgen fürchte, eine Auffassung, bei welcher er sie gern gelassen. Übrigens sei er durch den Herrn Bürgermeister schon am Abend vorher vollständig au fait gesetzt gewesen und müsse gestehen, daß mein Betragen in der ganzen Angelegenheit ihm vollständig gerechtfertigt, meine Forderung ihm recht und billig erscheine. Das sähe denn nun auch endlich der junge Sommer ein und sei jetzt ganz erbötig, mir das geforderte Versprechen abzulegen, wenn ich, als Zeichen meiner versöhnlichen Gesinnung es nicht verschmähen wolle, heute morgen das Frühstück bei ihm einzunehmen.

Wie schwoll mir doch das Herz vor Dankbarkeit gegen Gott, meinen Heiland! — Ich erwiderte, daß ich überhaupt nichts andres bezweckt habe, als meinen Verwandten Ruhe zu verschaffen, und wenn ich dies in Frieden erreichen könne, so würde ich natürlich deshalb keinen Krieg führen. Der Herr Pfarrer möge seinen Mandatarius grüßen, und ich würde seiner Einladung sogleich Folge leisten. Mit reichen Segenswünschen schied der Friedensbote, und ich ging hinab, die Meinigen, die sich über den Zweck jenes geistlichen Besuches bereits den Kopf zerbrochen hatten, von der günstigen Wendung meines Handels in Kenntnis zu setzen.

Da sah ich denn erst recht, wie übel mein Freund Sommer bei ihnen angeschrieben stand, denn sie wollten mich durchaus nicht gehen lassen; er würde mich vergiften, von seinen Knechten durchprügeln lassen oder sonst zu Schaden bringen, meinten sie. Den Herrn Pfarrer, der durchaus kein lumen mundi sei, habe er jedenfalls nur als Lockvogel gebraucht, um ihn mit Vergnügen als Lügner auf seiner Friedensbotschaft sitzen zu lassen.

Ich aber wußte, was ich wußte und ging getrosten Mutes.

Sommer empfing mich in der Hausthür und führte mich in ein schönes Zimmer, wo bereits eine imposante Kollation für uns beide aufgetragen war. Wir setzten uns; mein Wirt war heute wie ausgetauscht. Gern hätte er schon gestern meiner Forderung genügt, sagte er, wenn nicht das Rathaus gewesen wäre und das lauernde Gesicht dieses Bürgermeisters. Es wäre gegen sein Ehrgefühl gewesen, sich zwingen zu lassen, aber heute thäte er's freiwillig. Damit reichte er mir die Hand. „Ich schieße dort nimmer wieder, auf Ehre nicht; sind Sie zufrieden?"

Ich schlug freudig ein, und Sommer überbot sich in Artigkeiten, stellte mir sogar sein Pferd, seine Gewehre und sein Jagdrevier zur Verfügung. Ich mochte von alledem keinen Gebrauch machen, da ich unmöglich zu einem Menschen in nähere Beziehung treten konnte, den die Meinigen bei sich nicht würden empfangen haben; ich dankte daher, schützte, was ich allerdings mit Wahrheit thun konnte, völlige Unkenntnis der Jagd vor, und wir schieden ganz freundlich von einander.

Wenige Tage darauf verließ ich Rhens mit leichtem Herzen, um meine Ferienreise fortzusetzen.

* * *

Wir nehmen nun den im Jahre 1831 unterbrochenen Faden wieder auf. Es folgten schwere Zeiten. Die Mutter, vom Schlage getroffen, teilweis gelähmt und fast erblindet, litt lange und schwer, bis sie allmählich den Gebrauch der Glieder und das Augenlicht wieder erlangte. Gleichzeitig kränkelte Wilhelm ein ganzes Jahr lang bedenklich, wurde vom Arzt falsch behandelt und folgte endlich dem Drängen der geängsteten Mutter, mit der ganzen Familie zu ihr nach Dresden überzusiedeln, um sich in die Kur des damals berühmtesten Dresdner Arztes, des Hofrat Carus, zu begeben, der sein Übel erkannte und mit dem besten Erfolg behandelte. Während der Zeit erkrankte das ganze Haus, Kinder, Dienstboten — kurz, es waren Tage, wie sie uns nicht gefallen.

Die Mutter an Gerhard.

Dresden, den 6. Febr. 1832.

O mein Sohn, mein Sohn! meine lieben entfernten Kinder! Nach einem beinah sechsmonatlichen Schweigen darf ich — wage ich es einmal wieder — meine Augen zu gebrauchen. Wenn ich so dasitze und nichts thun kann, nicht arbeiten, nicht lesen, nicht Klavier spielen, nicht schreiben, nicht an Euch schreiben, so ist mein Herz doch oft überwältigt von der Freude, die Eure Briefe mir bringen und die selbst die Trauerbotschaft, die mich hart traf, nicht ganz zu trüben vermochte. (Der Zwillingsbruder ihres Mannes war gestorben) . . .

Du hast den zweiten treuen, liebevollen Vater verloren, mein armer Gerhard, heute am irdischen Geburtstag dieser beiden Väter muß ich ihrer und Eurer, besonders aber Deiner und der Deinigen gedenken, meine liebe Elmine! Der allerliebevollste, der allertreuste Vater bleibt Euch ja doch, da Ihr Seine Kinder sein und bleiben wollt. . .

Aber ach! Ihr könnt wohl denken, daß dieser Todesfall mir jenen ersten großen Verlust wieder lebendig vor die Seele brachte — nicht so sanft ward Dein erster lieber Vater abgerufen. Ach nein, nicht so sanft für ihn und uns, wenn auch sein schauderhaftes Ende eine schnelle Himmelfahrt zu nennen war — nun sind sie alle hinüber, diese Geschwister, nur die arme, trübe Cordula ist uns noch geblieben! —

. . . Ich darf meine Augen noch nicht lange anstrengen, vielleicht soll dies nicht mehr anders werden, vielleicht aber wird es langsam besser, wie bisher. Giebt Gott mir mein Gesicht wieder, so schreibe ich Euch meine Krankheitsgeschichte, wie ich sie empfunden und erfahren, und wie niemand sie außer mir so mitempfinden und erfahren konnte . . . Wie habe ich, als ich gewiß zu sterben glaubte, gebeten, ja beinah mit Zuversicht verlangt, Er möchte von nun an, zu allem Übrigen, was Er Euch so gnadenvoll ist — Euch auch noch eine Mutter, eine zärtlich liebende Mutter werden, da er selbst die Mutterliebe als die innigste benannt hat — wenigstens die langmütigste, geduldigste, da in der Mutter nie der Richter erscheint, wie es dem Vater wohl zukommt, — sondern nur immer die Fürsprecherin, die Bittende, die sich gern für die Kinder Aufopfernde. Und so ist die himmlische Liebe unsres Erlösers. Er trug die Schmerzen, damit wir geheilt würden. O du ewig gnadenvolle, du höchste Liebe! werde nicht müde, uns allen nachzugehn und uns zu rufen, selbst wenn Du uns oft erschrecken müßtest, wie in dieser Zeit, wo die ganze Welt voll Jammer und Schrecken — aber leider auch noch ebenso voll Leichtsinn, voll Schlaf, voll Ungehorsam ist.

Wilhelm an Gerhard.

Hermsdorf, am 15. Februar 1832.

(Es war ein Gerücht an Gerhard gekommen, Wilhelm sei melancholisch und menschenscheu, darauf antwortet letzterer in einem langen Brief, daraus hier nur einige Stellen.)

Ich weiß garnicht, wer Euch solche falsche Nachricht gegeben haben mag. Ich bin allezeit, auch in meiner ärgsten Krankheitsperiode glücklich und zufrieden gewesen, und melancholisch können mich nur solche genannt haben, in deren weltlichen Sinn ich ebensowenig eingehen konnte, als sie in meine geistliche Freude, welche von der Welt von jeher Kopfhängerei genannt worden ist . . . ich bin bei weitem fröhlicher als viele meiner Bekannten, die in den Gesellschaften und Vergnügungen der Welt ihre Freuden suchen und weiß sehr wohl, wer nicht heiter ist, der ist noch kein Kind Gottes.

Tanz und Spiel aber dienen nur der Sinnlichkeit und Eitelkeit, und wo der Herr einzieht, da zieht die Lust der Welt von selbst aus. Es hängt dies Abscheiden von der Welt mit einem lebendigen Glauben notwendig zusammen, ohne Verdienst, ohne daß man dabei zu kämpfen hätte; es ist Herzens- und Gefühls-Sache, deshalb findet man's bei so vielen gläubigen Christen, die in andrer Art doch täglich sündigen, wie wir alle thun . . .

Meine Freunde Heinitz und Blüher besuchten mich täglich in meiner Krankheit, und wir sprachen stundenlang von unserer Hoffnung mit großer Freude! Diese beiden Männer sind mir unbeschreiblich lieb geworden, sie kamen *gern* zu mir, als ich wie Hiob war, von Gott geschlagen.

Heinitz wird auffallend wärmer in seinem Glauben und somit auch glücklicher; auch seine Frau kommt immer näher. Blüher (Pastor in Grünberg), der sich in unbekehrtem Zustande mit einer Unbekehrten verlobte, hat nun auch die Freude, zu sehen, daß seine Frau immer enger und enger den Herrn umfaßt. So leben wir hier, drei gläubige junge Ehepaare in enger Nachbarschaft und vollkommenem Frieden und Einverständnis äußerst glücklich zusammen und unbeneidet von der Welt, die in uns die Opfer des Mysticismus sieht. Ich verlange für mich nie ein besseres Los . . .

Seitdem ich mich in Carus Kur befinde, geht's bedeutend besser. Arbeiten kann ich noch nicht und muß mich sehr ruhig verhalten, fleißig spazieren gehn, darf aber niemanden besuchen. Der Arzt macht mir aber Hoffnung zu völliger Genesung.

* * *

In viel späterer Zeit, als Wilhelm durch die Verhältnisse genötigt, seine erwachsenen Töchter in die Gesellschaft einführen mußte, schreibt er von ihnen und ihren schwesterlichen Freundinnen: „Es ist ihnen alles unschuldig, weil sie selbst noch ganz kindlich und unschuldig sind, und ich habe wohl immer zu bitter über Vergnügungen gedacht, die diesem Alter natürlich und schicklich sein mögen. Es kann in den sogenannten Weltfreuden manche Versuchung liegen, namentlich zur Eitelkeit; aber sie führen auch manche Demütigung mit sich, und das Absondern führt leicht zum geistlichen Hochmut, und wenn man sich dann abgesondert fühlt, zu verdrießlicher Laune — die Sünde lauert überall! So ist es gut, daß die Kinder in die Welt treten mußten — besser, viel besser ist etwas Leichtfertigkeit und Eitelkeit als geistlicher Hochmut, vor dem Gott sie bewahren wolle. Böse Pilze sind wir doch mal, wir mögen tanzen oder ins Schwesternhaus ziehen. Ich glaube, wir Menschen brauchen beides, Geselligkeit und Einsamkeit, um innerlich gesund zu bleiben. Eins allein wird uns immer krank machen."

Ein andermal schreibt er:

„Vor allem aber wünsche ich Dir mehr Verkehr mit rechtlichen Weltleuten. Indem sie uns in unserm vermeintlichen Werte nicht anerkennen, tragen sie am meisten zur Erziehung unsres Herzens bei."

Aus einem Briefe der Mutter an Gerhard.

Dresden, am 21. Februar.

Ach ja, bleibe bei uns, Herr Jesus Christ! so muß ich auch heute wieder anfangen! Helfen doch selbst die Trübsale uns nichts, wenn Er nicht bei uns ist. Du weißt es gewiß auch, wie die Cholera in Paris und jetzt schon in ganz Frankreich wütet.

Als ein frommer Mann dort riet, so wie in England zu Gott und zum Gebet die Herzen zu erheben, ward ihm mit lautem, schallendem Gelächter geantwortet; und als die Seuche nun wirklich mit ganz besonderer Gewalt in Paris einbrach, liefen die jungen Leute maskiert und wie närrisch auf den Gassen herum und riefen: Laßt uns heute fröhlich sein, morgen sind wir tot; und, wie man sagt, waren alle diese am andern Morgen nicht mehr. Mit solcher Strenge ist noch keine Stadt behandelt worden, aber mit solcher Frechheit hat auch noch keine Nation die Zuchtrute Gottes aufgenommen. In Berlin, Halle, Prag ist die Krankheit von neuem wieder ausgebrochen — Sachsen ist bis jetzt wunderbarerweise verschont geblieben, aber statt hier auf ihre Kniee zu sinken und Gott zu loben und rechtschaffne Buße zu thun,

treten sie groß hin und sprechen: hieher kommt die Cholera nicht, denn wir sind reinlich, mäßig, unsre Anstalten und Einrichtungen sind vortrefflich, wir sind nicht wie diese und jene, zu uns kommt die Seuche nicht. Ich schaudre immer, wenn ich so sprechen höre, denn ich fürchte, es wird ein um so größeres Strafgericht über Dresden kommen — und ist es nicht schon da? auch ohne Cholera?

(Schilderung, wie alle möglichen Krankheiten, Schlagflüsse, Wahnsinn, Selbstmord in ganz ungewöhnlicher Weise ihre Opfer fordern, ohne die so schwer Heimgesuchten zur Buße zu treiben.)

Es ist übrigens ein sehr irriger Glaube, daß nur Säufer, Fresser und Ausschweifende an der Cholera sterben; ich weiß es, daß sehr fromme Christen, reinliche und mäßige Menschen daran gestorben sind. Für jene ist es ein Gericht, für diese oft eine schnelle Erlösung von großem Übel zu nennen, ja man könnte sagen, eine Himmelfahrt. Auch ist es so gut, denn was würde aus den Menschen, wenn sie sich selbst so als die Auserwählten hinstellen und mit den Pharisäern laut ausrufen könnten: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese und jene, wie die Säufer, Ehebrecher und Unreinen! Mich aber kann die Seuche nicht antasten, denn ich bin rein!“ Wo bliebe da die Demut des Christen, der am besten weiß, daß niemand rein ist, als den der Herr rein macht, und daß wir allzumal Sünder und Unreine bleiben, so lange wir im Körper dieses Staubes wallen. Der Christen Vorrecht ist dennoch groß, selbst in der Cholera — sie wissen, zu wem sie fliehen, sie wissen ihre Seele geborgen in der Hand ihres Gottes — keine Verzweiflung wird sie daher ergreifen, und man hat allgemein die Bemerkung gemacht, daß gläubige Christen selbst unter diesen großen Schmerzen sanft entschlafen, indes Lästerer und in Sünden versunkene Menschen ohne Heiland und Erlöser auf eine gräßliche Weise geendet haben — aber leider nicht geendet ...

Julie kränkelte und wurde vom Arzt nach Franzensbad geschickt, wohin sie in Gesellschaft ihrer Freundin Sally von Zezschwitz und ihrer kleinen Bertha reiste, während die Mutter und Adelheid nach Hermsdorf zogen, um den verlassenen Mann und sein kleinstes Töchterchen zu verpflegen. In Teplitz, wo die Cholera herrschte, mußten die Reisenden übernachten, doch Gottes Hand schützte sie, aber in Franzensbad erkrankte Bertha an Gehirnentzündung und war dem Tode nah. Julie hatte an Sally den treuesten Beistand in der Pflege. Als Braut von Constantin Kügelgen, Wilhelms Vetter, der brieflich um sie anhielt, kehrte Sally mit Julie und dem genesenen Kinde zurück. In einem Briefe vom 12. Juli 1832 schreibt Wilhelm an seine Frau, auf diese Verlobung bezüglich:

„Constantin sitzt unten und sehnt sich fast das Herz aus dem Leibe — was kann er aber empfinden, das meiner Empfindung gleich käme? Solche junge Leute geraten in eine Verstandesverdüsterung und in einen burlesken Rausch, nennen's Liebe und kennen sich erst von gestern her. Wir aber, meine treue Frau, sind Jahre lang unter einem Joche gelaufen, haben schon unendlich viel Freude und Leid miteinander geteilt, zusammen gehofft und gesorgt, haben uns einander gegenseitig verstanden, getröstet, aufgerichtet und erheitert; da wächst denn echte Liebe daraus hervor, wie eine goldne Blume, die bleiben soll für Zeit und Ewigkeit. Es soll aber, so Gott will, mit unserm jungen Paare auch noch so werden; sie sollen unter Gottes Gnade reifen und gedeihen zur echten, wahren, ehelichen Liebe — jetzt nur muß man sie nicht lassen zu üppig werden, sondern ihnen so viel kalt Wasser als möglich über den Kopf gießen, damit sie zur Besinnung kommen und weise werden . . ."

An Krummacher.

Hermsdorf, 1. Oktober 1832.

. . . Vor ein paar Wochen habe ich mit Vetter Constantin, seiner Braut und dem alten, jovialen Zezschwitz eine Reise durch die Oberlausitz gemacht, die meinem Körper sehr wohl gethan hat. Ich bin täglich beinah vergangen vor Lachen, so quälte mich Zezschwitz mit seinem Witz, und obgleich es sein sehr schweres hat, von früh sechs Uhr bis abends um zehn fortwährend mit Witzen überschüttet zu werden, so ist doch, nach der Furcht Gottes, dem Nabel nichts gesunder als das Lachen, und ich habe in dieser Zeit gegessen wie eine Trappe oder Kiebitz. Die drei interessantesten Punkte auf meiner Reise waren mir Kloster Mariastern, Kloster Marienthal und das liebe Herrnhut. In den beiden Klöstern sind Cisterzienser-Nonnen, und es waren die ersten Nonnenklöster, die ich ordentlich gesehen habe. In Mariastern interessierte mich ganz besonders der Probst Salesius, dessen heiteres, frommes, reines und treues Gesicht mich ganz ungemein ansprach.

Dieser Mann trug das Gepräge eines Gotteskindes, wenn er auch mit dem Mönchsrock angethan und in den Vorurteilen seiner Kirche gefangen war. Wir aßen mit ihm und seinen Kaplänen in einer gewölbten Halle der Probstei und wurden nachmittags der Frau Äbtissin und der Priorin in ihrem Sprechzimmer vorgestellt. Das Kloster ist sehr reich und besitzt ein Städtchen nebst sechzig Dörfern, daher die Äbtissin eine bedeutende, einflußreiche Dame ist. Sie war

in ihren besten Jahren, eher hübsch als häßlich und sah sehr klug aus, aber nicht so fromm wie der Probst. Sie empfing uns mit einem kirchlichen, fürstlichen Anstande, ließ sich die Hand küssen und bewirtete uns durch die Hand der Priorin mit Kaffee. Es ging da so steif und förmlich zu, wie ich in meinem Leben noch nichts gesehen hatte, und der Anblick der beiden verschleierten Damen in dem altgemauerten Gewölbe erfüllte mich mit andächtigem Graus.

In Marienthal dagegen waren die Nonnen von ganz andrer Art; die Äbtissin und Priorin waren außer sich vor Vergnügen, etwas Gesellschaft zu haben, und Zezschwitz erzählte ihnen so viel tolles Zeug, daß die beiden Nonnen garnicht aus dem Lachen kamen, welches wunderlich mit ihrer würdigen Tracht kontrastierte. Es hatten sich endlich sechs Nonnen um uns versammelt mit großem Geschwätz; wollten uns garnicht wieder weglassen und beschenkten uns reichlich mit den zierlichsten Klosterarbeiten und mit dem Versprechen, treulich für uns zu beten, namentlich für Constantin, von dessen Schönheit sie sehr gerührt waren, und dessen bevorstehende Reise nach Italien sie sehr zu interessieren schien. Wir wurden in diesem Kloster, das noch reicher als das erste ist, wahrhaft königlich bewirtet. Der Propst und die Kapläne ließen es sich schmecken, und es war mir trotz aller Anstrengung unmöglich, in ein geistliches Gespräch mit ihnen zu kommen.

Die Mutter an Gerhard.

5. Oktober 1832.

... Ich hatte vor einigen Tagen eine große Freude; es ward mir in der Dämmerung ein Fremder gemeldet, und als er so grüßend und schweigend vor mir stand, rief ich: „Herr von Raumer!*) wie ist es denn möglich! sind Sie es selbst?“ „Ja, es ist Raumer“, erwiederte er nun. „Ich sehe Ihre unerwartete Erscheinung wie eine Gebetserhörung an!“ mußte ich ihm noch sagen, ehe ich ihn zum Sitzen nötigte.

Du wirst Dich doch noch des Pr. erinnern, der, als Ihr alle noch Kinder waret, mit Schubert, Raumer und unserm Engelhardt in Freiberg Mineralogie und Bergbau studierte. Sie verbanden sich alle vier in Freundschaft und nahmen den seligen Vater mit in ihren Bund auf. Alle waren sie damals mehr oder weniger gutmütige, edle Heiden. Die anderen alle fanden den rechten Weg und das Vaterhaus wieder, nur der arme Pr., der sanfteste und liebevollste von allen, und darum von den anderen Johannes genannt, entfernte sich immer mehr davon.

*) Der bekannte Professor Carl v. Raumer, später in Erlangen.

Alle fanden den höheren Frieden, nur sein von Natur so friedevolles Angesicht erstarrte immer mehr in Kälte, Trotz, und ich möchte beinah sagen, in Menschenhaß. Er kam auch seit zwei Jahren nicht einmal mehr zu uns. Da gedachte ich des Armen, ganz Einsamen dann oft und wünschte mehreremal, Gott möchte sich seiner erbarmen und ihm einen seiner Freunde senden, dessen Anblick das Eis um sein Herz schmelzen und die Bitterkeit daraus vertreiben könnte. Und da ich nun Raumer erblickte, war Pr. mein erster Gedanke. Jener saß still neben mir und gestand, daß er eben von ihm komme, aber so erschüttert, so erschreckt, ja von einem solchen Grauen erfüllt, daß er nicht wisse, ob er einen zweiten Besuch bei ihm aushalten könne. Darauf verstummte er, und ich sah, daß er still in sich hinein weinte. Ich forderte ihn auf, es dennoch zu wagen, und wirklich ging er am nächsten Morgen schon wieder hin; am dritten und letzten suchte ihn Pr. schon früh auf, bat ihn um einen Spaziergang, der bis Mittag dauerte und begleitete ihn bis an meine Thür — sein verschlossenes Herz war ihm aufgegangen, er empfand wieder Liebe, und ich hörte bis herauf seine wieder milde Stimme. Raumer war voll Freude und Hoffnung. Indem kam Adelheid und fragte: „War denn Pr. hier, liebe Mutter?“ — „Nein, warum fragst Du?“ — „Er begegnete mir und grüßte mich so freundlich, ja, seine Augen, die jetzt immer so finster waren, und niemanden begrüßten, strahlten vor Freude.“ —

„Sehen Sie, lieber Raumer“, sagte ich nun, „daß der Herr selbst Sie hergeführt hat,“ — „Jetzt thut es mir auch leid, daß ich morgen fort muß — könnte ich meine Abreise noch aufschieben, ich thäte es. —“

Wilhelm an Gerhard.

Hermsdorf, 1. November 1832.

Ich werde nun im Lauf des Winters mit dem Altarbilde vollends fertig, an dem ich aus tausend Ursachen nur selten arbeiten kann. Zu Ostern gedenke ich wieder nach Dresden zu ziehen, wo ich mir vor dem schwarzen Thor ein köstliches Logis mit Aussicht nach dem Wald und den Meißner Bergen schon gemietet habe. Da gebe denn Gott seinen Segen, daß ich auch in Dresden soviel Arbeit finden möge, als ich hier in Hermsdorf hatte, denn ich hatte hier so viel zu thun, als ich mit meiner durch so langes Kranksein geschwächten Kraft nur leisten konnte. Meine neue Wohnung ist nicht weit von Mutter, und ich freue mich unbeschreiblich auf einen vermehrten Umgang mit ihr und Adelheid, der durch mein Hiersein so sehr gehemmt ist . . .

An dem Pastor Scheibel,*) der, weil er die Agende nicht annehmen wollte, aus Breslau vertrieben wurde und sich nach Dresden gewandt hat, wo er privatisiert, haben wir eine angenehme Aquisition gemacht. Er kommt mit seiner Frau öfters zu Mutter und hat auch uns ein paarmal besucht. Er war Professor in Breslau und ist einer der gelehrtesten und durch sein Weggehn von dort besprochensten Theologen unsrer Zeit. An ihm werde ich, wenn er sich bei längerem Umgang als ein Kind Gottes bewährt, vielleicht in Dresden einen geistlichen Anhalt finden . . .

Adelheid schreibt um dieselbe Zeit dem Bruder Gerhard:

„Eben komm ich aus der Missionsstunde unsres lieben Scheibel, dieses begnadigten Werkzeuges Jesu Christi, dessen Er sich bedient, uns arme hirtenlose Schafe auf grüne Weide zu führen. O hätte ich Dich dabei haben können, Dich und Elmine! Ich sage Dir: einen Blick in den offnen Himmel thun und diese Stunden ist eins! . . ."

Die Mutter war wieder sehr leidend, Adelheid sagt: „Meine Ansprüche auf Gesundheit für sie werden immer bescheidener, und ich bin schon froh und dankbar, wenn ich weiß, das geliebte Mutterherz schlägt noch, wenn ich sie sehe im Hause mit einem Hundertstel der Kräfte einer Gesunden mehr thun als zehn andre und in dem Gedanken Befriedigung fühle, meine schwachen Kräfte ihrem Dasein opfern zu können . . ."

Von einer Tauffeier bei Heinitzens aus Hermsdorf zurückgekehrt, giebt Adelheid in wenigen Zügen ein Bild ihres geselligen Lebens: „Ich fand Mutterchen recht wohl und heiter in Gesellschaft der treuen Courtan. Sie hatte Eure Briefe noch nicht einmal gelesen, sondern wartete meine Augen dazu ab, und nun vergingen noch zwei Tage, ehe es dazu kam; so viel wurden wir gestört. Die Leute denken immer, wir leben so einsam, und diesen Herbst haben die Besuche doch wirklich nicht abgerissen, meist Fremde und Durchreisende, daher die Dresdner sie freilich nicht bei uns suchen. Ich wollte, ich könnte Euch manchmal etwas von diesem lieben Besuch zuwenden, denn es ist etwas unglaublich Erquickliches und Belebendes, solch sternschnuppenartige Erscheinungen von Kindern Gottes. Unter andern machten wir die Bekanntschaft eines Herrn T. aus Dorpat und eines Barons Jacobi mit seiner jungen Frau aus Altenburg; letzteres besonders liebe, liebe Leute, die wir in der letzten Zeit sehr oft sahen, denn sie hielten sich einige Wochen wegen einer Brunnenkur hier auf; wir waren auch einen Nachmittag zusammen in Hermsdorf, und ich brachte sehr ver-

*) Professor Scheibel, einer der Führer der preußischen Altlutheraner.

gnügte Stunden mit ihnen zu, da wir Ende Oktober, bis Licht kam, im Garten bei blühenden weißen Rosensträuchern und vergnüglichem Gespräch saßen; die lieben Scheibels kamen auch. Aus dem Wohlgefühl, das man in der Nähe solcher Menschen empfindet (auch wenn nicht immer von geistlichen Dingen gesprochen wird) kann man ahnen, wie es einem im Himmel zu Mute sein wird . . ."

Wilhelm an Krummachers.

Hermsdorf, den 27. Dezember 1832.

Geliebte Eltern!

Heil und Segen, Friede und Freude, Glaube, Hoffnung und Liebe zum neuen Jahre, das noch dunkel über uns hängt, aber in seiner grauen Hülle wohl viele lichte Dinge bergen mag, die uns erfreuen, stärken und erquicken werden. Ja auch das, was die Welt Unglück nennt, soll ja für uns nichts, als ein Gewährsmann der Liebe Gottes sein. Ich wünsche, daß Gott eine unbegreifliche, ungeheure Freude in Eure Herzen gießen möge, daß der Mund stille wird und die Augen übergehen und das Herz glänzt, so daß der Schein durch den Schlafrock dringt. Gott sei gelobt und gepriesen, daß wir Euch, geliebte Eltern, noch haben und in einem, für uns so segensreichen Verkehr mit Euch stehen können. Der Gedanke an das Bremer Vaterhaus dringt mir oft wie ein süßer Lichtstrahl in die Seele, Gott wolle doch seine Hand über Euch halten und Euch noch viel gesegnete Tage schenken.

Um einen Eindruck zu geben, wie die Großmutter mit ihren kleinen Enkelinnen verkehrte, mag hier und da auch eine Stelle aus den Briefchen an dieselben Platz finden. So schreibt sie der kleinen Bertha

Dresden, am 12. Januar 1833.

. . . Vor wenigen Abenden war die Hofrätin Hübel mit ihrer kleinen Anna hier, und diese trank die Milch aus Deiner kleinen Tasse, an Deinem Tisch, auf Deinem Stuhl. Darauf gab ich ihr die arme Ellen, immer noch ohne Kopf und ohne Hände, (denn Du mußt wissen, daß ein solcher Kopf und solche Arme und Hände nicht sogleich wieder zu haben sind). Sie gefiel ihr aber doch sehr gut, so daß sie sie mitnehmen wollte. „Du hast ja Puppen", sagte die Hofrätin — „ja, aber diese ist so weich und kann so gut sitzen," sagte Anna. Es ist wohl recht schade, daß Ihr sie so zugerichtet habt — denn Ellen sollte keine Puppe, sie sollte Dein Kind sein, und Du weißt es, wie zart man mit diesen umgehen muß. Wenn Du verständiger bist, sollst Du sie wieder haben, bis dahin spielst Du

aber nur hier mit ihr, wenn Du mich mit Deiner Mutter besuchst. Der liebe Gott wird Dir und Anna vielleicht bald ein Brüderchen oder Schwesterchen geben — da gieb Du Achtung, wie vorsichtig und sanft man das kleine Dingelchen heben, tragen, wickeln und waschen wird — und dann mache Du es gerade so mit Deiner Ellen; dann wirst Du sie eben so lange haben können, wie Tante Adelheid ihre Sally, mit der nun noch die kleine Marie La Trobe spielt . . .

. . . Aber was hat meine Anna mir sagen lassen? Daß sie allen Tieren in ihrer Arche Noah die Beine zerbrochen hat — und das freut mich garnicht! Hat ihr das Jesuskind, an dessen Geburtstag sie beschert wurde, nicht sagen lassen: Bewahre was Dir anvertraut ist? Dieser liebe Jesus zerbricht gewiß nie etwas aus Mutwillen und liebt auch die Kinder nicht, die alles zerbrechen. Darum bessere Dich, Anna, und zerbrich nun nichts mehr — vergiß nicht, was Großmutter Dir schreibt . . .

Aus einem Brief von Lilla an Cordula.

Dresden, 20. März 1833.

. . . Dein Sohn schreibt, Du stündest so allein, darum Deine tiefe Schwermut, und weil Du Deinen unvergeßlichen Bruder Gerhard verloren. Ach Cordula! verlor ich ihn nicht mehr als Du, und verloren meine Kinder nicht den besten Vater an ihm und so früh — so unmündig noch? Und wie ward er uns entrissen? Schaudert nicht die Natur, es sich nur zu denken? Darf ich aber klagen, murren? war es nicht Gott, der dieses große, unausdenkbare Leid zuließ — der zuließ, daß meine Kinder so früh Waisen wurden, da sie eben des Vaters am meisten bedurft hätten? da die Greuelthat so leicht hätte verhindert werden können? viel leichter gestört, als vollbracht! Hat Gott mir besonders aber damit ein schweres Kreuz aufgelegt, so hat er uns auch gnädig tragen helfen — denn Sein Erbarmen war es, daß mir Leben und Vernunft nicht mitgenommen wurden.

Es war das unerschütterliche Vertrauen, die Wege im Gehorsam und Demut zu gehen, die mein Gott mich gehen ließ, auch die dornigen — ohne dessen Willen oder Zulassung dem Geringsten von uns auch kein Haar hätte verletzt werden können.

Doch nicht von mir wollte ich Dir schreiben, sondern von meiner und Deiner Schwester Emilie. Vorige Weihnachten verlor sie ihren Mann, Deinen Bruder, den sie sehr herzlich liebte, denn er war ein guter Ehemann und zärtlicher Vater, ganz unerwartet. Sie stand

mit einem Male mit neun, teils noch ganz kleinen Kindern verwaist da und hatte kaum Zeit, sich von diesem Schlage zu erholen, als ihre zweite Tochter, Alwina Stackelberg, ihre beiden und einzigen Kinder sterben sehen und sie dahingeben mußte. Darauf legte sich ihr achtjähriger Sohn Heinrich, der wie eine Blume so blühend und wie eine Palme so gesund und gerade aufgewachsen war. Er bekam auf der Brust wie auf dem Rücken einen Höcker und zugleich eine Auszehrung mit heftigem Fieber, so mußte sie das herrliche Kind langsam verschmachten und sterben sehen!

Den 28. Januar, also nur einen Tag nach Deines Mannes Tode, sah sie den armen Kleinen endlich sanft einschlafen, seine Hände in den ihrigen, seine schönen braunen Augen seelenvoll auf die ihrigen gerichtet, indem er eben noch gesagt hatte: „Ich gehe gern zu Jesus, der die Kinder so liebte, Er wird mich gnädig aufnehmen in seinen Himmel, und nun weiß ich's auch gewiß, daß er dich trösten und stärken wird, Mutter, denn es ist, als wollte Er mir nichts mehr versagen, alle meine Bitten erhört Er — alle Schmerzen nahm Er mir, wenn ich's nicht mehr ertragen konnte und Ihn darum bat".

Als er starb, war er neun Jahr alt; er war an meinem Geburtstag geboren, sowie ich auch seine Haupt-Taufpate war. Er hatte mich noch zärtlich grüßen und wiederholt danken lassen, weil ich ihm ein Buch von einem kranken, an der Auszehrung sterbenden, sehr frommen Kinde geschickt hatte.

Meine liebe Emilie schreibt mir: „Diese Schmerzens- oder vielmehr Segenstage waren reich an der beständigen Hilfe unsres Gottes, denn der Herr war uns besonders nahe in diesen letzten Tagen. Der arme Kleine war am obern Teil seines Körpers ganz vertrocknet und an der untern Hüfte dick angeschwollen, er bekam Löcher in seine angeschwollnen Beine und zuletzt den Brand. Er litt viel, aber mit großer Geduld, und wenn er bei heftigem Schmerz seinen Heiland anrief, der ja auch jetzt noch unsere Schmerzen heilen kann, so waren sie immer von ihm genommen worden, wie er ja auch sagte: „Es scheint, als wolle Er mir nichts mehr abschlagen."

Eben so treu, wie um das Heil der Seelen ihrer fernen und nahen Kinder war Lilla um deren körperliches Wohl besorgt. Die zahllosen Briefchen, die zwischen Dresden und Hermsdorf hin und her flogen, geben Zeugnis, wie die liebreiche Mutter und Großmutter immerfort bedacht war, Kindern und Enkeln mit Rat und That beizuspringen in allerlei Nöten. Der jungen Schwiegertochter, die ihr zu harmlos unbesorgt erschien, erteilte die Vielerfahrene unermüdlich Rat, wie sie der Kinder Gesundheit hüten und alles Schädliche für

sie meiden solle, hatte auch die kleinen Mädchen häufig ganz in ihrer Pflege, wenn der einen oder der andern irgend etwas fehlte und gab sie dem Hofrat Carus in die Kur, zu dem sie großes Vertrauen hatte. Bei so innigem Zusammenhalten und Teilen aller großen und kleinen, innern und äußern Erlebnisse war es wohl ein schwerer Schlag für Lilla, als ihr Sohn von Ballenstedt aus veranlaßt wurde, sich um die gerade vacante Stelle des Hofmalers zu bewerben. Doch glaubten sowohl Mutter als Sohn nach reiflichem Erwägen, Gottes Stimme in dieser Aufforderung zu erkennen, und Wilhelm schreibt darüber an seinen Bruder:

Hermsdorf, 9. Mai 1833.

... Ich lief, da ich meiner Frau Freudigkeit dazu sah, sogleich nach Dresden und erzählte Mutter die ganze Sache, mit aller Ruhe ihren Rat erwartend. Mutter meinte, diese Stelle sei für mich wie erdacht und riet mir zu. Nun schrieb ich auf der Stelle an den Herzog, ging wieder nach Hermsdorf und empfahl die Sache dem lieben Gott.

Nach vierzehn Tagen schon kam ein eigenhändiges, sehr freundliches Schreiben vom Herzog an mich, in welchem er mich zu seinem Hofmaler mit dem gedachten Gehalt ernennt. Acht Tage lang hatte ich den Brief in der Tasche, ohne daran zu glauben, bis mir's endlich, vor einigen Tagen, nach dem ersten Flußbade, das ich nahm, klar vor den Augen wurde, und ich mich nun ungeheuer freuen konnte. Die Trennung von Mutter ist mir das einzig Schwere bei der Sache, indessen wird sie vielleicht zu vermeiden sein, da Mutter doch nicht so ganz übel Lust hat, wenn es sich in diesem Jahr mit ihrer Gesundheit, wie wir alle hoffen, etwas bessern sollte, mir nach Ballenstedt zu folgen ...

Trotz dieser Hoffnung stand der Mutter die Trennung sehr schwer bevor, wie sie in folgenden Zeilen ausspricht: „Ach, liebe Julie, wie eilt die Zeit, wie bald wird der Herbst da und Ihr fort von hier sein! Das Weinen ist mir nah, wenn ich an den bevorstehenden Abschied denke, denn ich kann noch nicht in Wahrheit von mir sagen, womit die arme alte M. sich so lange täuschte, daß ich von aller Kreatur los wäre, wenn ich auch hoffentlich keine Abgötter aus ihr mache ..."

Der Sommer 1833 war ein sehr gewitterreicher.

Lilla schreibt am 8. Juli:

... Es ist nicht zu leugnen, daß die Gewitter dieses Jahr einen furchtbaren Charakter haben und meistens zerstörend sind auf eine und

die andre Art, und ohne Gebet sollte man keins heraufziehen sehn; wenn man auch gerade nicht nötig hat, dieses mit Angst und Beklemmung zu thun, so müßte es doch immer mit der Demut und Ergebung geschehen, aber auch mit dem Vertrauen, mit dem ein Kind selbst seinem sehr ernsten Vater in die Arme eilen würde in Zeiten der Gefahr. Darum kann ich diese Großthat oder Gleichgültigkeit nicht loben, wenn man ein solches Gewitter sorglos verschlafen will, als ginge es uns garnichts an . . .

Dresden, 29. Juni 1833.

. . . Bei mir ging es auch unruhig zu: erst kam die Teucher und besprach sich über vieles mit mir. Mit einmal ging die Thür auf und wer trat herein? die Gräfin Dohna, die auf der Rückreise begriffen war von Klipphausen nach Herrnhut — sie meldete ihren Gemahl an und fragte, ob sie den Mittag bei mir bleiben dürften? — Ich war sehr erfreut und hatte zum Glück eine Art Krebssuppe, junge Schoten, Kalbskoteletts und köstliche Kirschen. Die Teuchern, welche mir es schon abgeschlagen hatte, hier zu speisen, weil sie schon ausgebeten war, ging zu ihrer Schwägerin und grade, da ich nun anfangen wollte, so recht von Herzen mit der Gräfin Dohna zu sprechen, kam die Engelhardt mit ihrer Tochter, welche ihre Arbeit mitgebracht hatten und bis zwölf Uhr bei uns sitzen blieben, was ich ihnen nicht verdenken konnte, da sie den Wunsch gehabt hatten, die Gräfin kennen zu lernen, wie auch den Vorsatz, sich einige Zeit in Herrnhut aufzuhalten. Ich konnte sie leider nicht alle zu Mittag behalten, da ich garnicht vorbereitet war auf mehrere Personen. Nun trat aber auch noch Auguste Schönberg zur Glasthüre herein — kurz die wenigen Augenblicke, die mir von der Gräfin zugewiesen waren, gingen beinah ganz für mich verloren.

Der Graf Dohna schon neulich, und beide wieder gestern haben mich wiederholt und herzlich eingeladen, sie in Herrnhut zu besuchen. Mein ganzes Herz könnte sich danach sehnen, sie einmal in Ruhe sprechen zu dürfen, was hier, wo sie immer nur erscheinen, um wieder zu verschwinden, ganz unmöglich ist — aber wie? . . . (Es fand sich endlich doch die geeignete Zeit zu diesem erwünschten Besuch, und Lilla verlebte mit ihrer Tochter reiche, herzerquickende Tage im Dohna'schen Hause und der sie so lebhaft interessierenden Herrnhuter Gemeinde.)

Der Graf Dohna legte gestern seine Hand öfter still segnend auf der kleinen Anna Haupt; — er erzählte bei Tisch, wie er eben von Neumann käme und so viel Freude bei diesem, seiner Frau und

Kindern gehabt habe. Die Kinder waren unbeschreiblich lieblich. Neumann erzählte ihm, wie das eine Kind vorgestern unartig gewesen, und wie er dem Kinde betrübt gesagt hätte: „Was soll ich nur thun, daß Du besser und ein gehorsames Kind wirst?“ — „Bete!“ habe das Kind geantwortet. Der Vater war überrascht von dieser Antwort, und da ergab es sich dann, daß seine Frau immer nur laut zu beten pflegte, wenn die Kinder nicht folgten. Anfangs schienen sie dann ihre Ungezogenheit zu verdoppeln, doch bald warfen sie ihre Arme um der Mutter Hals, erdrückten sie beinah mit ihren Liebkosungen, thaten alles freudig, und wenn jetzt nur die Hilfe Jesu angerufen ward von der Mutter, um die Herzen ihrer Kinder zu bessern, so konnten sie nie widerstehen; und darum hatte die Kleine dem Vater auf die Frage: „Was soll ich nur thun mit Dir?“ geantwortet: „Bete!“ —

Du kannst garnicht glauben, wie glücklich der liebe Graf aussah, als er dieses erzählte. Anna, die mit bei Tisch saß, hörte sehr aufmerksam zu; da ich das bemerkte, sagte ich dem Grafen: „Anna möchte auch ein Schäfchen Jesu werden“ — „aber, aber“ ergriff sie selbst wunderbar das Wort und sagte dabei mit lauter Stimme, und indem sie den Grafen fest und ohne alle Blödigkeit ansah, „aber der Wolf kommt noch oft.“ Da legte der Graf wieder seine Hand auf ihr Haupt und fragte: „Da treibst Du den Wolf wohl fort?“ — „Kannst Du ihn denn forttreiben?“ — fragte ich die Zögernde, „weißt Du, wer ihn von Dir treibt, wenn Du ihn darum bittest? Derselbe liebe Jesus, der Neumanns kleinen Kindern hilft.“ — „Der liebe Jesus treibt ihn fort,“ sagte nun Anna, indem sie den Grafen treuherzig anblickte, und als wir sie beide an den Wagen geleiteten, trug sie ihnen selbst einen Korb Kirschen hinein, ohne auch nur eine davon für sich zu begehren. —

Vor der Übersiedlung nach Ballenstedt besuchte Krummacher mit Sohn und Schwiegertochter seine Kinder in Hermsdorf. Auch Adelheid kam zu den Geschwistern, und sie verlebten gemeinsam köstliche Tage und gingen dann alle zur Mutter nach Dresden.

Lilla schreibt darüber an Gerhard und Elmine.

Dresden, den 30. August 1833.

... Die Anwesenheit Deiner Geschwister mit den Kleinen, des alten Krummacher, seines Sohnes Friedrich und dessen Frau Lotte machten mir das Schreiben ganz unmöglich bei meiner bekannten Schwäche. Julie mit den drei Kindern (es war in Hermsdorf ein Söhnchen geboren) und dem Mädchen hatte ich bei mir untergebracht,

Wilhelm aber mit den Fremden mußten für die Nächte ein Unterkommen im „blauen Stern“ suchen. Am Tage besuchten sie alle Kabinette und Merkwürdigkeiten der Stadt, wie die öffentlichen Plätze, Gärten und Weinberge, und da Julie und Adelheid alle diese Partien mitmachten, so blieben uns die drei Kinder wie die Besorgungen des Tisches und der Küche, denn sie kehrten immer sehr müde und hungrig zurück, um nachmittags so gestärkt und gesättigt wieder auf drei bis vier auch fünf Stunden wegzugehen. Du kannst Dir also denken, Elmine, daß ich in den neun so verlebten Tagen keine Kräfte zum schreiben behielt, besonders da Juliens Mädchen in dieser Zeit auch noch krank wurde. Nun sind diese lieben Menschen alle fort, und vor wenigen Stunden ist auch Wilhelm mit dem Eilwagen abgereist, da ein Brief des russischen Gesandten ihn dazu berechtigte, sich dem Herzog jetzt vorzustellen und seine weiteren Einrichtungen in Ballenstedt zu machen. In höchstens vier Wochen werden sie dann wohl alle den Weg dahin antreten ... Besonders leid thut es mir, daß diese Trennung mir gerade jetzt, gegen Winter, bevorsteht; ich thue was ich kann, um mich ganz in meines Herrn Willen zu ergeben, und so bin ich durch Seine Gnade bis jetzt ruhiger geblieben, als es beinah möglich scheint. Herr Senff aus Rom, Euer erster Lehrer, war auch den Sommer über hier, und als er vorgestern Abschied von uns nahm, übermannte mich die Rührung so, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, denn abends vorher hatte ich erst einen eben so stummen Abschied vom alten Aetty genommen, den meine Augen auch wohl nicht mehr sehen werden; überdem war ich sehr angegriffen von dieser ganzen unruhigen Zeit, und diese wiederholten Abschiede erinnerten mich nur zu schmerzlich an den mir noch bevorstehenden, über den mir unser Herr auch hinweg helfen wolle, wie er meiner Mutter in ähnlichem Falle beistand ...

... Wie mich die Gesundheit Eurer Mutter Emilie beunruhigt hat, werdet Ihr aus meinem Brief sehen; selten habe ich mich so spät und langsam in etwas finden gelernt, wie in den Gedanken, diese geliebte Schwester in einer Lebensgefahr zu wissen; aber ich habe mich mit Gottes Hilfe auch hierin Seinem Willen übergeben. Meine Angst jedoch war so groß, daß ich an die Gräfin Dohna deswegen schrieb — sie antwortete mir über diesen Punkt: „Meinen innigsten Dank für jede Mitteilung Ihres bekümmerten Herzens. Es ist dem Herrn ja alles möglich, darum auch die Erhaltung Ihrer teuren Schwester Emilie zum Segen und Heil Unzähliger. Sie bitten ja auch um Seinen Willen und eine freudige Ergebung und Einstimmung des Ihrigen — dann ist alles in der Ordnung, und der Heiland vergißt

weder Thränen noch Seufzer Seiner lieben, ihm immer nach den Augen sehenden Kinder. Ich glaube, es kann niemand Ihre heißen Kämpfe in diesem Augenblick mehr nach- und mitfühlen als ich, wenn ich mich in eine ähnliche Lage versetze; darum kann ich recht mit beten und mit harren und mich mit Ihnen in dem Herzen Jesu verbergen. Denken Sie an uns, meine geliebte Freundin, wie Luise und ich an Sie und Ihre Emilie mit verdoppelter Liebe und Fürbitte denken werden."

Sieh, meine Elmine, diese Worte schreibe ich zu Eurem Troste ab — diese wahrhaft frommen Frauen helfen uns beten und harren — wie mich das tröstet und stärkt und zugleich ergebener und gehorsamer macht.

Die Gräfin grüßt Dich und Elmine wahrhaft mütterlich und schreibt mir wegen Wilhelms Abzug: „An dem neuen Beruf Ihres lieben Wilhelm nehme ich eben so wahren, mütterlichen Anteil. Der Herr ziehe mit ihm in das neue Land und lasse auch dort sein Angesicht freundlich und gnädig über ihm und den Seinigen leuchten, Ihnen, meine geliebte Freundin, schenke er neue Kraft, daß Sie den Abschied ertragen und dann auch zu Seiner Zeit mit Augen sehen können, was der Herr an denen thut, die ihn fürchten und lieben." —

Eingehender schreibt Adelheid über den Besuch der Krummachers unter demselben Datum. Sie erzählt zuerst, daß die Mutter ihre Wohnung einer befreundeten livländischen Familie einräumte, die sich eine Zeitlang in Dresden aufhielt, und selbst eine Gartenstube bezog, ein Liebesopfer, das ihr schlecht bekam, da es ein ungewöhnlich regnerischer Sommer war. Adelheid schreibt: „Mutter ist in ihrer Parterre-Wohnung fast zum Pilz geworden, trotz allem Heizen; das Wetter war zu naß. Sobald Engelhardts unsre Stadtwohnung verlassen hatten, zogen wir am 9. August wieder ein, weil wir sehr hofften, die höhere, trockne Wohnung würde Mutters Husten mindern. Am 11., als wir kaum wieder eingerichtet waren, kamen schon die lieben Krummachers, nämlich der alte Aetty, sein Sohn Friedrich, der Elias-Prediger, wie ich ihn immer nenne und dessen Frau Lotte. Sie tranken nur den Thee bei uns und dann fuhren sie zur Nacht noch nach Hermsdorf und verlangten mich mitzunehmen, was die liebe Mutter, die so gern mir eine Freude macht, auch erlaubte und ich annahm, da ich Mutter nun geborgen wußte und von lieben Freunden umgeben, besonders da ich so viel darum gab, Julchens Verwandte einmal recht kennen zu lernen. Mutter konnte nicht mit, teils weil der Saus und Braus, in dem wir dort lebten, sie zu sehr angegriffen haben würde, teils weil sie nicht im

Hause, sondern im kalten Schloß hätte wohnen müssen und sogar separiert von den andern gewesen wäre. Darum zog sie es vor, in ihrer Ruhe zu bleiben, die ihr ja immer am besten bekommt.

Da verlebten wir nun in Hermsdorf neun recht glückliche Tage, deren Erinnerung mir noch manch trüben Wintertag erheitern wird. Dann kamen wir zur Stadt. — (Folgt die Schilderung der reichhaltigen Tage in Dresden und einer Reise in die sächsische Schweiz.)

Eine Scene muß ich Dir beschreiben, weil Du daraus alte Aettys kindliches Gemüt kennen lernst. Auf einem Spaziergang war ich mit Lottchen, mit der ich sehr bekannt geworden bin, in ein sehr interessantes Gespräch versunken, so daß wir garnicht darauf achteten, wo die Männer hingingen. Mit einmal vermißten wir Aetty, Wilhelm und Julchen. Wo sind sie? frugen wir Fritz, der wie ein Werftpfosten allein auf der Chaussee stand. „Sie haben die Tanzmusik gehört, und der Vater will sehen, was es giebt, dann wollen sie uns rufen". Wirklich wurden wir nun auch die lustige Musik gewahr, die wir vor Geplauder garnicht gehört hatten; die Störung war mir garnicht einmal lieb, da Lottchen mir eben ihre Liebesgeschichte erzählen mußte, und ich rief erstaunt: „Nun, der Aetty wird uns doch nicht gar in die Schenke rufen wollen?" Mit einmal stürmte Wilhelm aus dem Schenk-Garten und rief: „kommt, seht einen Quäker-Tanz!" Hierdurch neugierig gemacht eilten wir herzu, und ein einziges Schauspiel bot sich unsern Blicken dar: unter einem Rondel Kastanienbäume tanzte ein bunter Kranz von Burschen und Mädchen in altdeutschem oder Altenburger Kostüm, die Mädchen mit runden Strohhüten, mit bunten, flatternden Bändern, knappen Miedern und buntseidenen Röcken — die Burschen noch geschmackvoller angethan, — so machte sich der bunte Reigen allerliebst. Wir stellten uns auf Bänke und Tische und sahen nun, daß es wirklich ein, dem der Zitterer ähnlicher Tanz war; in kurzem, zitterndem Hüpfen bewegte sich keins vom Fleck, bis sich endlich alles in einen Ringeltanz mit allerhand Figuren auflöste. Wir erfuhren nun, daß es Erntefest sei, und die schon fertigen Lampen an den Bäumen, ein aufgestellter Vogel und die großen Tische mit Kuchen bewiesen, daß das Fest noch nicht so bald zu Ende sein würde. Die Überraschung hatte uns alle wirklich auf einen Augenblick wie benommen, aber dem Aetty, übermannt von seinem Gefühl, stürzten die Thränen aus den Augen, er jubelte und sprang wie ein Kind, und als der Tanz beendet war und das Vogelschießen anging, war er ganz Auge. Kein Schuß entging ihm, und jeder Scherz der plumpen Bauern erregte sein Lachen bis zu Thränen. Ich hatte mich solange mit Lottchen an die Kuchentische gemacht und

uns zum Zeitvertreib einige Pflaumenkuchen erstanden; den andern leuchteten sie auch ein, und alle fanden, daß man beim sehen sehr gut essen könnte, nur der Aetty, dem wir auch anboten, rief: „Was? Ihr könnt essen? ich kann vor Freude nicht!“ und so wandte er sich wieder nach dem Vogel. Wirklich war es der beste Spaß von der ganzen Sache, den Aetty dabei anzusehen, wie er, den Kopf auf eine Seite geneigt, immer nach dem Vogel schaute und in die Hände klatschte, wenn eine Feder herunterflog. „Nein,“ rief er ein über das andere Mal, „das macht mir doch zehnmal mehr Freude, als hätte ich das Panorama von Paris gesehn, hier ist doch Leben!“ Der ernstere Sohn wurde es eher satt und sah lächelnd, wie ich betäubt von dem Geschrei und der Musik, auf Lottchens Schulter eingenickt war. Aber der Alte, glaub' ich, säße noch da, wenn Mutter uns nicht zum Thee erwartet hätte, und ich glaube wirklich, von allen Herrlichkeiten Dresdens hat ihm dies ländliche Fest am meisten Eindruck hinterlassen. Ach, wir haben ihn gar so lieb gewonnen, den lieben guten Aetty, so heiter, fröhlich und rüstig wie ein Jüngling. Seine Abreise hat ein rechte Öde hinterlassen, die noch fühlbarer wäre, wenn nicht Wilhelm tags darauf die entscheidende Antwort von Rußland bekommen hätte, die seine Abreise beschleunigte und uns alle auf andere Gedanken brachte.“

Sehr schwer war der Abschied vom idyllischen Hermsdorf, wo Kügelgens so glückliche Jahre in innigster Freundschaft mit der Familie von Heinitz verlebt hatten, so wie sie auch mit den benachbarten Pastoren herzlichen Umgang pflegten und mit den Dresdner Freunden im regsten Verkehr blieben. Roller brachte noch den letzten Abend bei ihnen zu, als schon alle Sachen gepackt waren, und Kisten und Koffer die einzigen Sitze boten. Doch rühmt Kügelgen diesen Abend als einen der wohlthuendsten, die er mit dem alten Freunde verlebt hätte.

Dann nahm die Mutter in Dresden ihre scheidenden Kinder und Enkel noch für einige Zeit auf, bis, nach der damaligen, unbeschreiblich umständlichen Weise alle Umzugsangelegenheiten geordnet waren. Wilhelm reiste vorläufig allein nach Ballenstedt, um sich dem Herzog vorzustellen und Wohnung zu suchen und holte später Frau und Kinder nach. —

In einem Brief an seine Frau aus Ballenstedt vom 1. September 1833 heißt es: „Ballenstedt ist mir unbeschreiblich rührend, ich meine immer, Gerhard müsse als Knabe vom Schlosse herunterkommen und mir um den Hals fallen. Ich übersehe das Schloß und den ganzen Ort aus meinem Fenster (im „Großen Gasthof“). Die

Lage ist wunderschön, ich habe eine Aussicht, fast weiter als von den Loschwitzer Bergen. Ich suchte auch schon im Tiergarten alle die alten Spielplätze meiner Kinderzeit auf und erinnerte mich Gerhards mit Thränen. Ich sah auch die weißen Hirsche, von denen einige mir bis auf zwanzig Schritte nahe kamen. O, wie schön ist doch hier die Gegend, unvergleichlich!

Von seiner ersten Audienz beim Herzog schreibt Wilhelm:

„Im Thor frug mich der Unteroffizier, ob ich der Herr v. Kügelgen wäre und führte mich über den Hof bis an die Hausthüre, erinnerte sich auch auf Befragen mit großer Liebe Gerhards. Im Schloß nahm mich der Hoffourier, der halb mit Golde überzogen war, in Beschlag und führte mich bis in des Herzogs Vorzimmer; ich wurde gemeldet nnd gleich vorgelassen. Der alte Herzog hinkte mir entgegen und war freundlich, sagte mir auch, ich hätte ihm durch die Bewerbung um diese Stelle einen großen Beweis von Zutrauen gegeben und trug mir auf, den Gerhard von ihm zu grüßen, wenn ich an ihn schriebe. Sobald ich den Herzog sah, war alle Blödigkeit weg, und da ich sah, daß er einen kleinen Spaß nicht übel nahm, so redete ich sehr vergnüglich mit ihm. Ich blieb eine starke Viertelstunde und ging nun äußerst befriedigt wieder nach Hause.

Zum Thee ging ich zum Hofmarschall v. Seelhorst und genoß hier wieder viel Liebe und Bestellung eines Bildchens. Sie wollen mir in allen Dingen helfen und beistehen, und ich soll ihr Haus als das von Verwandten betrachten. Der Herzog soll mit Liebe von mir gesprochen haben und hat meine biblischen Bilder, die ihm sehr gefallen haben, für die Schloßbibliothek angekauft."

Man kam Kügelgen von allen Seiten mit großer Freundlichkeit entgegen, doch scheiterten vorläufig alle seine Bemühungen, eine passende Wohnung zu finden.

Auf der Rückreise hielt er sich einige Tage in Bernburg auf und machte dem Erbprinzen, der dort weilte, seine Aufwartung. Er schreibt darüber:

„Es war mir ungemein ergreifend, den Prinzen wiederzusehn. Er unterhielt sich sehr angelegentlich mit mir und sprach recht viel und mit augenscheinlichem Vergnügen und viel Liebe von Gerhard. Er meinte, das wären doch schöne Zeiten gewesen, so ungeniert und so lustig. Mehrere Mal trug mir der Prinz auf, Gerhard von ihm zu grüßen."

Dreizehnter Abschnitt.

Ballenstedt und Tecklenburg.

Am 17. Oktober 1833 langte nach einer ziemlich beschwerlichen Fahrt die Familie in Ballenstedt an in der zunächst recht unbehaglichen Wohnung, und Wilhelm schließt die Schilderung der Reise mit den Worten:

„Nun sind wir da und unser treuer Herr möge sich unsrer in Gnaden erbarmen. Amen."

Der Anfang in Ballenstedt war sehr schwer, besonders auch dadurch, daß die Familie Monate hindurch im Gasthof leben mußte, da keine Wohnung zu finden war, was mit drei kleinen Kindern große Unbequemlichkeit verursachte. Doch heißt's in einem Brief von Wilhelm an die Mutter vom 22. Oktober:

„Wir sind übrigens überall mit einer gewissen Auszeichnung von den Leuten am Hofe empfangen worden, was doch sehr für die gute Meinung des Herzogs spricht. Aller Anfang ist schwer, aber ich denke, wenn wir erst gehörig eingefädelt sein werden, so wird es hier recht gut gehen und auf jeden Fall immer, wie es Gott gefällt; seiner Bahn können wir nicht entlaufen, wo wir nicht gegen seine Gebote handeln, und somit glaube ich: Gott hat uns hierher gebracht und wird seine heiligen Zwecke mit uns schon ausführen."

Aus einem Brief der Mutter an Wilhelms Geburtstag.

Dresden, 20. Nov. 1833.

Ist mir's doch noch so scheinbar nahe, so wie eben erst geschehen, wie ich heute vor einunddreißig Jahren den ganzen Tag zwischen Tod und Leben rang und dem Verlöschen nahe war, als Du das Licht der Welt erblicktest, wenn es auch damals nicht gleich das Sonnenlicht, sondern das Licht der Sterne war, denn es war abends gegen sieben Uhr und in Petersburg schon voller Winter. Und als nun der Onkel Karl Dich im Namen meines Vaters gerade unter dem

blendend hellen Kronleuchter wieder abends über das Taufbecken hielt, blickten Deine Augen ohne Blinzeln und unverwandt in diese leuchtende Klarheit hinauf, und dabei falteteſt Du Deine beiden Händchen ſo wunderordentlich zuſammen, als wäre Dir dieſes eine gewohnte Sache, ſo daß es mir eigen durch die Seele ging damals, wie auch immer, wenn ich ſpäter daran denken mußte; denn gerade bei den Worten: „Georg, Wilhelm, Alexander, entſagſt Du dem Teufel und ſeinen Werken?“ welche Anfrage Deine Taufpaten mit einem Ja beantworteten, blickteſt Du hinauf in die ſonnenhelle Klarheit und falteteſt Deine kleinen Hände wie zum feierlichſten Gelübde. „Haſt Du bemerkt, mit welchem Blick das Kind ſeine Händchen faltete?“ fragte mich hernach Vater, und lange ſprachen noch alle davon. Ach, es war unter allen Deinen Paten auch nicht ein gläubiger Chriſt außer Peſſarowius, wenn auch Graf Sivers nachmals ein treuer Chriſt wurde; darum mußteſt Du ſchon damals ſelbſt, vielleicht von Deiner früh vollendeten Engelsſchweſter geleitet, die Frage wenigſtens durch die bezeichnendſte äußere Geberde beantworten. Luther ſagt: „Denn ein jeglich Kindlein, ſo zur Welt kommt, das wird geboren in des Teufels Reich, da er als ein Herr regieret und alle Tyrannei der Sünde halber übt. Man trage es aber nach dem Befehl Chriſti zur heiligen Taufe, dadurch man zum Reiche Gottes wiedergeboren wird, wie Chriſtus Joh. 3, 5 ſagt, ſo muß der Teufel weichen, denn da wird dem Kinde von Gott durch Chriſtum Gottes Gnade zugeſagt, ſintemal es in den Tod Chriſti getauft wird.“ Und wie hat unſer Gott Euch Kindern allen ſeine Zuſage gehalten bis auf den heutigen Tag! Er hat Euch geleitet durch Feuer und Waſſer, durch Schwärmerei und falſche Lehre hindurch. Er, der treue Herr, hat Euch an Leib und Seele bewahret und Eure Eltern miterzogen, ihre Füße vor dem Straucheln und ihre Augen vor den bitterſten Thränen der Reue bewahrt. Und ſo währt ſeine Gnade, dieſe unbegreifliche Gnade, fort und ruht nun auf Euren Kindern, die ihm geboren und erzogen werden. Gedenke ich Seiner Liebe, ſo iſt mir's immer, wie mir's war, als ich in Krummachers Elias-Predigten das Stück „Tabor“ las — nein ich las es nicht, ich fühlte und lebte es mit — ich war mit hinverſetzt auf den Berg der Herrlichkeit in die Nähe Jeſu und ward mit verklärt und beſeligt mit den drei Jüngern. Welche Gefühle weckt Fritz Krummacher in einer ſchwachen Menſchenbruſt, wenn man den Herrn der Herrlichkeit da in ſeiner ganzen Schöne, Klarheit und Macht erblickt, umſtrahlt von ſeines ewigen Vaters Liebe — die größten Geiſter des Alten Teſtaments als Diener an ſeiner Seite und den Himmel über ihm geöffnet und ſich nun

plötzlich hinversetzt sieht — wie durch einzelne Blitze — auf Golgatha und den ewigen Sohn in dunkler Nacht am Kreuze blutend erblickt! —

Ja, es ist Dein Geburtstag heute, mein lieber, lieber Sohn, möchte er Dir ein Tag der Freude, der ungetrübtesten Freude sein und bleiben. Du trittst jetzt in das reifere Mannesalter, in den heißen Sommer des Lebens, doch wirst Du ja nicht ermatten und verschmachten, kennst Du doch das lebendige Wasser, und weißt Du ja doch, wo Deine Kraft zu finden und zu erbitten ist, sollte sie Dir ausgehen wollen . . .

Wir hatten eine unerwartete Freude, denn denke nur, Zaremba trat mit einem Male in meine stille große Stube. Zaremba, den ja auch Du kennst. Er fragte angelegentlich nach Dir und Gerhard — freute sich, daß Du Deine Kunst auch zum Dienste des Reiches Gottes benutztest und bat mich, Dich und die Deinigen innigst von ihm zu grüßen, sowie auch Gerharden in Estland, dem ja auch die Glaubenssonne aufgegangen wäre. Ach, aber wie sieht er aus! Die mörderische Cholera hat Spuren ihrer Wut auf seinem angenehmen Gesicht zurückgelassen, die, fürchte ich, auch die Zeit kaum wird tilgen können, eine wahre Totenblässe und eine Magerkeit, daß man Anatomie an ihm studieren könnte . . . Montag soll er eine Missionsstunde hier halten, und gestern abend war er in einer großen, um seinetwillen zusammengebetenen Gesellschaft bei Leonhardi, und Adelheid hatte beide Male große Freude. Zaremba hat sich in Hermsdorf Dein Altarbild zeigen lassen und sich daran erfreut.

Köstliche Briefe schrieb Lilla an ihre Kinder in Estland nach dem Heimgang ihrer heißgeliebten Schwester und Schwägerin Emilie. Nach Empfang eines Briefes, der viel Erbauliches vom Leiden und Sterben der Seligen erzählt, schreibt sie: „An jenem Ostersonntage, als ich den Brief empfangen, kamen zum Thee mehrere Bekannte, und da sie von unserm großen Verlust sprachen, bat ich Adelheid, den Brief vorzulesen. Es war eine größere Stille, als in der Kirche; einige weinten heftig, andere saßen still gesammelt da. Zu den letzteren gehörte ein junger Mann, dessen Vater sächsischer Gesandter in Stuttgart ist, der selbst aber hier bei der Regierung angestellt ist — Herr von Virsing; er dankte mir aufs innigste, daß ich den Brief ihnen mitgeteilt hätte, der besonders auf ihn einen tiefen Eindruck machen mußte, sagte er, da seine Mutter auch sterbend und mit eben so klaren, freudigen Augen eine Schar unmündiger Kinder gesegnet und dem Herrn übergeben hätte, davon das älteste erst zwölf Jahre alt gewesen wäre, und gerade heute wäre ihre Sterbetag und seine Seele ganz mit ihr beschäftigt gewesen."

Die erste Zeit in Ballenstedt war für Wilhelm und Julie natürlich eine unruhige, Besuche wurden gemacht und erwidert, Einladungen erfolgten, und die dortige Welt war ihnen eine sehr fremde, so daß wohl manche bange Heimwehstunde zu überwinden war.

Manche dieser zum Teil recht glänzenden Gesellschaften beehrte auch der Prinz mit seiner Gegenwart und zeigte sich dann immer sehr freundlich gegen Wilhelm, mit dem er sich gern und viel unterhielt.

Vom 30. Dezember schreibt Wilhelm in seinem Tagebuch: „Ich machte dem Erbprinzen einen Besuch und wurde von diesem sehr freundlich empfangen. Rührend war es mir, die alten Zimmer wieder zu betreten. Der Prinz unterhielt sich in seiner Weise, lachte sehr und frug mich endlich, ob ich nicht auch teilnehmen wollte an dem Sylvesterballe, von dem jetzt alle Welt spricht. Auf diesen Ball freute er sich ungeheuer, und wenn er in den Gesellschaften darauf gebracht wurde, sprach er jedesmal mit Enthusiasmus davon. Ich sagte ihm, ich würde nicht hingehen, einmal weil ich nicht tanzte und mich daher auf Bällen sträflich langweilte, ganz besonders aber, weil mir die letzten Stunden im Jahre von zu ernster Bedeutung wären, um sie mir durch den Rausch einer schwärmenden Gesellschaft rauben zu lassen. Ich glaubte hier, der Prinz würde lachen, aber er wurde sehr ernst und stimmte mir vollkommen bei. Nun setzte ich ihm auseinander, was das zu bedeuten habe, aus einem Jahr in das andere zu treten, und was das vergangne für ein Segensjahr für die ganze Welt gewesen sei, besonders in Hinsicht auf die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden, auf das Missionswerk, das großartigste Gotteswerk unsrer Zeit. Ich führte ihn nun etwas ins Missionswesen ein und erzählte ihm, wie da so fromme Männer allen Bällen und Freuden der Welt entsagten, hinauspilgerten unter die Menschenfresser ohne Wehr und Waffen, und was diese Männer schon alles ausgerichtet hätten. Das Gesicht des Prinzen bekam unter diesen Gesprächen einen schönen Ausdruck, und er sagte, es würde ihm nun recht schwer, auf den Ball zu gehen, er wolle auch lieber zu Hause bleiben und „ernsthafte Betrachtungen anstellen". Ich sagte ihm, er solle doch ja auf den Ball gehen, da er so gern tanze; man könne auch dort ernsthafte Betrachtungen anstellen und in Gottes Nähe bleiben, und auch ich würde mich gewiß von diesem allgemeinen Vergnügen nicht ausschließen wenn ich nur einigen Geschmack am Tanzen finden könnte. Nein, sagte er, ich kann auf dem Ball an nichts denken, ich bin ganz zerstreut, und ich will auch nur bis zehn bleiben und dann zu Hause gehn, um ungestört noch „einige Betrachtungen anzustellen". Ich hatte in diesem Augenblick den Prinzen wahrhaft brüderlich lieb. Als Kind,

sagte ich ihm, hatten Ew. Durchlaucht einen ernsten, kirchlichen Sinn, über den ich mich immer gefreut habe. „Den hab ich auch noch, den hab ich auch noch“ versicherte er, und wir schieden, nachdem er die Hoffnung ausgesprochen hatte, mich noch recht oft wieder zu sehn. Ich freute mich ungemein über dies Gespräch. Unser treuer Herr wolle sich doch dieser armen Kinderseele erbarmen und ihr sein Heil bald aufgehen lassen.“

Den Sylvesterabend verlebten Wilhelm und Julie in ihrem Heim still mit der Familie des verstorbenen Hofprediger Starcke. „Ich las, heißt es, der ganzen Gesellschaft einen Überblick über die Missionsgeschichte aus den Barmer Blättern vor, und es schien sie zu interessieren. Nach zwölf machten wir unsre Lotterie von Bibelsprüchen, die ganz ungemein passend trafen. Wir beschlossen unser Beisammensein mit Singen des schönen Liedes: „Ach bleib mit Deiner Gnade.“

So bleibe denn bei uns Herr! auch dieses neue Jahr. Segne, ja Herr segne uns und Ballenstedt und mache lebendig, die da tot sind. Erwecke Dir ein Gemeindlein Gottes und pflanze eine Kirche in dieser Wüste, Amen.“

Im neuen Jahr mag sich zunächst der Pastor Roller in seiner originellen Weise vernehmen lassen.

Lausa, am 19. Januar 1834.

Du Jüngling, kleiner, verheurateter, denkst wohl, Du willst die ersten Frühlingsblumen pflücken? gefehlt! Hier kommen sie, aus meinem Grasgarten an der Scheunenecke, wo nicht weit die Haselsträuche stehen und auch schon ihre Kätzchen sperren und die roten Püschelchen treiben. Die Dudaim Deiner Tochter Anna (1. Mos. 30) sind nichts anderes als Genista Germanica gewesen, wenn es Stacheln hat; die Genista Tinctoria hat keine Stacheln und giebt, in einen Topf gedrückt und gekocht, eine schöne, gelbe Farbe. Ich möchte schon mit Dir auf den Sommer im Walde weiden! Es kommt mir ganz ossianisch vor mit den Eichen und der Heide. Dazu passen aber die Höflinge nicht, die ich gern möchte tanzen sehn, die Distelköpfe. Soviel zur Beantwortung auf Deinen ersten Brief aus Lappland, der mich ungemein erfreut hat.

In Hermsdorf, das Ihr verlassen habt, geht jetzt viel Kreuz darnieder auf seine Bewohner. Nicht allein, daß der Hausvater an der Landtagskette liegt, sondern auch seine liebe Frau liegt schon mehrere Wochen auf einer Stelle, und man hat nicht ohne Grund etwas Auszehrendes zu befürchten . . .

Nebenher kränkelt auch Georg und liegt am Keuchhusten darnieder! Der arme dicke Junge! Ich brachte ihm zwei totgeschossene Vögel und erzählte ihm eine Geschichte dazu, da wurde er wieder froh. Ich saß an seinem Bette und Agneschen im roten Kleide, hing wie eine Hahnebutte auf meinem Schoß. Sie hörte auch treulich zu. Als ich aber fertig war, verlangte sie wiederholt, ich sollte es ihr auch erzählen. — Was macht man da?

Euer Quartier, Ihr alten Lieben, ist nun wieder besetzt. Die jetzigen Bewohner, Pastor Scheibel und Familie, laden mich mehr als Ihr; und doch komme ich weniger hin. Ihr bedurftet meiner nicht. Es ist schade, daß der liebe gelehrte Mann sich so sehr für die Hunde fürchtet und laut schreiet. Dadurch wird ihm gewiß das Landleben erschwert. Nach Grünberg und Lausa muß ihn immer jemand begleiten. Auch wenn die Hunde angebunden sind, wie mein Karo, so ergreift er doch noch das kleinste Schulkind, das ihm vorbeihelfen muß, „nischt thun, andebunden sein!" — „Nein nein!" „o ja! o ja!" „komm mein Töchterchen, nur bis an die Hausthüre." Der gemeine Mann hält ihn dafür für mentecapt. Letzthin sagte einer, noch dazu ein echter Waldsänger, zu Schwester Marianne: „Der Mann schreibt viel; aber sie lassen ihn schreiben, weil er hier — nicht recht ist." Ich schaffte schon lange dem lieben Mann ein Hündchen; jedoch die Frau hat mir's wieder geschickt, weil es unhöflich ist. Da sich der sonderbare, heftige Mann jedoch redlich vor Gott demütigt, und die Frau Professorin ebenfalls eine liebe Frau zu nennen ist, so kann es einem recht wohl bei ihnen sein; man findet überall festen Fuß und guten Grund.

Nun folgen Mitteilungen über das Abscheiden und das Begräbnis des Grafen Dohna. Die Gräfin ist nach Liegnitz gezogen, und Roller schreibt: Am 29. Dezember sah ich Deine liebe Mutter in Dresden, sehr freundlich und wohl. Ich kann Dir nicht sagen, wie lieb ich Deine Mutter habe, da sie unter wenigen eine solche Seele ist, die mich ganz versteht. Sie mußte mir — seit Dohnas Wegzug — und auch den Meinigen die Stelle der Gräfin Dohna vertreten und hat uns sonach, ohne daß sie es wußte, unendlich viel Trost gewährt. —

Nach Schilderung der Neujahrsnacht, in der er durch Sturm und Wetter — eben von einer Reise heimgekehrt — ins benachbarte Dorf an ein Sterbebett eilte, schließt der Brief:

In dieser Zeit dachtest Du auch an mich, Du Lieber und zogst für mich einen Spruch: „Samuel aber nahm zu, und der Herr war mit ihm und fiel keines unter allen seinen Worten auf die Erde." Der Spruch stärkte mein Herz wie ein Sonnenstrahl, der in die Seele

fiel. Wohl heiße ich auch Samuel und merke auf die Hut des Herrn und nehme alle Kraft und Gnade für mein Amt aus seiner Fülle: möge er mich doch zunehmen lassen, der barmherzige Herr, daß ich nicht ein ganz unnützer Knecht sei und in mir selbst verschmachte!

Nun muß ich schließen, lieber Bruder in Christo. Wo geht Ihr jetzt in die Kirche? oder geht Ihr garnicht? oder nehmt Ihr etwas alltägliches vor? Das sei ferne! Ich halte das Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes für ein Bekenntnis Jesu Christi und seines Namens vor der Welt. Auf den Markt könnt Ihr ja doch nicht hintreten und den Glauben beten. Wie nötig ist es aber, daß wir Christum bekennen vor der Welt in unsern Tagen! wie nötig und heilsam für uns, weil er uns dann wiederbekennen will vor seinem himmlischen Vater.

Lasset uns im Gebet aneinander gedenken! Ich fasse Eure Kinder in meinen Schoß. Sagt der Anna, daß ich ihr Pate bin. Der rote Beutel von Deiner Frau erinnert mich unendlich an ihre Freundlichkeit und gute Einfalt. Ich segne Euch zum neuen Jahr im Namen des Herrn Jesu Christi, Hochgelobt in Ewigkeit — Amen. Valete! amate.

Euer Bruder und Freund

Samuel David Roller.

Du schweigst mir ganz von einem Flüßchen oder Bach, an dessen Ufer Du mich führen könntest, wenn ich zu Dir käme. Ist denn alles so wasserlos wie in der Wüste? Ich habe eine Bibernatur, will bauen und fischen, oder da das letztere, so viel ich weiß, der Biber nicht thut, so will ich mich doch nicht ganz an den Biber binden.

Darauf schrieb Wilhelm an seine Schwester: „Roller schreibt auch, daß er uns in Ballenstedt besuchen will; ich muß mich also bei Zeiten bemühen, in meinen eignen Augen immer kleiner und nichtiger zu werden, ja zu nichts zu verschrumpfen, damit ich ihn tragen kann mit Freude, wenn er mich besucht, und mich nicht kränken lasse. Ich liebe ihn sehr, aber nur in der Ferne; die Gegenwart des Fleisches wird mir sauer. Wenn er seinen dicken Körper einmal wird ausgezogen haben, wie seinen alten Pelz, so mag's ein schmuckes Seelchen sein."

Wenn Kügelgen auch später in Ballenstedt liebe, gleichgesinnte Freude fand, so litt er, wie schon gesagt, anfangs schmerzlich unter dem Allein- und Unverstandensein, wie aus den folgenden Zeilen hervorgeht.

Ballenstedt, am 8. März 1834.

... Ich kam eben von einem Spaziergang zurück, den ich heute allein machen mußte. Ich schlenderte ganz stumpf zum Ort hinaus,

und die Saiten meiner Seele hingen schlaff herunter, wie es mir hier oft geht — aber bald packte mich die herrliche Natur mit kräftigem Arme und zog die Wirbel an, und die knospenden Bäume, die lustigen Vöglein, die Rehe, Hasen, Hirsche und wilden Schweine spielten auf der wohlgestimmten Leier. Nun dankte ich Gott, daß ich in Ballenstedt leben darf und nicht verschüttet bin unter der Häusermasse irgend einer großen Stadt. Das klingt so, als wenn ich ein Naturfreund sein wollte und doch gerade das Meisterstück der Schöpfung, den Menschen, unbeachtet ließe und lieber den wilden Schweinen nachliefe. Ja, ich kann's nicht leugnen, es giebt wenig Menschen, die einen Reiz für mich haben, und die so schön und lieblich auf der Harfe meiner Seele zu spielen vermöchten, als jedes wilde Schwein es kann, jeder Wiesel, der aus dem Steinhaufen herauslugt und jeder Trieb in der Pflanzenwelt, wenn es naturgemäß geschieht und nicht erkünstelt ist. Ich mache erstaunlich wenig Ansprüche an Menschen, ich suche nicht nach Witz, Geist und Talent, sondern einen ehrlichen, unverbildeten, frommen Sinn, und es ist mir fast nichts zuwider, als Roheit, Hoffart und geistiger Dünkel — aber fast überall stoße ich auf diese drei Dinge, und die drei ersteren Prädikate finden sich fast nirgends.

Aber gottlob, ich habe Freunde, rechte wahre Herzensfreunde, ich habe deren überall gehabt, wo ich mich noch aufgehalten und habe sie auch überall erkannt, welches in der Gegenwart des Fleisches nicht jedem glückt — nur hier in Ballenstedt findet sich noch nichts, Frau und Kinder kann ich nicht rechnen, sie sind mit mir ein Leib und Wesen, und so hab' ich denn zu meiner Aufheiterung bis jetzt noch nichts als die äußere Natur, der ich mich immer inniger anschließe und vermähle, und deren tieferes Verständnis sich mir immer kräftiger und deutlicher enthüllt. Wenn mir auch noch kein Bild gelungen und keine künstlerische Darstellung geglückt ist — so bin ich doch Maler mit Leib und Seele, überall konzentriert sich mir die Naturanschauung in Bildern, und ich glaube manchmal, daß ich garnicht die Natur sehe, sondern nur die Bilder, die der mir innewohnende Genius nach ihr gemalt hat, und deren mißlungene Kopie ich hernach nur zu geben imstande bin. Ach wie würden mich als Geschichtsmaler die Menschen interessieren, wenn ihr Thun und Treiben sich meinem Auge auch als Bild gestaltete — und darin liegt eben die Gleichgültigkeit, daß dies nicht ist. Die Menschen sind nicht ehrlich, sie zeigen sich nicht, wie sie sind, weder äußerlich, noch innerlich. Höchstens in der Familie, aber wer vermag da hinein zu schauen — das Familienleben hört auf, sobald ein paar fremde Augen dazu treten, und man ist überall von der Lüge umsponnen, außer in seinen eignen vier Pfählen. Da

hab' ich nun geschwätzelt, wie ein Weib durcheinander und über die Maßen verworren, aber so geht's unstudierten Leuten.

20. März.

Der Herzog soll krank sein, und morgen wird Gräfe erwartet.

An die Mutter.

Sonntag Palmarum, 23. März 1834.

... In der Kirche war während der Predigt auf unsern beiden Chören gewaltige Aufregung, alles weinte, selbst der alte Hauptmann S. und T. kamen nicht aus den Thränen. Dies kam mir verdächtig vor, zumal auch Frau von Hoym (Gemahlin des Herzogs) nicht in der Kirche erschien. Als Hoffmann mit kurzen Worten, aber herzlich den kranken Herzog ins Gebet nahm, konnte auch ich der allgemeinen Rührung mich nicht verwehren ...

24. März, früh 8 Uhr.

Soeben erfahre ich, daß unser Herzog vor einer halben Stunde verschieden ist ...

Der Hofprediger Hoffmann trat gestern ganz konsterniert zu mir ein. Gräfe hatte ihm gesagt, man müsse nun in jeder Stunde der Auflösung des Herzogs gewärtig sein, und doch hatte dieser noch nicht einmal geklagt und überhaupt noch garnicht eingestanden, daß er krank wäre.

Er hatte sich bis dahin alle Morgen ankleiden lassen, wenn dies auch vier Stunden Zeit nahm, und alle seine Geschäfte verrichtet mit dem einzigen Unterschiede, daß er gegen seine Umgebungen sanfter und freundlicher war, als sonst. Nur von den Ärzten wollte er durchaus keine Notiz nehmen, ließ selbst Gräfe bisweilen den ganzen Tag nicht vor und sagte, er sei ganz gesund, ihm fehle garnichts. Doch sagt Gräfe, es wäre nicht anders möglich, er müsse sehr große Schmerzen haben ...

Mit Hoffmann hatte sich der Herzog vor zwei Tagen über eine Stunde von der Unsterblichkeit unterhalten und ihn um alle Stellen der Schrift befragt, die darauf Bezug hätten. Er war ganz in seiner gewöhnlichen Kleidung und in Stiefeln gewesen, und es war keine andre Veränderung an ihm zu bemerken, als daß an Stelle der hochroten Farbe seines Gesichts eine kranke Bläße getreten und seine Stimmung sanfter und weicher war, als sie Hoffmann früher an ihm kannte.

Diese Gewißheit des baldigen Todes unsres Fürsten, die ich nun durch Hoffmann erhielt, erschütterte mich gewaltig. Hoffmann ging fort, und die Nacht brach herein, und es erhob sich ein so fürchterlicher Sturm, daß alle Thüren im Hause klapperten und die alten Wälder laut stöhnten und brüllten. Ich fuhr erschreckt ein paarmal im Traume auf, weil ich glaubte, das alte, morsche Fenster sei mir ins Zimmer gestürzt. In diesem Sturm und grausigen Unfrieden der Natur hat Gott von meinem Herrn seine Seele gefordert und jetzt, da er tot ist, legen sich die Winde, und hier und da versucht die Sonne durchzubrechen . . .

Mittags.

Soeben komme ich von Frau von Seelhorst, die ich in tiefer Trauer und ganz in Thränen fand. Sie erzählte mir genau alles, was auf den Tod des Herzogs Bezug hatte, und ich setze Dir einiges davon her.

Er hat gestern den ganzen Nachmittag im Fenster gesessen und ohne zu sprechen, unverwandt in sein schönes Land hinaus geblickt. Um fünf Uhr bekam er einen Brief von seinem Sohn, entsiegelte ihn, konnte ihn aber nicht mehr lesen, und es gelang ihm auch nicht, ihn wieder in sein Couvert zurückzuschieben. Nach dem Thee äußerte er Lust zu schlafen und lehnte sich in seinen Armstuhl zurück. Um neun verlangte er, man solle sein Bein hochlegen und um zehn, man solle ihn aufs Bett legen und seine Uhr abnehmen, weil sie ihn drücke. Darauf schlummerte er mit Unterbrechungen und rief gegen Morgen: „mein Gott! mein Gott!" Dies waren seine letzten Worte, und um sieben Uhr schlummerte er sanft in die Arme des Todes hinüber.

Er hat während der Krankheit sich nicht ein einziges Mal beklagt und sich ganz besonders liebenswürdig und freundlich gezeigt, bis auf den einzigen Umstand, daß er durchaus keiner ärztlichen Verordnung Gehorsam leisten wollte.

Mich hat die Art seines Todes ungemein tief gerührt. —

Als Frau von Seelhorst noch im Erzählen war, kam der Geheimrat Gräfe, um sich bei ihr zu verabschieden, da er eben im Begriff war, in den Wagen zu steigen und nach Berlin zurückzureisen und meinte auch, man könnte nicht sanfter sterben, als der alte Herr.

Er drückte gegen mich sein Bedauern aus, daß er nicht habe zu mir kommen können, aber er habe bei seinem Hiersein nur einen einzigen Zweck im Auge halten können.

Mir ist es sehr viel wert, daß ich diesen berühmten Mann noch habe kennen lernen.

Wie sich nun hier alles gestalten wird, das werden wir ja erleben, und ich schreibe, will's Gott, darüber bald wieder, und wie ich hoffe, Erfreuliches.

Dein gehorsamer Sohn W.

Ballenstedt, den 5. April.

... Der hochselige Herzog wurde mit vielem Gepränge nach Bernburg in seine Familiengruft gebracht. In Aschersleben empfing ihn ein Detachement preußischer Husaren, die ihm das Ehrengeleit gaben. In Bernburg wurde er von den Bürgern mit Fackeln eingeholt, und in der schwarz beschlagenen Kirche war vor der Beisetzung bei Kerzenbeleuchtung noch ein feierlicher Gottesdienst. Morgen wird hier eine kirchliche Gedächtnisfeier begangen werden. Alles hat sich in Trauer gehüllt, die bis Michaelis dauern wird ...

Es ist schwer, daß wir alle hier in Ballenstedt immer noch in der größten Ungewißheit leben, ob unser junger Herr hier oder in Bernburg seine Residenz aufschlagen wird, und ich daher auch keinen Schritt zu einer festen Miete zu thun wage. Aber in diesen Tagen muß es sich entscheiden, denn der Herzog wird Montag hier erwartet, und wird sich dann doch wahrscheinlich über diese Dinge näher erklären müssen. Wenn der Hof hier fortzieht, muß ich mit, und das wäre eine ganz entsetzliche Geschichte.

Die Entscheidung fiel zu Gunsten Ballenstedts aus, und das Tagebuch erzählt:

Sonnabend, den 3. Mai.

Die Allee steht im festlichsten Blätterschmuck. Man hatte Blumen und Sand gestreut zum Empfange des Herzogs. Die Schuster Rust sollte am Schlagbaum den Herzog mit einem Gedicht begrüßen, welches die Bürgerschaft bei Freisleben eigens bestellt und ihm zu seiner Inspiration zwei Flaschen Schnaps geschickt hatte. Der Herzog hat sich aber allen feierlichen Empfang verbeten. Nach elf Uhr kam er im Schritt durch die dunkelschattige Allee gefahren, und einzelne Lichter spielten auf seinem Wagen. Eine große Volksmenge begleitete ihn. Auf dem Schloß hatten sich die Kavaliere versammelt, dem alten Brauch gemäß, um ihren Fürsten zu begrüßen, was aber der Herzog sehr ungnädig aufnahm, da er ja nicht empfangen sein wollte.

* * *

Im Lauf des Sommers trennten sich Kügelgens für längere Zeit. Julie ging mit den Kindern nach Bremen zu ihren Eltern

und Wilhelm nach Dresden zu seiner Mutter und Schwester, wo er mit diesen und seinen alten Freunden eine reiche Zeit verlebte. Hier nur einige Zeilen über sein Zusammensein mit der Gräfin Dohna:

„Sehr erbaulich ist mir die alte Gräfin Dohna geworden, die ein paar Tage bei uns wohnte. Ihr bloßer Anblick, ohne daß sie ein Wort spricht, bringt augenblicklich eine Sichtung in meiner Seele hervor, das Fleisch schlägt nieder und der Geist dominiert. Solcher Segen geht aus von den Begnadigten des Herrn!" —

Adelheid begleitete dann ihren Bruder nach Ballenstedt und verweilte einige Zeit bei den Geschwistern. Einer der ersten hochwillkommenen Gäste im neuen Heim war der Senator Doktor Volkmann, dessen „fröhliche Gemütlichkeit" erfrischend wirkte.

Der Herzog Alexander Karl hatte sich mit der Prinzessin Friederike zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg verlobt und man traf in Ballenstedt große Vorbereitungen zum Empfang des hohen jungen Paares, während der Herzog nach Holstein reiste, um seine Vermählung zu feiern. Das Schloß wurde restauriert, die Kanonen probiert, und die Hofgesellschaft studierte ein von Hofprediger Hoffmann gedichtetes Festspiel „Wolfgang" ein. Kügelgen wurde gebeten, eine Rolle darin zu übernehmen, und man sah es nicht gern, daß er es ablehnte, aber er schreibt später darüber:

„Meine Weigerung, Komödie zu spielen, hat mir auch nichts geschadet, und ich bin nun für immer die Sache los. Der Kammerherr von Alvensleben hat am dritten Ort gesagt, er hätte es mir doch wenigstens angesehn, daß es mir sehr schwer geworden wäre, ihm seinen großen Wunsch zu versagen, ich hätte nun einmal ein Vorurteil wider alles Komödienspiel. Nachher hat er mich auch wieder sehr freundlich besucht und mich um Rat gefragt wegen der Anzüge, und da ich ihm sechs dergleichen sauber gezeichnet ins Haus schickte, war alles wieder gut. Wie froh war ich, daß ich nicht mitspielte, denn zu Ende des Stückes fielen alle auf die Kniee und sangen ein geistliches Lied, wobei sich jeder bemühte, so schön als möglich zu beten . . ."

Vom Einzug des fürstlichen Paares erzählt das Tagebuch:

13. November.

Die Allee füllte sich mehr und mehr mit Menschen, und gegen Mittag war es so lebendig wie in einer großen Stadt. Unzählige Wagen, Reiter, Fußgänger kehrten im Gasthof ein. Der ungewohnte Anblick zog uns viel ans Fenster. Halb drei Uhr nachmittags ertönten schon die Kanonen vom Schloß als Verkündigung der Grenzüberschreitung, wobei die Herrschaften von dem berittenen Hofpersonal

empfangen wurden. Jetzt füllte sich die Allee immermehr, und halb vier Uhr trat der Zug in dieselbe ein, nachdem er schon an den beiden Ehrenpforten in der Stadt angehalten und die Herrschaften verschiedene Carmina in Empfang genommen hatten. Vornweg zogen die berittenen Bürger, etwa vierzig Mann, alle in blauer Kleidung mit breiten grün und weißen Bändern geschmückt, was sehr gut aussah, und ein Trompeterkorps von zwölf Mann auf Schimmeln. Dann folgte die berittene Jägerschar mit Büchsen, vom Bereiter angeführt hierauf die Wagen, von den Stadtschützen umgeben, welche die Fahnen gerade über dem herzoglichen Paare trugen.

Dann ein andrer Sechsspänner mit den beiden Prinzen von Schleswig-Holstein; hierauf zwei vierspännige Postzüge, der eine mit den Damen, der andre mit den beiden Kammerherren von Lasperg und von Siegsfeld. Zuletzt ein wunderbarer Zug von mit langen Flinten bewaffneten Männern. An der Ehrenpforte unter Seelhorsts Haus standen 180 bekränzte junge Mädchen, die ein Gedicht überreichten. Ich konnte beim Einzug die Thränen nicht zurückhalten, es war sehr ergreifend.

14. November.

Brillante Illumination, so wie in Dresden bei solchen Gelegenheiten. Julchen und die Kinder fuhren in Seelhorsts Equipage herum, welche diese so gütig waren, uns anzubieten, während ich die Lichter hütete. Ich glaube, daß 10 000 Menschen auf Ballenstedts Straßen wogten, beim Einzug aber noch mehr.

Sehr eigentümliche Inschriften fanden sich aber auch unter manchen hübschen und sinnigen, so z. B. hatte der Hofbäcker in dem einen Fenster einen Kelch mit dem Auge darüber und der Unterschrift „Es ist vollbracht," am andern Fenster eine Leier und ein Schwert mit der Unterschrift „Körners Gedichte". Ein andrer hatte ein Füllhorn, aus dem viele Kinder grade in eine Wiege purzeln, der Hoffleischer zwei dicke Herzen mit der Unterschrift „Wo gute edle Herzen thronen, wird Fleiß und Treue stets belohnen."

Einer hatte einen Apollo, mit großem, schwarzen Bart, wie ein Russe und einem frostigen Gedicht darunter, ein andrer: „Sei froh und glücklich Karl — Karl beglücke auch uns und bleibe in Ballenstedt!" (welches nun auch geschieht) — endlich: „Dem allverehrten Herzog, dem vielgeliebten Dux, wünscht reiches Glück und Segen, der Sattlermeister Fuchs."

Zwei Fackelzüge haben wir auch gehabt, von 80 und 750 Fackeln. Letztern Zug brachten die Bergleute, die so etwas besonders Rührendes haben.

Sonntag, den 16. folgte noch ein großer Festgottesdienst mit Musik und Kanonen.

Seiner Mutter schreibt Kügelgen.

Ballenstedt, am 21. November 1834.

Am 13. November fand der höchst feierliche und prachtvolle Einzug des Herzogs mit unsrer niedlichen, kleinen Herzogin statt. Das war an und für sich recht hübsch; als ich aber hörte, die Herzogin habe die Anrede der Bürgerschaft mit den Worten erwidert: „Ich komme einzig und allein hierher im Vertrauen auf Gott und hoffe, es werde mir gelingen mit seiner Hilfe!" — da freute ich mich von Herzen.

Bald nachher wurde ich zur Tafel befohlen und hier der Herzogin vorgestellt; da ich bei Tisch der jungen Herrin, sowie der Prinzeß Friedrich*) ganz nah saß, wurde ich recht in die Unterhaltung gezogen. Die Herzogin scheint, so wie sie es körperlich ist, auch geistig ein überaus zartes, ätherisches Wesen zu sein, von großer Gescheutheit. Sie hat ein feines, einnehmendes Gesicht und Wesen, und ihre Leutseligkeit hat hier alle Welt bezaubert.

Alle fürstlichen Personen unterhielten sich mit mir, namentlich hatte ich ein langes Gespräch mit dem jungen Prinzen Alexander v. Preußen, dem Sohn unserer Prinzeß Friedrich, der, ob er gleich erst vierzehn Jahre zählt, schon repräsentieren kann wie ein alter Herzog.

Am Tage darauf kam der Kammerherr v. Siegsfeld im Auftrage der Herzogin zu mir und eröffnete mir deren Absicht, sich von mir malen zu lassen und zwar sogleich, sobald in Bernburg die Feierlichkeiten beendigt wären. Demnach muß ich den 3. Dezember nach Bernburg reisen und dort die Arbeit beginnen und werde dabei Gelegenheit haben, die hohe Frau näher kennen zu lernen — ach möchte mir das Bild gelingen! —

Gestern kam der Hofprediger zu mir, der eben eine eingehende Unterredung mit der Herzogin gehabt hatte und war voll von der ernsten, christlichen Gesinnung, die sie gezeigt habe. Sie hat ihn gefragt nach dem religiösen Leben im Lande, namentlich nach dem Superintendenten, und ob er auch ein christlicher Mann sei. Sie verstehe aber unter christlich nicht etwa, ob er an Gott oder an die Unsterblichkeit der Seele glaube, sondern ob er an Christum glaube

*) Prinzeß Friedrich von Preußen, Schwester des jungen Herzogs von Anhalt-Bernburg.

und namentlich Christum für den wahrhaftigen, eingeborenen Sohn Gottes halte, durch den allein wir selig werden könnten.

„Das ist eine Frau" — sagte Hoffmann — „die kann was thun; solch ein Beispiel wird wirken, und wird doch endlich einmal das seichte, flache Wesen hier aufhören, wenn man sehen wird, was eigentlich wahrhaft religiöses Leben ist."

O was wäre das doch ein Segen für das ganze Land und ein Glück für uns hier, wenn unsre Herzogin eine Christin wäre — verschütten wird sie gewiß nichts und nichts verderben durch kopflosen, pietistischen Eifer, denn sie ist ausnehmend klug und hat sich mit merkwürdiger Umsicht benommen. So wollen wir denn Gutes hoffen. Ihren Trautext hatte sich die Herzogin selbst gewählt: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet."

Kügelgen reiste also nach Bernburg, wo die hohen Herrschaften für einige Wintermonate residierten, um die Herzogin, sowie auch den Herzog zu malen und erzählt, wie er nach seiner Ankunft vom Kastellan in die ihm bestimmten schönen Zimmer, und da die Herrschaften grade abwesend waren, durchs ganze Schloß geführt wurde.

„Auch in die Gemächer der Herzogin kamen wir, und hier sah ich flüchtig die Titel ihrer kleinen Bibliothek durch und freute mich ungemein, lauter gute Andachtsbücher zu finden, worunter auch Goßners Schriften, das neue compendiöse Liederbuch, das in Berlin herausgekommen ist, die Bibel und andre mehr. Ich kann wohl sagen, daß dies mir eine ganz außerordentliche Freude war."

Und diese Freude wuchs mehr und mehr, als es Kügelgen im näheren Verkehr vergönnt wurde, tiefere Blicke in das Seelenleben der jungen Herzogin zu thun. Während der Sitzungen, die ihm die hohe Frau gewährte, kamen sie öfter in religiöse Gespräche, „wobei", sagt er „die Herzogin sich so rein christlich aussprach, daß mir das Herz im Leibe lachte." So anziehend diese Gespräche waren, und so gern Kügelgen sie immer weiter und tiefer ausgesponnen hätte, wurde die Herzogin dabei so lebhaft und ihre Züge so beweglich und wechselnd, daß öfter Fräulein von Krohn, die Hofdame, vorlesen mußte, um das Malen zu ermöglichen.

Weiter heißts im Tagebuch:

Heute Morgen brachte mir die Herzogin den Herzog selbst aufs Zimmer. Er war bei der besten Laune und kam gar nicht aus dem Lachen. Besonders amüsierte es ihn, als ich sagte, daß mir trotz aller Mühe das Bild der Herzogin noch immer nicht ähnlich erscheinen

wolle; ich fürchtete daher, behext zu sein. Sobald Sr. Durchlaucht das Bild aber ähnlich finden würden, wollte ich auf seine Gesundheit eine Bouteille Champagner trinken.

Sehr belustigte es den Herzog, als ich ihm unter allerlei Scherzen meinen Gliedermann vorstellte, und die Herzogin sagte später: ihr Gemahl müsse sich trefflich amüsiert haben, denn er sei bei der besten Laune gewesen, als er von mir gekommen. Sein Porträt fand sie sprechend ähnlich; dasselbe sagten auch andere, und ich danke Gott, daß diese schwierige Aufgabe gelungen scheint . . .

Jederzeit war aber der hohe Herr nicht so gnädig gestimmt und Wilhelms überzartes Empfinden wurde auf heiße Proben gestellt. Doch in anhaltendem Gebet und unter dem Einfluß des kräftigenden Wortes der treusten Mutter, fand er den Frieden wieder. Er schrieb der letzteren: „Ja! wenn wir so recht befestigt wären in Christo, so stünde unser Haus auf Felsen, und die Winde vermöchten nicht es zu erschüttern. Es giebt keine andre Freiheit, als loszukommen von seinem eignen Willen und sich einig mit Gott zu fühlen durch Jesum Christum, und wenn ich meinen Dienst hier aufgäbe, so würde ich dadurch nichts gewinnen als eine Afterfreiheit, die durch die kleinste konträre Begebenheit sich wieder in Zwang und Dienstbarkeit umgestalten könnte. Macht mich aber der Sohn frei, so bin ich recht frei! . . ."

So war der Anfang von Wilhelms Leben am Hof nicht ohne Dornen. Die Arbeitsfreudigkeit wurde ihm auch gelähmt durch Sorge um seine Lieben daheim, da alle Kinder an den Masern lagen, und er seiner Frau in dieser Zeit voll Mühe und Angst nicht zur Seite stehen konnte.

Seine Bilder wurden viel betrachtet und sehr verschieden beurteilt; von einigen gar nicht, von andern sprechend ähnlich gefunden. Die höchsten Anforderungen stellte er selbst an sich, und da seine Leistungen diesen nie entsprachen, wurde er seines Künstlerberufes nicht recht froh.

Ganz niedergeschlagen vor seinen Bildern stehend, wurde ihm doch oft begeisterter, beglückter Dank der Empfänger — das hob ihm Mut und Zuversicht — aber immer nur für den Moment! — Wieder und wieder verfiel er in die erbarmungsloseste Selbstkritik zurück.

Mehr als bescheiden urteilte er z. B. über sein großes Kirchenbild, welches andre doch so sehr befriedigte. So schildert er selbst, noch in Hermsdorf, eine Scene, die ihm wohl sehr beruhigend gewesen war.

„Nachmittags, nachdem wir den Garten besehen hatten und auf dem Teich gefahren waren, führte ich Vaterchen und Fritz zu meinem Bilde. Es war eines Gewitterregens wegen sehr dunkel im Zimmer und das Bild passend beleuchtet und feierlich anzuschauen. Vater war sehr ergriffen, und ich hätte nie gedacht, daß mein Bild solch einen Eindruck machen könnte. Er sprach kein Wort und die Thränen liefen ihm die Backen herunter. Endlich kam er auf mich zu und drückte mir die Hand. Je nachdem die Sonne sich durch die dicken Wolken wieder durcharbeitete, wurde auch das Bild immer klarer und lebendiger und so aus Nacht und Dämmerung bis zu der brillantesten Gestaltung vor unsern Augen geboren."

Über dasselbe Bild schrieb später die Mutter: „Wegen Deines Altarbildes kann ich Dir nur das melden, daß alle Nachrichten darin übereinstimmen, und auch die Pollschen neulich noch schrieben, es wäre wunderbar, wie alle Christen mächtig ergriffen würden von dem Bilde, während es den Unchristen nicht ganz gefiele. Sophie fand eine ganze Gesellschaft vor dem Bilde, deren Augen meistens in Thränen schwammen und die kein Wort zu sprechen vermochten — „das war aber auch das Beredteste, was sie zum Lobe des Bildes sagen konnten", — schreibt sie.

Nach Ballenstedt zurückgekehrt, schreibt Wilhelm an seine Schwester:

„Du hast richtig geweissagt, ich bin nicht wieder gekränkt worden, sondern im Gegenteil ganz außerordentlich gut mit meinem Herrn ausgekommen. Sein Bild wird ganz erstaunlich ähnlich und gefällt ihm auch selbst sehr.

Mit der Herzogin bin ich viel näher bekannt geworden und habe mich überzeugt, daß sie einen ganz richtigen, einfachen, christlichen Glauben bei sehr viel Verstand hat.

Sie ist wie ein Kindchen so innerlich gütig, freundlich, anspruchslos, gutmütig, so daß ich manchmal ganz gerührt wurde, wenn ich sie so dasitzen sah.

Ich habe ihr mein Bibelwerk überreicht und ihr alle Bilder erklärt, wobei sie ein paarmal ganz ergriffen schien. Die Herzogin kennt den Rationalismus sehr genau und hat sich mit mir über die Art, ihm zu begegnen, länger unterhalten.

Auch die drei Hofdamen sind recht bedeutend und christlich gesinnt. Wer hätte sich das nur von weitem träumen lassen, als ich in dies Land zog!" —

Im Frühling verlebte Kügelgen eine lange, einsame Zeit. Die sorgende Liebe der Mutter veranlaßte Julie, mit den Kindern zu ihr

nach Dresden zu kommen, damit unter ihrer Obhut und Pflege ein viertes Kindchen geboren würde. Wilhelm litt sehr unter dieser Trennung, so dankbar er auch der treuen Mutter war, daß sie ihm auf diese Weise manchen schweren Sorgenstein vom Herzen nahm. Neben dem schmerzlichen Vermissen der Seinigen kam der Einsame in große Bedrängnis, da ihm die Wohnung gekündigt worden war, und er trotz aller Bemühungen durchaus kein passendes Unterkommen finden konnte, zumal es sein Wunsch war, mit Mutter und Schwester dasselbe Haus zu beziehen. Endlich fand sich das Gesuchte, wenn auch nicht allen Wünschen entsprechend, und Wilhelm besorgte den Umzug in Abwesenheit seiner Familie.

Seine Bekannten leisteten ihm treulich Gesellschaft; auch auswärtige Jugendfreunde kehrten auf längere Zeit bei ihm ein. Ja, Gott führte ihm, gerade in diesen schweren Wochen, einen gleichgesinnten Gefährten in dem lebendig gläubigen und geistig begabten Kandidaten Schreck zu, der im benachbarten Meisdorf Hauslehrer der Kinder des Grafen von der Asseburg war, und mit dem er fortan in lebhaftem, genußreichem Verkehr blieb. Ebenso war ihm der Umgang mit dem gleichfalls im positiven Glauben stehenden Pastor Rosenthal im nahen Badeborn lieb, der das noch fast ganz unveränderte Pfarrhaus des alten Arndt*) bewohnte, dessen gesegnete Wirksamkeit in der Gemeinde noch immer spürbar war. Auch wurde noch mancherlei Handschriftliches von diesem berühmten Vorgänger dort aufbewahrt.

An den Hof wurde Kügelgen häufig befohlen, zur Tafel, zum Thee und zu schönen Landpartien in den Harz, wobei gewöhnlich ein großer, bootähnlicher Wagen, die Gondel genannt, die viele Personen faßte, benutzt wurde. Auch begleitete er den Herzog öfter allein auf seinen täglichen Spazierfahrten und erlebte die Freude, daß ihm erzählt wurde, der Herzog sei ganz besonders zufriedengestellt durch seine Gesellschaft und habe gesagt: „Der Herr v. Kügelgen gefällt mir doch am besten von allen Herren in Ballenstedt, der spricht doch, und man kann sich von allem mit ihm unterhalten."

„Wie bin ich nun so mit einem Male zu Gnaden gekommen!" ruft Wilhelm aus! —

So wie im Sommer zu Wagen, wurden im Winter Partien zu Schlitten vom Hof unternommen, wovon Wilhelm in einem späteren Brief dem Bruder folgende Schilderung giebt:

---

*) Johann Arndt, Verfasser der „Vier Bücher vom wahren Christentum", 1553 in Ballenstedt geboren, war von 1583—90 Pastor in Badeborn.

„Die eingeladenen Herren versammeln sich auf dem Schloß; die Schlitten stehen alle mit Vorreitern in großer Gala auf dem Schloßhof. Sobald die hohen Herrschaften kommen, ziehen alle Herren aus silbernem Becher den Namen ihrer Damen, werfen sich dann in den Schlitten, der Jockey mit Hetzpeitsche voraus, und holen jeder seine Dame aus ihrer Wohnung in der Stadt ab.

Ich hatte eine Hofdame gezogen und fuhr daher gleich vom Schloß ab. Auf dem Bauplatz versammelten wir uns unter Hornmusik. Wenn sich hier der Zug geordnet hat, so geht's fort — voran der große Musikschlitten mit zwanzig Hornisten besetzt. Die roten Jacken der Jockeys, ihre Silbertressen, glänzend weißen Lederhosen und weichen Mützen — die bunten Federn und Roßschweife als Schmuck der Pferde, die bunten Decken, die schönen Glocken und Schellenbehänge, das Gold und die Farben der vielen kleinen Schlitten, dies alles gewährt an einem sonnigen Wintertage einen sehr hübschen Anblick. Bei Wendungen des Weges sah der Zug zauberhaft aus, in seiner eiligen Bewegung.

Wir fuhren über den Mägdesprung nach Alexisbad; hier wurde das Diner eingenommen, bei viel Heiterkeit mit reichlichem Champagner.

Nach Tisch, als das Gespräch im schönsten Gange war, schlich ich mich durch eine Hinterthür fort, suchte mir einen warmen Winkel und fing an zu rauchen. „O wie wohl ist's dem Mann," sagt Roller, „wenn er mit seiner Pfeife allein ist." Auf einmal kam der Hofmarschall: „Herrje Alterchen, sie rauchen! — das ist zu arg!" Ich frug ihn, ob er nicht auch wolle, und gab ihm eine Cigarre, die er sogleich andampfte. Und nun kam einer nach dem andern, alle rauchten, und man ward ungemein vergnügt, und Hof und Damen und Schlitten und alles war vergessen, bis ein Kammerdiener uns meldete, daß der Herzog in den Schlitten stiege. Da flogen alle Cigarren zum Fenster naus, und jeder verschlang im Hinuntergehen ein Stückchen Vidiverd, ein Würzelchen, welches auf der Stelle allen Tabaksgeruch vernichtet."

Während so mancher Zerstreuungen und Abhaltungen schritt die Arbeit an den in Bernburg angefangenen Bildern — auch Fräulein von Krohn ließ sich porträtieren — emsig fort.

Folgende kleine Scene giebt einen Eindruck von dem oft sehr harmlosen Verkehr mit den hohen Herrschaften.

„Um neun kam Fräulein Krohn, und ich machte ihr zu Ehren eine kleine Kanonade, was sie sehr erquickte. (Die kleine Kanone spielte eine wesentliche Rolle bei allen festlichen Veranlassungen.) Kaum war sie fort, als ich mir eine Pfeife stopfte und unter großem Qualm

mich gemütlich wieder an die Arbeit setzte. Da klopft es an die Thür, meine Pfeife fliegt in die Ecke, und herein tritt die Herzogin. Ich war, wegen des Tabaksdampfes sehr in Verlegenheit und sagte daher, wenn die Herzogin vielleicht fände, daß es nach Pulver röche, so käme es daher, daß ich mit Fräulein von Krohn ritterlich kanoniert hätte.

„Das ist ja wie die kleinen Kinder," sagte Fräulein von Fahrendorf; aber die Herzogin verlangte die Kanone zu sehen und dann auch, daß ich schießen sollte. Nun wurde geladen und losgebrannt u. s. w."

So gab es wohl manche heitre Stunde, dennoch war diese Zeit der Trennung von seiner ihm so unentbehrlichen Julie und der frohen Kinderschar eine sehr schwere. Die Einsamkeit wurde ihm noch mehr getrübt durch viel Seelennot und Kampf. Davon zeugen einige Zeilen, die Wilhelm an seine Frau schrieb, nachdem ihm die frohe Botschaft von der Geburt eines Söhnchens geworden war:

„Ich will aber, daß der kleine Junge neben Friedrich Adolf auch Hiob heißen soll, zum Andenken an meine gegenwärtige Lage, die, wenn sie auch äußerlich nichts von Hiobs Leiden an sich trägt, innerlich der seinen ähnelt in geistiger Entbehrung aller Art. Er soll Hiob heißen und sich seines Namens getrösten in aller Not, die ihn treffen wird, denn die wird nicht ausbleiben; und will er ein Kind Gottes werden, so muß er durchs Fegfeuer wandeln. Also unterlaß es ja nicht, daß er diesen Namen in der Taufe empfängt. Das Lächerliche dabei wird uns erquicken, sowie die ernste Bedeutung auch." — In einem späteren Briefe zum Tauftage heißt es: „Daß Gott etwas aus dem Jobst machen werde, glaube ich gewiß — auch sind alle seine Paten große Talente bis auf Dora (v. Heinitz), die aber die Krone von allen ist. Wenn Du diesen Brief erhältst, ist die Taufe vorüber; ich denke den festlichen Tag ganz still hinzubringen und im Geist alle meine Kinder dem Herrn zu schlachten, so weit man dies kann und vermag."

Anfang Juli kehrte Julie zurück und brachte dem Vater einen sehr fröhlich ins Leben hineinlachenden kleinen Hiob mit. Adelheid begleitete Mutter und Kinder und nahm nach einigen Tagen das älteste Töchterchen wieder mit nach Dresden zurück, der Großmutter zur Freude, der die Eltern in dankbarer Liebe gern dies Opfer brachten. Die Kleine trennte sich schwer von Eltern und Geschwistern, war aber auch bei Großmutter und Tante ganz zu Haus.

Im großmütterlichen Heim war Bertha aber nicht das einzige Kind; wie schon als Mädchen Lillas Herz allen verwaisten und verwahrlosten Kindern entgegenschlug und sie gern ein ganzes Häufchen

solcher kleinen Hilfsbedürftigen mit in ihren jungen Ehestand gebracht hätte, blieb diese echt mütterliche Neigung ihr immer eigen.

Manches bedürftige Kind hat sie so erzogen zu dienstbarer oder höherer Stellung, oder herausgepflegt aus Elend und Krankheit; hat Dank, aber auch viel Undank erfahren und oft den Druck recht schwerer Verhältnisse aus reiner Nächstenliebe auf sich genommen. Aufreibend war ein sich durch viele Jahre hinziehender Roman — denn so möchte man's fast nennen — der sich in der ausgedehnten Korrespondenz mit dem wunderlichen Pflegevater einer gewissen kleinen Julie noch erhalten hat, die sie und Adelheid jahrelang mit großer Treue erzogen und in deren irregeleitete Seele sie wohl auch die ersten Keime legten zur Entfaltung der schönen christlichen Liebesthätigkeit, die Julie später als Frau eines christlichen Arztes in der Schweiz ausübte. So haben diese edlen, selbstlosen Frauen wohl manch Samenkorn ausgestreut, dessen Frucht erst in der Ewigkeit offenbar werden wird.

Auch die kleine Bertha erfuhr den Segen der großmütterlichen Erziehung. Ihr Vater schreibt einmal:

„Die Nachrichten über Bertha, meine liebe Mutter, haben mich sehr erquickt, sowie ich mich freue über die zweckmäßige Art, mit der Du sie behandelst und ihren Dämon bekämpfst. Das ist gerade die einzig richtige Art, wie seelenvolle Kinder genommen werden müssen, und Gott wird seinen Segen dazu geben. Es ist bei Bertha kein Trotz, sondern nur ein ungewöhnlich hoher Grad von Bewußtsein ihrer selbst, welcher die allerschlimmste Art von Blödigkeit erzeugt, die sie als Sünde erkennen muß, um davon frei zu werden. Ein Mangel an Unbefangenheit ist immer die Blödigkeit, und dieser Mangel ist ein Mangel an Demut höherer Art. Es ist ein beständiges im Auge halten seiner selbst und ein unwillkürliches Reflektieren der Seele: was wird dies oder das, was ich sage oder thue, auf andere für einen Eindruck machen? Diese Reflektion macht blöde, und Gott muß ein Wunder an dem Herzen thun, das von dieser Blödigkeit loskommen soll." —

Über diese kleine blöde, und sehr zurückhaltende Pflegetochter schreibt die Tante Adelheid:

„Bertha macht uns viel Freude, zuweilen umschlingt sie meine Hüften und geht ganz still mit mir auf und nieder; ich begünstige solche kleine Ausbrüche von Zärtlichkeit durch tausend Kareſſen, die sie sehr gnädig aufnimmt. Neulich hatte ich beim Spaziergang ein einzig Gespräch mit ihr. Sie frug nach jemand, ob sie hübsch im Gesicht sei? Ich sagte, „muß man denn immer hübsch sein, um Dir zu gefallen? ich liebe auch häßliche Leute, wenn sie nur gut aussehen." „Ja Tante,"

sagte sie, „eigentlich sehe ich den Leuten bloß in die Augen, sind die gut, so liebe ich sie."

„Was nennst Du denn gute Augen?"

„Nun, weißt Du denn das nicht? ich sehe den Leuten nicht bloß in, sondern auch hinter die Augen, ist es da schwarz, so ist es nicht gut, ist es hell, so liebe ich sie."

„Nun," sagte ich, „da kannst Du Tante wohl nicht leiden, denn die hat schwarze Augen."

„I bewahre, Tante, hinter den Augen kann's doch funkeln."

„Nun, so sag mir doch zum Beispiel, wie sind denn Onkel Hausmeisters Augen?" — „Da funkelt's. „Aber Onkel Heidler?" — „Es ist Licht." „Aber Onkel Siehler?" — „Es dämmert" — war ihre wörtliche Antwort. „Nun, so sag mir doch, wie sind denn Julchen Üxküll ihre Augen?"

„Nun sieh Tante, da ist es wie jetzt Tag, aber die Sonne scheint nicht."

„Nun sage mir aber auch noch, wie Onkel Julius seine Augen sind?" — Da funkelt's!" war die schnelle Antwort, „bei Euch beiden funkelt's!" —

Seht nun, was Ihr für eine geistvolle Tochter habt, man sieht, wie das Kind nachdenkt und wie richtig es urteilt." —*)

Die Tante Adelheid und der Onkel Julius mit den funkelnden Augen hatten sich kurz vorher verlobt. Julius, der jüngste Sohn Krummachers, war Pastor in Westfalen und hatte lange nicht gewagt, der schon seit Jahren still Geliebten den bescheidenen Platz an seiner Seite anzubieten.

Die Mutter schreibt unter anderem darüber:

„Die Gegend dort soll schön und das Leben wohlfeil sein, und da mögen sie denn zusehen, wie auch sie mit dem Wenigen wirtschaften und auskommen werden. Die Menschenart in Tecklenburg soll die liebenswürdigste sein und wahrhaft fromm und christlich, da die Eltern der jetzigen Einwohner schon als Kinder von Tersteegen gebildet wurden. Du kennst doch noch das Festbüchlein von Krummacher; darin kommt zum öfteren ein alter Knecht Paul vor, über den ich Krummacher einmal befragte, ob er wirklich einmal ein solches Subjekt gekannt, oder ihn vielleicht nur so idealisiert hätte. „Nicht allein einen," antwortete er mir, „sondern mehrere dergleichen Pauls habe ich gekannt, denn dort unter Tersteegens Zöglingen ist auch nicht einer, der mich, seinen Prediger, nicht vielmals tief in die Seele be-

*) Dies sinnige, frühreife älteste Kind wurde, an der Auszehrung hinwelkend, den Eltern schon im vierundzwanzigsten Lebensjahr genommen.

schämt hätte." Diese Nachrichten hatte ich also früher, denn Julius erwähnt nur die Mängel, um, wie man sieht, unsern Entschluß durch nichts zu bestechen.

Es ist wunderbar, wie Gott bei allen meinen Kindern mein armes Gebet erhört hat — alle sollen sie arm sein, alle im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, aber häuslich glücklich und nur aus Seiner Hand jede nötige Hilfe erwartend. Ach! wenn man erlebt hat, wie der Reichtum auch die frömmsten Herzen erkältet, wie der Gedanke, alles zur Genüge zu haben und nichts weiter zu bedürfen, gegen Gott lau macht, wird man begreifen, wie dankbar ich es empfinde, daß Gott, unser Gott, Euch arm sein läßt und abhängig wie Kinder, die jedes Stück Brot von ihren Eltern erbitten müssen, wollen sie nicht Hunger leiden.

Schon als Kind, als ich nach damaliger Art auch die griechische Mythologie lernen mußte, fiel es mir sonderbar auf, daß nicht Jupiter, der Herr des Himmels, sondern Pluto, der Gott der Hölle und Unterwelt es war, der den Menschen Gold, Silber und alle inneren Schätze der Erde als sein Eigentum spendete und schenkte, und schon damals wurde mir das Gold der Erde geringwertig und verdächtig. Später aber habe ich immer besser eingesehen, daß denen, die Gott lieben, alles gegeben wird, was sie brauchen, nur nie viel Gold und Silber, denn selbst der weise Salomo ging dadurch zu Grunde, daß er Gottes Gebot nicht achtete: ein König von Israel dürfe weder viel Gold noch Silber, noch viele Weiber und schöne Rosse besitzen, damit sein Herz nicht Gottes vergäße."

Ein andermal schrieb Lilla ihren Ballenstedter Kindern:

„Sollte es Gottes Wille sein, daß Adelheid schon diesen Herbst mit ihrem Julius zöge, und ich nicht zu Euch kommen könnte, so ängstigt Euch dann um meinetwillen nicht. Ich bin so daran gewöhnt worden, mich gegen meine Wünsche von Eltern und Geschwistern getrennt zu wissen und immer wieder zu trennen, von meinem Manne, von Gerhard und dessen Familie und dann auch von Euch Kindern — zuletzt auch von Adelheid! Ist es so Gottes Wille, so kann ich mich ihm um so demütiger unterwerfen, da ich Euch alle zufrieden weiß und Adelheid dazu für dieses und jenes Leben geschützt und gesichert und gewiß in Herz und Sinn beglückt."

Einige Zeit später schreibt Wilhelm an die Mutter:

„Von Julius erhielten wir vorlängst einen langen Brief; er lebt und webt in Pauli Römerbriefe und ist mit Leib, Seele und Frau vom Kopf bis auf die Zeh ein echter Pfarrherr. Gott gebe nur, daß

er sich frei hält von den Elberfelder Schwärmereien, welche mir jetzt in des Onkel Daniel Predigten über die mosaische Segensformel (die sonst erstaunt geistreich und talentsprühend sind) in einer fast schreckenden Gestalt entgegengetreten sind, wo der Onkel z. B. sagt: „Verflucht sind sogar die, die das Gesetz zu erfüllen streben.“ Eine jede Bemühung des Menschen, dem heiligen Gesetz Gottes zu genügen, ist ihm verfluchte Gesetzlichkeit, als wenn Gott das Gesetz so recht zur Narrheit oder Konfusion gegeben hätte. Diese Leute thun, als stände in der Schrift nichts als das neunte Kapitel an die Römer und predigen auch garnichts anderes. Wie viel weiser ist Luther, wenn er sagt: „Das ist schwere Speise, von der die Unmündigen wegbleiben sollen.“ Man muß lesen, was Tersteegen sagt in seinem Sendschreiben wider die Leichtfertigkeit und in seinem Traktat über die Rechtfertigung. Dieser Tersteegen ist mein geistlicher Vater und ich kenne keinen geistlichen Schriftsteller, den ich ihm an die Seite stellen möchte . . .“

Das Jahr 1835 beschließt Wilhelm mit folgenden Worten im Tagebuch:

„Das vorige Jahr war für mich ein sehr schweres, voller Bangigkeit und Unruhe. Die Masern, die Abwesenheit meiner Frau, ihre Niederkunft in Dresden, das für mich beginnende Hofleben, ganz besonders aber die Arbeiten, denen ich mich nicht gewachsen fühlte. Aber ich habe auch viel Gnade erfahren und bin besonders so kräftig wie früher noch nie auf die Notwendigkeit einer Umgestaltung meines inneren Menschen geführt worden.“

Meine Glaubensansicht hat eine kleine Veränderung erfahren, indem ich mehr auf das Praktische hingewiesen worden bin, und mir der Spruch recht verständlich geworden ist: „Jaget nach der Heiligung, ohne welche wird niemand den Herrn schauen.“

Der Grad des Anteils, den wir selbst an unsrer Heiligung nehmen müssen, ist mir verständlicher geworden, und wo dennoch die Gnade nicht so mächtig in mir geworden ist, als ich's wohl wünschen möchte, sehe ich klar, daß die Schuld an mir, an meiner Nachlässigkeit lag.“

Im Mai 1836 siedelte die Mutter zu ihren Kindern nach Vallenstedt über. Die letzte Zeit in Dresden war sehr schwer, indem sich der schon früher einmal überwundene Schlaganfall wiederholte und Lilla sechs Wochen lang, fast erblindet und sehr leidend den in damaliger Zeit unglaublich umständlichen Umzug vorbereiten mußte. Dazu kam das schmerzliche Loslösen von dem heimatlichen, erinnerungsreichen Dresden und den vielen treuen Freunden, die durch ihre große Trauer, mit den sie die geliebte und verehrte Frau scheiden sahen, ihr das Herz fast zerrissen.

Der Sonnenschein in dieser vielfach getrübten Zeit war das Glück ihrer Adelheid, die neben ihrem geliebten Julius zu einer Frische und Fröhlichkeit aufblühte, wie man sie früher an der zum Ernst Geneigten kaum kannte. Das war eine Erquickung für das Herz der vereinsamten Mutter, und auch der Aetty nennt diese Ehe „das freundliche Abendrot seines irdischen Lebens."

Gleichzeitig fehlte es aber auch nicht an sehr schmerzlichen Nachrichten aus der russischen Heimat, und wie sich Lilla mit den Fröhlichen freute, so weinte sie auch mit den Weinenden.

Ihrem Sohn Gerhard schrieb sie: „Schon seit längerer Zeit waren Deine Briefe voll von dem Wunsch, daß das Trauern und Weinen in der Familie ein Ende haben und Du wieder Freude und Fröhlichkeit genießen möchtest — mit diesem laut ausgesprochenen Wunsch reistest Du damals nach Reval, und statt der erbetenen Freude fandest Du ein Sterbehaus und empfingst den Segen Deiner sterbenden, treuen andern Mutter, die so viel Teures im Scheiden in Deine Hände legte. (Die Mutter Emilie übergab ihm ihre drei jüngsten Kinder.) Und als nach einem Jahr wieder der Wunsch nach Freude in Dir erwachte, führte der Herr Dich an das Kranken- und Sterbebett der lieblichen Lilly, die wie eine Blume früh gebrochen wurde und legte Dir nach dieser ernsten Lehre die verlassene, weinende Mutter (Lillas Schwester Auguste von Rading) ans Herz, um mit der Weinenden zu weinen und die Kinderlose zu trösten und zu erfreuen, so viel in Deinen Kräften steht.

Der Herr muß es in seiner Weisheit für Dein Wohl doch nicht gut finden, Dir andre Freuden als die täglichen in Deinem Hause zu gewähren, denn wenn Du am heftigsten nach solchen verlangtest, führte er Dir einen Schmerz zu, aber doch nicht den allerempfindlichsten. Er nahm Dir nicht Deine Elmine, er nahm Dir noch keines Deiner Kinder, er ließ Dich Freude an den Pflegekindern haben und sie wie Deine eignen lieben und zeigte Dir hiermit deutlich an, daß Du Deine Freude nur in der Erfüllung Deiner übernommenen Pflichten und in seiner Gnade zu suchen habest."

Nun, auch die letzte schwere Zeit in Dresden wurde überstanden und endlich konnte Wilhelm seiner Schwester schreiben:

Ballenstedt, 31. Mai 1836.

Nun, meine liebe Adelheid, laß die Sorgen fahren und danke Gott mit uns! Mutter ist hier und, Gott sei Dank, wohler, als ich sie vor einigen Monaten in Dresden verließ. Der barmherzige Gott hat mir die Freude gemacht, unsre alte Mutter unter mein Dach ein-

ziehen zu sehn; ach, möchte er uns auch die Kräfte geben, mir und Julien, ihr ihre letzten Tage zu versüßen und zu erheitern. Den guten Willen haben wir beide, aber das rechte Gelingen kann nur Gott geben. Ich kann es jetzt wohl sagen, daß ich sehr große Angst um Mutter ausgestanden habe. Es stürmte seit Deiner Verheiratung zu viel auf sie ein, und dazu kam nun noch das Erblinden kurz vor der Abreise. Auf der Reise waren alle möglichen Unfälle denkbar, und besonders ängstlich war es mir, daß sie sich auf Volkmanns stürmische Einladung einen ganzen Tag in Leipzig aufhalten wollte.

Nun — gestern abend machte ich mich auf den Weg, ihr entgegen zu gehen. Es fuhren mehrere Wagen mir entgegen, der rechte immer nicht. Endlich sah ich in der Ferne wieder einen Wagen kommen mit zwei Schimmeln, und um nicht abermals, wie bei den vorigen, so schnell enttäuscht und aus meiner angenehmen Erwartung herausgebracht zu werden, drehte ich wieder um und ließ den Wagen hinter mir herfahren, indem ich mir vornahm, mich nicht eher umzusehen, als bis der Wagen dicht hinter mir wäre. Da drang plötzlich aus weiter Ferne Minchens „Jaah!" in allen Modulationen an mein Ohr, ich wandte mich und konnte nun auch Minchen schon ziemlich deutlich auf dem Kutschbock erkennen. Sobald sie mich sah, klaschte sie in die Hände und verkündete die Botschaft in den Wagen, aus dem sogleich Berthas Köpfchen herausfuhr. Endlich hielt die alte Landkutsche, und ich sah unsre Mutter wohlerhalten und nicht sonderlich angegriffen im Fond sitzen. Da fielen mir mit einem Mal all die sorglichen Ideen, die ich mir gemacht hatte, von der Seele, und ich danke noch jetzt Gott für diesen Augenblick. Ich setzte mich mit ein und freute mich nun auf den Empfang im Hause. Wir hatten Mutter schon gestern erwartet und waren, alt und jung, fast garnicht vom Fenster weggekommen. Bei jedem Wagen, den wir hörten, streckten wir allesamt die Hälse, wie ausgezogene Perspektive, aus allen Fenstern hinaus. Die Kinder waren besonders aufgereizt und schrieen mit ihren unreifen Stimmen die Vorübergehenden an: „Junge! heute kommt meine Großmutter!" oder: „Mädchen! heute kommt unsre Bertha!" rief Gerhard ganz fremden Straßenkindern und Gassenbuben zu, die ihn für diese wichtige Nachricht kaum eines Blickes würdigten. Als nun endlich der große Augenblick der Ankunft kam, sahen die Kinder einander stumm an. Anna und Bertha reichten sich, verstohlen lächelnd, die Hand — bald aber tauten sie auf, die Mädchen fingen an zu spielen, und Gerhard machte wie ein Unsinniger die komischsten Kapriolen und lief mit großem Gepolter von einem Zimmer in das andre, um sich bemerklich zu machen. Mutter machte sogleich eine Fußreise in das

obere Stock, wo sie, nachdem wir Thee getrunken, anfing, sich einzunisten. Ihr Quartierchen ist wirklich recht niedlich, und sie hat, da sie die oberen Zimmer alle benutzen kann, auch Raum genug, sich zu bewegen. Heute hat Mutter sich nun schon ganz eingekramt, ihre alten, von Großvater gedrechselten Violen und Büchsen von Buchsbaum und Ebenholz, sowie die niedlichen Miniaturbildchen, ihre Apotheke und Wärmflasche, diverse Nachtlampen, Körbchen ꝛc. ist alles vortrefflich untergebracht, und eben ist sie noch mit ihren Briefen beschäftigt u. s. w.

So glücklich die Mutter war, wieder mit ihren Kindern vereint zu sein, besorgten diese doch oft, daß sie sich einsam fühlen möchte, da der Kontrast zwischen dem Dresdner und Ballenstedter Leben zu groß war. Dort eine fast über die Kräfte gehende Geselligkeit, denn ohne Besuch ging wohl kein Tag hin und selten eine Mahlzeit, zu der sich nicht wenigstens ein Gast einstellte, ungebeten und stets willkommen; hier wieder eine zu große Einförmigkeit, und namentlich in den Morgenstunden meist ein völliges auf sich selbst Angewiesensein. Wilhelm war im Atelier, Julie im Haushalt und mit den Kindern beschäftigt. Die Großmutter schrieb ihre Briefe, oder nahm der Mutter auch wohl, wenn sie gesund genug war, die sehr lebhaften Kinder ab, die sie schön zu beschäftigen wußte. Auf die Mädchen übte sie einen sehr segensreichen Einfluß, vom kleinen Gerhard aber sagt sie: „Er läßt sich von niemand im Hause lenken, als allein vom Vater, den er zu vergöttern scheint. Auch hat Wilhelm eine gute Art, mit seinen Kindern umzugehen und sich dennoch die Achtung zu erhalten; ich hätte es nie geglaubt, daß er ein so liebevoller und dabei fest auf Gehorsam haltender Vater werden würde, da er immer so träumerisch war, und man bei Kindern sehr wach und bei sich sein muß."

Wilhelm selbst schreibt in dieser Zeit an seine Schwester: „Mutter hat noch ganz ihre alte Lebendigkeit des Geistes, die sich leider auf keins ihrer Kinder vererbt hat, da wir alle wie die Träumenden durchs Leben gehen, und besonders ich erst werde totgeschlagen werden müssen, ehe ich zu vollständigem Erwachen gelange. Ja sogar die angeheirateten Kinder sind von dieser mondsüchtigen Art.

Ein Glück, daß Einer lebt, der über uns wacht, uns leitet und führt, denn so hoffe ich, werden wir eben so sicher ins Himmelreich eingetrieben werden, wie die attenten Menschen."

Aber trotz dieses träumerischen Wesens, dessen er sich beschuldigt, konnte es wohl keinen Vater geben, der liebevoller über seine Kinder wachte und sie durch die ihm eigne Art, sich ihnen hinzugeben, in originellster Weise anzuregen und zu erfreuen verstand. Wenn der

Vater sich ihnen widmete, gestaltete sich für die Kinder alles zum festlichen Genuß, ob er ihre Spiele leitete, ob er mit ihnen durch Wälder und Berge streifte. Das allerschönste aber war, wenn er ihnen erzählte. Es gab für die Kinder keine reizvolleren Geschichten, als diese vom Vater im Moment erfundenen, die den ganzen Winter hindurch weitergesponnen, das kleine Volk Abend für Abend im höchsten Grade ergötzten.

Es waren glückliche Kinder, die so ganz unter den Augen der Eltern aufwachsen durften.

Ja, die Großmutter hatte recht: Den größeren wie den kleinsten Kindern gegenüber verstand der Papa es meisterhaft, bei Scherz und Spiel und ungezwungener Freiheit ihnen auch den nötigen väterlichen Ernst zu zeigen.

Wie sehr Wilhelm in den Kindern Gottes segensreiche Gabe erkannte, bezeugen folgende Worte, mit denen er seinen Schwager Julius nach der Geburt des ersten Kindes begrüßte. In einem Brief vom 28. Nov. sagt er: „Wie sehr, mein lieber Bruder, freuen wir uns Deiner Freude und der Deinigen, meine Schwester Adelheid. So große Freude, als die, Dein Söhnchen zu erblicken, hast Du, mein Julius, wohl noch nicht erlebt und Du Adelheid, als sie Dir Dein lebendiges Kind in den Schoß legten. Alle Wunder der Weisheit Gottes liegen in einer glücklichen Geburt, teils als wirklich hier geschehen, teils als vorgebildet und veranschaulicht. Bei Deiner Freude, mein geliebter Julius, wachte mein Herz wieder auf, zum Dank und Preise Gottes für meine eigenen Kinder. Ja gewiß, es sind Kinder Obligationen unsres reichen Herrn, auf die er reiche Zinsen zahlt; denn nicht allein, daß er, wie Luther sagt, uns alte Narren der lieben kleinen Kinder wegen mit ernährt und aus dem Kindertopf mitessen läßt — sondern auch, es sind die Kinder eigentlich, während es den Anschein hat, als würden sie erzogen von den Eltern, doch deren rechte Hofmeister und Informatoren, wie Du es schon weißt und nun noch mehr erfahren wirst . . . Wie freue ich mich, Euer Söhnchen zu sehen und Euch, meine geliebten Geschwister, als Vater und Mutter. Es wird eine Veränderung um Euch vorgehen durch Euer Kind, die Euer Leben körnichter gestalten wird; es ist, als wenn das eheliche Glück und Leben erst Fleisch und Bein bekäme und überkörpert würde durch die Kinder . . .“

In diesem Herbst hatte Wilhelms Cousine, Alwina Stackelberg, und ihr Mann die Verwandten in Ballenstedt besucht auf einer Erholungsreise nach dem Verlust aller ihrer Kinder, und Wilhelm schreibt in demselben Brief an seinen Schwager:

„Wie gern wäre Alwina zu Euch gekommen und auch Wilhelm. Diese beiden haben sehr gewonnen durch das entsetzlich scheinende Kreuz, das die ewige Liebe über sie verhängte; es ist eine Seele, und eine gläubige Seele in ihnen aufgewacht, danket und lobet Gott, ihren Schöpfer — ach! aber ich bin so schwach, daß ich mich fürchte vor einer solchen Art des Einkaufs und bitte Gott, er wolle mir ganz umsonst gleichen Segen schenken, ohne daß ich nötig hätte, auch nur einen Finger meiner lieben Kinder dafür zu zahlen."

Im späteren Leben aber forderte Gott der Herr auch von ihm ein ähnliches Opfer. Drei hoffnungsvolle, in schönster Jugendblüte stehende Kinder mußte er hingeben. Sein weiches Herz wurde auch zerrissen und sein Leib zerbrochen, aber seine Seele war stille zu Gott, der ihm auch Stab und Stütze blieb im dunklen Thal. —

Vielleicht unter dem Einfluß der Teilnahme am Leid dieser schwer heimgesuchten Verwandten hatte Wilhelm um diese Zeit, als er von Haus abwesend war, einen ahnungsvollen Traum. Er schreibt seiner Frau: „Heute Morgen erwachte ich von einem Thränenstrom; ich träumte nämlich, wir beide ständen an unsres kleinen Gerhards Grabe und begössen die frischgepflanzten Blumen darauf. Dabei wurde, ganz wirklich, viel geweint — Gott erhalte doch Dich und die Kinder gesund — er wird's ja wohl thun." — Und neunundzwanzig Jahre später lag dieser heißgeliebte Sohn, der bei Skalitz den Heldentod fand, in fremder Erde, und die Thränen der Eltern konnten nicht einmal die Blumen auf seinem einsamen Grabe begießen.

Am 4. Januar 1837 schreibt Lilla an ihre Kinder in Tecklenburg:

„Da steht es — siebenunddreißig und das liebe, liebe sechsunddreißigste Jahr, wie Du es nanntest Julius, ist nun für immer ausgelebt, wenn es Euch auch ein ewiges und liebliches Andenken zurückgelassen hat! Nun, unser Gott und Herr lasse Euch und uns allen das neuangetretene ebenso gesegnet sein und bleiben, meine geliebten Kinder, und gebe uns dankbare, aber auch gehorsame und willige Herzen dazu!" —

Gleich zu Anfang dieses Jahres geriet Lilla in große innere Unruhe. Die Kinder in Tecklenburg wünschten die Mutter bei sich aufzunehmen, und das eigne Herz sehnte sich nach der einzigen Tochter. Aber um ihr eine behagliche Existenz zu schaffen, mußte die kleine Familie ein anderes Haus beziehen. Mit diesem Wohnungswechsel waren besondere Umstände verknüpft, es sprach reichlich so viel dawider als dafür, und die Mutter konnte es nicht auf sich nehmen, so wie die Kinder es wünschten, das entscheidende Wort zu sprechen. Sie schreibt am 14. Februar:

„Als Ihr mich beide auffordertet, zu entscheiden und schnell zu entscheiden, was nun geschehen sollte, war ich eben von einer Krankheit erstanden und fühlte mich sehr ermattet. Ich wollte Euch nicht aufhalten und in Ungewißheit lassen und konnte doch auch unmöglich für Euch mitbestimmen und so in Euer Leben eingreifen. Da wandte ich mich in meiner Angst zum Herrn und beschloß zu losen — ich schloß meine Thüre und rief auf meinen Knieen weinend: Ach Herr! Ich Arme in meiner Schwäche und Blindheit soll hier entscheiden — ich kann es nicht — aber erbarme Dich unser und entscheide Du und leite auch heute meine Hand und zeige mir Deinen Willen dadurch an, denn Du bist gnädig und voll Erbarmen und wirst nicht zugeben, daß ein fremder oder mein eigner Geist mich irre leite! — So zog ich denn im Namen Gottes das Los und hatte lange nicht den Mut, das Papier aufzurollen — es war das Landratshaus!" — Doch in der Nacht kamen der Schwachen, Fiebernden wieder große Beängstigungen und weiter heißt's im Brief:

„Ich bat also den Herrn, wie ein schwaches Kind — Er selbst möchte Euch dort nach Seinen Willen leiten, das große Haus zu wählen, ohne daß ich es Euch zu verkünden und alles wie auf meine Seele zu nehmen brauchte. Ich machte es nicht besser wie Gideon, und zuweilen war es mir, als hätte ich die Langmut des langmütigsten Herrn mißbraucht . . . Denket Euch nun, wie es mir war, als gestern Euer Brief kam und ich las, daß mein Gebet erhört und Ihr selbst ohne mein Zuthun das Landratshaus hattet nehmen müssen, und daß Du wie ich in der Angst Deines Herzens gelost und dieselbe Antwort bekommen hattest. Ich saß ganz sprachlos da vor Rührung und Beschämung meines Kleinmuts, und zugleich fiel mir ein Stein vom Herzen. Jetzt konnte ich mich wahrhaft des Hauses freuen, da ich des Herren Zustimmung dazu so versichert war — alle Unruhe ist gewichen, und der Herr hat mir um meiner großen Schwäche willen auch meinen Kleinmut vergeben, denn nun wird Er auch alles glücklich durchführen und hat uns eine neue Lehre und einen neuen Beweis gegeben, wie Er für uns sorgt, wenn wir Ihm die Sorge für uns überlassen."

Diese Erfahrung stärkte Lilla auch den Mut und den Glauben, daß der Herr ihr die nötige Kraft zu der unter den damaligen Verhältnissen so weiten, anstrengenden Reise geben würde, aber neben der Freude auf die Tecklenburger Kinder und das dortige Enkelsöhnchen, stand der heiße Trennungsschmerz von den Ballenstedtern.

„. . . Alles dies hat nur eine Schattenseite: daß mir der harte, harte Abschied von den Kindern hier bevorsteht! Gestern abend schon

war ich wie überwältigt von dem Gefühl, als Wilhelm stumm das Zimmer verließ — Julie sehr ernst wurde, und Bertha und Anna sich mir um den Hals warfen und baten: „Gehe nicht von uns Großmutter, bleibe hier, bleibe bei uns Großmütterchen!“ Gerhard will durchaus mit mir nach Tecklenburg, und Adolf nennt mich jetzt immer Omama Mutter. Das Herz einer Mutter von erwachsenen Kindern, die entfernt von einander leben, muß der Herr selbst stark und fest machen, sonst bleibt es das allerzermartertste Ding.“

Doch es verging noch eine weit längere Zeit, als man damals erwartete, ehe die Reise angetreten werden konnte, denn es trat ein so harter Nachwinter ein mit so gewaltigen Schnee- und Eismassen, wie Lilla versichert, sie selbst in Rußland nicht gesehen zu haben. Bis tief in den April hielt dies abnorme Wetter an und brachte viel Sorge, Not und Krankheit. In der Stadt war kein Holz mehr zu haben, und aus dem Walde, wo der Schnee mannshoch lag, war es nicht zu beschaffen, so daß wohlhabende Leute in ungeheizten Zimmern leben mußten und nicht einmal eine warme Suppe kochen konnten. Auch wollte die treue Mutter noch das Erscheinen eines fünften Enkelchens erwarten, welches am 18. April in Gestalt eines prächtigen Söhnchens erschien, von dem der Vater später schreibt: „Benno entwickelt sich so ganz allerliebst, wie keins der älteren Kinder. Er gehört zu der Sekte der Jauchzer, lacht und freut sich den ganzen Tag, und wenn ich ihn nehme und mit ihm im Zimmer umhertanzte, wird er ganz außer sich vor Freude.“ Gerade in diese Zeit fielen auch verschiedene, sehr liebe Besuche; Herr v. Heinitz aus Hermsdorf kam mit seiner Schwester, Timoleon Neff kam, aus Italien zurückkehrend, und noch eines besonders lieben Gastes gedenkt Wilhelm im folgenden:

„Tholuck brachte auf seiner Durchreise einen Abend bei uns zu mit seinem treuen Reisebegleiter, dem Kandidat Müller aus Mühlberg. Beide erzählten viel von England, wo sie kürzlich gewesen sind, und wo sie beide sich kräftig angeregt fühlten von dem Geiste Gottes. Sie haben bei eifrigen Anhängern der Hochkirche, bei Methodisten, Quäkern, und was weiß ich, bei was für Leuten längere Zeit im Hause gewohnt und waren voll Lobens und Dankens, wie bei allen diesen verschiedenen Lichtbrechungen des Evangeliums, der Geist des Christentums sich so kräftig erwiesen habe. Merkwürdig war es, wie sie alle das Rechte hatten und sich doch dabei gegenseitig bedauerten, auf Holzwegen zu sein. Wie es den Anhängern der Hochkirche ein Greuel war, daß z. B. die Methodisten bei ihrer Hausandacht aus dem Herzen beteten; die Dissenters aber wieder ihrerseits die vorgeschriebenen Gebete der Hochkirche verabscheuten als tote, unfruchtbare Floskeln,

und wie beide, weil sie ehrlich darauf ausgingen, sich zu erbauen, mit ihrem ganzen Hause so wahrhaften Segen von diesen Übungen hatten.

Tholuck machte den Eindruck von augenfälligem inneren Frieden, von seltener Gereiftheit, Ruhe und Klarheit. Seine Ansichten waren völlig entschieden, fest und gepanzert und dabei so milde, daß ein Kind ihnen entgegentreten konnte, ohne sich zu verwunden. Zu seiner Verteidigung, obgleich ich ihm öfter opponierte, brauchte er nie Tiraden oder Heftigkeit und hatte es auch nicht nötig, weil er überall wußte, warum er diese und keine andere Ansicht hatte; wir differierten aber nur in geringen Stücken, und das Resultat des Zankens war, daß ich mich auf seine Seite schlug, welches mir bei Streitigkeiten noch garnicht vorgekommen ist.

Unter anderm behauptete ich, als die Rede auf die Neulutheraner kam, wenn eine Gemeinde irgend eine Nebensache zur Hauptsache im Glauben machte und durch das Interesse an der Nebensache darin recht lebendig würde, so hätte sie in der Nebensache die Hauptsache, und diese würde ihr mit jener entrissen, wenn man sie deswegen angreifen wollte u. s. w. Darauf erwiderte Tholuck: „Der Glaube ist ein Leib mit Kopf und Gliedern, und es ist keineswegs einerlei für die Pflege des Leibes, ob einer glaubt, das Leben säße ihm im kleinen Finger oder im Herzen." — Tholucks Einwirkung auf die Studenten soll immer größer werden. Ein Seminarist aus Wittenberg, der kürzlich hier durchreiste und auch Halle berührt hatte, konnte sich nicht auswundern über den veränderten Geist der Studenten. Wo so viel Innigkeit, Demut und herzliche Liebe sich mit einem so überlegenen und gebildeten Geiste verbindet, da kann der Segen wohl kaum ausbleiben. Ich hörte Tholuck in Quedlinburg predigen, und noch jetzt, nach vierzehn Wochen, stecken mir alle die Worten wie eingeleimt im Gehirn.

Wilhelm an Volkmann.

21. März 1837.

... Leider wird uns die liebe Mutter auf den Sommer wieder verlassen, so Gott die nötigen Kräfte dazu giebt und zu Adelheid ziehen, wenigstens auf längere Zeit, da die beiden Geschwister sie so sehr mit Bitten bestürmen. Vernünftig wäre dieser abermalige Umzug allerdings nicht zu nennen, aber die nobelsten Beweggründe und die allerdringendsten haben oft mit unserm Lichtlein Vernunft wenig zu schaffen und gehen von einer oberen Vernunft aus, die uns nur selten begreiflich wird, und die alle Dinge leitet. Die besten Schätze finden wir am Ende ohne Mitwirken der Vernunft auf unmittelbare Weise.

Im Grunde kann doch niemand behaupten, daß er seinen Glauben, sein bestes, was er hat, einem Prozesse seiner Vernunft zu danken hätte; denn die Vernunft bäumt sich so lange gegen den anscheinenden Unsinn des Christentums, bis sie plötzlich durch ein, bei weitem überwiegendes Postulat des Herzens zur Demut gebracht und durchleuchtet wird. Doch Du wirst meine Unvernunft bereits aus dieser kühnen Abschweifung erkannt haben, und brauche ich ihr also weiter nicht das Wort zu reden.

Aus meinem Hause kann ich Dir außer Obbemeldetem weiter nichts sonderliches erzählen; es geht so alles seinen alten Gang und mit dem häuslichen Leben geht's gewissermaßen, wie mit dem weiblichen Ruf, je weniger davon zu sprechen ist, je besser steht's damit. — Ich arbeite jetzt den ganzen Tag fleißig an meinen biblischen Bildern und würge und presse aus meiner Bleistiftspitze einen kleinen Juden nach dem andern heraus, habe aber viel Not und Plage dabei und merke wohl, daß das Weiterkommen in der Kunst hauptsächlich in einer zunehmenden Gewissenhaftigkeit besteht. Sonst saß mir alles auf den ersten Strich, jetzt kann ich tagelang auf einem einzigen kleinen Gewand studieren und wochenlang, wenn ich's zu einem Bilde brauche. Die Malere hat gar so viel technische Schwierigkeiten zu überwinden, dafür läuft sie noch obenein heutzutage Gefahr, in der Technik zu ersäufen. Die Figuren des Giotto, des Fiesole sind Gestalten aus einer andern Welt, aus einer Welt, welche die Kunst ahnt, und welche sie in ihrer Ahnung bildet; sie finden keine Analogie in dem, was die Wirklichkeit an Gestaltung und Eindrücken bietet und heben das Herz heraus aus der prosaischen Frivolität des Lebens. Jetzt scheint die Kunst den Zweck zu haben, die tote Form der Natur zurückzuspiegeln, und ohne daß sie das Fleisch zu vergeistigen sucht, verfleischt sie den Geist. Von Düsseldorf gehen vortreffliche Bilder hervor, und doch wird diese Schule ein Krebsschaden an der vaterländischen Kunst. Wir werden wohl erst dann wieder zur Kunst kommen, wenn es gelungen sein wird, die Natur im Spiegel zu fixieren; ja, dann wird man sich zurücksehnen nach den Bildern, die ein erfindender und empfindender Geist geschaffen, und die nicht ihren Ursprung einer trefflich eingerichteten Maschine danken. Ach, daß ich das, was ich meine, könnte mit meinem Pinsel beweisen, denn die Irrtümer in der Kunst widerlegen sich durch keine (Philosophema); aber das ist mein Schmerz, daß ich erstens meiner Aufgabe nicht gewachsen bin, und daß ich zweitens hier im sechsten Weltteil lebe (Ballenstedt ist nämlich der sechste Weltteil), wo ich nie in sie hineinwachsen kann. Bedaure mich und wische eine Thräne aus Deinem Auge. —

Aber auch im schneereichen Jahr 1837 wurde es endlich Frühling, und zwar stand wie mit einem Zauberschlage die Erde ganz plötzlich im herrlichsten Blätter- und Blütenschmuck, und im Juni konnte Lilla es wagen, unter dem Schutz ihres Sohnes die Reise nach Tecklenburg anzutreten, die ganz glücklich zurückgelegt wurde. Wilhelm schreibt später im Circularbrief, der unter den Geschwistern seit Jahren seinen Rundgang hielt:

Ballenstedt, 23. Juli 1837.

... Ich muß gestehen, daß die Mahnung zum Schreiben mich diesmal in Verlegenheit setzt, denn nicht kann ich sagen wie Fritz, daß ich jeden neuen Morgen mit dem Gefühl besonderer Erwartungen begrüßte, denn mein Leben verläuft sehr einförmig. Darüber will ich mich nun weiter nicht beklagen; ein General stellt seine Posten verschieden aus, einen mitten in das bewegte Treiben des Feldlagers, wie unsern Fritz, den andern in die öde Heide auf einsamen, braungesengten Hügel, wo er nichts sieht, als den Flug der Wolken und der Raubvögel über seinem Haupte; ein jeder aber weiß, daß er da steht nach seines Herren Willen, und der Einsame so gut, wie der im regen Treiben des Lebens, weiß, daß seines Herrn Auge auf ihm ruht; das ist genug, und mehr darf ein treuer Knecht nicht wollen. Ich aber soll erzählen, und das ist bitter.

Daß ich in Tecklenburg war und mich dort aller Dinge, die ich gesehen, herzlich gefreut habe, das wißt Ihr bereits, mögt es aber hiermit nochmals durch mich selbst bestätigt hören. Es war eine kurze, freundliche Episode in meinem Leben, gefiel mir aber, als ich in mein Standquartier wieder eingerückt war, deswegen hier nichts schlechter; ich fand die Meinigen gesund und, Gott sei Dank! es ist eine Freude, Julchen anzusehen und die kleine Rotte; sie sind alle wie Pflanzen, die in gutem Boden stehen. Wenn ich zurückblicke auf die Gnadenführungen Gottes, die ich erfahren, so muß ich mich schämen der vielen Traurigkeit, die mein Herz erzeugt hat auf diesem Gnadenwege. Aber freilich, es ist nicht allein das äußere Wohlergehen, was das Herz sucht. Auf die Bitte: „Unser täglich Brot gieb uns heute“ folgt: „Und vergieb uns unsre Schuld“. Das Herz sucht Glauben — Glauben an die Gnade und in diesem Glauben Heiligung — nimm von uns die Schuld, heißt nicht allein die Folgen, sondern auch die Schuld selbst, denn die Schuld heißt: Feindschaft wider Gott, und diese Feindschaft ist die Mutter der Traurigkeit der Welt, welche den Tod bringt. Könnten wir Gott lieben, so würden wir immer selig sein und würden auf giftigen Ottern wandeln,

ohne unsern Fuß zu verletzen. Ich habe, wenn ich mich nicht selbst betrüge, nur noch einen heftigen Wunsch, es ist dies ein Schrei nach Gottseligkeit; ich weiß, daß sie Gabe ist und eben deswegen nicht genommen werden kann, aber ich denke, wie die Gnade den Wunsch gegeben hat, so muß sie sich in dessen Erfüllung auch vollenden; ich habe die Hoffnung, und mit der wollen wir nicht zu Schanden werden. —

Die Mutter schrieb nun fleißig aus Tecklenburg und gab anschauliche und anziehende Bilder des dortigen Lebens. Das Jahr 1837 brachte viel Ungunst der Witterung und mancherlei Krankheit, namentlich rückte die Cholera immer näher heran, und voll mütterlicher Besorgnis versieht sie ihre Lieben in Ballenstedt mit Vorschriften, wie sie sich der drohenden Gefahr gegenüber verhalten sollten und empfiehlt ihnen vor allem, sich dem Schutz des Herrn zu übergeben.

„Ach betet doch," schreibt sie am 1. August, „lieben Kinder, daß dies furchtbare Strafgericht nicht auch nach Ballenstedt komme und Euch mit den Eurigen verschone; denn in der heiligen Schrift steht es ja doch, daß, wer in solchen Zeiten nicht für das Land oder die Stadt, die er bewohnt und deren Einwohner betet, mit diesen umkommen wird.

Ach betet Wilhelm, Julie, und laßt Eure Kinder mit Euch hinknieen und ihre Stimme mit zu Gott erheben! Gott thut, was er kann, um noch Menschenseelen zu erretten — er hat ihnen schon viel Trübsal gesandt — aber so wie sie nur wieder aufatmen, vergessen sie seiner und seiner Gebote, und so ist er genötigt, uns immer härter zu schlagen, ja uns zuletzt zu zerschmettern, wenn weder Krieg noch Empörung, weder Hungersnot noch Krankheit, weder Erdbeben, Wasser und Pest, weder Wahnsinn noch Selbstmord uns zum Nachdenken und zum Ernst bringen können.

... Du fragst, ob Martin seine Omama auch schon kennt? Er streckte schon am ersten Tage seine Ärmchen nach mir und Wilhelm aus — nun aber kennt und liebt er mich auch. Ich habe das Kind sehr lieb, ob ich gleich nie bezweifelt habe, daß auch seine Unarten wie Unkraut aufgehen werden, denn er ist bei seiner Freundlichkeit sehr heftig, wie alle lebhaften Kinder. Doch glaube nicht, liebe Julie, daß die Liebe zu diesem Kinde mir Deine fünf Schäfchen aus dem Herzen bringen wird, die ich ja schon viel länger liebe und im Herzen trage. Erzieht sie nur mehr für den Himmel, als für diese Welt, denn diese letzte Kunst erlernt sich schon von selbst und viel leichter, soviel uns davon not thut. Laß das Unkraut in ihnen nicht zu sehr wachsen und

wuchern und bete für die Kindlein ohne Unterlaß, so wird der Herr, der sie lieb hat, Dir mächtig beistehn in allem . . .

Der alte ehrwürdige Prediger von Brunn in Basel sagt in seinen Reden über die Gleichnisse unsres Herrn vom Reiche Gottes, über Matth. 18, 23 ff. von dem Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte: „Wenn der Herr uns Trübsal sendet und Angst und Schmerzen, so rechnet er mit uns.“ Dieser Gedanke war mir neu und gab mir noch viel zu denken. Ach, wie oft hat Er doch wohl mit uns gerechnet, und wir wußten es nicht und hielten es für eine bloße Prüfung unsrer Geduld, unsres Gehorsams oder für einen Stillstellung unsrer oft aufgedrungenen Zerstreuungen damit wir still halten und, wie Zinzendorf sagt, hören können, was der Herr uns sagen will — aber wie viel ernster klingt das Wort: Er will mit uns rechnen. Ach ja! er rechnet jetzt sehr ernstlich mit dem verlorenen Kinde, mit der Welt, und es schaudert mich zu lesen u. s. w.“

Lilla machte sich alles, was sie las, ganz zu eigen und teilte so gern den Ihrigen von den gefundenen Schätzen mit; sie schreibt:

„Gestern las ich etwas in den Jugendblättern, was mich ganz entzückte; es war aus Lavaters Kindheit. Er war sehr zärtlich, schwächlich und furchtsam und fürchtete besonders nichts so sehr, wie seine Mutter — was ihn früh zu Gott trieb, den er viel weniger fürchtete, zutraulich um jede Hilfe bat und sie auch immer erhielt. Einmal hatte er sein lateinisches Exercitium — es sollte — steht da, aufs Examen hin danach lociert werden — mit großem Eifer gemacht und es dem Lehrer der Klasse eingehändigt. Doch, als er zu Hause ist, fällt ihm ein, daß er beim Schreiben einen „Schaudelfehler“ gemacht und an einem Orte statt „revelata“ nur „relata“ geschrieben hatte. Nun Angst und Not — was thut er in dieser großen Seelenangst? Er geht in einen Winkel und betet recht herzlich zum lieben Gott, er solle doch so gut sein und das Wort korrigieren, und das ve noch obenan schreiben mit schwarzer Tinte! Am andern Morgen teilt der Lehrer die korrigierten Exercitia aus, Lavater hat absque, das ist: fehlerfrei — das ve steht von einer anderen Hand mit schwärzerer Tinte als die seinige oben übergeschrieben. Im Alter hat er mit Wehmut ausgerufen: „O daß ich mich in die erste, nicht klügelnde Einfalt meiner früheren Tage zurückweinen könnte!“ — Alles, alles klagte er damals dem Herren, wo andre Kinder noch kaum von Ihm wissen, und bat Ihn um jede kleine Gabe und Hilfe so voll Zuversicht und Vertrauen, wie andre Kinder ihre Mutter um alles Mangelnde bitten, und nie ist sein Vertrauen damals beschämt worden.“

Auch mit den fernen Enkelinnen blieb die treue Großmutter in brieflichem Verkehr, durch den sie ihre jungen Seelen pflegte. So schreibt sie an die älteste:

„Gestern abend las ich die Geschichte eines kleinen Mädchens, das vor langer Zeit in Frankreich lebte; sie hieß Maria Guyard. Als sie sieben Jahr alt war, träumte sie eines Nachts, daß sie mit ihren Schulkameradinnen im Freien spielte und herumsprang. Da sah sie jemand auf sich zukommen und rief ihren Freundinnen zu: „Ach sehet, sehet, da kommt unser lieber Heiland zu uns — ich kenne ihn wohl!" und somit lief sie ihm freudig entgegen. Da nahm er sie liebevoll in seine Arme und fragte sie freundlich: „Maria, willst du Meine sein?" — „Ja, ja, ja!" rief diese freudig und schlang ihre Ärmchen um seinen Nacken, um ihn recht lieb zu haben, wie Kinder zu thun pflegen. Da erwachte sie und konnte nie sein holdseliges, freundliches Angesicht vergessen. Auch hielt sie ihr Wort und blieb sein Eigentum, ein liebes, freundliches Kind Gottes. Sie heiratete, hatte einen Sohn, wurde sehr früh Witwe. Später, als ihr Sohn erzogen war, mußte sie nach Kanada gehn, um die Töchter der wilden Irokesen zu unterrichten, und dort starb sie in hohem Alter, umringt von solchen wildgewesenen Mädchen, die sie alle Mutter nannten, und die sich nicht wollten trösten lassen, als diese, ihre fromme, gütige Mutter tot war. Als Kind, als Braut, Ehefrau, Mutter und Witwe blieb sie den Geboten Gottes treu und gehorsam, und ihrem Herrn zuliebe ging sie als Missionarin nach Amerika zu den Wilden, um diese armen Kinder zu ihrem Gott und Erlöser zu führen.

Als ich das gelesen hatte, da dachte ich in meinem Herzen: Wie, wenn nun der liebe Herr Jesus plötzlich zu Bertha und Anna, Pauline und Mathilde eingetreten wäre, wie sie eben am glücklichsten mit ihren schönsten Weihnachtsgeschenken spielten, und Pauline eine Königin war mit einer Krone, oder wenigstens einem modischen, neuen rosa Hut auf dem Kopf, Bertha die Magd, die sehr geschäftig that, Mathilde die Köchin, die viel zu bereiten hatte für die königliche Tafel, und Anna die Kinderfrau und eben das allerschönste Püppchen im Arm — wenn nun, sage ich, der liebe, freundliche Jesus plötzlich mit der Frage zu Euch träte: Welche von Euch will die Meine sein? Welche von Euch hätte wohl, was sie eben in der Hand hielt, hingeworfen und wäre ihm, wie jene Maria entgegengeeilt und hätte ihre Arme um ihn geschlungen?

Hätte nicht am Ende die geschäftige Martha, meine Bertha, ihn garnicht erkannt und ärgerlich zugerufen: „Störe uns jetzt nicht — gehe zum Papa!" Oder hätte eine von Euch nur freudig ausgerufen: Ich kenne

ihn wohl, es ist unser lieber Heiland! Mit der Maria waren sehr viele kleine Mädchen, die mit ihr spielten, warum lief ihm denn die Maria allein entgegen? Weil sie von allen diesen Mädchen die einzige war, die ihn kannte und liebte — und ist das nicht traurig, daß sie von so vielen die einzige war und blieb? Aber Bertha, weißt Du auch, was das heißt: willst Du die Meine sein? Die Menschen haben im Alten Testament viele Gebote bekommen, die sie nicht unbestraft übertreten durften. Unser lieber Herr Jesus faßte alle diese Gesetze in zwei Gebote:

„Ihr sollt Gott von ganzem Herzen, von ganzem Gemüte, ihr sollt Ihn über alles lieben und euren Nebenmenschen lieben, wie ihr euch selbst liebt."

Hierauf folgt eine dem kindlichen Verständnis angepaßte, ausführliche Erklärung dieser Worte, dann heißt's weiter im Brief:

„Schon einmal Bertha, hat Dich der Herr gefragt: willst Du Meine sein? das war, als wir Dich bei Deiner Taufe zu Ihm brachten. Damals antworteten Deine Taufpaten mit ja, ja! auf diese Frage.

Nun aber wirst Du bald selbst von Ihm gefragt werden, da Du ja damals noch nicht sprechen konntest und Ihm nun doch sagen mußt, ob Du unser in Deinem Namen gegebenes Versprechen halten, und es von neuem selbst am Altar geloben willst, die Seine zu werden und zu bleiben oder — ob Du Ihm nicht angehören willst. Er selbst möge Dir dann beistehen, das Bessere mit Ernst zu wählen und Deine drei Taufmütter nicht Lügen zu strafen, als hätten sie zu viel für Dich versprochen.

Darum wäre es gut, wenn Du und Pauline den lieben Herrn Jesus jetzt schon immer besser kennen lerntet — Du wirst in wenigen Monaten zehn Jahre alt sein, Pauline geht schon ins elfte Jahr — da seid Ihr schon lange keine kleinen Kinder mehr, und ich habe es erlebt, daß selbst Kinder von vier und sechs Jahren Ihn gekannt und innig geliebt haben u. s. w. u. s. w."

Die hier erwähnten Gespielinnen Pauline und Mathilde waren mit ihrer Mutter, der verwitweten Frau Dr. Valentiner aus Holstein nach Ballenstedt gezogen und bald aufs engste mit der Kügelgenschen Familie befreundet. Die vier kleinen Mädchen wuchsen wie Schwestern miteinander auf, alles teilend, Unterricht und Spiel und blieben durchs ganze fernere Leben aufs innigste verbunden. Kügelgen erwähnt in einem Brief an seine Mutter diese Zusammengehörigkeit wie folgt:

„Wenn man Adolf nach seinen Schwestern fragt, so nennt er Pauline und Mathilde mit, und in der That kommen mir diese kleinen

Mädchen auch schon ganz wie meine Kinder vor, weil sie fast immer hier sind und alles mit unsern Kindern teilen. Die Liebe unsrer Kinder zu den kleinen Valentiners und umgekehrt hat etwas wahrhaft ergötzliches. Line und Tille sind eben auch die artigsten, muntersten und liebenswürdigsten Mädchen, die mir vorgekommen; sie lieben auch mich mit vollem Vertrauen, wie einen Papa, und wenn sie einen Tag einmal nicht hier sind, so geht mir wesentlich etwas ab.

Alle vier Wochen ist Kinderkonzert, und das wünschte ich Euch wohl mal mit anzusehn, um Euch gesund zu lachen. Wir haben erst eins gehabt.

Gerhard, mit der feierlichsten Miene, schwer bewaffnet, ist Schildwache und läßt eher sein Leben, als jemand ohne Billet durch. Bertha sitzt an der Kasse. Line macht im Konzertsaal die Honneurs und weist den Gästen die Plätze an, und alle Kinder, sogar Adolf, müssen etwas vortragen. Adolf nnd Gerhard hatte ich versprochen, wenn sie so laut sängen, daß die Fenster platzten, wollte ich ihnen einen großen Kuchen schenken, und wirklich fehlte nicht viel, so wären alle Fenster und alle Trommelfelle geplatzt, eine so ungeheure Stimme entwickelte besonders Adolf, was ich garnicht erwartet hatte. Nachher ist eine halbe Stunde lang Ball, wo Agnes Starcke aufspielt, und die Kinder mit Jauchzen nach gethaner Arbeit ellenhoch hüpfen."

Hier noch ein kleines Genrebild aus der Feder des Vaters:

„Während Gerhard schrieb (in Abwesenheit der Mutter an diese), lag rechts Anna mit beiden Ellbogen auf den Tisch gestützt, ihren Kopf dicht an seinem und links Bertha und schauten zu. Auf dem Tisch kniete Adolf und beschattete das Papier mit seinem fetten, neugierigen Gesicht. Alle waren erstaunt über Gerhards Beginnen, was ihm keiner zugetraut hatte, und er verzog keine Miene und schrieb weiter drauf los."

Wie sehr die Großmutter sich am fröhlichen Treiben der Kinder freute, stand ihr die Sorge für ihre jungen Seelen doch immer obenan, wie sie auch dem Sohne schreibt:

„Nicht wahr, mein lieber Wilhelm, Du hältst doch noch die Morgenstunden mit ihnen? Ich kann Dir nicht sagen und beschreiben, wie gut sie nach und nach auf die Kinder wirken, und wie gefährlich es ist, wenn ein Menschenherz ohne Gott aufwachsen, leben, sich freuen oder betrüben muß."

Wilhelm konnte wohl auch seine Kinder mit einbegreifen, wenn er einmal der Mutter schrieb:

„Du treue Mutter, hab' Dank für Zucht und Liebe und für den Segen meines ganzen Lebens."

Die Mutter wiederum sagt in einem Brief an die Kinder in Estland:

„Ja, ich bin eine gesegnete, glückliche Mutter, indes andre Mütter schmerzliche Thränen über ihre Söhne weinen, und ich mir wohl sagen muß, daß es nicht mein Verdienst, sondern meines Gottes Gnade ist, wenn ich bis jetzt nur Freudenthränen beim Andenken an Euch und die Ballenstedter, sowie die hiesigen Kinder kennen lernte!"

Die Veranlassung zu diesen Worten geben ihr Briefe von Herr und Frau von Engelhardt, die, nach einem Wiedersehen mit dem einstmaligen Pflegesohn Gerhard, diesem das schönste Zeugnis gaben, als einem festen, tüchtigen, umsichtig gescheiten Mann, der voll Humor und Geist die Gesellschaft aufs liebenswürdigste belebe, während sein ernster Sinn und seine innige Liebe zum Herrn überall erwärmend durchblicke.

Als Gerhard und Elmine ein liebliches Söhnchen verloren hatten, schreibt ihnen die Mutter u. a.:

„Es sagte einmal ein Kind von vier Jahren der Mutter, welche die kleine Sterbende gebeten hatte: „Marie, wenn Deine kleine Seele bei Gott ist, so bete auch für mich" — „Kannst Du denn wirklich glauben, Mutter, daß meine Seele kleiner ist als Deine Seele?" —

Auch kann wohl eine Seele kaum kleiner als die andre sein, wohl aber die eine herrlicher und seliger als die andre, und lernen müssen sie dort die göttliche Liebe und Güte, sowie alles, was sie ihrem Schöpfer und Erlöser schuldig sind, da sie aus dieser Welt gingen, ohne Ihn zu kennen, obgleich ihre Engel täglich vor Gott standen. O himmlische Erziehung der früh gestorbenen Kinder! Sie brauchen von der Unzahl von Dingen nichts zu lernen, die hienieden die Seelen ermatten und gar töten — sie haben nur das Eine, was not thut, kennen und lieben zu lernen, und Engel sind ihre Lehrer — Engel! — keine reizbaren, oft ungerechten, so leicht erzürnten Menschen voll Blindheit und Sünde. Nun bedenkt selbst, ob ich wohl Euren lieblichen Paul Gerhard, Sonny's Söhnlein und unsrer Alwina vier kleine Mädchen-Engel für sie selbst bedauern kann? — wenn gleich der so natürliche Schmerz und die nicht verbotenen Thränen dieser jungen Mütter und Väter, die als Beraubte erscheinen, immer noch Thränen in meine alten Augen bringt.

Doch, gab es je eine Trübsal, die in Freude verwandelt werden soll, so ist es eben dieser stille, demütige Schmerz christlicher Eltern, die wohl mit Thränen, doch ohne Murren ihrem Herrn zurückgeben müssen, was ihnen so lieb ist und ewig lieb bleiben wird — ihre Lieblinge, die Kinder ihres Herzens.

Euch allen hat der Herr mit seinem heiligen, guten Geiste mächtig beigestanden in solchen Stunden und Tagen der Trauer, und Eure Seelen haben den bleibenden Segen solcher schweren Zeiten schon empfunden.

Du schreibst, meine Elmine, der kleine Entschlafene hätte zuvor noch seine Händchen gefaltet und hinauf geblickt — süßes Kind! können wir wissen, was es gesehen und angeschaut hat!" —

* * *

Der Aufenthalt in Tecklenburg war für Lilla in geistiger Beziehung ein reicher. Ihre Kinder verkehrten in einem Freundeskreise, mit dem sie eins waren im Glauben, denn in Westfalen regte sich damals, wie auch jetzt noch, viel christliches Leben.

Sie schildert in ihren Briefen die alle vierzehn Tage stattfindenden Versammlungen in den Häusern der Geistlichen, wo die Männer sich über schwer zu deutende Stellen in der heiligen Schrift besprachen und die Frauen zuhörend, jeder und jede die Bibel vor sich, auch wohl ein Wort mitredend, teilnehmen durften. Wenn diese Zusammenkunft im Krummacherschen Hause war, nahm auch die Mutter lebendigen Anteil daran.

Eine große Konferenz, der sich ein Missionsfest anschloß, mag sie selbst schildern.

„Zuerst kamen Emil (Krummacher) und Möller und dann mehrere Wagen voll Prediger, die sich fürs erste hier versammelten, und ehe wir es uns versahen, war der Saal gefüllt mit schwarzen Männern, die Kopf an Kopf an den Wänden herum gereiht saßen; in der Mitte an einem Tisch Pastor Siemsen, als Präsident. Es war nur ein graues Haupt, der Pastor Kriege, alle übrigen waren junge Männer, auch einige Kandidaten und Missionszöglinge. Blonde, braune, schwarze, Lutheraner, Reformierte, alles durcheinander, doch auf eine merkwürdige Weise alle in einem Geist versammelt, wenn auch in Nebendingen nicht immer derselben Ansicht — doch blieb die Liebe und die Freude, die alle beseelte, vorherrschend, und nirgends erhob sich ein Streit unter ihnen, was mich besonders beglückte. Nun setzte sich einer der Prediger ans Piano, und es ertönte ein sehr gut gesungener Choral. Darauf wurden wieder schwere Bibelstellen vorgenommen, was sehr interessant war, dann mit Gesang geschlossen und ein Gang durch den Garten gemacht, während der Tisch gedeckt wurde.

Um drei Uhr nachmittags versammelten sich alle wieder in unserm Saal — sangen und besprachen sich wie am Vormittag bis gegen sieben Uhr, wo Adelheid Thee herumreichte und den großen

Tisch mit kalter Küche und Wein besetzt hatte. Zum Schluß verlas einer der Prediger einen Psalm unübertreffbar schön; darauf rief ein junger lutherischer Pastor alle zum Gebet auf, zum Gebet auf den Knieen. (Die Reformierten knieen nicht gern, sie nennen das katholische Sitte.) Doch alle knieten mit ihm nieder, und dieser Pastor Kunzemüller dankte erst für die Freude dieses verflossenen Tages, bat um ferneren Segen für die noch bevorstehenden festlichen Tage, wie auch für das gastfreie Haus, das sie alle liebevoll aufgenommen. Er sprach voll Einfalt und vertrauender Liebe mit seinem und unserm Herrn, wie ein Kind mit seinem Vater. Zuletzt bat er noch, Jesus, unser lieber Herr, möchte sie alle früh wecken und wach erhalten, damit sie die kurze Zeit nicht verschliefen, die sie besser anwenden sollten für sich und für andere.

Darauf ging um zehn alles auseinander, und jeder in das ihm angewiesene Haus zur Ruhe, nachdem sie noch übereingekommen waren, sich schon um acht Uhr des andern Morgens wieder in unserm Saal zu versammeln, um sich gemeinschaftlich zur Kirche vorzubereiten, die um neun Uhr angehen sollte."

Nun folgt die Schilderung des schönen, nur gar zu reichhaltigen Gottesdienstes mit vier langen Predigten, wo wieder der junge Pastor Kunzemüller am wärmsten und eindringlichsten zum Herzen sprach. Nach so reichlich genossener geistlicher Speise fand sich die ganze Schar wieder im Pfarrhause zu einem Frühstücke ein, darauf abermals Versammlung der Pastoren in der Kirche, während deren Frauen bei Adelheid zu Mittag aßen, und als die Herren im Gasthof ihr Festmahl eingenommen hatten, waren sie zum Kaffee alle wieder im Pfarrhaus versammelt und blieben bis zehn Uhr in anregendster Unterhaltung beisammen, wovon Lillas Brief noch viel Interessantes mitteilt. —

Dieser Sommer führte auch liebe Gäste nach Tecklenburg; besonders erfreute der Aetty durch seinen Besuch. Am kleinen Martin hatte die Großmutter ihre Freude, und alles wäre schön und befriedigend gewesen, hätte ihre Gesundheit nicht zu sehr unter dem rauhen Klima gelitten. Es war auch ein ganz besonders ungünstiges Jahr, endloser Regen, stets wechselnde Temperatur und viel Krankheit und Sterben im Städtchen. Auch im Pfarrhaus wurde man die recht ernst auftretenden Erkältungen nicht los, und wenn der Gedanke, die geliebte Mutter wieder hinzugeben, Adelheid auch namenlos schwer fiel, sah sie doch ein, daß es ihr zur Erhaltung ihres teuren Lebens geboten war, vor Beginn des zweiten Winters Tecklenburg zu verlassen, wo es auch an der so nötigen ärztlichen Pflege fehlte. Diese abermalige

für die kränkelnde Frau so schwere und gewagte Übersiedelung brachte ähnliche Kämpfe und Sorgen, wie die von Dresden nach Ballenstedt und von da nach Tecklenburg; aber nach reiflichster Überlegung mußte es sein. Ein andrer Beweggrund zur Rückkehr war für die treue Großmutter die Sorge um die Ballenstedter Enkelkinder. Durch das Hofleben und andere nicht zu umgehende gesellige Verpflichtungen waren die Kinder abends ab und zu dem Dienstmädchen überlassen, und das beunruhigte das Großmutterherz gar zu sehr — sie wollte wieder, wie vordem, in Abwesenheit der Eltern die Kleinen hüten, und wie jubelten und sprangen diese in heller Freude, als es hieß: die Großmutter kommt wieder!

Die Tochter selbst begleitete sie, und nach einer viertägigen Reise langten beide am 28. August 1838 glücklich in Ballenstedt an, wo die Mutter nun eine eigne Wohnung in der Nähe der Ihrigen bezog, und die ältesten Enkelinnen, wie in Dresden, abwechselnd bei ihr wohnten und sie, ohne die Unruhe des kinderreichen Haushalts um sich zu haben, die Großen wie die Kleinen täglich sehen konnte.

Vierzehnter Abschnitt.

Die letzten Lebensjahre und das Ende.

Viel Liebe hatte Lilla sich schon früher in Ballenstedt erworben, und viele Herzen freuten sich ihrer Wiederkehr.

Kügelgen war im Lauf dieses Sommers viel von den Seinigen getrennt gewesen, indem er im Schloß Hoym eine große Anzahl fürstlicher Ahnenbilder restaurierte. Ganz einsam — nur ein alter Kastellan war noch im Schloß, hauste er dort in den weiten, hallenden Räumen unter den lebensgroßen Gestalten der längst verblichenen hohen Potentaten, die durch seine fleißigen Hände von Schmutz und Verwitterung befreit, immer lebendiger aus ihren Rahmen zu treten schienen. Häufig besuchten ihn die Seinigen, und wenn zuweilen einige der Kinder tagelang beim Papa bleiben durften, trieben sie überglücklich ihr Spiel unter den glänzenden Herren und Damen und den kleinen Lieblingen, die im Hemdchen mit goldenen Kronen auf Purpurkissen saßen, und die ihnen alle lebten und vertraut waren.

Kügelgen schreibt an Volkmann:

„Heute bin ich mit dem Hof in Hoym gewesen, um dem hier anwesenden Herzog von Coethen, unserm jetzigen Seniori, die daselbst von mir geschaffene Galerie zu zeigen. Wir tafelten da, und die öden Säle des verlassenen Schlosses waren belebt vom schallenden Gespräche und von den Fußtritten der eifrigen Diener. Die alten, kräftigen Väter schauten aus ihren Kragen, Mänteln und Küraſſen fast mitleidig hernieder auf die Schwäche der Kinder, nur der alte Herzog von Coethen gab ihnen, wie mir's schien einen Eindruck zurück, aus welchem sie ihr Blut erkennen konnten. Dieser Herzog hat mir wohlgefallen, so daß ich ihn wohl näher möchte kennen lernen; er soll ein gottesfürchtiger Herr sein. Zu den alten Bilden, 113 an der Zahl, die ich schon geordnet habe, habe ich jetzt aus dem Bernburger

Schlosse noch 76 dazu bekommen, die auch gereinigt und in Hoym aufgehangen werden sollen, darunter ganz merkwürdige Standbilder von Cranach, und ich freue mich, wenn Du einmal wieder kommst, Dich in diese Fürstengalerie einzuführen. Es ist unglaublich, wie sehr diese Bilder früherhin vernachlässigt worden sind, und doch sind sie noch das einzige, was wir von Altertümern besitzen."

Auch nach Bremen ging Kügelgen bald nach der Rückkehr seiner Mutter, um dort unter andern die Schwiegereltern zu malen. Im Jahre 1840 suchte er auch die alte Heimat Dresden einmal wieder auf und erzählt davon der Schwester: „Ich sah alle möglichen Freunde wieder, Dresdner und Fremde, die zufällig anwesend waren . . . Mit Aderkas brachten wir einen Abend an der Elbe zu. Um mich her saßen Aderkas, Ludwig Richter, der Onkel Karl (Bruder seiner Mutter, der vorher in Ballenstedt gewesen war) Oehme, Pöschel und Wirsing — die Loschwitzer Berge waren angestrahlt von der Abendsonne, und die tausende der Weinbergshäuschen und Villen glänzten purpurn aus den Obstwäldern hervor. Die Elbe lag darunter, wie ein breiter Spiegel, alles reflektierend — das war ein Augenblick wie im Himmel, aber auch gar wehmütig ernst — die alten Freunde und das alte Land! — In Loschwitz streifte ich durch den Poncetschen Berg und mußte weinen wie ein Kind; ich saß auf der höchsten Bank in „Prinz Friedrichs Berge", wo wir einmal zusammen saßen, aber es litt mich nicht lange, die abgeflossne Zeit stand vor dem Paradiese der Jugendwelt, wie der Cherub, abweisend. Zurück können wir nicht leben, darum wollen wir vorwärts leben, durch dick und dünn, mit Gott, der uns führt. Wer hinter sich blickt auf der wunderbaren Wegefahrt, dem erscheint nicht der köstliche Talisman, den er sucht — sich sehnen nach dem Unerreichbaren ist der Zustand der Narren; so wischte ich mir über die Augen, machte daß ich fortkam und bin nicht wieder zurückgegangen nach jener Gegend, in welcher wir drei zersprengten Geschwister erstarkten, fühlen und glauben lernten.

Sehr erfreulich waren mir meine lieben Freunde Pöschel und Richter mit ihren Weibern, die mich gastlich bei sich aufnahmen. Der Friede Gottes lebt in diesen Häusern, obgleich es nicht an Sorge und Not fehlt.

Auch bei Noller war ich sechs Tage; Du wirst begreifen, wie rührend mir das alte Lausa war. Noller unverändert, wie wir ihn immer gekannt haben, zu gleicher Zeit unbeschreiblich liebenswürdig und ganz unausstehlich, voll Geist und voll Thorheit."

Auch auf Schloß Hohenerxleben bei Bernburg verlebte der Künstler einige Wochen, indem er mehrere Glieder der Familie v. Krosigk porträtierte. Er sagte davon u. a.:

„Der Landrat und die Landrätin von Krosigk sind christliche Leute, und von ihnen geht ein Schein aus auf die ganze Familie, die sehr zahlreich, aus elf Kindern und zwei Tanten besteht. Trotzdem die Familie christlich ist, so ist sie doch aus Fis-Dur gestimmt, d. h. von sehr lustiger, lebensfroher Art. Die drei ältesten Töchter sind erwachsen und sehr ausgezeichnet. Die älteste ein Genie und Schriftstellerin und außerordentlich geistreich und begabt. Die dritte ist schön und daher auch Braut, obgleich erst siebzehn Jahre alt. Ihren Bräutigam, einen jungen Herrn v. Veltheim, welcher die ganze Zeit anwesend war, habe ich sehr lieb gewonnen, sowie ich mich überhaupt freue, diesem gläubigen Hause als befreundet mich ansehen zu können."

Kügelgen war dort aufs liebenswürdigste aufgenommen, und seine Frau mit mehreren Kindern folgte gern der Einladung seiner freundlichen Wirte, sich auf mehrere Tage dort mit ihm zu vereinigen.

Aber der Mutter wegen war sein Herz, wenn er dem Hause fern, immer in Sorge, denn die Rückkehr nach Ballenstedt hatte leider nicht die erhoffte Besserung ihres Befindens gebracht. Am Nervenfieber erkrankt, war sie viele Wochen am Rande des Grabes und konnte sich nie wieder ganz erholen. Sie blieb von Schmerzen geplagt, deren Ursache der Arzt nicht erkannte, die aber ihren zarten Körper qualvoll durchzogen, so daß sie mehr und mehr jeder selbständigen Bewegung beraubt wurde.

„Nun sind die Jahre da", schreibt sie an Gerhard und Elmine, „die uns nicht mehr gefallen wollen, wie David sich ausdrückt; mir jedoch gefallen sie wohl, sind sie gleich voll Schmerzen und Altersschwäche, so ist doch das meiste eines sauren Weges zurückgelegt, und das Ziel rückt uns immer näher, darauf wir mit unserm Gott zupilgern, sei es auch lahm und gebrechlich."

Wilhelm schrieb damals der Schwester: „Der Mutter Leben ist eigentlich ein immerwährendes Sterben . . . Dies Leben ist ein Kreuz, an das wir alle genagelt sind, und an dem wir langsam verbluten; glücklich der, welcher dabei sagen kann: nicht mein Wille, Gott, sondern der Deine geschehe! Wer das immer sagen kann, ist so weise wie Salomo, oder vielmehr noch viel weiser und gewiß nicht mehr weit vom Tode entfernt, wofern ihn nicht Gott als ein besonderes Vorbild noch eine Weile leben lassen will, andern zu Nutz und Frommen. Glücklich auch der, der seine Leiden nennen kann und kann sagen: mich schmerzt mein Bein oder mein Arm, oder Kopf, mir sind meine Kinder, Eltern oder Geschwister gestorben. Wer aber seinen Schaden verheimlichen muß und muß guter Dinge scheinen, weil die Leute seine Thränen nicht begreifen würden, der ist doppelt zu beklagen; doch auch solche

Schäden haben wir alle, und es geht einer wie der andre unter seiner vollen Fracht einher, ein jeder nach der Stärke seiner Achsen. Christus ist ein König der Leiden, nicht wie die Götter der Griechen lächelnd und mit Rosen bekränzt, sondern mit einer Krone von Dornen und Blutstropfen an den Schläfen, mit einem gegeißelten Rücken am Stamme des Kreuzes verblutend. Das aber ist der Umstand, der ihm Kinder geboren werden läßt, wie der Tau aus der Morgenröte, und daher kommt es auch, daß ihm nachweinen zeitlebens, die ihn gekannt und — verloren haben!"

Wie sehr die geduldige Kreuzträgerin gelitten, hat aber doch kaum jemand in ihrer Umgebung geahnt, denn sie klagte nie, war im Gegenteil immer voll Dank, daß der Herr sie mit dem Schwersten verschonte, mit geistigen Anfechtungen und Beängstigungen, und sie sich daher stets ihren heiteren Sinn bewahren könne. Mit Ihm wollte sie gern alles tragen, nur um eins betete sie immer, daß, wenn es möglich sei, sie nie erfahren möge, was es heiße, sich von Gott verlassen zu fühlen. Todesangst kannte sie nicht, wie folgende Worte bezeugen:

„Hier sind viele an der Auszehrung gestorben, die den nahenden Tod bis zuletzt nicht erkannten, und wo Eltern, Freunde, Ärzte und selbst der Geistliche sich wohl hüteten, den Sterbenden nur mit einem Worte an ihn zu erinnern, der schon wartend neben ihm stand. Gott hat mich bis jetzt vor dieser Verblendung bewahrt, denn ich habe meinen Zustand wohl immer erkannt und sehe täglich vor mir, was mir bis jetzt nicht schrecklich war, den Boten meines Herrn, oder, was ich kaum zu hoffen wage, Ihn vielleicht dann selbst. Auch denke ich mir diese Zeit nicht leicht, da schon Luther meinte, wir könnten nicht verlangen in der Portechaise in den Himmel getragen zu werden, und er auch selbst nicht sanft hingetragen wurde. Doch weiß ich, daß auch ein harter Weg versüßt werden kann und erwarte nun still, wie mir es der liebe Heiland zusenden wird, der ja uns zu Liebe den allerbittersten Weg erwählte, um in seine Herrlichkeit einzugehen."

Ihre Tochter schrieb einmal beklagend, daß die geliebte Mutter nie hinaus könne, die wogenden Kornfelder, die Wiesen und Wälder zu sehen. Aber von solchem Mitleid wollte sie nichts wissen. Nach monatelanger Blindheit, wie sie ihr nach zweimaligen Schlaganfällen einst auferlegt wurde, war das Glück, das Augenlicht wieder zu haben, unbeschreiblich groß, und nach den qualvollen Gesichtsschmerzen, die sie zwölf Jahre lang erdulden mußte, erschien ihr jedes andre Leiden erträglich.

„Darum mußt Du nicht sagen", schreibt sie an Adelheid, „möchtest Du es nur auch besser haben in Deinem Alter!" — Ach, liebes Kind!

ich danke dem Herrn täglich, ja stündlich, daß ich es vor so vielen Tausenden so sehr gut habe und blicke dankbar jedem Sonnenstrahl nach, der herein fällt, und so muß ich denken, wenn ich auf meinem bequemen alten Sessel sitzend, Augenlicht genug habe, ein mir liebes Buch zu lesen — oder ich lege mich ermüdet auf mein Kanapee, blicke auf meine selbstgezogenen Hyazinthen, die jetzt alle blühen und meinen Topf voll Maiblumen, die Agnes Starcke für mich aufzog — oder ich trinke an einem so stürmischen Tage wie heute meinen warmen Thee in Julchens und Wilhelms Gesellschaft und gedenke dabei der armen Genoveva in ihrer kalten Höhle oder mancher armen, alten Kranken hier — oder ich lege mich um neun Uhr, zuweilen schon um halb neun Uhr in Annas Gesellschaft in mein warmes, weiches Bett, wo ich meine schmerzenden Glieder so bequem ruhen lassen kann — ach, welche Ursachen, immerwährend zu danken! sind dieses alles gleich nur äußer Segnungen und Wohlthaten."

Mit Dank rühmte sie auch, daß sie die Hände gebrauchen könnte trotz der völlig kraftlosen Arme. Zuweilen konnte sie etwas stricken und schrieb lange, lange Briefe an ihre fernen Lieben. Freilich brauchte sie meistens viele Wochen, bis ein solcher Brief beendet war, den sie halb liegend, künstlich gestützt mit ganz kleinen, aber schönen klaren Buchstaben allmählich schrieb. So schrieb sie ihren Kindern nach Finland:

„Wenn dieser immerwährende Schmerz mich auch oft unfähig zum Schreiben macht, so läßt er mir doch die Freiheit zu lieben, was denn mein Herz mit Gottes Hilfe auch nie verlernen wird, denke ich. Auch habe ich es immer als Gnade und Wohlthat erkannt, daß ich nicht an der Seele so zu leiden habe wie am alten Körper, denn meine ganze Seele ist voll Dank und Zuversicht in dem festen Glauben, daß unser Jesus mir diese Schmerzen bald abnehmen würde, wären sie mir nicht noch nötig, darum habe ich ihn auch nie gebeten, mir sie abzunehmen, besonders da ich immerdar um so viel teurere Gaben zu bitten habe. Nur vor einem bewahre mich der Herr in Gnaden, vor dem Schmerz um alles, was das geistige und ewige Wohl meiner Kinder betrifft — denn dieser Schmerz, wäre er gegründet, würde über meine Kräfte gehn."

Trotz dieses leidenden Zustandes sah Lilla viel Besuch bei sich, und bei ihrer großen Lebendigkeit und geistigen Regsamkeit ahnten die Freunde garnicht, daß sie nachher ganz erschöpft zusammenbrach. Da kamen wie in Dresden die Gäste aus allen Ständen, denn vor ihr galt durchaus kein Ansehn der Person. Alle, in denen sich nur ein Fünkchen von Glaubensleben oder Glaubenssehnsucht regte, waren

ihr Brüder und Schwestern, und wo ein solches Fünkchen noch nicht zu spüren war, suchte sie es anzufachen durch Wort und Fürbitte.

So saß wohl die liebe junge Herzogin an ihrem Bett, oder auch eine ihrer Damen, namentlich die, von welcher Wilhelm schreibt: „Vor einem Vierteljahr langte eine neue Hofdame aus Holstein hier an, Fräulein v. Bernstorff, eine Dame in den vierziger Jahren, welche die jüngeren Geschwister unsrer Herzogin erzogen hat und letztere ganz zärtlich liebt und als mütterliche Freundin bei ihr bleiben wird. Diese warf sogleich die Angel nach uns aus, und wir erkannten in ihr eine weit geförderte christliche Seele. Bald nach ihrer Ankunft wurde sie schwer krank, und es ist immer noch zweifelhaft, ob sie durchkommen wird. Ihr Krankenlager ist für uns segensreich geworden. Julchen und ich bringen öfter den Abend bei ihr zu, und es ist rührend zu sehn, welche außerordentliche Freude sich jedesmal auf ihrem Gesichte malt, wenn wir eintreten. Es ist etwas Großes zu sehn, wie glückselig ein Christ sein kann unter so schweren leiblichen Leiden. Wir unterhalten uns dann den ganzen Abend von den Hoffnungen des Glaubens, oder es werden einzelne Glaubenssätze zergliedert und zum Verständnis gebracht; oder es werden Erfahrungen mitgeteilt, die einem oder dem andern zum Segen geworden sind.

Häufig nimmt die Herzogin teil an dieser Unterhaltung und spricht sich hier ganz offen und einfach aus, voller Liebe zum Evangelium und voller Teilnahme für alles, was im kirchlichen Leben sich bewegt und geschieht. Hier habe ich die Herzogin erst kennen gelernt und gesehn, welch ein schöner Grund in ihr liegt, wie sehr ernst sie ist, und wie sie sich gewiß immer mehr vertiefen wird bei so tüchtigem Streben. Auch über Staatsangelegenheiten hat sie sich gegen mich ganz offen ausgesprochen u. s. w. . . .“

Fräulein v. Bernstorff blieb am Leben, aber kränkelnd; doch hielt auch sie mit großer Energie den schwachen Leib unter der Herrschaft eines festen Willens, so weit das irgend möglich war; ungewöhnlich lebendigen Geistes war sie immer thätig, immer anregend und übte einen großen Einfluß auf alle, die ihr nahe traten. Dem Kügelgenschen Hause wurde sie die treuste Freundin und Vertraute; sie teilte alles mit ihnen, sowohl mit den Großen, als mit den Kleinen. Kein Familienfest wurde gefeiert, ohne durch sie in mancherlei Weise verherrlicht und belebt zu werden, kein Brief lief ein, der ihr nicht mitgeteilt wurde, kein Schmerz traf ihre Freunde, den sie nicht voll und ganz mit auf ihr treues, betendes Herz nahm. Kam sie zur Großmutter Kügelgen, so ließ diese das Sofa an ihr Bett tragen,

damit Fräulein v. Bernstorff sich darauf streckte, und so unterhielten sie sich von allem, was ihnen am Herzen lag.

Ebenso saß wohl an diesem Krankenbett, von dem so mancher Segen ausging, ein blindes altes Jünferchen, das sich sein bescheiden Stückchen Brod durch Wassertragen und dergleichen kleine Dienste bei den Nachbarn verdiente. Malchen Scharf, der Ärmsten und Geringsten eine, kam aber nicht, um zu klagen und zu bitten, sondern sie erzählte z. B. freudestrahlend, wie glücklich sie in den Nächten sei: Da gingen ihr im Traum die Augen auf, und sie sähe alle Menschen wieder, wie in den Tagen vor ihrer Blindheit, sähe den Himmel und die schöne Erde und habe so Ersatz für das, was sie am Tage entbehre. Ja, den Seinen giebt es der Herr im Schlafe. Rührend war es anzusehn, wenn in etwas späteren Jahren der kleine wilde, aber besonders herzensfreundliche Adolf dies immer kleiner und hilfloser werdende Malchen aus ihrem Hüttchen abholte und ganz sorgfältig an seinem Arm spazieren führte.

An erträglich gesunden Tagen sah Lilla auch wohl Mittagsgäste bei sich, und was für liebe Gäste fanden sich ein! Im Kügelgenschen Hause war zur Sommerszeit sehr viel Besuch, namentlich im Jahre 1840 riß er garnicht ab, was wohl angenehm und erfreulich, aber eigentlich zu viel war, denn Wilhelm wurde oft wochenlang von der Arbeit abgehalten und kam dadurch recht ins Gedränge. Dann wurden Partien in den schönen Harz gemacht, Spaziergänge in den Wald, und das Leben in froher Gemeinschaft genossen, aber freilich auf Kosten der Arbeit und ihres Gewinns.

Von diesen Gästen bekam natürlich auch die Großmama ihr Teil ab. So kam unter andern der Vater Krummacher müde und erholungsbedürftig nach jener schweren Zeit des bekannten Bremer Kirchenstreites zwischen seinem Sohn Friedrich Wilhelm und Pastor Paniel, der die Gemüter so gewaltig erregte und dem Herzen des lieben Aetty so weh that. Er schrieb damals nach Hause: „Die Mutter Kügelgen ist so schwach, daß sie weder aufzustehen, noch zu gehen vermag, aber ihr Geist hat nicht im mindesten abgenommen, und die Kraft ihrer Rede ist zu bewundern. Welch eine hochbegabte Frau! Welch eine gottvertraute Seele! Welch ein Segen für unsere Kinder und deren Haus! Möge der Herr sie noch lange erhalten!“

Später erschienen auch seine Söhne, Friedrich Wilhelm und Emil, die sich auch bei Hof meldeten und von der Herzogin, die den Geistlichen stets mit besondrer Vorliebe begegnete und die Krummachers schon aus ihren Schriften kannte, sehr huldvoll aufgenommen und in ihren engsten Kreis gezogen wurden.

Es kam der stets willkommene alte Senator Volkmann aus Leipzig, der ganz wie sein jüngerer Freund einen Hochgenuß darin fand, die Wälder Pilze suchend zu durchschweifen oder spät abends bei Mond- und Sternenschein den brüllenden Hirschen nachzuspüren, und das immer mit im Winde flatterndem, weißem Haar, denn den Hut trug er nie anders, als auf dem Stock. Die Ruhestunden zu Haus waren dann gewürzt durch die interessantesten Gespräche. Nach einem solchen Besuche schrieb Kügelgen dem alten Freunde:

„Du bist durch mein Leben jetzt wieder erwärmend und anregend durchgezogen. Es ist immer ein Segen dabei, wenn Christen persönlich zusammen kommen, und für mich ist das bloße Bewußtsein, daß jemand, dessen Herz unserm Herrn angehört, unter meinem Dache weilt und betet, zu Zeiten viel erbaulicher als die schönste Predigt."

Volkmann war damit beschäftigt, seine Lebenserinnerungen zu schreiben und sagt darüber in einem Brief an Wilhelm: „Wie viel ich dabei Deiner verehrten Mutter Dank schuldig bin, da sie so viel zu meiner evangelischen Richtung beigetragen, bekenne ich mit Rührung. Sage es ihr doch mit meiner innigsten Begrüßung . . .

Ich würde mich besonders jetzt über Deinen Besuch freuen, weil inmittelst etwas sich ereignet hat, das beweist, wie sehr (um Deiner lieben Mutter berühmt gewordenen Ausspruch anzubringen) der liebe Gott für nötig finden mußte, mich „immer mehr abzuschälen," denn es hat ihm gefallen, mir die größte Hälfte meines Vermögens zu nehmen . . ."

Kügelgen antwortet darauf: „Du lieber, lieber väterlicher Freund! So solltest Du denn in Deinen alten Tagen noch Mangel leiden? ja fürwahr sind Gottes Wege unerforschlich, denn es ist das Los des Edleren und Besseren auf dieser Welt, daß es gedrückt und wohl auch getreten wird, und das Los der Gemeinheit, daß es ihr wohl geht, und deshalb ist es auch die rechte und echte Lebensphilosophie, ein honetter Schuft zu werden; das Christentum aber ist eine Todesphilosophie. Wer Gott vertraut, hat kein Fundament auf dieser Welt, und sie entrollt ihm mit ihren Schätzen unter den Füßen; aber wer auf die Welt traut, dem entschwindet Gott ohne Ausnahme, und am Ende ist's denn doch besser einen Grund haben, der ewig bleibt, als einen vergänglichen. So redet man, mein lieber Freund, aber Theorie und Praxis des Lebens einen sich gar selten, und ich fühle es gar wohl und deutlich, daß, wenn ich mein Vermögen verlöre, ich es schwerlich so ruhig und gottergeben tragen würde wie Du und Deine liebe Frau. Ich habe mich jetzt täglich in Eure Lage gesetzt und habe gefunden,

daß es leichter ist, bei einer Pfeife Tabak und im Überfluß mit dem Maule Gott vertrauen, als mit dem Herzen und in der Wahrheit . . .“

Doch es war die Rede von den Gästen des Hauses. Es kamen viel Dresdner Freunde und Freundinnen; genannt sei nur Ludwig Richter, Herr von Heinitz mit seiner Schwester Dora, die auch einmal längere Zeit bei Lilla weilte.

Die geniale Malerin Karoline Bardua und ihre liebenswürdige Schwester Wilhelmine hielten sich längere Zeit im benachbarten Gernrode auf und verkehrten aufs lebhafteste mit den Kügelgens in alter Anhänglichkeit.

Wilhelm sagt unter anderem davon: „Auch gab es einen harten Streit mit der Bardua, welche behauptete, Goethe wäre ein vorzüglicher Christ gewesen. Trotzdem sie in Berlin fast nur mit den ausgezeichnetsten Leuten: als Raumer, Savigny, Eichhorn u. s. w. verkehrte, ist ihre Bildung und ihr Wissen ganz unbeeinflußt geblieben, aber sie ist geistreich und natürlich, und in unsrer bösen Zeit thut nichts so wohl, als einmal auf eine Natur zu stoßen.“

Endlich konnte auch Adelheid ihre heiße Sehnsucht stillen und mit ihrem Martin und der kleinen Maria die Mutter besuchen, später von ihrem Manne abgeholt.

Aus der baltischen Heimat kamen viel liebe Verwandte — aber der Sohn und Bruder Gerhard, der immerfort erhoffte und ersehnte, konnte nicht kommen.

Wilhelm schreibt einmal: „Du mein alter, treuer Bruder und bester und geliebtester Freund, wann werden wir uns wiedersehen! Vielleicht erst da wo die Schellen klingen, und die Engel singen in regis curia! Ich kann an den großen Tag, der alles neu machen wird, kaum ohne Freudenthränen denken. Ein neues Herz, einen neuen Leib, eine neue Erde, alles ruhend in den Frühstrahlen der Liebe Gottes — die Menschen dankbar und von ganzem Herzen Gott liebend und sich untereinander! Ob alles gerade so sein wird, das weiß ich zwar nicht, aber eine höhere Liebe hofft das Allerbeste.“

Endlich hieß es: im nächsten Sommer! Aber als dieser Sommer kam, war die Mutter schon in der himmlischen Heimat.

Doch kam ihr letzter noch lebender Bruder Karl und brachte seinen Sohn, einen talentvollen jungen Künstler, der sich beim Vetter Wilhelm noch weiter ausbilden sollte, ehe er die Düsseldorfer Akademie besuchte. Dieser Otto besaß eine ungewöhnliche Anziehungskraft für die Kinder, die er in allerliebster Weise beschäftigte und unterhielt. Die Mutter wußte ihr junges Völkchen wohlgeborgen unter seiner Obhut, und der Vater sagte: „Die drei Jungens beten ihn fast an,

und der Onkel Otto ist ihr höchster Gedanke." Ja — als dieser sich nach Jahr und Tag von dem ihm liebgewordenen Familienkreise losriß, um seinen Stab weiter zu setzen, weinte der kleine Gerhard so heftig, daß er vom Stuhle fiel.

Aber auch die Großmutter blieb trotz aller Leibesschwachheit die treueste Miterzieherin der Kinder. Die größeren hatten sogar ihren Unterricht beim Lehrer im Wohnzimmer der Großmutter, selbst die Klavierstudien erduldete sie. Zutraulich fanden sich auch die Gespielinnen ein, und alle lauschten gern den schönen Geschichtchen, die Großmütterchen so lebendig zu erzählen verstand. Von den älteren Mädchen ließ sie sich auch gern vorlesen.

Doch als diese mehr heranwuchsen, wurde es nötig, zu geregelterem und umfassenderem Unterricht eine Erzieherin ins Haus zu nehmen, und wurden die Kinder mehr an diese gefesselt.

Was nun in ihrem letzten Lebensjahren das Mutterherz aufs tiefste bewegte, war der Seelenzustand ihres Wilhelm. Dieser war in schwere geistige Anfechtungen geraten, wohl zunächst durch bittre Erfahrungen, die ihn verwirrten und in bange Zweifel führten.

Männer, die er für erleuchtete und besonders begnadigte Christen hielt, die vielen den Weg zum Leben gewiesen hatten, wurden als Heuchler entlarvt und fielen in große, schwere Sünden. Hier sei nur der bekannte Pastor Stephan genannt, dessen Auftreten in Dresden eine große Erweckung hervorrief, während sein späteres, anstößiges Leben für die Feinde des Reiches Gottes ein willkommener Triumph war. Dies alles hatten Kügelgens ja aus nächster Anschauung mit erlebt.

Dann wieder lernte er orthodoxe Geistliche kennen, die vor der Welt einen tadellosen Lebenswandel führten und das Wort Gottes lauter und rein predigten, aber doch nur als tönendes Erz und klingende Schellen, denn an ihnen selbst spürte man nichts von den Früchten des Geistes; sie steckten tief in Hoffart und Eitelkeit, Ehrsucht, Mißgunst oder fanatischem Parteieifer.

„So weh wie mir Pastoren gethan haben," schreibt er einmal, „hat mir sonst niemand gethan." Dazu kam, daß sein eifriges Forschen und Suchen in der Schrift ihn auf scheinbare Widersprüche stoßen ließ, die er, trotz seines klaren Kopfes und seines, fortwährend im Gebet um Erleuchtung ringenden Geistes nicht zu lösen vermochte. In einem Schriftchen, „Von den Widersprüchen in der heiligen Schrift für Zweifler", hat er sein Denken und Fragen über diesen hochwichtigen Gegenstand später niedergelegt.

Vor seiner Mutter lag sein Herz ganz offen da, und sie, die festgewurzelt in der Schrift und an der Hand ihres Luther und anderer Glaubensmänner in klarer Erkenntnis und rechter Einfalt ihren Weg ging, bot ihm die Hand, um ihn zurecht zu helfen. Auch Bruder Gerhard war im Vertrauen, und einige Stellen aus der Mutter Briefe an diesen gehören wohl hierher:

„Wilhelm hat mir alle Briefe gezeigt, die er von Dir und aus Poll bekommen. Sophie fragt darin, ob ich mit ihnen einverstanden sei? Ganz und gar einverstanden bin ich mit Euch allen, denn Ihr steht auf dem festen Grund, auf dem Felsen Jesus Christus, und Er selbst erhalte Euch so an seiner Hand und entziehe Euch nie zu lange seine fühlbare Nähe.

Wilhelms mir zuerst ganz unbegreifliche Anfechtung des Glaubens hat mir viel Sorge, Thränen und Schmerzen gekostet. Doch müßt Ihr alle seinen Zustand auch nicht für schlimmer halten, als er in Wahrheit ist, denn er hat immer zu den Extremen geneigt in seinen Ausdrücken. Er ist sanft, still, untadelig in seinem häuslichen wie öffentlichen Leben; er liebt Jesum, wie er ihn auch sonst liebte — er streckte einmal, allein mit mir, seine Arme sehnsüchtig nach Ihm aus, indessen seine Augen von Thränen überflossen. Er sucht ihn, und wie er mir sagte, hatte er nachts stundenlang auf seinen Knieen ihn angefleht und angerufen, ihm beizustehen, ihm seine Sünden zu vergeben und ihm die aufsteigenden Zweifel selbst zu nehmen, ihn zu erleuchten.

Er zweifelt übrigens weder an Jesus, noch an der Macht, die ihm gegeben ist, uns zu erlösen — doch einige Widersprüche in der Bibel, und so manches, leider Selbsterlebtes an Christen, die schon auf diesem Fels zu stehen glaubten, haben ihm die Freudigkeit des Glaubens genommen.

Der alte G. D. Krummacher, der alle diese Zustände in seiner Jugend durchgemacht hat, und dessen Glauben hart angegriffen wurde — sagt in einer seiner Predigten:

Die heilige Schrift würde manchen Jünglingen zum Fallstrick durch die scheinbaren Widersprüche, die sie enthielte — das läge aber nicht an der Bibel, sondern an dem Leser derselben. Nur Gläubige würden so angefochten vom Satan, denn die Ungläubigen ließ er gern in Ruhe, da sie ihm ohnehin gewisses Eigentum schienen — aber der Herr, der sich wohl eine Weile zurückzöge, würde nicht zugeben, daß die Prüfung über die Kräfte des Angefochtenen gehe und die höllische Finsternis, die ihn umgäbe, schnell aufhellen in seinem Lichte.

Und nun hoffe und bete ich — und thut es alle mit mir: Er möchte seine Gnadensonne und sein reines Licht auch bald wieder in Wilhelms Seele scheinen lassen. Gewiß liegt im Stolz des Menschen der vielleicht einzige Grund zu solchen Prüfungen, da die Demut nie vom Teufel angefochten werden durfte, es wäre denn nur ein frecher Versuch, wie der auf unsern Herrn selbst.

Aber die wahre Demut wird auch nur der so Angefochtene bekennen — indem er seine eigne Ohnmacht und Blindheit erkennen lernt, wie auch der König David so vielfach ausspricht und bekennt und alle Heiligen bekannt haben.

Die außergewöhnlichen Dinge, die mit Stephan und seinen siebenhundert Gläubigen vorgegangen sind, die nun Nordamerikaner wurden, wie die Erfahrung an so manchen anderen, die Wilhelm für so fromm hielt, daß er sie gern aufsuchte, um seinen Glauben an dem ihrigen zu stärken, und die selbst auf einem festen Grunde zu stehen wähnten — ihre Sünden aber — wie sie sagten, abends in ein Bündel banden und sie wohlgemut auf den Herrn Jesus warfen — das alles hat ihn irre gemacht.

Eine ähnliche furchtbare Geschichte vertraute mir Wilhelm neulich, durch die er in den innersten Tiefen seines Herzens erschüttert war, denn er sagte: „Wo war denn nun der feste Grund, auf dem sie zu stehen glaubten? da der erste Sturm und das große Wasser sie sogleich umriß?“

Vielleicht kannten sie diesen Grund und glaubten schon fälschlich darauf zu stehen; auf jeden Fall waren sie nicht wachsam, wie es der Herr doch den Seinigen so oft zuruft: sie möchten wachen und beten, damit sie nicht in Anfechtung fielen, denn der Teufel gehe herum und suche, welchen er verschlinge. Sie waren vielmehr wie die thörichten Jungfrauen, die einschliefen, und als es ihren Lampen gänzlich an Öl gebrach, zu spät erwachten und nicht mehr eingelassen wurden.

Nun aber drehen sich Wilhelms Gedanken und Zweifel so herum: Die Kirche sagt, man soll nichts thun, sondern den Erlöser alles thun lassen. Dagegen sage ich ihm nun: zur Vergebung unsrer Sünden können wir nichts thun oder beitragen, sondern sie nur als unverdientes Gnadengeschenk annehmen — aber in dem Zuruf unsres Herrn: wachet und betet! zeigt er uns ja deutlich, was wir zu thun haben, sollen wir Fortschritte in der Heiligung machen. Er will nicht müde werden zu geben, wir aber sollten nicht müde werden zu bitten und vor allem — nicht einschlafen.

Doch ich bin noch zu matt, um alles dieses so durchzuerzählen — die Wirren, in denen er sich herumdreht, könnte ein im Glaubenslicht stehendes Kind lösen und entwirren, und man sieht deutlich, daß eine boshafte Macht ihm die Geistesaugen verschleiert, denn überall stößt er auf Stellen, die scheinbare Widersprüche enthalten, während ich immer nur Worte der Liebe und des Trostes darin finde — überall Stellen, die uns Hilfe und Erlösung verkündigen! von Anfang bis zu Ende enthüllt die Bibel für mich nur ein harmonisches Ganzes, und was bei Adam beginnt, klingt überall tröstlich fort, bis ans Ende.

Ach, zuweilen hoffe ich, der Herr werde mich nicht von dieser Welt nehmen, bis er auch diese aufgescheuchte Seele wieder beruhigt hat. Wenn ich ihn so ansehe, wie still und sanft und trauernd sein Angesicht ist, so fallen mir die Worte Jesu ins Herz: „Und Jesus sah ihn an und liebte ihn".

O möchte er ihn bald freundlich ansehen, denn er meint es ehrlich, offen gesteht er all seine Gedanken ein, nichts will er verhehlen, nichts bemänteln, und da er vor einigen Wochen eben allein bei mir war und mich still und meine Augen voll Thränen sah, fiel er mir um den Hals und rief: „Ach mein Gott, Mutter! nun ängstigst Du Dich meinetwegen, und Deine Schmerzen in der Seite werden heftiger!"

„Mir ist es," sagte ich, „als wäre mir mein Herz mit einer Lanze durchstoßen, aber ich ängstige mich nicht mehr, denn ich glaube fest, Jesus, den Du lieb hast, werde Dich halten und durch seinen heiligen Geist erleuchten. Dann wird Dir klar werden, was er uns ist, und was auch von uns gefordert wird — ohne alle Täuschung der Nebel, die Deinen Blick jetzt verwirren, und die ein böser Geist in dem Deinigen aufregt."

. . . Bei dieses Stephan Schicksal und Leben muß ich wieder daran denken, wie leicht die Menschen sich verblenden, aber auch verwirren lassen, da doch das Wort Gottes und unsre Kirche mit Luther es so deutlich ausspricht: Das Gesetz dienet und hilft garnichts zur Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, auch nicht im kleinsten Stücke. „Denn", sagt Luther, „wenn es recht verstanden wird, so macht es verzagt und richtet Verzweiflung an, wird's aber nicht recht verstanden, so macht es Heuchler. Gleichwie das Evangelium, wenn es nicht recht verstanden wird, so macht es sichre, rohe Leute — wieder, wenn es recht verstanden und geglaubt wird, so macht es fromme, gottselige Leute."

An der Erkenntnis hat es Stephan wohl nicht gefehlt, und dennoch war er mit der Zeit nicht allein ein sicherer, roher Mensch, sondern zugleich ein Heuchler geworden.

O Gerhard! Der Herr hat auch Dir viel Gnade erzeigt — bleibe wachsam und demütig und höre nicht auf, darum zu beten, denn die Sichern, Hoffärtigen werden tief gestürzt und nehmen oft ein schreckliches Ende.

Solche Beispiele, deren wir leider so viele erlebten, haben eben Wilhelm auf eine Zeit irre gemacht, ob die Lehre von der Rechtfertigung in Christo die Menschen nicht überhaupt zu sicher mache und zu furchtlos in der Sünde. Darum kommt wohl alles darauf an, daß man auch hierbei die rechte, ganze Erkenntnis habe und nicht die halbe nur, „denn recht verstanden", sagt Luther, „macht dieses Evangelium gottselige Leute" und gewiß auch demütige und selige, setze ich hinzu.

Zu den andern aber spricht ein frommer Prediger noch aus dem Grabe: „Ja ihr bringt Verderben über euch, von dem hochgelobten Erlöser und Tod von dem Herrn des Lebens selbst — nichts macht euch kühner in der Sünde, als daß Christus für euch gestorben ist; als ob nun die Todesgefahr vorüber wäre, und ihr kühn fortfahren dürftet, als ob Christus Satans und eurer Sünde Diener geworden wäre und euch aufwarten müßte, während ihr ihn mit Füßen tretet. Und weil er der Arzt der Seelen geworden ist, der da selig machen kann alle, die durch ihn zu Gott kommen, so bildet ihr euch ein, ihr müßt durch ihn zu Gott kommen, ihr mögt wollen oder nicht; so daß eine große Menge eurer Sünden durch euer blindes Vertrauen auf den Tod Christi verursacht wird. Die Gaben, mit welchen euch Gott ausrüstet, und seine Gnadenmittel verkehrt ihr in Sünde; habt ihr etwas Besseres, so werdet ihr stolz und eingebildet".

Ob ich gleich nicht begreifen kann, daß Wilhelm bei der unermeßlichen Wohlthat Christi in etwas geirrt werden konnte, weil so viele Menschen sie mißbrauchen, so lag in seinem Schmerz und dadurch aufgeregten Zweifel doch eine so zarte Gewissenhaftigkeit, daß der Herr ihn schon um deswillen erleuchten und trösten wird mit seinem Licht, und ich weiß, daß er jetzt darum seufzt und betet, dahin zu gelangen, wo Du, die Pollschen und Ottenküllschen bereits seid, und wo auch er früher nicht fern davon war, denn sein Bußkampf war aufrichtig gewesen, und Klarheit und die selige Empfindung von der gnadenvollen Nähe seines Jesus ihm nicht fremd, und gewiß wird auch diese Anfechtung ihn in Zukunft immer fester stellen im Glauben, denn ich sehe es, wie der Herr ihn jetzt umringt mit seinen Boten, da er früher hier wie in einer Einöde lebte."

Zu diesen „Boten" gehörte u. a. auch eine Tante der Herzogin, von der Wilhelm sagt:

„Gestern habe ich die Bekanntschaft der Gräfin Richthofen, Schwester des Vaters unsrer Herzogin gemacht, die mich bitten ließ, ich möchte sie doch besuchen. Ich fand eine völlig gläubige, innige, christliche Frau, höchst lebendig und rührend demütig, von vieler Geistesbildung. Ich blieb gegen drei Stunden bei ihr, und diese Zeit war mir wie ein frischer Trunk in der Wüste. Da war nicht bloß gedankenlose Orthodoxie, sondern eine Fülle von echt christlichem Leben. Schade, daß diese Dame nicht hier bleiben kann, sondern wieder zurück nach Berlin geht ... Diese Frau hat das Drängen und Treiben der großen Welt herzlich satt und spricht eine rührende Sehnsucht aus nach der Gemeinschaft mit wahren Christen ..."

So oft die Prinzeß Richthofen in Ballenstedt weilte, zeigte sie dem Kügelgenschen Ehepaar viel Freundschaft und Vertrauen und trat als Taufpate des jüngstgebornen Töchterchens, welches auf ihren Wunsch den Namen Elisabeth erhielt, in engere Beziehung zum ganzen Hause.*) Abwesend korrespondierte sie mit Kügelgen und sandte ihm erbauliche Lektüre.

An den Lebensbeschreibungen gottseliger Männer fand Wilhelm in dieser Zeit besondre Erquickung. Namentlich wurde er von Wilberforces Leben „mächtig ergriffen." Die Mutter schreibt darüber:

„Da Wilberforce aber mit jedem Jahr mehr auch von andern anerkannt und beinah allgemein geachtet wurde, so dachte ich: wie soll man das zusammenreimen mit dem Ausspruch unsres Herrn, daß seine Jünger von der Welt verachtet und gehaßt werden würden. Da fielen mir folgende Worte von Luther ein, der auch darüber spricht und dann hinzusetzt: „Mit welchem es nun dazu nicht gekommen ist und solche Feinde nicht hat, die alle seine guten Worte, Werke, Rat und Meinung für Starrheit, Bosheit und Untugend halten, der ist noch nicht recht zu Christo gekommen; es sei denn, daß er selbst sein Feind werde und ihm selbst anlege, was ihm die andern anlegen sollten — sich selbst in allen guten Worten, Werken und Leben als unnütz und Narr achte und gründlich ohne alles Betrügen sein Herz erkenne."

Und nun sah ich das Rätsel gelöst — denn man kann nicht wahrhaft demütiger von sich denken, als dieser Mann that, der sich in keinen einsamen Winkel verkroch, sondern mitten in der Welt als Parlamentsmitglied und mit seltenen Gaben für die Gesellschaft ausgerüstet, einen schweren und immerwährenden Kampf zu kämpfen hatte

*) Auch dies jüngste Kind ging im jugendlichen Alter, nach namenlosen, durch Brandwunden verursachten Leiden, aber in der ersten, beseligenden Liebe zu ihrem Heiland stehend, freudig heim.

gegen Eitelkeit und Ehrgeiz, die sich, nur ihm bemerkbar in seinem Herzen geregt hatten" . . .

Von einem andern Werk, das er gelesen, schreibt Wilhelm an Volkmann:

„Eine wahrhaft selige Zeit ist mir durch das Lesen der Schubertschen Reise nach dem Orient geschaffen worden. Ich bin lange Zeit, ja Jahre vorher nicht so vergnügt gewesen, als während der vier Wochen dieses Lesens. Ich reiste eigentlich mit und betete an der Seite des liebenswürdigen alten Pilgers auf dem einsamen Gipfel des Hor am Grabe Aarons, ich überdachte mit ihm mein Leben am heiligen Grabe unsres Herrn und feierte Weihnachten in der Höhle, da Christus geboren ward."

Zu den vorher erwähnten „Boten" gehörte auch Pastor Treviranus aus Bremen, dessen Besuch Wilhelm eine Herzstärkung war, da sie sich tief verstanden. Wilhelm sagt von ihm: „Treviranus war unbeschreiblich herzlich, und nie werde ich einen Morgen vergessen, wo wir, nachdem er mit uns gebetet hatte, zusammen auf den Gegenstein gingen, dessen höchste Felsenspitze wir erstiegen und nun, hier gelagert, ein paar Stunden lang ruhig uns des Anblicks des schönen Harzes erfreuten."

Und ferner schreibt die Mutter an Gerhard: „Wilhelm hat einen Freund gewonnen, einen preußischen Offizier aus Magdeburg, der sich des Bades wegen in Suderode aufhält und Wilhelm hier aufsuchte. Dein Freund Maidell sah ihn hier — frage ihn, ob er nicht einem Engel ähnlich sah? Als dieser auch von mir Abschied nahm und meine Hand lange hielt, und wie mir es schien, aus Demut und Bescheidenheit den Segen nicht laut aussprach, den seine milden, treuen Augen mir zuzurufen schienen — denn ich war da noch recht, recht schwach nach meiner schweren Krankheit, da sagte ihm Wilhelm, der ihn begleiten wollte, als er schon zur Thür ging: „Dabei bleibt es aber, lieber Veit, am Sylvesterabend sehen wir uns wieder" — und der Leutnant Veit sah sich um und blickte Wilhelm unbeschreiblich liebevoll an, mit seinen Himmels-Augen — doch schwieg er und ging, und so sah ich ihn noch immer vor mir — wohl traute ich ihm kein langes Leben zu, doch das hatten wir alle nicht geahnt, daß er am Sylvesterabend schon ausgeatmet hätte!"

Über das Ende dieses Gotteskindes schrieb Lilla zwei lange Briefe eines Freundes und seiner Gattin für ihre fernen Kinder ab, „denn der Tod Seiner Heiligen war wert gehalten auch vor ihren Augen. Hier stehe nur sein letztes Wort auf die Frage seiner Emma, ob er die Nähe des Herrn fühle: „Ich schmecke seine Freundlichkeit so süß, so süß!" und dann: „Ach Ihr Lieben alle." Das war sein Abschied von den Seinen. Liebe ist sein Leben gewesen, in sein Herz aus-

gegossen durch den Glauben, von Liebe redete das letzte Wort seiner Zunge."

Lilla fügt hinzu: „Uns allen war er wie eine schnell dahin schwindende Lichterscheinung, die nicht wiederkehren wird."

Die Witwe des so selig Heimgegangenen und ihr damals noch ganz kleines, liebliches Töchterchen blieben fürs ganze Leben in treuer Freundschaft mit den Kügelgens verbunden.

Im Winter 1841/42 folgte Kügelgen einer Aufforderung, nach Münster zu kommen, um verschiedene Portraits zu machen. Das führte zur Bekanntschaft mit manchen, zum Teil interessanten Persönlichkeiten. Im Hause des bekannten, sehr originellen Konsistorialrat Möller, Bruder seiner Schwiegermutter, wohnend, sah Kügelgen auch ab und zu Glieder der Krummacherschen und Möllerschen Verwandtschaft, die nicht fern von Münster wohnten. Auch seine Schwester Adelheid aus Tecklenburg verlebte einige schöne Tage mit ihm.

Eine besonders innige Freundschaft schloß er mit einem Ehepaar, von dem er der Mutter erzählt:

„Was mir heute die Feder in die Hand giebt, ist ein freudiger Umstand, der mein Leben hier vergoldet und mich heimischer macht, als ich es bisher sein konnte. Ich habe durch mein Portraitieren die Bekanntschaft einer sehr liebenswürdigen Familie gemacht, der ich soeben meinen ersten Besuch abgestattet habe. Schon während des Malens erkannte ich in der Frau von Untzer eine Dame von der feinsten, geselligen Bildung, die mit uns in einem Lande zu Hause ist, und sie in mir, wie ich heute erfahren, einen Landsmann, obgleich wir beide gegen einander sehr subtil zu Werke gingen, da sie sich, ebenso wie ich, durch die guten, christlichen Brüder häufig getäuscht gefunden hatte.

Heute bekam ich nun eine Einladung und bin so vergnügt zurückgekommen, als wenn mein Geburtstag wäre. Es liegt doch ein heimlicher Zauber auf Leuten, die in den Schulen Gottes so recht durchgeackert sind. Es geht ein Hauch des Lebens von ihnen aus, auch wenn sie schweigen. Die kleine Familie besteht aus Mann und Frau und einem Knäbchen. Alle sehen krank aus, besonders die Frau, von der man nicht glauben kann, daß sie noch lange lebt. Durch den Knaben, der mit am Tisch saß und mitunter sehr laut spielte, wurde ich aufs lebhafteste an meinen lieben Benno erinnert. Der Junge war auch so zutraulich mit mir, als wenn er mein eigenes Kind wäre und drang mir die Bilder, die er malte, als Geschenke auf. Überhaupt fühlte ich mich als Familienglied und war vollständig zu Hause.

Merkwürdig war es mir, wie unsre kirchlichen Zustände von diesen Leuten auf ein Haar ebenso angesehen und beurteilt wurden, wie von mir. Vom Rationalismus an bis auf die Starrsinnigkeit der Orthodoxie, vom Verhältnisse des Staates zur Kirche bis auf das Verhältnis des Christentums zu jedem Einzelnen. Aber dennoch hatte ihr Urteil vor dem meinigen die höhere Reife einer gediegenen Frömmigkeit voraus, welche besonders an der Frau auf eine beruhigende und wohlthätige Weise erscheint.

Der Mann begleitete mich den weiten Weg bis an mein Haus zurück, und beide luden mich ein, so oft als nur möglich zu kommen, was ich denn auch thun werde.

Ich hatte oft gedacht, wie ich doch früher an fremden Orten immer mit frommen Leuten bekannt geworden war, ob mich denn Gott nicht hier auch mit Christen zusammen führen würde. Und nun lockt mein Pinsel diese Leute an und bringt mir grade solche, wie ich sie jetzt gebrauchen und genießen kann, denn schroffe Christen wirken auf mich wie ein Galgen und schnüren mir die Kehle zu. Aber diese stillen, klugen und bescheidenen Leute gleichen meinem Richter und dem Edelsten, was mir in der christlichen Welt begegnet ist . . .

Wo sich ein treuer gewissenhafter Sinn mit den Manieren der vornehmen Welt einigt, da kommt doch die höchste Liebenswürdigkeit zustande. Denn die Außenseite der vornehmen Welt ist keine andre, als die der wahren Herzensbildung, und wo diese echt ist, da sind es auch die Manieren."

Der Schwester schrieb er zu derselben Zeit: „Sehr wahrscheinlich werde ich nächsten Winter wieder hierher kommen und dann, so Gott will, die eigentlichen Früchte meiner jetzigen Plackerei einernten. Ich hoffe aber, auch diese Zeit in Münster soll mir in anderer Art gesegnet sein, denn ich bin aus dem leidigen Philosophieren herausgerissen und auf längere Zeit nun so ernstlich beschäftigt, daß ich mich wohl sobald nicht wieder hineinverlieren werde. Die Freundschaft mit Unzers allein ist auch schon ein Opfer wert, denn nicht nur, daß Unzer mich gelehrt hat, morgens, wenn ich aus dem Bett fahre, durch eine windmühlenartige Bewegung mit den Armen meinen Leib und meine Brust zu stärken, sondern ich habe auch von ihm gelernt, wie man eine Frau behandeln muß, wenn sie sich pomadig fühlen soll. Ich werde von nun an wie ein petit maître um Julchen herum scharwenzeln, und wenn ich zurückkomme, sie sogleich in meine Fäuste fassen und hoch in die Luft heben.

Unzers kleinen Julius habe ich auch gemalt, und wird derselbe ein wirklich hübsches Bild abgeben, lebensgroß in einer bewegten Stellung mit der Flinte.

Wenn ich bei Unzers bin, kommt es mir immer vor, als wenn ich ein Kind unter Kindern wäre. Manchmal spielen wir uns auf dem Klavier vor, daß es holpert und stolpert, besonders, da Unzer den Wurm im Finger hat und ein Leder drum. Ich spiele am allerschlechtesten. Wenn ich komme, fliegt mir Julius gleich in die Arme und klammert sich so fest um meinen Hals, als wenn er mein eigen Kind wäre, will auch durchaus mit nach Ballenstedt zu Benno, dem zu liebe er sich jetzt auch Benno nennt und von seinen Eltern so genannt wird" ...

Seiner Frau schreibt Kügelgen nach Weihnachten:

„Am heiligen Abend las ich ein Buch, das mir Unzer gegeben hat, „der Aufruhr in den Cevennen"; es interessierte mich höchlich und zog mich von der Wehmut ab, die einen verschlagenen und versprengten Familienvater an diesem Tage so leichtlich beschleicht. Als es dunkel ward, ging ich in den Dom, der ganz magisch vom hohen Chor aus beleuchtet war und wohnte der dortigen Feier bei, mich der alten verflossenen Weihnachtstage in Dresden erinnernd. Vom Dom ging ich zu Unzers, mich an dem strahlenden Gesicht des kleinen Julius zu erfreuen. Als ich den Lichterbaum sah, konnte ich mich einer tiefen Rührung nicht erwehren, einer Wehmut, die mich auch am ganzen Abend nicht verließ. Mir fehlte meine Kindheit ebenso wie meine Kinder, doch war es ein traulicher und erbaulicher Abend. Wir tranken den Thee unter dem Lichterbaum und lasen ein paar Weihnachtslieder von Luther. Ich war auch bedacht worden mit Gaben der Liebe; außer drei Pariser Bonbons schenkte Frau von Unzer mir ein etwas schiefes K von Pfefferkuchen, das sie selbst gebacken hatte, sowie ein kleines, zierliches Spruchbüchlein auf alle Tage im Jahr, und er schenkte mir zwei Ansichten von Münster in Kupfer zum Andenken" ...

Auch diese teuren Freunde besuchten Kügelgens später in Ballenstedt, als sie ihr einziges Kind, ihren Julius, als hoffnungsvollen Studenten dem Herrn hatten zurückgeben müssen. Die Freundschaft für den Vater übertrugen sie auch auf dessen nun erwachsene Kinder und sind einigen derselben dauernd und in segensreichster Weise nah getreten.

Bald nach Weihnachten schrieb Lilla an Gerhard:

„Mir scheint, Wilhelm ist wieder nach Hause gekehrt und zurück zu den durchgrabenen Füßen seines Erlösers — von seinen philosophischen Träumereien und Forschungen, die ihn nicht befriedigen

konnten. Auch muß ich ihm nachsagen in Wahrheit, daß er nicht so ängstlich forschte, um nicht zu finden, sondern um unwidersprechlich zu finden, wonach sein Herz verlangt: Übereinstimmung der Bibel mit den Aussprüchen der Kirche, die er nicht überall finden konnte. Als ich ihm gestern folgende Worte von Johannes Müller, dem Geschichtsschreiber, mitteilte, überlas er sie mehrere Mal. Er schreibt in einem Brief an Bonnstetten: „Das Licht, welches den heiligen Paulus blendete auf dem Weg nach Damaskus war für ihn nicht wunderbarer und überraschender als das, welches mir plötzlich beim Lesen des Evangeliums aufging — ich fand die Erfüllung aller Hoffnungen, den Kulminationspunkt aller Philosophie, den Schlüssel zu allen scheinbaren Widersprüchen in der sichtbaren und in der moralischen Welt — Leben und Unsterblichkeit. Ich sah das erstaunenswürdigste Werk durch die unbedeutendsten Mittel zustande gebracht. Ich sah die Kirche gerade in dem Zeitpunkt sich erheben, der für ihre Gründung der geeignetste war, sah wie die Gestaltung der damaligen Welt nur für die Aufnahme der Religion des Heilandes berechnet schien. Ist diese Religion nicht von Gott selbst ausgegangen, so ist es, so viel ich sehe, keine. Seit ich den Erlöser verstehen gelernt habe, ist alles hell vor meinem Auge, durch ihn ist mir alles klar."

Wie sollte auch der Sohn einer Mutter lange in der Irre gehn, die für ihre Kinder nie nach etwas anderem getrachtet hatte, als nach den himmlischen Gütern; die sogar betete, Gott möge sie alle vor Reichtum und zeitlichen Ehren bewahren, damit sie nur diese Welt nicht lieb gewönnen. So schreibt sie einmal:

„Wir haben die reinste Lehre, daß ist gewiß — aber wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert werden. Ach wie ist diese Welt durch die Sünde doch ein so greulicher Aufenthalt geworden. Als Ihr noch Kinder waret, schien sie mir schon eine Vorhölle und mit Thränen und zagendem Herzen sah ich Euch später aus meinen Armen in diesen wilden Wald voll reißender Tiere eingehen, aus dem Ihr einst als künftige Selige oder Verworfene heraustreten solltet. Was war mir in diesem Zagen der Heiland der Welt — wie liebte ich ihn, wie übergab ich seiner Leitung, seinem Schutze meine lieben Kinder alle! Auch hat mein Vertrauen mich nicht betrogen, denn ich habe es ja bis auf den heutigen Tag gesehen, aus welchen Bedrängnissen er uns alle gerettet und hindurch gebracht hat, dieser unser Herr und künftiger Richter, er lasse uns nie aus seiner Hand.

„So möchte ich doch lieber ein Pferd sein, als ein Mensch", spricht Luther, „wenn es keinen auferstandenen Jesus, keinen Erlöser für uns gäbe!"

Wilhelm an Gerhard.

Ballenstedt, 25. März 1842.

Meinen Brief aus Münster hast Du hoffentlich erhalten. Von dort bin ich hierher vor vierzehn Tagen zurückgekehrt und bin froh, daß ich wieder unter den Meinigen in meiner Häuslichkeit bin. Meine Abreise von Münster ward wider alles Voraussehen plötzlich herbeigeführt durch einen Brief des Fräulein von Bernstorff. Sie meldete mir, Mutter sei gefährlich krank, und sie hielte es für Freundespflicht, mich zu beschwören, augenblicklich nach Hause zu kommen; Julchen hätte nicht schreiben dürfen, weil die Mutter, um meine Ruhe nicht zu stören, es ihr verboten habe, wünsche aber sehnlichst, daß ich kommen möge. So sagte ich denn gleich alle Bestellungen ab, die ich noch hatte und machte mich ohne allen Abschied mit großer Angst im Herzen auf und davon. Mutter wohnt in dem ehemaligen Kirchnerschen Hause, wo ich vorbeifahren mußte, um nach meiner Wohnung zu gelangen. Ich fuhr die Trift herauf, und als ich um die Ecke bog, stieg meine Angst aufs höchste, denn nun konnte ich Mutters Fenster sehen. Ich mußte den widerstrebenden Blick förmlich hinaufzwingen. Aber Gott sei Dank! ich fand das Fenster an Mutters Schlafgemach sorgsam mit Kissen verwahrt und schloß daraus sogleich, daß ich doch wenigstens nicht zu spät komme.

Bald stieg ich an meinem Hause ab, und mit freudigem Schreck hing meine Frau weinend an meinem Halse. Ihr erstes Wort war: „Mit Mutter geht es wieder besser.“ Gott Lob, Gott Lob! der uns nicht über Kraft und Vermögen beladet. Mutter ward nun durch Julchen sogleich vorbereitet auf mein Erscheinen, und bald ging ich zu ihr. Ihr Aussehn war sehr verändert, sehr elend und abgefallen, aber sie ward freudig erregt durch mein Erscheinen und blieb zwei Tage lang in einem Zustande hoher Spannung, so daß ich ernstlich vor einem Zurücksinken in doppelte Schwäche bangte. Am dritten Tage verfiel sie auch wieder in ihre vorige Schwäche, aber die Aufregung hatte ihr eher genützt als geschadet, und daraus schöpfte der Arzt die besten Hoffnungen. Besonders meinte er, wenn das Frühjahr nicht zu plötzlich eintrete, so würde sie sich gewiß zum Sommer wieder etwas erholen. Das hoffen wir denn auch und bitten Gott er möge unsre Herzen stille machen, alles was er geben will, demütig aus seiner Hand anzunehmen.

Vor acht Tagen haben wir an ihrem Bette kommuniziert. In der Nacht vorher hatte sie lebhaft von ihrem Tode geträumt, aber auf so liebliche Weise, daß sie davon erquickt und gestärkt war. Der Genuß des heiligen Abendmahls war, wie ich hoffe, uns allen gesegnet,

und mir diesmal ungemein ergreifend. Die liebe, alte Mutter schien danach besonders angegriffen, erholte sich aber doch bald wieder.

Den Nachmittag und Abend brachten wir bei ihr zu; da wurde denn auch Eurer und der Tecklenburgischen Geschwister viel gedacht. Ja Ihr Lieben, die Mutter verliert Euch keinen Augenblick aus ihrem Herzen und betet für Euch bei Tag und Nacht.

Sie bereitet sich fortwährend in der Stille auf ihren Heimgang vor und trägt sehr ruhig und klaglos all ihre Leiden.

Derselbe an denselben.

Ballenstedt, 23. Mai 1842.

Teurer, geliebter Bruder Gerhard!

Also wiedersehn sollen wir uns! Arm in Arm durch die Berge schlendern und rauchen! Dein Plan hat mich so aufgeregt, daß ich seit der Zeit ganz unruhig geworden bin. Du mußt und wirst es auch ausführen, denn es ist nützlich und gut, daß Du einmal die Luft wechselst und Dich auffrischest, dann wirst Du nachher mit gehobenen Kräften wieder an Dein Werkeltagsleben gehn! . . . Nur ist die Jahreszeit miserabel im März und April — ach daß Du doch ohne Nachteil für Deine Stellung diesen Sommer kommen könntest, der so wunderschön beginnt und wahrscheinlich auch schön bleiben wird — und noch Eins, mein lieber Gerhard! Könntest Du so kommen, daß Du der Mutter die Augen zudrücktest, so wäre das freilich für Dich und sie am besten, aber eine erneute Trennung von Dir möchte ich um jeden Preis von ihr abhalten. Nun ist aber nach allem menschlichen Ermessen ihr Befinden so, daß Du bald kommen müßtest, um sie vielleicht noch zu finden und Dir ihren Segen zu holen, oder Du würdest sie schwerlich mehr unter den Lebenden antreffen, was ja jedenfalls für Euch beide das Beste wäre.

Ach! ich muß es Dir sagen, mein lieber teurer Bruder, daß mir seit acht Tagen das Herz recht schwer ist, denn die Mutter ist gar sehr schwach. Deinen Brief, der gerade an Deinem Geburtstag ankam, las ich ihr noch vor. Sie meinte, es wäre nötig, daß man Dir Mut mache, eine solche Reise auszuführen, Deiner Gesundheit wegen ꝛc. — aber der Gedanke, daß sie von dieser Reise nichts mehr haben würde, schien ihr doch sehr angreifend zu sein. Sie wollte sich gern freuen und konnte doch nicht, weil sie zu deutlich ihr nahes Ende fühlte.

Seit der Zeit hat sie weder von Deiner Reise, noch von ihrem Tode ein Wort weiter gesprochen, ist überhaupt so schwach geworden, daß sie fast garnichts spricht, außer einzelnen Worten, wenn sie etwas

bedarf. Übrigens ist sie ruhig und liegt fast fortwährend in einem Zustande zwischen Schlaf und Wachen, aus welchem sie nur durch den Husten erweckt wird, um dann gleich von neuem in den Halbschlaf oder auch in wirklichem Schlaf zurückzusinken. Ist sie aber wach, so hat sie die vollkommene Klarheit ihres Geistes und, wie mir's scheint, weder Grauen vor dem Tode, noch sonstige Beängstigung. Natürlich lassen wir sie keinen Augenblick allein. Seit zehn Tagen bringt Julchen sogar die Nächte bei ihr zu, und von heute an werde ich die Nächte auch da sein.

den 24. Mai.

Ach mein geliebter Bruder, wie soll ich Dir's nur sagen, was ich zu sagen habe — in unserer geliebten Mutter Spruchbüchlein, das immer neben ihrem Bette lag, und in das sie die Gedächtnistage der Familie zu verzeichnen pflegte, steht auf den 24. Mai: „Unser Wandel ist im Himmel" und dies Wort, lieber, lieber Gerhard ist an ihr wahr geworden, noch in andrer Beziehung, als es schon früher wahr gewesen ist.

Ihre Seele ist heute früh um vier Uhr auf dem ersten Strahle der freundlichen Maisonne in ihre ewige Maisonne, in ihre ewige Heimat gegangen. Da sie zwei Stunden, dem Anschein nach mit regelmäßigem Atem, tief geschlafen hatte, blieb plötzlich der Atem aus, und keine Bewegung, weder des Kopfes, noch auch nur einer Fingerspitze zeigte einen Kampf an. Der Atem war plötzlich in seinem ruhigen Gange unterbrochen oder wie durchgeschnitten, und als ich nun, den Todeskampf erwartend, die eine Hand auf die Stirn, die andre auf ihre linke Hand legte, fand ich beide Teile kalt, und sie hat kein Glied wieder gerührt.

Jetzt liegt sie auf ihrem Bette, schön und lächelnd wie eine Heilige, so lieblich, wie ich sie seit Jahren nicht gesehen. Aber dennoch Gerhard! es ist ja unsre Mutter, die gestorben ist! wohl ihr, daß sie sanft starb, aber wehe uns, daß wir nun keine Mutter mehr haben . . .

25. Mai.

Unsre gute Mutter ist an Entkräftigung gestorben, sehr sanft. Vier Wochen vor ihrem Tode schrieb sie unter andrem folgendes der Fräulein v. Bernstorff in's Stammbuch: „O teure, so leidende Freundin, möchte der liebe Herr es uns beiden in Gnaden geben, zu seinen Füßen einst sanft zu entschlafen, wie ein Säugling an der Mutter Brust süß entschläft!" —

Dies Gebet ist, glaube ich auf rührende Weise erfüllt worden — ach wärst Du doch hier, daß wir zusammen recht weinen könnten! . . .

Am 26. Mai.

. . . Gottlob es ist wieder ein Tag vorüber, ein Tag der Angst und der Thränen. Ich empfinde es jetzt doppelt schmerzlich, daß ich keinen Freund hier habe, doch thut mir die Theilnahme einiger Frauen wohl. Vom Todestage an bis heute hat sich die kranke Fräulein Bernstorff immer schon des Morgens früh sieben Uhr bei uns eingestellt und ist den ganzen Tag bei uns geblieben und zwar fröhlich und getrost in ihrem Glauben. Sie ist in meinem Hause wie eine Lebensessenz und wie ein stärkender würziger Duft!

. . . Ach könntest Du doch jetzt mit mir ans Totenbett gehen und das freundliche verklärte Gesicht unsrer ewig geliebten Mutter sehen, wie getrost sie aussieht und wie lieblich. Als ich still neben der Sterbenden saß, kam mir wohl auf einen Augenblick die Frage, in wessen Gesellschaft ich wohl sein möchte, ob nicht Großmutter, Tante Emilie, Tante Sophie und unsre verklärten Väter, ja der Engel des Herrn, der Fürst des Lebens selbst in diesem Augenblicke mit mir am Sterbebette weilten, das ihnen, den Verklärten, als Geburtsstätte erscheinen mußte . . . Sie hatte so lange nicht mehr gelächelt, und jetzt — da Gott ihre Seele von ihr forderte die jugendliche Freundlichkeit! —

Du kennst mein Entsetzen vor Leichen, hier ist kein Entsetzen, es ist das Gesicht der Mutter, wie sie es hatte, wenn sie in der Morgenfrische auf der Loschwitzer Terrasse lustwandelte, und wie wir es so lange nicht mehr sahen. Ja, ich muß das liebe Gesicht recht oft und lange ansehen, um den traurigen Eindruck zu verwischen, den das Krankengesicht der letzten Wochen mir hinterlassen . . . O Mutter, Mutter! — Mein lieber Gerhard, es giebt in solchen Fällen nur einen Trost, der tröstet, das ist der Glaube! Sobald ich recht glauben kann, daß sie jetzt die Früchte ihres Glaubens erntet, dann ist der Schmerz hinweg, und ich möchte Triumphlieder singen. Lies doch einmal Offenbarung 7, 9 bis Ende des Kapitels.

Unsre Mutter gehört zu denen, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider gewaschen im Blute des Lammes.

Unsre Mutter war eigentlich glücklich in all ihrer Trübsal, denn sie glaubte immer!

27. Mai.

Heute morgen halb sechs Uhr haben wir die geliebte Mutter begraben bei dem Schein der lieblichen Frühlingssonne . . . Der Zug

bewegte sich langsam durch die lange schattige Kastanienallee, die in voller Blüte stand und balsamischen Duft verbreitete. Wir kamen auf dem Gottesacker an, um den dampfend die hohen Berge herumstanden, die gen Himmel weisen, und der Hofprediger hielt eine vortreffliche Rede, der Geist Gottes war über ihn gekommen.

Als das Grab zugeschaufelt war, trat aus der Menge ein armes elendes Weib hervor, welche öfters Mutter Waldblumen gebracht hatte, wofür sie ein Almosen erhielt. Sie weinte laut und bestreute das Grab mit den schönsten Kränzen von Immortellen und duftenden Maiblumen.

... Ich bin so weich wie Wachs — lebe wohl, mein Gerhard und bete für mich, leb wohl meine Elmine und alle lieben Verwandte lebt wohl und haltet mit mir das Andenken an die Verklärte wert und lieb. Jetzt sind sie alle beim Herrn, die Zwillingsbrüder mit ihren Weibern und Großmutter und Tante Sophie und Carlo und Lilly! — welch eine Seligkeit, in dem Herrn vereint zu sein! —

Auf der Mutter Grabkreuz wählte Wilhelm die Worte Offenb. Joh. 2, V. 19.

„Ich weiß Deine Werke und Deine Liebe und Deinen Dienst und Deinen Glauben und Deine Geduld!"

* * *

Ja das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen — das haben Kinder und Kindeskinder der Heimgegangenen erfahren und möchten auch Fernerstehenden, durch diese Blätter, etwas zufließen lassen von solchem Segen!

Das walte Gott!

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

7,50

DATE DUE

DEC 0 4 1992
MAR 1 7 1993
JUN 0 4 1993
OCT 0 2 1993
DEC 2 5 1993
MAY 0 6 1994
JUN 1 0 1994
OCT 0 8 1994
MAR 2 9 1995
MAR 2 9 1995
JUL 2 7 1995
NOV 3 0 1995
JUN 0 4 1996
OCT 0 2 1996
JUN 1 9 2007
JAN 1
MAY 1 8
OCT 2
DEC 2 6
MAY 2 3
SEP 0 0 1997
MAR 0 7 1998
MAY 0 8 1998
SEP 0 5
AUG 0 7 2000
SEP 0 7 2002
JAN 1 3 2005

DEMCO 38-297

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
31197 12225 6800